This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

HX 16CT C

Ger 3435.725
VE RI TAS
HARVARD
COLLEGE
LIBR
HOHENZOLLERN COLL
IN COMMEMORATION OF
HIS ROYAL H
PRINCE HENRY
MARCH SI
ON BEHALF O
THE GERM
PRESENTED BY AR
ASSISTANT

Ger 3435.725

HOHENZOLLERN COLLECTION

IN COMMEMORATION OF THE VISIT OF
HIS ROYAL HIGHNESS
PRINCE HENRY OF PRUSSIA
MARCH SIXTH, 1902
ON BEHALF OF HIS MAJESTY
THE GERMAN EMPEROR

PRESENTED BY ARCHIBALD CARY COOLIDGE PH.D.
ASSISTANT PROFESSOR OF HISTORY

№ 9222

W. FÜTH & NACHF. MAX ENGL
BUCHHANDL. ANTIQU.
MÜNCHEN

Ger 3435.725

HARVARD COLLEGE LIBRARY

VE RI TAS

HOHENZOLLERN COLLECTION

IN COMMEMORATION OF THE VISIT OF
HIS ROYAL HIGHNESS
PRINCE HENRY OF PRUSSIA
MARCH SIXTH, 1902
ON BEHALF OF HIS MAJESTY
THE GERMAN EMPEROR

PRESENTED BY ARCHIBALD CARY COOLIDGE PH.D.
ASSISTANT PROFESSOR OF HISTORY

No 9222

W. FOTH & NACHF. MAX ENGL.
BUCHHANDL. & ANTIQU.
MÜNCHEN

Das Germanentum

und sein Verfall

Eine rassenpolitische Studie

von

g. 441

Max Engelmann

Stuttgart
Friedrich Funcke Verlag
1905.

Ger. 24.5.72.5

Harvard College Library
AUG 10 1918
Hohenzollern Collection
Gift of A. [illegible]

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Inhalt.

	Seite
Einleitung	1
Die Ungleichheit der Menschenrassen	6
Die Hamiten	7
Die Semiten	9
Die Ägypter	13
Die Inder	15
Die Chinesen	53
Die Perser	66
Die Griechen	68
Die Römer	126
Slaven und Kelten	155
Die Germanen	158
Die Germanen. I. Fortsetzung	185
„ „ II. „	217
„ „ III. „	230
„ „ IV. „	239
„ „ V. „	274
„ „ VI. „	362
„ „ VII. „	370
„ „ VIII. „	381
„ „ IX. „	404
„ „ X. „	417
„ „ XI. „	448
„ „ Schluß	463

Einleitung.

Ein altes Sprichwort sagt: „Es ist nicht alles Gold, was glänzt.“ Dieses Wort darf nicht nur von der modernen Kultur im allgemeinen, sondern auch von der Entwicklung unserer nordeuropäischen Zivilisation im besonderen gelten. Bei allen unseren geistigen, materiellen und politischen Errungenschaften kann kaum bezweifelt werden, daß unsere Widerstandsfähigkeit gegen verderbliche Einflüsse bedenklich im Wanken ist.

Geistig und sittlich bewegen wir uns mit wenigen Ausnahmen gegenwärtig wahrscheinlich in absteigender Richtung. Ein Beweis dafür ist die Zunahme von Krankheit, Siechtum und Geistesgestörtheit. Dazu kommt noch der immer häufiger werdende Selbstmord. Die Zunahme der Geisteskranken ist in den letzten Jahrzehnten unverhältnismäßig groß geworden. In enger Fühlung damit stehen die Selbstmorde. Denn die Hälfte aller Selbstmorde beruht auf Geisteskrankheit.

In den letzten siebzig Jahren ist die Zahl der Selbstmorde um mehr als das Fünffache gestiegen, während die Bevölkerung sich nur um sechzig Prozent vermehrte. Nachgewiesen ist, daß auch die erbliche Belastung mit allen erdenklichen Krankheiten und Anlagen zur Erkrankung ganz horrent zunimmt. Alle diese Tatsachen sind Erscheinungen, wie sie schon in der antiken Kulturwelt zutage traten.

Auffallend ist, daß neuerdings der Selbstmord auch bei Kindern immer öfter vorkommt. Von Jahr zu Jahr entstehen neue Krankenhäuser und Heilanstalten. Aber damit wird dem Übel nicht abgeholfen, wenn es auch ein wenig gemildert wird. Krankheiten verhüten ist besser, als das Entstehen der Übel nicht zu lindern und sie nachträglich zu lindern.

Wie aber können wir den Übeln, mit denen wir behaftet sind, vorbeugen? Worin wurzeln unsere Übel? — Zunächst haben sie ihren Ursprung in unserem Hang zu schädlichen Gewohnheiten und in einer mangelhaften Moral. Eine wohldurchdachte Selbstbeherrschung würde uns entschieden befähigen, viele unserer Laster und Leiden zu beseitigen.

Ich will nicht behaupten, daß unser Volk trunksüchtig sei. Aber wenn wir so fortfahren, wie wir begonnen haben, werden wir uns besonders in unserem Nationallaster eines starken Alkohol-

konsumes nach der Richtung der Trunksucht hin weiter entwickeln. Schon Tacitus schildert als die Hauptschwäche der Deutschen das Hinneigen zu alkoholischen Exzessen. Aus unserer alkoholischen Unmäßigkeit entspringen direkt und indirekt viele unserer psychischen, physischen und sozialen Gebrechen.

Die alkoholische Unmäßigkeit ist jedoch nebst andern vieltausendjährigen, täglichen Gräueln wiederum nur eine Folge anderer verborgener Ursachen. Sie beruht zweifellos auf unserer eigentümlichen Rassenmischung. Denn obwohl wir Deutsche sind, sind wir doch bei weitem nicht alle Germanen. Und der Germane wiederum ist nicht mehr Urarier. Wären wir alle Germanen oder vorwiegend germanische Individuen, wir würden uns viel leichter eine vernünftige Einsicht und Selbstbeherrschung aneignen. Hieraus folgt, daß vor allem jeder, der sich als Germane fühlt, nach Erkenntnis und Selbstbeherrschung streben soll. Die vereinigten germanischen Elemente müssen alsdann auf Grund ihrer Selbstbeherrschung über eine zahlreiche Minderwertigkeit moralische Herrschaft ausüben.

Um die Frage unserer Regeneration vollkommen zu verstehen, ist es unbedingt notwendig, den Ursprung des Deutschtumes kennen zu lernen. Der Ursprung des Deutschtumes aber ist eng mit dem Ursprung der Rassen überhaupt verflochten. Mit dem Werden der Rassen hängt ferner ihre geistige und materielle Art, sich zu betätigen, zusammen. Und so sind wir genötigt, ehe wir heilsame Entschlüsse fassen können, aus der Vogelschau alle Rassen und Völker unserer Erde, besonders aber die Kulturvölker in ihrem Gesamteindruck, den sie uns hinterließen, zu betrachten.

Dieses Buch hat in erster Linie den Zweck, in chronologischer Ordnung allerlei zur Sache gehöriges Material zu häufen, aus welchem wir das Aufkeimen, Blühen und Vergehen der Völker anschaulich kennen lernen, damit ein jeder nach seiner Weise daraus Schlüsse für unsere Fortexistenz ziehen kann.

In zweiter Linie soll der engere Ursprung des Deutschtumes und seine geistige Entwicklung beleuchtet werden. Über unsere Zukunft und die Mittel zu unserer Fortdauer werde ich wenig sagen. Ich rede vielfach gewissermaßen als Sphinx. Ich werde zwar sehr viele Tatsachen berichten, aber daraus nur wenig Schlüsse ziehen. Letzteres überlasse ich dem Leser. Denn es ist eine undankbare Aufgabe, öffentlich mitzuteilen, was man im tiefsten Innern über den Gang der Dinge denkt, und wie sich das Germanentum retten könnte, wenn es noch Kraft hat, sich zu retten.

Als einzigen Rat nur will ich dem Leser das Wort Schillers zurufen: „Genieße, wer nicht glauben kann! Wer glauben kann, entbehre! Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!“ — Einfach ist die Wahrheit! Verblüffend einfach! — Doch die Menschheit liebt das Komplizierte und Unvernünftige, und urarischer Schwung der Seele und der Tatkraft wird immer seltener.

Wer die Dinge, die er sieht, wirklich begreifen lernen will, der schärfe sein Denkvermögen, indem er alle finnischen und

hamitischen Neigungen in sich zügelt. Wer es aber vorzieht, das Bild zu Saïs verschleiert zu betrachten, wird sich durch Lektüre dieses Buches trotzdem sehr anregend unterhalten. Denn auch die ernsthafteste Menschengeschichte kann man als amüsante Anekdote betrachten, wenn man das glückliche Naturell dazu hat.

Es liegt mir fern, in diesem Buch eine eigene Rassentheorie aufzustellen. Es gibt Rassentheorien genug. Die einzige Rassenlehre aber, die uns wirklich nützen kann, ist die Rassenlehre des Grafen Gobineau. Denn diese Rassenlehre ist zugleich Rassengeschichte und Rassenpsychologie. Die Rassenlehre des Grafen Gobineau beginnt mit Tatsachen und beschäftigt sich nicht mit Hypothesen.

In letzter Zeit sind mehrere Rassentheorien aufgetaucht, welche vorsichtig verschweigen, daß sie ihren Ursprung in Gobineaus Lehre haben. Es ist eben leicht, wenn man etwas Kluges gelesen hat, noch klüger sein zu wollen. Für unsere Zwecke aber haben alle Rassentheorien, welche von Hypothesen ausgehen, keinen Wert. Gobineau beginnt seine Rassengeschichte mit dem Vorhandensein der drei Urrassen und weist nach, wie aus diesen Urrassen alle Mischrassen der Erde entstanden. Zugleich beleuchtet er die Tatsache, daß eine zu komplizierte Mischung zum Untergang der Menschheit führt.

Andere Rassentheorien unterscheiden sich von der Lehre Gobineaus nur dadurch, daß sie auch den Ursprung der Urrassen zu erklären suchen, welche Gobineau einfach als gegebene Tatsachen hinnimmt. Ferner beliebt es andern Gelehrten, die Rassen und Völker vielfach anders einzuteilen und anders zu benennen. Das aber sind Nebensachen, welche die Tatsachen und deren Resultate nicht berühren. Den Gang der Geschichte können andere Forscher nicht ändern, selbst nicht wesentlich korrigieren. Höchstens können sie Material herbeibringen, welche Gobineaus Beweise ergänzen.

Es liegt also in unserem eigenen Interesse, soweit die Rassenfrage in Betracht kommt, das Werk des Grafen Gobineau, übersetzt von Professor Ludwig Schemann in Freiburg, um Rat zu fragen. Daß die Lehre des Grafen Gobineau für uns die einzig maßgebende und entscheidende ist, beweist die Tatsache, daß Gobineau von Jahr zu Jahr in Deutschland mehr Anhang gewinnt. Ehe ich jedoch näher auf die Lehre Gobineaus eingehe, will ich einiges über sein Leben und Wirken berichten. —

Joseph Arthur Graf von Gobineau wurde zu Ville d'Avray in Frankreich am 14. Juli 1816 geboren. Seine Familie gehörte dem alten normännischen Geschlechte der Edlen von Gournay, später Gobineau de Gournay, an. Der erste bekannte Ahne Gobineaus hieß Ottar. Er eroberte im neunten Jahrhundert die Landschaft Bray in der Normandie. Das Heimatland Ottars war Norwegen. Gobineau, als der Letzte seines Stammes, hat die Geschichte seiner Familie in einem Spezialwerk beschrieben. Schon in frühester Jugend bekundete Gobineau viel Intelligenz und geistigen Scharf-

blick. Er wurde zu Biel in der Schweiz erzogen und besuchte dort die Schulen. So kam es, daß er bereits in jungen Jahren mit deutscher Sprache und deutscher Bildung vertraut wurde. Vierzehn Jahre alt, nahm er einen längeren Aufenthalt in Baden. Bald wandte er sich mit Eifer orientalischen Studien zu. Als Sprößling alter normännischer Haudegen sollte auch er eigentlich Offizier werden. Aber endlich gelang es ihm, seinen Vater zu bewegen, daß er eine wissenschaftliche Laufbahn einschlagen durfte. Das geschah, als er neunzehn Jahre alt war.

Nach einem stillen Aufenthalt in der Bretagne ging Gobineau, 21 Jahre alt, nach Paris. Hier entfaltete er eine phänomenale Tätigkeit, indem er täglich zehn bis fünfzehn Stunden studierte. So eignete er sich durch das eifrige Studium französischer und englischer, besonders aber deutscher Gelehrten, sowie durch Einsicht in das Denken anderer Kulturnationen, das nötige Wissen an, um im Laufe von vierzehn Jahren sein großes Jugendwerk „Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen" zu schreiben.

Als im Jahre 1849 Tocqueville Minister der auswärtigen Angelegenheiten wurde, ernannte dieser den Grafen Gobineau zu seinem Kabinettschef. Nachdem Tocqueville zwei Jahre später abdankte, ging Gobineau in den folgenden Jahren als Gesandtschaftssekretär nach Bern, Hannover und Frankfurt. Drei Jahre später finden wir ihn in derselben Eigenschaft in Persien, wo er vier Jahre weilte. Später war er von 1861 bis 1864 nochmals in Persien und zwar als französischer Gesandter. In der Zwischenzeit war Gobineau in diplomatischen Angelegenheiten in Neufundland anwesend.

1864 ward Gobineau Gesandter in Athen, 1868 in Rio de Janeiro, wo er der intime Freund des Kaisers Dom Pedro wurde, der ihm bis an sein Lebensende gewogen blieb. Aber das Klima von Rio de Janeiro wirkte so ungünstig auf Gobineaus Gesundheit ein, daß er Urlaub nehmen mußte. Diesen Urlaub verbrachte er auf seinem Schlosse Trye in der Normandie. Gleichzeitig brach der deutsch-französische Krieg aus, während dessen er in seiner Heimat in amtlichen Eigenschaften die Verteidigung und Krankenpflege organisierte.

Eine Wahl in die Kammer lehnte Gobineau 1871 ab, ebenso 1877 eine Senatskandidatur. Denn der politische Gang der Dinge in seinem Vaterlande erfüllte Gobineau mit Widerwillen. Von 1872 bis 1877 wirkte Gobineau nochmals als Gesandter und zwar diesmal in Schweden und Norwegen. Während dieser Zeit machte er 1876 mit Dom Pedro eine fünfmonatliche Reise durch Russland, die Türkei und Griechenland.

Durch Kränkungen, die ihm vom Herzog von Decazes zugefügt wurden, welcher damals die auswärtigen Angelegenheiten leitete, ward Gobineau die diplomatische Laufbahn endgültig verleidet. Er ordnete seine Angelegenheiten und siedelte nach kurzem Aufenthalt in Frankreich nach Rom über, wo er nun dauernd wohnte.

Leider hatte Graf Gobinau mittlerweile auch sein Vermögen eingebüßt, so daß er sich in Rom sehr einschränken mußte. Seine

Gesundheit war ebenfalls wankend geworden und obenein gesellte sich noch ein Augenübel hinzu.

Im Jahre 1880 wurde Gobineau in Rom mit Richard Wagner bekannt und schloß enge Freundschaft mit ihm. Gobineau, entzückt von Wagner, würdigte dessen Streben und Musik. Und Wagner seinerseits zeigte sich hochbegeistert von Gobineau, seiner vielseitigen künstlerischen Befähigung, seiner tiefen Gelehrsamkeit und seiner genialen Rassenlehre, welche nichts geringeres bedeutet, als die Verherrlichung des Germanentumes. Zweimal war Graf Gobineau in Bayreuth zu Besuch bei Wagner. Aber das sollten seine letzten irdischen Genüsse sein.

In Gastein, wo Gobineau Heilung suchte, erlangte er die Gesundheit nicht wieder. Er starb am 13. Oktober 1882 auf der Rückreise nach Rom zu Turin. —

Gobineau war durch und durch germanischer Edelmann. Er glänzte durch reiche vielseitige Geistesgaben, durch Witz, Heiterkeit und scharfen Verstand. Dabei besaß er große Herzensgüte und war äußerst anspruchslos.

Außer seinem Werk über die Ungleichheit der Menschenrassen, durch das Gobineau schon bei Lebzeiten in engeren Kreisen hochgeschätzt und bewundert war, und durch welches er gegenwärtig Weltruhm erlangt hat, schrieb er noch viele andre gelehrte Werke. Er beschäftigte sich mit wertvollen Übersetzungen aus dem Persischen, schrieb einige philosophische und schöngeistige Werke, verfasste Dichtungen, Dramen, Novellen und Romane und betätigte sich besonders in den letzten Jahren seines Lebens auch als Bildhauer.

Gobineaus Tätigkeit war eine ebenso reiche und vielseitige, wie die Summe seines Wissens. Er offenbarte sich als einer der großen Geister der arischen Menschheit. Die schwerwiegende Erkenntnis vom dominierenden Wert des Ariertumes, die in ihm zuerst emporkeimte, welche keinem Weisen des Altertumes und keinem Denker der Neuzeit je so klar und unbestritten zum Bewußtsein gelangte wie ihm, wird sicher, offen und verborgen, noch einen großen Einfluß auf die germanisierten Völker ausüben. „Es wird die Spur von seinen Erdentagen nicht in Aeonen untergehen!“

Die Ungleichheit der Menschenrassen.

Die Ungleichheit der Menschenrassen ergibt sich nach Gobineau schon aus der Ungleichheit der drei Urrassen.

Die drei Urrassen sind die schwarze, die gelbe und die weiße Rasse. Durch Mischung der gelben mit der schwarzen Rasse entstanden die Malayen in ihren verschiedenen Abstufungen,

Zivilisations- und kulturfähig sind nur die weißen Rassen. Nur in dem Grade, in welchem Schwarze, Gelbe und Malayen weiße Mischung in sich aufnahmen, wurden sie ebenfalls kulturfähig.

Eine reine Rasse gibt es auf der Erde überhaupt nicht mehr. Sämtliche weiße Rassen haben mehr oder weniger gelbe und schwarze Rasse in sich aufgenommen.

Sämtliche gelben, schwarzen und malayischen Rassen sind gegenwärtig mehr oder weniger von weißer Rasse durchdrungen, weshalb sie alle eine ihrer Mischung entsprechende Kultur besitzen.

Kulturfähig in höherem und führendem Sinne sind jedoch nur die arischen oder weißen Rassen, soweit sie am wenigsten gelbe und schwarze Rasse in sich haben.

Wie eine Blume aufwächst, blüht und stirbt, so sind auch die menschlichen Zivilisationen und Völker dem Tode geweiht aus einer allgemeinen und gemeinschaftlichen Ursache.

Beachtenswert ist, daß nach Gobineaus Lehre Fanatismus, Luxus, üble Sitten und Mangel an Religiosität nicht notwendigerweise den Sturz der Völker herbeiführen.

Ebenso hat nach Gobineau der relative Wert der Regierungen keinen Einfluß auf die Lebensdauer der Völker.

Die Degeneration der Völker rührt von der Mischung ihrer Rassenbestandteile her. Eine minderwertige Mischung der Rassen bildet den Nährboden für Stumpfsinn, Laster, Gebrechen, Elend und Krankheit aller Art. Degenerierende Rassen lösen sich auf und sterben aus.

Die Ungleichheit der Rassen ist nicht das Ergebnis menschlicher Gesetze, sondern hat ihren Grund in der Natur der Dinge und im Weltgesetz.

Fortschritt und Stillstand der Völker ist nach Gobineau unabhängig von den Orten, die sie bewohnen. Nach seiner Meinung entwickeln sich die Völker weniger nach äußeren, als vielmehr nach inneren Ursachen.

Ferner behauptet Gobineau, daß die Zivilisation einzig auf dem Rassenwert beruht. Eine Rasse nimmt nur soviel Zivilisation an, als sie davon fassen und empfinden kann.

Die soziale Entwicklung entspringt nach Gobineau der doppelten Quelle der materiellen und geistigen Bedürfnisse der Völker.

Da diese Bedürfnisse aber ebenso verschieden sind, wie die Rassen, so ergiebt sich hieraus die Verschiedenheit der Zivilisationen.

Nach Gobineaus Meinung ist unsere jetzige Zivilisation den früher dagewesenen im Wesen nicht überlegen.

Die Unterschiede unter den Rassen erweisen sich als dauernde. Denn die Rassen werden durch die Fundamente ihrer Art und und durch die Varietät ihrer Mischung von einander geschieden. Die Rassen sind durchaus ungleich an Kraft und Schönheit, ebenso an geistiger Befähigung. Die Vervollkommnungsfähigkeit der Menschheit ist keine unendliche, sondern eine begrenzte.

Aus der geistigen Ungleichheit der Rassen ergibt sich, daß sie sich gegenseitig abstoßen, und die Mischlingsrassen haben entsprechende Mischlingszivilisationen.

Auch die Sprachen der Rassen sind untereinander ungleich und stehen in völliger Übereinstimmung mit dem relativen Wert der Rassen. —

Was ich hier in einigen Kernsätzen hingeworfen habe, führt Gobineau in langen Kapiteln im ersten Band seines Werkes näher aus. Es ist aber in diesem Buche nicht meine Aufgabe, Gobineaus Werk ausführlich zu schildern, sondern zum Studium desselben anzuregen.

Etwas eingehender werde ich die Rassengeschichte der andern Bände beleuchten, aber ebenfalls nur in großen Zügen. Denn neben diese Rassengeschichte will ich, zum näheren Verständnis und Vergleich, nach zahlreichen anderen Quellen die Kulturgeschichte und die geistige Entwicklungsgeschichte der bedeutenderen Völker in Parallele bringen. Dadurch wird uns das Bild der historischen Menschheit anschaulicher und vollständiger, als wenn wir die Rassen nur an und für sich betrachten.

Nicht nur das materielle Leben, sondern besonders das geistige und künstlerische Streben der Völker bietet Anlaß zu einer vollständigen Würdigung und Abschätzung derselben. Nicht minder erleichtert uns eine recht vielseitige Beleuchtung der Nationen einen Vergleich derselben.

Zugleich lernen wir aus dem Schicksal der Völker und ihrer Ideen den Gang der Dinge kennen und sind dadurch imstande, auf unseren deutschen Rassenwert, unsere Vorzüge und unsere Fehler Schlüsse zu ziehen. Wir können unsere Eigenart an den Eigenarten anderer Kulturnationen besser ermessen und verstehen und werden dadurch in den Stand gesetzt, über unser Schicksal, jeder für sich, im stillen nachzudenken.

Die Hamiten.

Die Hamiten sind nach Gobineau ursprünglich ein weißes, also arisches Volk, welches zuerst von allen weißen Völkern und deren Urheimat Abschied nahm und aus dem nördlichen Zentralasien ca. 5000 Jahre v. Chr. nach Niederasien zog, das von Negern bewohnt war, die noch in völligem Naturzustand lebten. Dieser

Naturzustand war ein vollkommen tierischer und von demjenigen schwarzer Affen nicht sehr verschieden. Jene unglaublich zahlreichen Negerstämme, welche familienweise, ohne staatliche Organisation, in natürlichen Herden lebten, wurden nach Überwindung des anfänglichen Ekels und Widerwillens, den ihre Häßlichkeit und tierische Wildheit einflößte, allmählich von den Hamiten unterworfen.

Von den weißen Völkern ist kein einziges der Geschichte im Zustande der Wildheit bekannt. Sie treten sofort gerüstet und gewappnet, auf Rossen und Kriegswagen anstürmend, auf den Plan. Soviel Jahrtausende wir auch erforschen, die weißen Rassen erscheinen von frühestem Anbeginn sofort im Besitz einer Kultur und einer äußeren Erscheinung, wie sie ungefähr die Ritter unseres deutschen Mittelalters charakterisierte. Nicht einen Schritt weiter waren unsere Vorfahren vor tausend Jahren, als jene weißen Stämme, welche von Nordasien kommend, die Negerstämme Indiens, Niederasiens und Ägyptens besiegten und ihnen die Kultur brachten.

Ja heute noch, da wir eine Technik entwickelt haben, deretwegen wir uns selbst bewundern müssen, sind unsere Gelehrten den Riesenbauten der Ägypter, Assyrer und Inder gegenüber ratlos und geben zu, daß jene Monumente himmelstürmender Tatkraft und Phantasie mit technischen Mitteln geschaffen wurden, welche uns bis heute noch nicht bekannt sind.

Daß unsere philosophische, künstlerische und materielle Kultur heute nicht höher steht, als schon einige Kulturen der Vorzeit gewertet werden müssen, ist offensichtlich. Und ob unsere technische Kultur höher steht, ist sehr fraglich.

Eine Kultur, welche heute noch unser Staunen erweckt, schufen die weißen Hamiten. In Laufe der Jahrtausende vermischten sich aber die weißen Eroberer mit ihren schwarzen Untertanen. Es entstand zunächst ein Herrschervolk von braunen Mulatten, bis auch dieses im Schwarz der Bevölkerung versank.

So kam es, daß die Hamiten, ursprünglich ein weißes Volk, im Laufe von 3000 Jahren zu einem schwarzen Volke wurden. Die Kultur der weißen Hamiten hatten die schwarzen Hamiten jedoch geerbt. Die lichten metaphysischen Begriffe, welche die weißen Hamiten aus der Urheimat der weißen Völker mitbrachten und welche sie, angesichts der rohen verständnislosen Neger, als Geheimkultus pflegten, sie wurden zwar, von einer negerhaften Phantasie umwuchert, zum Götzendienst, — die materiellen Errungenschaften der hamitischen Kultur aber verblieben dem schwarzen Volke, welches die weißen Eroberer und Lichtbringer in sein Blut aufgenommen hatte.

Die Hamiten gründeten die erste assyrische Dynastie und die Patriziate der Städte Kanaans. Ihr sagenhafter erster großer Herrscher hieß Nimrod. Die Regierungsart der Nimrode offenbarte sich als ein hochmütiger, schrankenloser Despotismus.

Anfangs war dieser Despotismus im Vorzug der weißen und später in der mulattischen Herrscherrasse begründet gewesen. Als

die Herrscher dunkle wurden, erklärte man den Vorzug des Herrschens durch den Vorzug der edlen Familien.

Daß mit der leiblichen Verschmelzung auch eine geistige vor sich ging, habe ich schon angedeutet. Die Neger erhoben sich in ihrem Fetischdienst zum Götzendienst, und die durch Mischung gesunkenen Eroberer sanken in diesem unter.

Ähnlich vollzog sich auch ein Ausgleich der Sprache. Die Urhamiten hatten aus Nordosten einen Dialekt der Ursprache der Weißen mitgebracht, deren Spuren heute noch in allen Mundarten der europäischen Völker leben. Je mehr die Eroberer mit den unterjochten Negern in Berührung und engere Beziehungen traten, je weniger vermochten sie, ihre ererbte Sprache vor Degeneration zu bewahren. Endlich ging ihnen die edle Sprache ganz verloren.

Der Hamit war gesunken. Er sah sich umringt von Legionen von Sklaven, die seinen Geist beherrschten. Seine schwarzen Frauen gebaren ihm Söhne und Töchter, welche immer weniger an den Urhamiten erinnerten.

Gobineau sagt. „Die Welt kann nichts wieder erleben, was sich in der Wirkung den Ergebnissen der Vermählung der weißen Hamiten mit den schwarzen Völkern vergleichen ließe. Die Elemente für eine derartige Verbindung sind nirgends vorhanden. Und es ist nicht zu verwundern, daß bei der so häufig wiederholten Hervorbringung von Bastarden der beiden Gattungen nichts mehr, weder leiblich noch geistig die Kraft der ersten Erzeugung wiedergibt.“ —

Die Gewinnenden bei dieser Vermischung waren natürlich die Neger. Der Wert der schwarzen Rasse stieg, während der Wert der weißen Rasse sank. Diese ist auf der Erde nirgends mehr im Glanz ihrer ursprünglichen Reinheit vorhanden.

Unsere von Vermischung freiesten Völker sind nach Gobineau nur sehr entstellte, sehr wenig harmonische Ergebnisse einer Reihe von Kreuzungen, sei es Schwarzer und Weißer, wie in Südeuropa die Spanier, Italiener und Provençalen, sei es Gelber und Weißer, wie in Nordeuropa die Engländer, Deutschen und Russen.

Die Semiten.

Die Hamiten hatten im Laufe von mehreren Jahrtausenden ihre Herrschaft in ganz Vorderasien längs der arabischen Küsten bis nach Ostafrika ausgedehnt. Da kamen aus der Urheimat der weißen Rassen neue weiße arische Stämme herbei, welche sich zunächst in den Gebirgen Armeniens und in den südlichen Abhängen des Kaukasus festsetzen. Es waren die Semiten.

Die Hauptmacht der Semiten hatte sich in den ersten Zeiten in den Gebirgen von Oberchaldäa konzentriert. Von dort zogen zu verschiedenen Zeiten ihre energischsten Völker aus, die hamitischen Kulturvölker durch Krieg und andernteils durch friedlichen Handel zu unterjochen. So entstanden durch Vermischung mit Hamiten die verschiedenen semitischen Völkerschaften.

Südöstlich gestalteten sich die Armenier, Aramäer und Elamiten, welche über Kleinasien herrschten. Zu letzteren gehörten die Lycier, Lyder und Karier. Andere Semiten waren die Joktaniden, welche sich bis in den äußersten Süden Arabiens ausbreiteten. Diese ersten Araber sind nicht zu verwechseln mit den ismaelitischen Arabern, welche erst später entstanden.

Auch an einigen Küsten Italiens, Afrikas und Spaniens setzten sich frühzeitig semitische Völker fest. Ebenso drangen Semiten in Kanaan ein, wo sie sich als Phönizier und Hebräer niederließen. Von den Hebräern zweigten sich wiederum die Ismaeliten ab, während die Hebräer als Israeliten sich weiter entwickelten.

Wie einst die weißen Hamiten sich zögernd im Laufe langer Zeiten mit den Urnegern vermischt hatten, so vermischten sich auch die meisten semitischen Stämme nun wiederum mit den veredelten schwarzen Hamiten. Nur ging diese Vermischung weit schneller vor sich, da die schwarzen Hamiten dadurch, daß bereits das Blut der weißen Rasse in ihren Adern kreiste, für die Semiten weit weniger abstoßend waren, als einst die Urneger für die Urhamiten. Sie besaßen jetzt für weiße Stämme vielleicht sogar eine gewisse Anziehungskraft.

Durch diese Vermischung entarteten natürlich die meisten Semitenvölker bald, und sehr viele sanken fort und fort im Hamitentum unter. Auch die Israeliten konnten sich nicht davor bewahren, daß sie Hamitentum in sich aufnahmen. Wiederholt haben sie sich vor totalem Untergang durch strenge Eheverbote gegenüber den Farbigen geschützt und stark hamitisierte Stämme, zu denen auch die ismaelitischen Araber gehörten, aus ihrem Volke verstoßen.

In erster Linie bemächtigten sich die Semiten der hamitisch-assyrischen Kultur. Indem sie sich mit den Assyrern mischten, wurden sie Gefährten derselben, entwickelten deren Zivilisation weiter und verfeinerten sie.

Große üppige Gemeinwesen herrschten über die assyrischen Ebenen. An den Küsten des Mittelmeeres erhoben sich blühende Städte. Sidon beherrschte mit seinem Handel die damalige Kulturwelt und wetteiferte an Pracht mit Ninive und Babylon. Die materiellen Genüsse des Lebens erreichten einen erstaunlichen Höhepunkt und konzentrierten sich zu Ninive, Babylon, Sichem, Damaskus und Askalon. Als Quelle der damaligen Zivilisation aber galt Babylonien. Dort lag das Zentrum des kulturellen Hauptkonsumes und das Zentralabsatzgebiet für den damaligen Welthandel. Als solches behauptete sich Babylonien fast noch zweitausend Jahre hindurch.

Dieses Reich konnte sich, beständig neu verjüngt, jahrtausendelang auf der Höhe der Kultur erhalten. Versank eine Herrscherdynastie im Hamitentum, so brachen neue semitische und andere arische Eroberer herein, herrschten über die hamitischen Völker und erhöhten deren Kultur- und Rassenwert.

Das assyrische Reich ging unter semitischer Herrschaft 1800

v. Chr. aus dem hamitischen Babylonien hervor. Die Hauptstadt des alten Babylonien war Babylon am Euphrat. Meilenweit dehnte diese Stadt sich aus, von meterbreiten Mauern, mit vielen Türmen und Toren geschmückt, umgeben.

Babylon zählte zwei Millionen Einwohner und enthielt unzählige Tempel und Paläste nebst mehreren Königsburgen. Bei einer derselben befanden sich später die berühmten hängenden Gärten. Weltbekannt ist der babylonische Turm, dessen majestätische Trümmer noch heute unser Staunen erregen.

Das babylonische Reich lag in Vorderasien im Gebiete des Euphrat, Assyrien am Tigris. Assyriens Hauptstadt Ninive hatte Assur, der zweite Sohn Sems, ein Zeitgenosse Nimrods, erbaut. Seit 1500 v. Chr. bestand Assyrien unabhängig von Babylonien als selbständiges Reich. Seine Blüte erreichte Assyrien 681 bis 668 v. Chr. unter Sarakos, wurde aber 606 v. Chr. durch Chaldäer und Meder zerstört.

Die Chaldäer waren ein semitisches Volk, das in Babylonien zur Herrschaft gelangte, nachdem es dort von Arabien her erobernd einbrach. Die Chaldäer erfanden die Sonnenuhr und erlangten Berühmtheit durch exakte astronomische Kenntnisse, welche uns noch heute Achtung abnötigen.

Andere semitische Stämme fielen wiederholt in Ägypten ein und beherrschten dasselbe. Die damalige Kulturwelt stand weit über tausend Jahre unter der Herrschaft der Semiten.

Die Schrift der niederasiatischen Kultur nennen wir Keilschrift. Ihrer bedienten sich die Assyrer, Babylonier, Meder und Perser, während die Phönizier eine eigene Schrift hatten, aus welcher sich später die griechische Schrift entwickelte.

Der religiöse Kultus der Assyrer, Babylonier, Phönizier und Karthager offenbarte sich als ziemlich blutrünstiger hamitischer Götzendienst. Menschenopfer, Knabenschlächterei und Prostitution hielt man für religiöse Ehrensache. Als sich von Babylonien aus später die Magier der Perser des hamitischen Kultus annahmen, hörten die schlimmsten Gräuel im Götzendienst der Babylonier und Phönizier auf. Nur in Karthago dauerten religiöse Menschenschlächtereien und religiöse Menschenverstümmelungen bis zu dessen Zerstörung durch die Römer fort.

Die großen Massen jener Völker bestanden eben aus Hamiten. Zwar waren sie semitisiert, aber nicht genügend, um aus eigener Kraft ihre grausamen Negergelüste bekämpfen zu können. Die semitischen Eroberer jedoch wurden nur zu rasch hamitisiert, als daß sie mit energischem Ernst an eine Reform des assyrisch-phönizischen Kultus denken konnten.

In Phönizien feierte das entfesselte Hamitentum wiederholt auch noch Orgien anderer Art. Sidon und Tyrus hatten unter Herrschaft der Semiten nicht nur den Welthandel an sich gebracht, sie wurden auch Fabrikstädte. Legionen von Industriearbeitern aus allen Ländern strömten dorthin, außer unzähligen Abenteurern, Unternehmern und Spekulanten. So bildete sich dort allmählich

eine demokratische Pöbelpartei heraus, welche wiederholt zur Pöbelherrschaft wurde. Es war die erste Revolutionspartei und Schreckensherrschaft von Fabrikarbeitern, von der uns die Geschichte der Menschheit berichtet.

Eigentümliche Zustände begünstigten den phönizischen Pöbel in seinem Vorgehen. Die Könige, welche dort unter der Herrschaft der Priester und des Adels standen und nur der Dekoration halber da waren, indem sie äußerlich mit fabelhaftem Pomp repräsentierten, diese Könige unterstützten den Pöbel. So kam es, daß der Adel von Tyrus sich gezwungen fühlte, auszuwandern. Seiner Auswanderung folgte die Gründung von Karthago. Der Adel von Sidon, schon vorher vom Pöbel verjagt, hatte die Stadt Arados gegründet.

Die Städte Phöniziens verfielen nun einer wiederholten Anarchie. Mehrfach mordete der Pöbel die Priester, sogar den Oberpriester und diejenigen, welche nach Entfernung des alten Adels jetzt die Reichen und Mächtigen waren. Die Pöbelführer machten sich's in den Palästen der Wohlhabenden bequem und schändeten deren Frauen und Töchter, nachdem sie die Herren beseitigt hatten.

Als Alexander der Große erschien, um Tyrus zu zerstören, sandten alle benachbarten Städte Kleinasiens Militär und Schiffe zu seiner Unterstützung. So froh war man aller Orten, daß dieser Revolutionsherd endlich beseitigt wurde.

Der phönizische Adel von Karthago aber zog aus seinen Erfahrungen die Lehre, nur unterwürfige schwarze Elemente der Umgebung und Adlige aus Phönizien als Bevölkerung zuzulassen. Allen zweifelhaften fremden Elementen und Abenteurern ward der Aufenthalt verwehrt. So blieb Karthago von Volksrevolutionen verschont. Karthago wurde für lange Zeit Hauptstadt des Welthandels, während Sidon und Tyrus sofort nach Wegzug des Adels zu untergeordneter Bedeutung herabsanken. Die phönizischen Kolonien erkannten nun Karthago als Hauptstadt an.

Der höchste Gott der hamitisch-semitischen Völker hieß „Baal". Das Wort bedeutet soviel wie „Herr". Baal galt als Sinnbild der Sonne und wurde unter Menschenopfern verehrt. Moloch, der Feuergott, ward bei den Phöniziern, Ammonitern und Kanaanitern unter Menschenopfern angebetet. Melkart, der Nationalgott der Phönizier, war besonders in Tyrus heimisch. Astarte verehrte man als syrische Göttin des Krieges und des Todes. Ihre Haupttempel befanden sich in Sidon und Tyrus.

Babylonien als ältestes und zugleich langlebigstes Zentrum des hamitischen Semitentumes geriet 538 v. Chr. unter die Herrschaft der Perser. Die Magier der Perser führten in ganz Niederasien einen milderen Religionskultus ein. Als auch sie das Opfer der Rassenmischung wurden, entartete ihr Kultus ebenfalls, wenn auch in anderer Weise. Sie wurden sogenannte Zauberer und Astrologen.

Später herrschten in Babylonien nach einander die Seleukiden, Parther, Römer und Araber. 1638 n. Chr. ging Babylonien in

türkischen Besitz über. Über die Ruinen der fünftausendjährigen hamitischen Kultur gebietet jetzt der Halbmond.

Das Hamitentum gleicht einem großen Völkersumpfe, in welchem nach kurzem Glanze unzählige weiße semitische und arische Stämme fatalistisch untergingen, ohne daß die Hamiten dadurch heute führend einer großen Kultur fähig wären. Nur durch die Aufeinanderfolge immer neuer weißer Eroberer konnten die Reiche der Hamiten Jahrtausende hindurch solchen Glanz entwickeln. Sie erhielten immer neue weiße Gebieter.

Trotzdem das Hamitentum so unzählige weiße Völker in sich verwebte, konnte es dennoch nicht auf die Höhe der weißen Rassen gelangen. Im Gegenteil färbte das Hamitentum seinerseits an den Völkern von Südeuropa ab und verlieh ihnen einiges von seinen Eigenschaften.

Die Ägypter.

Die Kultur der Ägypter hat große Ähnlichkeit mit der Kultur der Babylonier. Auch hier bestand die Urbevölkerung aus Negern, welche von weißen Eroberern zivilisiert wurden. Verschiedene Anzeichen lassen darauf schließen, daß die ersten Gründer des Ägypterreiches Hindu-Arier waren. Nachdem diese jedoch durch Vermischung mit den Negern in der schwarzen Rasse untersanken, brachen wiederholt semitische Eroberer herein und saßen auf dem Throne der Pharaonen.

Die Kultur der Ägypter reicht in ihren ersten Anfängen soweit zurück, wie die Kultur der Babylonier und Inder. Der älteste geschichtliche Herrscher von Ägypten hieß Menes, welcher 3892 v. Chr. regierte. Er gilt als Gründer von Memphis, der ältesten Hauptstadt von Ägypten. Seine Nachfolger von der vierten Dynastie, welche von 3095 bis 2903 v. Chr. regierten, waren die Erbauer der Pyramiden. 2100 v. Chr. wurde Ägypten von arabischen Nomaden, den Hyksos, erobert und bis 1650 v. Chr. beherrscht. 1439 bis 1322 unternahmen die Ägypter unter Sethos dem Ersten und Ramses dem Zweiten Eroberungszüge nach Asien. Doch gingen die Vasallengebiete bald wieder an die Assyrer verloren.

Im letzten Jahrtausend v. Chr. begann der Stern Ägyptens zu erbleichen. 730 bis 672 v. Chr. wurde Ägypten von den benachbarten stammverwandten Äthiopiern beherrscht. Auch die Äthiopier haben wiederholt, ähnlich den Hamiten, weiße Stämme, sowohl helle Ägypter, als auch arabische Semiten in sich aufgenommen.

Ihr Anteil an weißer Rasse befähigt die Äthiopier Abessyniens zu einer untergeordneten Kultur. Doch ist dieser Anteil nicht wesentlich genug, um die schwarze Farbe in eine hellere zu verwandeln. Eine bedeutende Rolle wie Babylonier, Assyrer und Ägypter haben die Abessynier in der Geschichte nie gespielt. Die Abessynier nahmen später als Religion die jüdische Konfession an, welche sie aber nachmals mit dem Christentum vertauschten. Ein Teil der Abessynier wurde zum Islam gezwungen. Die äthiopische

Kirche hat bis heute viele Zeremonien aus dem Judentum bewahrt.

Die äthiopische Dynastie ward 672 v. Chr. durch die Assyrer wieder entthront, welche nun ihrerseits bis 655 dort herrschten. Hierauf kam Ägypten wiederholt unter persische Herrschaft, bis es Alexander der Große eroberte, welcher 332 v. Chr. Alexandria gründete. 305 bis 30 v. Chr. geboten über Ägypten die Ptolemäer. Dann ward dieses Land zur römischen Provinz, worauf von 638 n. Chr. an verschiedene islamitische Geschlechter dort regierten.

Die ägyptische Kultur war in jeder Hinsicht eine hochentwickelte. Ihre Baukunst repräsentiert das Riesenhafte, Massive und Solide. Charakteristisch für die Tempel und Paläste der alten Ägypter ist die flache Steinbalkendecke, von starken Säulen getragen, deren Kapitäle eine geschlossene Lotosblume oder einen aufgeblühten Lotoskelch darstellen. Auch bemalte Reliefs an den Wänden legen Zeugnis ab für Ägyptens bedeutende Technik.

Das ältere Ägyptertum imponiert uns durch den Bau der Pyramiden, die riesenhaften Grabmäler der damaligen Pharaonen. Ebenso zwingen uns die ägyptischen Obelisken zur Bewunderung ägyptischer Intelligenz, Auch die enormen Sphinxe erregen unser Staunen. Weniger auf der Höhe stand die Malerei der Ägypter, welche wir an den Wänden der Gräber, Tempel und Paläste erblicken. Zwar sind die Farben von lebendiger Frische, aber die Abtönung und Perspektive ist eine mangelhafte.

Die ägyptische Religion war hauptsächlich Sonnenkultus. Die obersten Götter hießen Osiris und Isis. Andere Götter hatten die Namen Seb und Nut, Schu und Tefunt, Toth und Nebti, Hor und Hathor. Apis ward als Stier verehrt. Den ersten Apis gebar der Sage nach eine Kuh, welche ein Lichtstrahl befruchtete. Der Apis, den man zu Memphis hegte, mußte schwarz sein und bestimmte weiße Flecken haben, sowie Knötchen unter der Zunge. Seine Auffindung ward festlich gefeiert, sein Tod im ganzen Lande betrauert. Die Leiche des gestorbenen Apis setzte man feierlich im Serapistempel bei. Auch der Ibis, ein Storchvogel, wurde göttlich verehrt, ebenso Hund und Krokodil.

Die Ägypter glaubten an eine Seelenwanderung und an ein Totengericht in der Unterwelt. Wie zu Babylon, Ninive, Sidon und Tyrus, so hatte auch in Ägypten das Volk seinen Götzendienst und die Priesterschaft ihre Geheimlehre, ihre Mysterien. Ja, man kann von den höchsten Priesterrängen ruhig sagen, sie hatten ihre hochentwickelte Philosophie, bei welcher die großen Philosophen Griechenlands nachmals in die Schule gingen.

Der Kultus des Volkes war weit menschlicher geartet, als in Babylonien, Phönizien und Karthago. Menschenopfer waren frühzeitig abgeschafft worden. Auch wurde das ägyptische Volk bei aller Sklaverei weit milder und friedlicher beherrscht als die Hamiten Niederasiens.

Die mathematischen Wissenschaften standen im alten Ägypten bereits auf einer Höhe, welche wir gegenwärtig wohl kaum über-

schritten haben. Acker- und Gartenbau, Handwerk und Industrie waren in Ägypten im höchsten Grade ausgebildet und bis zu gewissem Grade auch der Handel. Alles fruchtbare Land des unglaublich dicht bevölkerten Ägypterlandes durchzogen kunstreiche Bewässerungsanlagen. Dorf reihte sich an Dorf, Stadt an Stadt, und von Memphis bis Theben schmückten beide Ufer des Nil geschlossene Reihen von Gärten, Tempeln und Palästen.

Das Volk der Ägypter zerfiel in mehrere Kasten, von denen die höchste die Priesterkaste, die zweite die Kriegerkaste war. Der König konnte aus den beiden obersten Kasten hervorgehen. Entstammte er jedoch der Kriegerkaste, so mußte der König vor seiner Thronbesteigung die priesterlichen Weihen empfangen und in den Mysterien unterrichtet werden.

Leider wurde das Kastenwesen in Ägypten nicht konsequent durchgeführt. Nur der Mann blieb an seine Kaste gebunden. Seine Frauen konnte er aus einer beliebigen unteren oder oberen Kaste nehmen. Denn die Ägypter waren, wie viele antike Völker, in dem Wahn befangen, nur der Vater gebe dem Kinde den Geist, die Mutter sei nebensächlich. Dieser Irrtum bewirkte, daß die weißen Herrscherrassen Ägyptens ebenfalls unaufhaltsam im Negertum untergingen. Und das hatte nicht nur den politischen Untergang des Pharaonenreiches zur Folge, sondern auch seinen gesellschaftlichen Zusammenbruch.

Die Inder.

Die Inder sind Arier und als solche ein weißes Volk, welches wie die Urhamiten und Semiten der Urheimat der weißen Rassen, dem nördlichen Zentralasien entstammt. Diese Arier, künftig Hinduarier genannt, zogen einst, ca. 5000 Jahre v. Chr., durch die Höhenpässe des Himalayagebirges erobernd in die Gefilde der indischen Halbinsel hinab, welche ebenfalls von Urnegern bewohnt waren.

Die Hindu waren glücklicher als die Hamiten und in der Folge auch weiser als die Semiten. Als sie erkannten, wohin eine Mischung mit minderwertigen Völkern führt, griffen sie frühzeitig zu Maßregeln, welche eine weitere Vermischung hinderten und die Hinduarier vor gänzlichem Untergang im Negertum bewahrten. Sie führten das Kastenwesen ein, aber konsequenter, wie in Ägypten, indem in Indien auch die Frauen an ihre Kaste gebunden waren.

So waren die Hinduarier imstande, die Ursprache der weißen Rassen viele Jahrhunderte hindurch in verhältnismäßiger Ähnlichkeit und Treue zu bewahren. Das Sanskrit der alten Hinduarier ist diejenige Sprache, welche der Ursprache der weißen Stämme am verwandtesten ist. Sie wurde im hohen, indischen Altertum in ganz Vorderindien bis zur südlichen Grenze des Marathenlandes gesprochen.

Allmählich durch viele abweichende Dialekte verdrängt, blieb das Sanskrit bis heute die gelehrte Schriftsprache der Inder, wie bei uns Latein und Griechisch.

Die Literatur des Sanskrit umfaßt zwei Perioden, die Zeit der Veda und die Zeit der metrischen Epen, des Mahabharata und Ramâjana, der Dramen, der Lyrik, Sprüche und Fabeln.

Das erste indische Gebiet, in welches die Arier eindrangen, waren die Hochtäler von Kaschmir. Es ist zweifellos, daß auch dort die Urbevölkerung eine schwarze war. Lassen sagt in seiner Geschichte des indischen Altertumes, daß der Himalaya zahlreiche Trümmer von schwarzen und mulattischen Bevölkerungen enthält, welche sicher ureingessen sind.

Nach Ritter haben die Sanskritvölker die Neger und die gelben und schwarzen Malayenmischlinge, die sich ursprünglich im Norden ausbreiteten, bis nach Ceylon zurückgedrängt. Die schwarzen Stämme, die man noch heute in Kamaon trifft, sind ein Beweis dafür. Sie stammen von den Flüchtlingen ab, welche ihren Stämmen zur Zeit der großen Ebbe gegen das Vindhjagebirge und Dekhan nicht gefolgt waren, sondern sich in den Alpenschluchten verbargen, wo sie eine sichere Zufluchtsstätte fanden.

Als die Hinduarier einige Zeit Indien bewohnten, hatten sie bereits wenig mehr mit jenen weißen Stämmen gemein, welche später zu europäischen Ariern wurden.

Gobineau sagt: „Gänzlich im Banne der Sprachwissenschaft, haben die Gelehrten der Gesamtheit der Sprachen dieser Rasse ein wenig leichthin den sehr ungenauen Namen „indogermanisch“ gegeben. Das allerdings gebieterische Bedürfnis der Klassifikationen ist zu allen Zeiten die Hauptquelle wissenschaftlicher Irrtümer gewesen. Die Sprachen der weißen Rasse sind so wenig indisch wie keltisch und scheinen mir weit weniger germanisch wie griechisch.“

Der Name „Arier“ heißt soviel als „Ehrenmann“ und „arisch“ bedeutet „ehrenhaft“. Ihr Land aber, das sie gewannen, nannten die Hinduarier „Arya-varta“, das Land der Ehrenmänner.

Die Hinduarier lebten anfangs in Stämmen, welche in Dörfer verteilt waren. An ihrer Spitze stand ein Häuptling, welcher zugleich der Priester des Stammes war. Dieser Häuptling hieß „Vispati“, was soviel bedeutet, wie Haushaupt. In Litauen bezeichnet das „Wort „Wieszpati“ noch heute den großen Herrn.

Diese Fürsten oder Könige der Arier saßen in ihren Dörfern als Richter, Priester und Herrscher und waren im Besitz großer Herden von Kühen und Pferden. Sie zogen auf Streitwagen in den Krieg, wohlbewehrt mit Schwert, Pfeil und Bogen. Der schönste Tod für den Arier war der Heldentod in der Schlacht. Den gefallenen Helden erwartete Indra in der Götterburg „Svarga“, wo er mit himmlischen Ehren überhäuft wurde und als Gast der Götter mit anderen Helden die Räume der Seligen bewohnte.

„Höh're Preise stärkten da den Ringer
Auf der Tugend arbeitvoller Bahn!
Großer Taten herrliche Vollbringer
Klimmten zu den Seligen hinan!“

Die ältesten Gottheiten der Inder waren außer Indra noch Varuna, Agni und Wischnu. Später erfuhr diese Anschauung einen

Wandel. Mit der Zunahme der materiellen Kultur und durch Hinzukommen zahlreicher schwarzer Untertanenvölker fehlte es den Fürsten an Zeit, Ruhe und Sammlung, das Priesteramt selbst zu verwalten. Sie setzten als Stellvertreter Priester ein, welche „Purohita“ genannt wurden.

Die Purohitas gestalteten den ursprünglich einfachen Kultus formenreicher. Sie schufen eine Opferkunst und eine Religionswissenschaft, pflegten die religiöse Hymnendichtung, welche gesammelt, zu den Veden, den heiligen Büchern der Inder wurde. Auch die Ausübung und Pflege der Medizin und Chirurgie ward Sache der Purohitas, ebenso der Schulunterricht der Jugend.

Der Purohita trug keine Waffen, er war „nicht von feindlichem Geschlecht“. Aber als Bruder, Vetter und Sohn der Krieger blieb er in gleichem Range wie diese. Allmählich stand er nach Jahrhunderten sogar im Range höher.

Die Purohitas, welche keine materielle Sorge kannten und von den Fürsten unterhalten wurden, waren in der glücklichen Lage, Generationen hindurch einzig nur der Religionspflege, der Kunst und Wissenschaft leben zu können. Denn die Purohitawürde erbte in der Familie fort. So entstand durch die Umstände begünstigt, wie von selbst, die Kaste der Brahmanen, welche einzig nur der geistigen Intelligenz Indiens leben durfte. Hierin liegt die Ursache, daß gerade Indien sich frühzeitig schon zu einer Höhe und Würde geistiger Kultur entwickelte, welche wir bis heute, trotz unserer phänomenalen technischen Errungenschaften, in vielen Dingen noch nicht erreicht haben.

Die Purohitas waren schon allmächtig geworden, noch ehe sie sich Brahmanen nannten. Sie salbten und krönten die Könige und hatten den ersten und letzten entscheidenden Einfluß auf die inneren und äußeren Angelegenheiten des Volkes. Es kann daher nicht befremden, daß die Purohitas auf Abhilfe sannen, als die reine unvermischte oder wenig gemischte Priesterschaft sehen mußte, wie die Krieger durch Vermischung im Negertum des Landes unterzusinken drohten.

Bereits hatte sich außer den Kriegern ein mischblütiges Mulattenvolk gebildet. Da sprachen die Purohitas ein Machtwort. Sie teilten die ganze Bevölkerung in Kasten ein. Als erste Kaste der Brahmanen proklamierten sich die Purohitas selbst. Tatsächlich waren sie auch die reinste Kaste und von weißester Farbe. Schon wesentlich gebräunter, durch Vermischung mit Negern, zeigte sich die Kriegerkaste als zweite Kaste. Das mulattische Mischvolk wurde als dritte Kaste, als Bürgerstand erklärt. Hiermit galt das eigentliche indische Volk als vollständig.

Die Inder jener drei Kasten waren schrift- und lesekundig und durften die heiligen Bücher der Veden lesen. Alle drei Kasten nannten sich Arier. Die Brahmanen waren im Besitz von Philosophie, Theologie, Dichtung, Musik, Architektonik, Astronomie und Naturwissenschaft. Sie versahen das Priesteramt und amteten als die Lehrer der Nation. Materiellen Besitz hatten sie

nicht, aber Fürsten, Krieger und Bürger mußten ihnen Abgaben entrichten.

Die Krieger besaßen die meisten Ländereien und lebten von deren Ertrag. Sie waren dazu bestimmt, das Land zu verteidigen und neue Gebiete zu erobern. Auch die Krieger beschäftigten sich der allgemeinen Bildung wegen, aber nicht berufsmäßig, mit Theologie, Hymnensang und wissenschaftlichen Laienfächern.

Die dritte Kaste der Bürger hatte das Privilegium für Handel, Gewerbe und Industrie. Keinem Brahmanen und keinem Krieger war es erlaubt, sich mit dergleichen zu befassen. Auch die Bürger durften Theologie, Dichtung und Musik treiben, soweit sie dazu die Mittel besaßen. Nur als Beruf blieb ihnen Kunst und Wissenschaft verschlossen. Da die Bürger das Monopol für Handel und Handwerk erhielten und aller Geldumsatz durch ihre Hände ging, mußten sie fast ausschließlich alle Kosten der Staats- und Gemeindeverwaltung durch Steuern tragen und besonders auch der Brahmanenkaste hinreichende Abgaben entrichten. Denn Adel und Fürsten konnten auf die Dauer nur einem Teil der Brahmanen die Existenz sichern.

Aus Gründen der Solidarität, um sich das den drei arischen Kasten an Zahl zehnfach überlegene Negervolk als zugehörig zu verbinden, schufen die Brahmanen aus ihm die vierte Kaste der Sklaven und Arbeiter oder Sudra. Sämtliche drei oberen Kasten hatten die Pflicht, die Sklaven gut zu behandeln und sie vor Hunger, Krankheit und Mangel zu schützen.

Die gute Behandlung des Volkes galt den Indern nebst einem sehr weit gehenden Tierschutz als religiöse Pflicht. Der Genuß von alkoholischen Getränken war in Indien ebenfalls von der Religion verboten. Und so kam es, daß Indien im Laufe von 6000 Jahren niemals eine Revolution von unten erlebte.

Was man neuerdings indische Aufstände nennt, sind nur organisierte Erhebungen des eingeborenen indischen Adels gegen die Fremdherrschaft gewesen. Solche Empörung ist das gute nationale Recht der Inder, fast möchte ich sagen, ihre Pflicht. Auch die großen indischen Hungersnöte, Epidemien und Mißernten sind nur eine Folge der jetzigen Fremdherrschaft und der damit verbundenen Zustände. Vor tausend Jahren, ehe über Indien eine fremde wilde Eroberschar nach der anderen hereinbrach, war Indien mindestens doppelt so stark bevölkert, und seine damals schon 5000 Jahre alte Kultur stand, von ewiger Jugend umgrünt, noch immer in höchster Blüte.

Oberflächliche Betrachter des Indertumes beschuldigen dasselbe einer gewissen Starrheit. Aber das scheint nur so. Je mehr man sich mit dem Indertum befaßt, desto mehr erkennt man, daß dasselbe voll lebendigen Wandels in der Entwicklung, voll hohen seelischen Schwunges und voll feierlicher Tiefe geistiger Versenkung ist. Auch an inneren Kämpfen und innerem Ringen hat es nicht gefehlt.

Sybaritische Verfeinerung des Lebensgenusses konnte zwar der

Religion wegen in Indien auch bei den Reichen und Wohlhabenden nicht aufkommen. Dieses edle Volk stand dazu sittlich viel zu hoch. Aber die materielle Kultur, soweit sie einer Bereicherung der allgemeinen Wohlfahrt diente, gedieh dennoch in Indien zu höchster Blüte. Und die geistige Vielgestaltigkeit des Indertumes erreichte einen Umfang, welchen sich der Fernstehende nicht träumen läßt. Nur die griechische und unsere moderne deutsche Kultur bieten annähernd ein Seitenstück zum Glanz der indischen Kultur.

Über der Kultur jener arischen Brahmanen aber schwebte eine herrliche Krone, welche jene wunderbare ewige Jugend über das Volk der Inder ausstrahlte, durch welche sie einst alle Nationen der Erde überdauern werden. Griechenland erblickte diese Krone nur über den Häuptern seiner großen Denker. Wir Deutschen aber, wir sind durch unglückliche Rassenmischung zu entartet, als daß wir in größerer Anzahl den Thron der Brahmanen besteigen könnten. Wir müssen uns einstweilen mit unserer phänomenalen technischen Kultur trösten und uns im Scheine von Edisons elektrischem Licht mit den Werken unserer großen Dichter und Denker über eine uns schwer erreichbare höchste arische Menschenwürde trösten.

Die allerheiligsten Errungenschaften der Inder werde ich daher nicht berühren, nicht einmal erwähnen, ebensowenig später die der Griechen. Denn es ist zwecklos, über Dinge zu reden, die in Deutschland, wie auch im übrigen Europa und Nordamerika, mit ganz wenigen Ausnahmen, selbst in spiritualistischen und theosophischen Kreisen noch wenig Verständnis finden, am allerwenigsten warme schwungvolle Sympathie, guten Willen und entgegenkommende Tatkraft.

Trotzdem bleibt noch ein unendliches Material übrig, über dieses Volk, sein Leben und Wirken, besonders aber über sein Denken, anregend und unterhaltend zu plaudern. Denn wie wir Deutschen, so waren und sind auch die Inder ein Volk der Dichter und Denker.

Quelle aller Kultur und Wächter der Unvergänglichkeit der indischen Nation sind fort und fort die Brahmanen gewesen. Längst wäre Indien zugrunde gegangen, die Inder wären, wie Hamiten und viele Germanen- und Semitenvölker, im Negertum versumpft, wenn die Brahmanen dies nicht fort und fort verhindert hätten. Die Macht der Brahmanen war, zum Heile Aryavartas, aber auch eine beispiellose.

An Anfeindungen dieser Macht hat es nicht gefehlt. Es kam eine Zeit, in welcher die Ordnung der Kasten ins Wanken kam. Krieger und Fürsten nahmen Brahmaninnen und Bürgerinnen zu Frauen und ihre Sprößlinge bildeten Zwischenkasten mit Sonderprivilegien.

Als die Unordnung zu groß wurde, verboten die Brahmanen den intimen Verkehr außerhalb der Kasten. Aber die Krieger empörten sich gegen diese Maßregel der Brahmanen. Am liebsten

hätten sie wohl die Brahmanen mit Gewalt vertrieben. Bürger und Neger, welche den Brahmanen tief ergeben waren, hätten das jedoch nicht geduldet. Da griffen die Krieger zur List.

Von jeher ebenfalls in Theologie bewandert, bemächtigten sich die Krieger neben den Brahmanen des ausübenden Tempeldienstes. Sie setzten Brahma, den obersten Gott der Brahmanen ab und stellten Wischnu als obersten Gott auf, indem sie sich als dessen berufene Priester erklärten. Als die Brahmanen sahen, daß Bürger und Volk anfingen, sich auch an Wischnu, welcher vorher ganz nebensächlich gewesen, als obersten Gott zu gewöhnen, gaben sie nach und schlossen mit den Kriegern Frieden.

Es kam ein Vergleich zu stande. Die Krieger wurden nun zur ersten Kaste erhoben, die Brahmanen galten als zweite Kaste. Die Ehe zwischen ungleichen Kasten ward wieder verboten. Bei Zuwiderhandlung verloren die Sprößlinge überhaupt jede Kastenangehörigkeit, man betrachtete sie als Ausgestoßene. So entstand die fünfte indische Ordnung der Kastenlosen, der Tschandalas oder Parias. Die Tschandalas waren nicht nur von allen politischen und bürgerlichen Rechten ausgeschlossen, sondern auch von allen Menschenrechten. Sie hatten besondere Dörfer, mußten aus besonderen Brunnen trinken und durften von jedermann getötet werden. Wenn man die Tschandalas trotz strengen Gesetzen human behandelte und sie in den Städten sogar zu einigen niedern Gewerben zuließ, so lag dies in den milden Sitten Indiens begründet. Verachtet und gemieden aber wurden die Tschandalas trotzdem, denn sie galten für unrein.

Durch keine Kastenregel gebunden, vermischten sich die Tschandalas nicht nur unter sich, sondern auch mit den heute noch zahlreich in indischen Wäldern, Schluchten und Einöden vorkommenden Urnegern, welche ebenfalls zu keiner indischen Kaste gehören. So kam es, daß die Tschandalas nach den Negern die dunkelsten aller indischen Stämme sind. Unter der gegenwärtigen Fremdherrschaft, welche jene Skrupel, betreffend Reinheit und Unreinheit, nicht kennt, wurden die Tschandalas vielfach reich durch Betrieb von Gewerben, welche jeder andere Inder, selbst der Hinduneger der vierten Kaste, verachtet. Durch ihren Reichtum wiederum sind Tschandalas vielfach zu Macht und Ansehen gelangt, soweit sie mit Fremden und Anglo-Indern, den europäischen Mischlingen, in Verkehr stehen.

Die Brahmanen hatten durch äußere Nachgiebigkeit Indien abermals gerettet. Die Krieger, mit den Fürsten an der Spitze, waren jetzt die erste Kaste und nun schon aus Adelstolz und Familieninteressen gewillt, sich nicht minderwertig zu vermählen. Die Brahmanen besaßen jedoch nach wie vor die geistige Herrschaft über Indien, schon weil sie, soweit der sogenannte heilige Bezirk in Frage kam, die arisch rassenreinste Kaste darstellten. Nur außerhalb des heiligen Bezirkes gab und giebt es minderwertige Brahmanen.

Die dunkleren, sittlich und geistig niedriger zu wertenden

Brahmanen entstanden durch Gebietserweiterungen mit ungenügenden arischen Kräften. Es mußten, besonders weiter südlich, als die weißen Stämme zu schwach an Zahl waren, um die Beherrschung der schwarzen Massen dauernd allein durchzusetzen, allerlei Konzessionen an die Häuptlingsgeschlechter der dortigen schwarzen Völker gemacht werden. Sie wurden dem Kriegsadel einverleibt, und so kommt es, daß weiter südlich in Indien die oberen Kasten und somit auch die Brahmanen dunkler sind, als im heiligen Zentralgebiet. Nur im Norden, in der Gegend von Kaschmir, sitzen ebenfalls braune Brahmanen, während alle andern Kasten dort sogar heller sind. Die Ursache ist folgende: Die Hinduarier, welche, als sie in Indien eindrangen, zuerst die Gegend von Kaschmir bewohnten, wurden später durch neu anstürmende arische Völker, die Pandava, von dort vertrieben und weiter südwärts gedrängt. Vergeblich suchten die Hinduarier die neuen Ankömmlinge ihrer brahmanischen Ordnung einzuverleiben. Es kam zu einem lange währenden Kriege, welcher alle damaligen indischen Völker in Mitleidenschaft zog. Da jedoch die neuen Ankömmlinge weißer, arischer und rassenreiner waren, als die Hindukrieger, so siegten die Pandava.

Diese siegreichen, weißen Pandavavölker, durch keine Kastenordnung beschränkt, vermischten sich jedoch unbedenklich und unaufhaltsam mit dunklen Indern und Negern. Als nun die Pandava genügend mulattisch entartet waren, kamen die brahmanischen Völker wieder, unterwarfen sie und zwangen ihnen ihre Kastenordnung auf. Zur Strafe aber für ihren früheren Ungehorsam erhielten die Pandava die dunkelsten Brahmanen zugesandt, die man aus dem Süden Indiens herbeiholen konnte.

Die Pandava blieben nicht die einzigen, welche das Brahmanentum bedrohten. Schon vorher gerieten die Hinduarier wegen der brahmanischen Ordnung mit nordwestlichen Stämmen in Streit, welche seither mit ihnen vereint gewandert und seßhaft gewesen waren. Der Streit endete damit, daß jene Stämme als Zoroastrier sich von den Hinduariern trennten und nach Westen zogen, um später in der Völkergeschichte als Perser aufzutreten.

Auch westlich vom Indus wohnten weiße arische Völker, welche die Inder Vratja, Diebe, Plünderer, nannten und für unrein erklärten, weil sie sich der brahmanischen Ordnung nicht fügten. Östlich vom heiligsten Gebiet hoher arischer Brahmanen war zwar die Kastenordnung eingeführt worden. Aber nach 2000 Jahren sehen wir im Osten und Nordosten den Respekt vor den Brahmanen bedenklich schwinden. Sie galten dort weniger, als im heiligen Bezirk. Bürger und Adel galten in jenen Gegenden dafür etwas mehr.

Wahrscheinlich standen dort die Brahmanen nicht auf höchster arischer Rassenhöhe, oder die zwei andern Kasten hatten dort mehr Ariertum in sich, als Adel und Bürger des heiligen Bezirkes. Eins von beiden kann nur der Fall gewesen sein. Fast möchte ich zu letzterer Ansicht neigen, daß auch die andern zwei Kasten dort arischer waren.

Denn im Osten war es, wo Adel und Bürger zuerst anfingen, gleich den Brahmanen, zu philosophieren. Sie setzten dem geistlichen Stand der Brahmanen den geistlichen Laienstand der Samanen an die Seite. Einen Kastenrang hatten die Samanen nicht. Da sie ehelos, als Mönche lebten, so kam die Kastenfrage für die Samanen auch nicht in Betracht. Das Wort „Samane" war einfach der Sammelname für alle Geistlichen und Philosophen, welche nicht der Brahmanenkaste angehörten.

Aus diesen Samanen ging später Buddha hervor, welcher das Brahmanentum und somit das Fortbestehen der arischen Rasse in Indien weniger durch den geistigen Inhalt seiner Lehre bedrohte, als dadurch, dass er die Kastenordnung aufhob. Nur durch den Umstand, daß einzig der buddhistische Mönch als wirklicher Buddhist galt, der ins Nirvana gelangen konnte, und daß die vermählten Buddhisten nur Laienbuddhisten waren, wurde verhindert, daß der Buddhismus eine allgemeine Rassenmischung zur Folge hatte.

Die Mönche starben sowieso ohne Nachkommen, und die Laienbuddhisten hielten im großen Durchschnitt, ohne Kastengesetz, aus angeborenem Kastengeist am Kastenwesen fest. Der Kastenbegriff war den Indern damals eben schon durch dreitausendjährige Zuchtwahl als Instinkt in Fleisch und Blut gedrungen. Außerdem arbeiteten die Brahmanen, nachdem der erste buddhistische Feuereifer nachgelassen hatte, Jahrhunderte lang ununterbrochen am Untergang des Buddhismus in Indien. Der Buddhismus ward in entarteter, verzerrter Form nach Ceylon, Java, China und Japan exportiert. In Indien selbst wurde er binnen 1500 Jahren vollständig von den Brahmanen wieder ausgerottet.

So war Indien abermals einer sehr großen Gefahr entgangen. Die Brahmanen hatten glänzend gesiegt und das Ariertum Indiens vor einer unheilbaren Vermischung bewahrt. Und in diesem Sinne, und noch in einem anderen Sinne, wirkt das Brahmanentum noch heute. Trotz Unterjochung durch eindringende Eroberer suchte und fand das Brahmanentum des heiligen Gebietes Gelegenheit, im Laufe der letzten tausend Jahre die Verluste, die es an einigen Orten erlitten, an andern Orten wieder durch Einführung seiner Ordnung und Religion zu decken.

Bereits beginnen die ehemaligen mohamedanischen Eroberer zu entarten und die Brahmanen sind im Begriff, ihre einst verlorenen Gebiete dort wieder zu gewinnen. Auch die europäischen Eroberer und ihre Bastarde werden einst entarten und machtlos werden. Dann schlägt auch ihnen die Stunde, welche sie in die heilsamen Fesseln der brahmanischen Ordnung zwingt.

Die Herrschaft der Brahmanen beruhte in Indien nicht auf Minderwertigkeit der Adels- und Bürgerkaste, sondern darauf, daß auch diese Kasten sich eingehend mit Philosophie, Kunst und Wissenschaften beschäftigten. Infolgedessen war allen Indern das Brahmanentum als geistige Zentrale ein Bedürfnis. Die Brahmanen hatten einen unumschränkten Kreis, sich mitzuteilen. Und darauf gründete sich ihr Ansehen und ihre Macht.

Schon in frühesten Zeiten war das philosophische Denken dieses Volkes hochentwickelt. Nicht nur in vereinzelten, bevorzugten Gliedern der Brahmanenkaste lebte der philosophische Geist, das Suchen nach Wahrheit beherrschte das ganze Volk und beeinflußte dessen gesamtes Leben und Streben.

Unter solchen Umständen mußte sich bei den Indern ein eigenartiges philosophisch-religiöses Leben herausbilden, wie wir es bei keinem anderen Volke finden. Der große Indologe Max Müller in Oxford sah sich genötigt, zur Bezeichnung der frühesten indischen Gottesanschauung, welche derjenigen der weißen Urrasse am nächsten steht, ein eigenes Wort zu bilden. Weder Monotheismus, noch Polytheismus, noch Pantheismus erschien ihm passend. Max Müller nennt diesen ursprünglichen Gottesbegriff „Henotheismus". Dr. Schröder bekennt sich ebenfalls zur Ansicht Müllers, nach welcher der allerälteste indische Glaube abwechselnd einzelne Götter als höchste betrachtet. Spuren dieser Anschauung der weißen Urrasse finden wir auch in der ältesten griechischen und germanischen Mythologie.

Max Müller ist der Ansicht, daß besonders bei Beurteilung indischer Religionsphilosophie, mehr als bei anderen Religionen, der esoterische Kern von der exoterischen Form zu trennen ist, wenn man sich vom Denken und vom Vorstellungskreise der Inder einen annähernden Begriff bilden will.

Die Hauptwerke der altindischen Literatur sind der Rig-Veda und der Najur-Veda. Das erste Werk ist eine Sammlung von Liedern, welche nicht nur als ältestes Denkmal indischen Geisteslebens, sondern arischen Geisteslebens überhaupt gelten können. Sie sind durch hervorragende Kraft, Frische und Ursprünglichkeit der Empfindung ausgezeichnet. Sie enthalten die Philosophie der Hinduarier und beweisen deren Vorliebe für das Absolute.

Der Najur-Veda, das zweite Sammelwerk, ist eine Sammlung von Opfersprüchen, welche sichtlich späteren Ursprunges sind. Dieses Werk atmet bereits einen anderen Geist. Der Kultus war umgestaltet. Durch Unterwerfung zahlreicher Negervölker war die Macht der Priester gestiegen, der Opferdienst eine taktische Notwendigkeit geworden und ebenso die Verschärfung des Kastenunterschiedes.

Politische Umwälzungen erlebte Indien nur im frühesten Altertum und in den letzten tausend Jahren. Im indischen Mittelalter herrschte politische Ruhe. Soziale Umwälzungen fehlen in Indien ganz. Die Wandlungen im indischen Leben beruhen daher meist auf geistiger Entwicklung. Religiöse Kämpfe, welche in Kriege ausarteten, wie in Europa, kennt Indien ebenfalls nicht. Um wegen Meinungsverschiedenheiten zu sengen, zu rauben und zu morden, dazu waren in Indien die Sitten zu mild und zu menschlich durchgebildet.

Das indische Mittelalter ist durch das Auftreten Buddhas und die Ausbreitung des Buddhismus gekennzeichnet, wie das europäische Mittelalter durch den Sieg des Christentumes. Die Lehre

Buddhas gründet sich auf die tiefinnerste Überzeugung vom Leid, Elend und Jammer dieses Lebens und des Daseins der Welten überhaupt.

Eine Folge der raschen Verbreitung dieser Weltanschauung war das Emporkeimen der Mönchsorden und des Asketentumes. Diese geistliche Weltflucht wirkte natürlich auch auf das Leben der Familien, Gemeinden und Staaten zurück. Doch trat, wie zum instinktiven Schutz gegen die rassenvernichtende Wirkung des Buddhismus, gerade in jener Zeit eine höchste Verschärfung der Kastenunterschiede hervor.

Die Lehre von der Wiederverkörperung, welche ihre Wurzel bereits im späteren vorbuddhistischen Brahmanismus hatte, sie bildete sich seit dem Auftreten Buddhas mit klarster Entschiedenheit heraus. Daß diese Wiederverkörperungslehre aber in Indien längst als selbstverständlich galt, geht aus der Tatsache hervor, daß sie als feststehend betrachtet wurde, daß kein Inder eine Erklärung derselben verlangte. Die einzige Frage, worüber sich Gelehrte und Ungelehrte stritten, war nur immer und immer wieder: „Wie entrinnen wir der Wiederverkörperung.“ Und die einzige Lösung, die man fand, war: „Nur wer von allem Begehren frei ist, gelangt zur ewigen Seligkeit.“

„Dir bleibt die schwerste Tat und auch der schönste Lohn!
Was Menschen selig macht, ist nur die Negation!
Vom Leben wende Dich, von Werden und Vergehen!
Zerstör' den Gegensatz, der Welten ließ erstehen!“

Wer zu dieser Verneinung des Daseins sich nicht entschließen kann, wird je nach seiner sittlichen und geistigen Beschaffenheit in einer anderen Existenz wiedergeboren. Wer diese Verneinung durchführt, gelangt aus dieser oder aus einer der nächsten Existenzen ins Nirvana.

Mit der Anschauung der Inder von der Wiederverkörperung hängt es zusammen, daß alle indischen Religionen Güte und Freundlichkeit gegen alle Geschöpfe, auch gegen böse, predigen. Selbst die eigenen Verfolger und Widersacher müssen dort schonend behandelt werden. Hiermit aber steht wiederum die indische Duldsamkeit gegen Andersgläubige in enger Fühlung. Eine Tempelinschrift des Königs Ashoka, der vom Jahre 259 bis 222 v. Chr. regierte, lautet:

„Der von den Göttern geliebte, liebevolle König ehrt alle Religionen. Man soll seinen eigenen Glauben ehren. Man darf aber den der andern nicht schelten. Nur Eintracht frommt! Möchten die Bekenner jedes Glaubens reich sein an Weisheit und glücklich durch Tugend.“

Unter den epischen Dichtungen der Inder sind die hervorragendsten das Mahabharata und Ramayana. Einen kleinen Teil des ersten Werkes bildet die in Europas Theosophenkreisen bereits vielfach bekannte „Bhagavad-Gita“. Das ganze Werk des Mahabharata ist ein großes umfassendes Geschichtsbuch. Es stellt in

Form eines Heldengedichtes den Kampf dar zwischen den Kuru- und den Gandu-Söhnen. Zugleich vereint dieses Werk alle Dichtung und Kunde der Vorzeit und deren Weisheit.

Das Ramayana ist die Lebensgeschichte des Rama. Es enthält einen großen Reichtum erhabener Gedanken und schwungvoller Schilderungen vormaliger Sitten und Zustände.

Reich entwickelt ist auch die indische Märchen- und Fabeldichtung, ebenso Lyrik und Drama. In Lyrik wie in Drama nimmt der indische Dichter Kalidasa, welcher 100 v. Chr. lebte, einen besonders hohen Rang ein.

Hervorragenden Wert und besonderen Reiz hat die indische Spruchpoesie mit ihren tiefen Reflexionen. Eine Mischung religiöser und rechtlicher Begriffe der Inder, und innig mit den Anschauungen der Veden verwachsen, ist das Gesetzbuch des Manu.

Die Musik ward in Indien frühzeitig gepflegt. Sie war, wie später in Griechenland, eng mit dem religiösen Drama verwachsen. Wie die Griechen, so verehrten auch die Inder Genien der Musik.

Die Malerei stand in Indien weniger in Blüte. Der Inder hatte nicht nötig, in irdischen Farben festzuhalten, was seine glühende Phantasie beständig in astralen Farben vor seine erhabene Seele zauberte. Immerhin bieten die Fresken in den Tempeln viel Anregung zur Betrachtung indischer Kunst.

Die Plastik der Inder war wesentlich entwickelter als ihre Malerei, doch brachten sie es auch hierin aus oben angedeuteter Ursache zu keiner Weltmeisterschaft. Anerkennenswert dagegen ist ihre Baukunst, welche sich in einen einfachen brahmanischen und in einen dekorativen buddhistischen Stil gliedert. —

Am höchsten von allen geistigen Äußerungen der Inder steht ihre Philosophie. Diese Philosophie ist aber keine einheitliche, sondern ebenso zahlreich an Systemen, wie die griechische und die deutsche Philosophie. Die Zahl der philosophischen Schulen Indiens ist eine unabsehbare. Doch war das System des Vedanta nicht nur die älteste, sondern auch die am meisten verbreitete indische Anschauung. Diesem Vedantasystem ist Erkenntnis des Selbst als „Atma“ das höchste Ziel. Wer sich zur Erfüllung dieses Gedankens durch die Zahl der Wiedergeburten hindurchgerungen hat, der ist erlöst.

Wie unsere moderne Wissenschaft sich besonders seit Darwin mit der Entstehung des Weltalls, der Erde und ihrer Lebewesen befaßt, so taten dies in ihrer Weise selbstverständlich auch die Inder. War doch in Indien frühzeitig eine Naturwissenschaft, eine Physik und Optik, eine vollständig ausgebildete Astronomie, eine Mathematik und Algebra, eine Musiktheorie und Musikwissenschaft, eine Theorie des Garten- und Ackerbaues, sowie eine Theorie der Handwerke erstaunlich hoch entwickelt. Schon die alten Inder befolgten den Sinn von Schillers Spruch:

„So laßt uns jetzt mit Fleiß betrachten,
Was durch die schwache Kraft entspringt!
Den schlechten Mann muß man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt!
Das ist's ja, was den Menschen zieret!
Und dazu ward ihm der Verstand,
Daß er im innern Herzen spüret,
Was er erschafft mit seiner Hand!"

Ebenso wie bei uns nicht jedermann mit Darwins Theorie einverstanden ist, ebenso waren auch in Indien die Anschauungen über das Entstehen der Erde, der Menschen, Tiere und Pflanzeu verschieden. Da dies aber den meisten Lesern von Interesse sein wird, will ich hier mitteilen, wie eine weitverzweigte Gruppe von Brahmanen über den Ursprung unseres Planeten und seiner Bewohner dachte. Nur dagegen soll Verwahrung eingelegt werden, daß diese Anschauungen allgemein indisch seien. Indien war kein einheitliches Reich, sondern gewissermaßen ein Erdteil, wie Europa. Viele Völker mit vielen verschiedenen Sprachen wichen dort in vielen Dingen von einander ab, obwohl sie viel Gemeinsames hatten. Keine indische Philosophie und keine Religion, auch der Buddhismus nicht, und keine wissenschaftliche Hypothese ist ganz allgemein indisch. Sondern alles ist immer nur indisch mit mehr oder weniger Beschränkung.

Die Inder dachten sich jedes Entstehen als kausalen Zusammenhang einer Reihenfolge des Werdens, die von einer Ursache ausging. Sie erkannten als Gesetz der Weiterentwickelung und Rückentwickelung einen beständig fortschreitenden Wechsel der in der Natur wirkenden Kräfte.

Das gleiche Gesetz, welches die Natur regierte, regierte für sie auch das Individuum und den Kosmos. Sein Wirken lebte im unendlich Kleinen, wie im unendlich Großen. Wie später Pythagoras, so erklärten schon vor ihm viele Brahmanen das Entstehen der Welt durch Zusammenwirken von Geist, Materie und Energie. Sie stützten diese Theorie, indem sie erklärten, die Geschichte des Individuums sei auch die Geschichte der Menschheit und die des Kosmos.

Die Bildung der Sonnen, die Entwickelung der Planeten um ihre Sonnen, erklärten die Gelehrten der Brahmanen aus entgegengesetzten Polen ihres Seins. Sie dachten sich eben schon den kleinsten Stoff, den wir Atom nennen, als mit zwei Polen versehen. Sie folgten nicht nur in der Philosophie und Moral, sondern auch in der Naturforschung vorwärts und rückwärts immer dem Gesetz der Kausalität. Weil die Planeten zwei Pole haben, so dachten sie, haben Atome und Sonnen auch zwei Pole.

Ferner behaupteten jene Brahmanen, daß alle Kräfte, die sich uns auf der Erde offenbaren, im Gesamtleben unseres Sonnensystemes ihren Ursprung haben. Von der Gravitationslehre unserer modernen Wissenschaft, in Bezug auf die Planeten, sagten betreffende Brahmanen nichts. Aber die Gesetze der Anziehung und Abstoßung machten sie ebenfalls geltend und erblickten in ihnen

zwei einander entgegengesetzte Kräfte einer universellen Einheit. Diese Einheit dachten sie sich als geistiges Prinzip. Aus dieser Einheit gingen nach brahmanischer Anschauung zahllose Scharen wirkender Wesen hervor, deren Sein als Doppelnaturen die Ursache sei für alle irdischen Gestaltungen. Dieses doppelpolige Sein nannten diese Brahmanen Wesenheit. Hitze und Kälte, Licht und Dunkel waren ihnen immer nur entgegengesetzte Pole desselben Prinzipes. Die große zentrale Weltkraft aber dachten sich die Inder ebenfalls als durch Wirkung zweier Pole erzeugt und nannten sie den großen Atem.

Die erste Regung erwachenden Lebens schildern die Brahmanen als eine nach dem Mittelpunkt gerichtete Kraft des Zusammenziehens des großen Atems. Als Ewigkeit galt ihnen endloser Raum, durch keinerlei Dimensionen beschränkt. Mit ihm zugleich war endlose Dauer, die Zeit. Zu Raum und Zeit gehörig war der Urstoff und die Bewegung. Diese Bewegung war der Atem des Urseins, der niemals aufhört und ebenso ewig ist wie Raum, Zeit und Stoff. Den Uratem dachten sich die Brahmanen selbst in den Ruhezeiten des Urseins als wehend und lebendig. Die Zeiten der Urruhe, welche nach dem Glauben der Inder periodisch wiederkehren, nannten sie Weltnacht. Den Weltnächten folgen stets wieder neue Weltentage. Auf jedes Zusammenziehen des Weltatems folgt eine sphärische Ausdehnung desselben ins Unendliche.

Die Tage Brahmas bezeichnen die Tätigkeit des Urseins. Die Nächte Brahmas, während welcher Finsternis über den Oberflächen der Tiefe brütet, sind die Untätigkeit des Urseins. Scheinbare Ruhe oder Tod ist dem Brahmanen nur der Übergang aus einer Form in die andere. Die Bewegung erkennt er als ewig im Nichtsein, als wiederkehrend im Sein. Der Brahmane kennt keine leblosen Körper. Selbst Steine und Metalle sind ihm nur Lebenseinheiten in tiefer Ruhe. Diese Ruhe kann ein Ende nehmen und einst zur Tätigkeit erwachen. Den Menschen denkt sich der Brahmane als Entwickelungsform, welche in unzähligen Vorgeburten zu dem emporreifte, was sie nun darstellt.

Im Anfang war Nacht. Und aus dieser entwickelte sich das kosmische Verlangen zu absolutem Licht. Aber Licht wirft Schatten. Und dieser Schatten erschien im Urstoff als kalter leuchtender Feuernebel. „Dunkelheit strahlte Licht aus! Das strahlende Licht ward Feuer und Hitze und Bewegung.“ Der glühende kosmische Staub ward zum feurigen Wirbelwind. Der geistig durchwebte feurige Wirbelwind bildete Kugeln aus kosmischem Staub, die in ihren wirbelnden Bahnen einander näher kamen und ineinander flossen.

Ohne Ordnung im Raume verstreut, stießen die feurigen Kugeln oft aufeinander bis zu ihrer endlichen Vereinigung. Dann wurden sie Kometen. Die Wesensqualität der Kometen ist nach Lehre der Brahmanen sehr verschieden von den Kometen unserer modernen Naturwissenschaft. Auch unsere Planetentheorie fehlte den Brahmanen. Zwar nahmen auch sie eine große zentrale Muttersonne,

aus kosmischem Feuernebel gebildet, an. Aber zwischen unserer Sonne und den Planeten fanden jene Brahmanen keinen prinzipiellen Unterschied heraus. Unsere Sonne hatte sich nach indischer Theorie nur eher von der Zentralsonne losgelöst, als jene Körper, die wir jetzt Planeten nennen, die sie sich aber ebenfalls als von der Zentralsonne geboren dachten. Nach ihrer Anschauung war die Sonne nur die ältere Schwester der Planeten.

Unsere Sonne galt den Brahmanen als riesenhafter Magnet, als Herz unseres Systems. Sie war die Geberin und Rückempfängerin der planetarischen Lebenskräfte. Nachdem die Sonne geboren war, zog sie alle kosmische Lebenskraft, welche sie erreichen konnte, in ihre Tiefen hinein, noch ehe die Bildung ringförmiger planetarischer Nebel ihr Ende erreichte. Dadurch kamen ihre Geschwister, die jetzigen Planeten, in Gefahr, von der Sonne verschlungen zu werden. Da traten die Gesetze der Anziehung und Abstoßung in Kraft, und die Sonne begann, den „Atem der universellen Seele", den Äther auszuatmen. Die Brahmanen dachten sich also die Sonne als atmend, ungefähr wie der Mensch atmet, und kosmische Luft war ihnen der Äther, welchen die Sonne ein- und ausatmet.

Die Brahmanen stellten sich die Sonne nicht als brennend vor, sondern als glühende Kugel. Im Innern dieser Kugel verborgen, atmete als Herz des Planetensystemes die wirkliche, uns nicht sichtbare Sonne. Auf diese Art dachten sie sich die magnetische Lebenskraft durch unser System kreisend. Nach dieser Anschauung zieht sich die Sonne genau so rythmisch zusammen, wie das menschliche Herz. Den Umlauf der Lebenskraft durch das Planetensystem, welcher durch jedes Atemholen der Sonne erzeugt wird, berechneten die Brahmanen auf elf Jahre.

Der Mond galt den Indern nicht als Kind, sondern als Mutter der Erde, was sie durch Ebbe und Flut und seinen Einfluß auf das Pflanzenleben erklärten. Die Drehung des Mondes um die Erde rührte nach ihrer Meinung daher, daß das Kind die Mutter zwingt, seine Wiege zu umkreisen. Nach einer andern indischen Lehre galt die Erde als Glied einer Kette von sieben Planeten, gebildet von den Hauptplaneten unseres Sonnensystemes. Erstbesprochene Lehre aber sagt, jeder Planet besitze eine besondere Kette von sieben Zuständen verschiedener Beschaffenheit, die durch drei Grade hindurch an Dichtheit zunehmen, im vierten Grade aber am dichtesten werden, welcher Zustand uns als Materie gilt. In diesem letzten Zustand befindet sich jetzt unsere Erde, um einst in den drei noch übrigen Graden allmählich wieder zum Zustand geringster Dichtheit, zu dem der Geistigkeit zurückzukehren. Unsere leiblichen Augen können jedoch nur Dinge sehen, welche auf unserer leiblichen Ebene liegen. Sonnen und Planeten müssen also unserer Daseinsebene verwandt sein, wenn wir sie wahrnehmen sollen. Ebenso können unsere Planeten von anderen Daseinsebenen nicht erblickt werden. Damit ist gesagt, daß außer der Sonnen- und Planetenwelt, welche wir sehen, noch sechs andere Sonnen- und

Planetenwelten vorhanden sind, welche wir nicht sehen, weil sie nicht auf unserer Daseinsebene liegen, sondern sich in andern Daseinszuständen befinden.

Nach brahmanischer Lehre ist das Universum dazu da, daß die Seele Erfahrungen sammeln kann und auf Grund dieser Erfahrung zur Selbstbefreiung gelangt. Das absolute Bewußtsein kann sich nur durch Vereinigung mit einer körperlichen Basis spalten und zum Selbstbewußtsein werden. Hieraus ergibt sich nach indischen Begriffen der Kreislauf der Notwendigkeit, die Inkarnation, die Seelenwanderung. Jeder Funke der universellen Weltseele muß durch den Lauf der Entwicklung und Rückbildung hindurchgehen, ehe er zu seinem Ursprung wiederkehrt. Keine Seele kann Bewußtsein erlangen, welche nicht den Kreislauf der Entwicklung und Erfahrung durchlaufen hat.

Jedes Atom, so lehrten die Brahmanen, ist eine zusammengesetzte Einheit und wird einmal zu irdischer Tätigkeit herangezogen. Es betätigt sich zuerst im Mineralreich, alsdann im Pflanzen- und im Tierreich, um zuletzt Mensch zu werden. Das Mineralreich ist die tiefste Stufe irdischen Lebens.

Die Lehre sagt, daß sich der Ozean des Stoffes erst dann in Tropfen vermögender und ordnender Energie teilt, nachdem im Schwung des Lebensanstoßes die Entwicklungsstufe des Menschen erreicht ist. Denn in allem Geschehen der Natur ist die Neigung zur Absonderung in Einzelexistenzen eine allmähliche. Der Strahl der universellen Intelligenz durchdringt sieben Ebenen, drei Ebenen über und drei unter unserer Bewußtseinsschwelle. Zuerst wandert er durch die drei Entstehungsmittelpunkte der Kräfte, bis er im Mineralreich zu einem aufsteigenden Wendepunkt der Ausdehnung ins Bewußtsein gelangt. Hier befindet sich das Bewußtsein noch im ruhenden Zustand, in Umhüllung von größter Dichtheit, auf der aller materiellsten Stufe, bis es durch Pflanzen- und Tierreich zum Menschendasein aufwärts steigt. Es ist ein stehender Glaubenssatz der Inder, daß die vollständige Ausbildung der Materie eine gänzliche Verdunklung des Geistes zur Folge hat.

Nach indischer Lehre kann keinem Ding irgend eine Form gegeben werden, weder durch die Natur, noch durch den Menschen, deren idealer Typus auf der Ebene des Subjektiven nicht vorher schon besteht. Denn alle Formen sind von Ewigkeit her als Ideen vorhanden und werden noch als Erinnerungen fortbestehen, wenn ihre Materialisationen längst vergangen sind. Niemals entstand ein Mineral, eine Pflanze, ein Tier, ein Mensch auf unserer Daseinsebene ohne Ausdehnung von innen nach außen, ohne vorher schon in der Idee existiert zu haben. Die Form des Menschen existiert als astrales Vorbild schon von Ewigkeit her.

Die Sonne war jenen Brahmanen der Vater des Menschen und der Mond seine Mutter. Sie sprachen von Mondvoreltern. Die Mondvoreltern vermittelten dem Menschen die astrale Form, in welcher der Körper von seiner Amme, der Erde, aufgebaut wird. Das astrale Vorbild wird aus ätherischem Stoff gebildet, welcher

uns unsichtbar ist. Der Astralleib durchdringt unseren irdischen Körper, wie ein feiner Duft die Luft durchdringt.

Nach Beendigung des Kreislaufes seiner eigenen Entwicklung übertrug der sterbende Mond seine Energie einem neuen kosmischen Zentrum, aus dem unsere Erde wurde. Wie jeder Weltkörper sieben Daseinszustände durchkreist, so macht auch die Entwicklung innerhalb jeden Zustandes eines Weltkörpers sieben Entwicklungsstufen durch. Jede Entwicklungsstufe ist abermals in sieben Grade geteilt. Wie auf jedem Weltkörper, so wohnen auch auf der Erde in jedem ihrer sieben Zustände je sieben Rassen, welche während ihrer Entwicklung je wieder in sieben Übergängen in Erscheinung treten. Jede Rasse ist dem Zustand ihrer Umgebung eng angepaßt.

Die Uranfänge alles Lebens dachten sich die Inder immer in Eiform, in länglicher Rundung. Die Atome waren ihnen zugleich unendlich kleine Eier, die Gestirne sehr große Eier und die Welt als Ganzes im Zustand ihrer Konzentration ein unermeßlich großes Ei, das Weltenei. Auch die erste Stufe des ersten Zustandes der menschlichen Entwicklung hatte Eiform.

Das menschliche Selbst, welches seine Wanderung auf der Erde beginnt, tritt nicht nur einmal in körperliche Erscheinung, um alsdann erst im nächsten Zustand der Erde wiederzuerscheinen, sondern es muß innerhalb jeder der sieben Ebenen durch viele Inkarnationen hindurchgehen. Denn die Entwicklung der Einzelseele ist ein langdauerndes Werden.

Bereits viermal hat die Erde auf dieser Daseinsebene sich umgestaltet, und vier große Rassen sind vorübergegangen. Die jetzige Menschheit ist die fünfte Abteilung der fünften Rasse. Der tiefste Punkt des Versinkens in unsere Materie liegt bereits hinter uns, so daß wir wieder aufwärts der Geistigkeit zustreben.

Jede große Rasse hat sich auf ihrem Festland während einer Spezialbeschaffenheit der Erdoberfläche entwickelt. Mit den Veränderungen auf der Ebene der Erscheinung gehen die Veränderungen auf den Ebenen des Bewußtseins Hand in Hand.

Nach indischen Betrachtungen sind die gegenwärtigen Polarregionen die älteste der sieben Wiegen der Menschheit. Die Veränderungen auf der Erdoberfläche hängen mit Veränderung in der Lage der Erdachse und mit Abnahme der Rotationsgeschwindigkeit zusammen. Der Atem der Gewässer aber wird auf der Erde beständig vom Mond regiert.

Im ersten Anfang menschlichen Lebens lag nur am rechten Ende der Erdkugel trockenes Land. In jenen sieben Zonen des unsterblichen, unzerstörbaren Landes des Manvantara wurde der Mensch geboren. Ewiger Frühling herrschte in der Finsternis. Aber was uns heute Dunkelheit bedeutet, war damals Licht.

Der zweite Kontinent umfaßt nach indischer Lehre das ganze jetzige nördliche Asien, jenes Land, welches Gobineau uns als das Heimatland der weißen Rassen nachweist. Soweit von indischer Lehre die Rede ist, hat das Wort Rasse selbstverständlich eine ganz andere Bedeutung, als im Sinne unserer Anthropologen.

Ihre feste menschliche Gestalt bekam die Menschheit in der Mitte der dritten Rasse. Bis dahin war die Erde mehr in einem ätherischen Zustand. Korallen und Muscheln waren noch von einer halb gallertartigen Beschaffenheit. Auch der zweite Kontinent hatte keinen Winter. „Nächtliche Schatten fielen niemals darauf.“ Dort lag das Land der ewigen Sonne.

Während der zweiten Rasse tauchte immer mehr Land aus den Fluten empor. Das dritte Festland erstreckte sich südlich und westlich vom Himalaja in unabsehbare Fernen. Das vierte Festland war eine Fortsetzung des dritten. Es erhob sich aus dem Meere westlich von Indien. Das Klima war vormals selbst in den kühlsten Gegenden ein halbtropisches.

Als die dritte Rasse mitten in ihrer Entwicklung war, neigte sich zum dritten Male die Erdachse. Die Menschheit lernte Schnee, Eis und Frost kennen und den Wechsel der Jahreszeiten. Alle organischen Wesen verkümmerten im Wuchs in der dritten Pralaya der Rassen. Jedesmal, wenn ein Kontinent emporwuchs, gingen mit Ausnahme des ersten Kontinentes die anderen Kontinente größtenteils unter. Das Bild der Erde ward jedesmal total verändert. Die tauglichsten Nationen aber wurden jedesmal gerettet.

Nach einer brahmanischen Lehre existiert die Menschheit auf unserem Planeten seit ihren Uranfängen bereits 18 Millionen Jahre. Vor diesem Zeitraum liegt eine Periode von 300 Millionen Jahren, in welcher sich Mineralien und Pflanzen gestaltet haben sollen. Gegenwärtig befinden wir uns im vierten Zustand, also in der Mittelperiode unseres Planeten.

Diese Periode ist diejenige der stärksten Entwicklung und der größten Flutzerstörungen, da die Materie jetzt mehr Widerstand leistete, als in früheren ätherischen Formen, denn die Kontinente waren damals elastisch. In diesen letzten Phasen geriet die Menschheit auf den untersten Grad körperlicher Entwicklung, in den Zustand grobstofflicher Existenz. In früheren Perioden war dagegen einzig die astrale Entwicklung im Fortschreiten, welche damals mit der physischen noch keine direkte Berührung hatte.

Nach indischer Anschauung ist der Mensch ein Tier, in welchem ein göttliches Wesen wohnt. Halbgöttliche Wesen bildeten die erste Rasse inmitten weicher Steine, die allmählich hart, inmitten harter Pflanzen, die ällmählich weich wurden. Insekten und andere Tiere entstanden, bis ein Neigen der Erdachse und eine damit verbundene Überflutung alles Leben wieder hinwegraffte.

Auch die Keilinschriften der Chaldäer sprechen von zwei Schöpfungen von Tieren und Menschen, von denen die erste wieder zerstört wurde, da sie mangelhaft waren. Denn die Geister von Sonne und Mond kamen herbei, sahen die Ungetüme der Erde und sprachen: „Diese sind keine passenden Wohnungen für den göttlichen Geist.“ Dann nahten die Feuer, ließen die trüben, dunklen Gewässer verdampfen, und die Geister töteten die Gestalten der

tierköpfigen, fischleibigen Menschen. Jetzt erschienen die Schöpfer des menschlichen Urbildes und schufen den künftigen Menschen.

Diese Bildner waren die Barhishads, die Mondvorfahren. Sie standen zum Menschen in demselben Verhältnis, wie der Mond zur Erde. Wie der Mond als Urbild der Erde heute noch vielfach die Erde beherrscht, so war der Astralkörper das Modell für den körperlichen Menschen. Die Barhishads glichen den niederen Prinzipien, welche der Grobstofflichkeit vorausgingen. Sie glichen den Elementarreichen, die vor den Mineralien entstanden. Das höhere mahatmische Element, der Strahl des universellen Geistes fehlte ihnen. So konnten sie dem Menschen nur seine Gestalt geben. Da sie selbst knochenlos waren, hatten auch ihre Nachkommen keine Knochen. Ihre Sprößlinge waren Schatten ohne Geist.

Die Sonnenvorfahren gaben diesen Schatten zwar einen Schein von Leben. Aber die Agnishwatta, die Herren der Flamme, verweigerten den Schatten den Geistesfunken. Denn die Agnishwatta, frei von Schöpfertrieb, waren der unbekannten Wurzel des göttlichen Ursprungs zu nahe. Sie standen auf zu hoher Stufe und wollten nichts mit Schöpfung zu tun haben.

Nur materiellere Geister, Anbeter der Form, waren imstande, die Schöpfung des Menschen zu vollenden. Bis dahin war der Mensch luftartig, undicht und geistlos. Ihm fehlte Manas, der Verstand. Jene Menschen blieben daher bewußtlos.

Die Lehre sagt: „Es sind die untergeordneten Geister, im Besitz eines zweifachen Körpers, welche Bildner und Erschaffer unseres Körpers der Täuschung sind. In diese aus jenen Geistern gebildeten Formen stiegen die Jivas hinab. Allein diese Formen waren wie Dächer ohne Mauern und ohne Stützen. Die Jivas haben keinen Halt in der bloßen Form. Sie können die Form nicht beleben, wenn Manas fehlt, und die Form kennt diesen nicht. Die Söhne Mahats sind die Beleber der Menschenpflanze. Sie sind die auf den dürren Boden des untätigen Lebens fallenden Wasser und die Funken, welche das menschliche Tier mit Leben erfüllen.

Im Anfang der zweiten Rasse hauchten einige Söhne Mahats ihr Wesen in die Menschen. Andere dagegen nahmen im Menschen ihre Wohnung. — Obgleich die Menschheit der ersten und zweiten Rasse nicht das war, was wir heute Menschen nennen, sondern nur Verkümmerungen künftiger Menschen, erschienen dennoch auch damals schon zuweilen Spuren kommender Intelligenz.

Alle Formen der Natur beginnen mit einer durchsichtigen ätherischen Umhüllung. Auch die ersten Menschen waren nach unserer indischen Lehre kreisförmige, ovale und formlose Massen von flüchtiger astraler Gallerte.

Die Überlieferung sagt: „Als die Rasse alt wurde, vermischten sich die alten Wasser mit frischem Gewässer. Als ihre Tropfen trübe wurden, schwanden sie dahin und tauchten unter in den neuen Strom, in den heißen Lebensstrom. Das Äußere des ersten

wurde das Innere des zweiten. Welten und Menschen wurden nacheinander nach dem Gesetze der Ausdehnung aus Urstoff geschaffen und wieder zerstört, bis endlich diese Welten und ihre Bewohner, unsere Erde und ihre Tier- und Menschenrassen das wurden, was sie in dieser Periode sind, einander entgegengesetzte Kräfte, im Gleichgewicht bleibende Kräfte von Geist und Stoff, von Männlichkeit und Weiblichkeit."

Nach seinem Kreislauf durch alle Reiche der Natur in den früheren drei großen Perioden, nachdem er sich den irdischen Zuständen angepaßt hatte, war der Mensch vor 18 Millionen Jahren bereit, wahrhaft Mensch zu werden. Erst in der Mitte der dritten Rasse erwachte im Menschen Manas, der Verstand. Im Tier aber als Vorstufe zum Menschen schläft Manas. In ihm lebt nur sein astrales Vorbild und Spuren von Kama, der Begierde.

Die dritte Rasse gliederte sich im Laufe der Entwicklung und Verdichtung der Materie in drei Arten mit verschiedener Fortpflanzung. Die erste Art der dritten Rasse war geschlechtslos und vermehrte sich durch Teilung. Die zweite Art war männlich und weiblich zugleich. Langsam und allmählich erst konzentrierten sich die Geschlechter auf getrennte Einzelwesen.

Daß die Vorfahren der jetzigen Menschen Hermaphroditen waren, diese Ansicht ist auch in Platos Gastmahl vertreten. Dort läßt Plato den Aristophanes sagen: „Unsere Natur war ursprünglich nicht dieselbe, die sie heute ist, sie war mannweiblich. Jedes Menschen Gestalt war ganz rund, Rücken und Seiten in Kreisform. Vier Hände hatten sie und Beine ebenso wie Hände. Sie hatten zwei Gesichter auf dem runden Halse, beide ganz gleich. Aber sie besaßen nur einen Kopf mit den beiden nach entgegengesetzten Seiten blickenden Gesichtern, vier Ohren, doppelte Schamteile und das übrige alles so, wie hiernach sich jeder denken kann. Dieses Wesen ging aufrecht, wie jetzt, nach welcher Seite es wollte. Und wenn es schnell laufen wollte, so bewegte es sich im Kreise, wie die welche ein Rad schlagen, nach oben die Beine herumschwingen und sich im Kreise drehen, auf die damals vorhandenen acht Glieder gestützt. Diese Menschen waren gewaltig durch ihre Körperkraft und Stärke und voll Hochmut. Sie legten Hand an die Götter. Und was Homer von Ephialtes und Otos sagt, das wird von jenen erzählt. Sie unternahmen es, zum Himmel hinaufzusteigen, in der Absicht, die Götter anzugreifen. Zeus spaltete sie deshalb, um sie schwächer zu machen, jeden von ihnen in zwei."

Die indische Lehre sagt: „Jedes lebendige Geschöpf auf dieser Erde und jegliches Ding, der Mensch ebenfalls, ging aus einer gemeinschaftlichen ursprünglichen Form hervor. Der Mensch ist in seinem Werden durch dieselben Formen der Entwicklung hindurchgegangen wie das Tier. Das Leben ist wie eine Flamme, welche durch die Reihe der Geburten hindurchweht."

Gegen das Ende der dritten Rasse wurden die Menschen bereits in gleicher Weise geboren wie unsere Generationen. Während der frühesten Zeit der dritten Rasse kamen zu den seither kriechen-

den Wesen Tiere mit Knochen, Drachen und fliegende Schlangen hinzu. Die Tiere, die auf dem Boden krochen, erhielten Flügel. Die Wassertiere mit langen Hälsen wurden Voreltern der fliegenden Tiere. Später wurden die erst knochenlosen Tiere, welche Wirbel bekamen, zu säugenden Tieren. Auch die Tiere waren erst zweigeschlechtige, ehe sie sich in Geschlechter trennten.

Die Affen stammen nach indischer Meinung von Menschen der frühen dritten Periode ab, welche sich mit Tieren einließen. Der Text lautet: „Diese verstandlosen Menschen, in denen der göttliche Strahl verborgen lag, wie das Feuer im Feuerstein schläft, vereinigten sich mit ungeheuren weiblichen Tieren und erzeugten eine Rasse von krummen rothaarigen Ungetümen, die auf allen Vieren gingen. Diese Geschöpfe waren stumm, wie auch die Menschen jener Frühperiode. Denn die Sprache kam erst mit der Entwicklung des Verstandes. Diese Ungetüme waren wild. Und sie und die Menschen brachten sich gegenseitig um. Bis dahin aber gab es keine Sünde, keinen Mord."

Nach Trennung der Geschlechter war die goldene Zeit zu Ende. Die Erdaxe schwankte. Der Kreislauf der Jahreszeiten begann. Menschen, Tiere und Pflanzen wurden durch Schnee, Eis und Frost in ihrem Wachstum zurückgehalten. Mit Trennung der Geschlechter kam Kampf, Widerstreit und Leidenschaft in die Welt und damit Sünde und Tod.

Als dem Menschen Verstand und Bewußtsein seiner göttlichen Kräfte inne wohnte, fühlte er seine wahre göttliche Natur, obwohl er körperlich Tier war. Mit der vierten Rasse entwickelte sich die Sprache. Diese Sprache ward, auf ihrer ersten Stufe einsilbig, auf der zweiten Stufe zusammenfügend, auf der dritten sinnverknüpfend, die Wurzel des Sanskrit.

Die ersten Stämme der vierten Rasse waren Menschen von riesenhaftem Wuchs, mit außerordentlichen Eigenschaften begabt. Sie bilden den Ursprung der Überlieferungen der indischen Puranas. Sie hatten am Hinterkopf ein drittes Auge und konnten nach vorwärts und rückwärts sehen. Als aber nach Trennung der Geschlechter der Mensch immer materieller wurde, verdunkelte sich sein geistiger Blick. Gleichzeitig verlor das dritte Auge allmählich seine Kraft.

Als die Riesen der vierten Rasse in der Mitte ihrer Entwicklung standen, mußte das innere Sehen durch künstliche Erweckung erworben werden. Das dritte Auge versteinerte und verschwand. Es wurde tief in den Kopf hineingezogen und ist nun unter dem Haar begraben. Auch viele Tiere besaßen damals noch ein drittes Auge.

Mit den Riesen der vierten Rasse erreichte die körperliche Schönheit und Stärke ihren Höhepunkt. Schwarze und gelbe Menschen hielten die Brahmanen für Nachkommen von überlebenden Resten früherer weniger entwickelter Menschenrassen. Die Riesen aber zerfielen in zahlreiche Nationen. Ihre Kultur und ihre Kenntnis der verborgenen Naturkräfte war weit größer als die

unsere. Sie hatten Waffen von enormer Zerstörungskraft. Ihre Häuser waren mit Gold gedeckt. Ihre Kunst und Wissenschaft überstieg alle Begriffe. Als die Arier mit den Riesen in Berührung kamen und von ihnen lernten, drohte letzteren schon der Verfall. Ihren Höhepunkt hatten sie erreicht, als die arische Rasse noch in der Kindheit lebte.

Der Mißbrauch ihrer Kräfte war es, welcher nach Meinung der Inder den Untergang der Riesen herbeiführte. Und allem Anschein nach nahmen sich die Brahmanen daran fort und fort ein warnendes Beispiel. Durch Stolz, Einbildung und Ruchlosigkeit der Riesen herbeigeführt, kamen die Fluten des Meeres und versenkten den Kontinent der Riesen in die Tiefen.

Der Bericht lautet: „Die ersten großen Gewässer kamen und verschlangen die sieben großen Inseln. Alles Heilige wurde gerettet, das Unheilige zerstört, mit ihm die meisten der riesigen Tiere, welche der Schweiß der Erde geboren hatte. Wenige Menschen blieben zurück, einige gelbe, einige braune und schwarze und einige rote. Die frühesten mondfarbigen dagegen waren für immer verschwunden. Die fünfte Rasse, die Nachkommen des heiligen Stammes allein blieben übrig."

Zu den Söhnen der Heiligen stiegen Götter herab, stifteten Frieden unter ihnen, lehrten sie und regierten über sie als Könige. So erzählt auch die älteste ägyptische Geschichte, daß Osiris und Isis als Götterpaar in Ägypten Städte bauten, die Nilüberflutungen regulierten, Acker- und Weinbau, Musik, Geometrie und Astronomie lehrten. Im ägyptischen Totenbuch sagt Isis: „Ich bin die Königin dieser Regionen. Ich war die erste, welche den Sterblichen die Geheimnisse von Weizen und Korn offenbarte."

Als Herodot Ägypten bereiste, zeigten ihm die Priester die Bildsäulen ihrer Könige und Hohenpriester, die, alle von göttlicher Herkunft, vor Menes, ihrem ersten menschlichen König regierten. Herodot sagt: „Diese Statuen waren enorme Holzkolosse, 345 an Zahl. Jeder von ihnen besaß seinen eigenen Namen, seine Geschichte und seine eigenen Jahrbücher." Die Priester sagten dem Herodot, kein Geschichtsschreiber könne die Berichte über jene übermenschlichen Könige verstehen, wenn er nicht die Geschichte der drei Geschlechter studiert habe, welche den Menschen vorangingen.

Offenbar hegte die Priesterkaste Ägyptens ganz ähnliche Anschauungen wie die Brahmanen. Nur können wir über die Lehren der Ägypter nicht mehr soviel erfahren, wie über die der Inder. Einesteils gingen die alten Ägypter zugrunde, während die Brahmanen noch leben. Andernteils waren die ägyptischen Priester unglaublich verschlossen. Die obere Priesterschaft behielt alles höhere Wissen für sich und ließ nur weniges davon der unteren Priesterschaft zukommen. Krieger und Bürger aber wurden noch weniger unterrichtet. Fremde wurden überhaupt zu den Studien nicht zugelassen. Der einzige Nichtägypter, welcher sich rühmen konnte, vollständig in alle höheren und niederen ägyptischen Mysterien eingedrungen zu sein, war der Grieche Pythagoras. Er

kam auch gerade noch vor Toresschluß. Als er zweiundzwanzig Jahre zu Theben studiert und als Priester amtiert hatte, wurde Ägypten von Kambyses erobert uud die gesamte Priesterschaft, darunter auch Pythagoras, über Arabien gefangen nach Babylon geführt.

Zwar ist mir nichts bekannt, daß sich Pythagoras darüber geäußert hätte, daß er seine hohe Weisheit und sein wirklich einzig umfassendes Wissen hauptsächlich von den Ägyptern erwarb. Aber wir können wohl mit ziemlicher Sicherheit darauf schließen, daß das der Fall war. Was wir über die Kenntnisse des Pythagoras aus einigen Fragmenten späterer griechischer Schriftsteller erfahren, gleicht dem brahmanischen Wissen, wie ein Ei dem andern. Entschieden besteht irgend ein uns verloren gegangener Kulturzusammenhang zwischen Indien und Ägypten. Pythagoras blieb aber insofern ägyptischer Priester, als er exoterische und esoterische Schüler hatte. In die letzte Tiefe seiner Mysterien ließ er nicht einmal seine vertrautesten Schüler eindringen. Diese Geheimnisse erbten nur als Manuskript in seiner Familie fort und gingen dann verloren. So ist uns damit auch ein indirekter Einblick in die tieferen ägyptischen Mysterien entschwunden. Nur am Geistesleben der Brahmanen können wir ermessen, wie tief in Ägypten, und vermutlich auch in Babylon, die höhere priesterliche Einsicht in den Lauf der Dinge war und in die Kräfte der Natur.

Ein aufmerksames Studium der philosophischen Lehren des alten Indiens enthüllt uns vieles, was uns an die Philosophie und an die Hypothesen der Europäer erinnert. In dieser ungeheuren Literatur treffen wir auf Fragen von ewigem Interesse für die Menschheit, auf Fragen über die letzte Ursache aller Dinge, über das Verhältnis zwischen Geist und Stoff und über das Schicksal. Die Inder stellten mehr als eine Lehre auf über die Ewigkeit der Materie, über die Gottheit, über das Ausströmen der Seelen aus Gott und ihre einstige Auflösung in ihm. Die Theorien über die Atome, über die Weltuntergänge nähern in vielen Beziehungen die philosophischen Systeme des alten Indiens gewissen Systemen Europas und verleihen dem Studium des Indertumes ein doppeltes Interesse.

Das Alter der indischen Astronomie und die Kühnheit ihrer Aufstellungen haben schon lange die Bewunderung Europas erregt. Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Inder schon in grauer Vorzeit zu sicheren und hochbedeutenden, genauesten Resultaten ihrer astronomischen Beobachtungen gelangten. Ebenso waren sie groß in der Arithmetik, ganz besonders aber in der Algebra, in welcher sie höchst wichtige Entdeckungen machten.

Die sechs Hauptschulen der altindischen Philosophie haben, wie sehr sie auch von einander abweichen, doch wiederum auch viel Gemeinsames und Verwandtes unter sich. Sie alle verfolgen das eine Hauptziel, die Mittel zur Rettung des Menschen aus den Fesseln des Lebens zu finden. Und alle sind sie darin einig, daß die Hauptursache der Fesseln des Seins und die Quelle des Leidens

die Unwissenheit ist. Diese Unwissenheit besteht darin, daß die Seele, obwohl verschieden von der Vernunft, dem Gefühl und dem Körper, sich dennoch mit diesen dreien für gleichbedeutend hält.

Daraus folgt, daß die Seele gewisse Gegenstände als ihr eigen, andere aber als ihr fremd und als andern gehörig betrachtet, und daß sie durch Vermittlung des Körpers freudige Eindrücke von der einen Seite, von der andern Seite Schmerzen empfängt. Daraus entsteht eine Sehnsucht nach Freude und eine Abneigung gegen das Leiden. Hieraus folgen wiederum verschiedene Handlungen, gute und schlechte, Tugend und Laster, Tod und Wiedergeburt.

Sakuntala ist eines der ersten aus dem Sanskrit in die europäischen Sprachen übersetzten Werke. Dieses Drama von Kalidasa erschien 1789 in englischer Übersetzung von W. Jones. Georg Forster übertrug dasselbe 1791 aus dem Englischen ins Deutsche. Die von Jones getroffene Wahl war eine sehr glückliche und trug sehr dazu bei, das Interesse am Studium der altindischen Literatur zu wecken. Der Eindruck, den diese Übersetzung hervorbrachte, kann unzweifelhaft als ein großer gelten. Goethe war entzückt davon. Herder, Schlegel und Schelling hoben die poetischen Vorzüge der Sakuntala noch mehr hervor.

Dramatische Werke führen im Sanskrit den allgemeinen Namen Nataka. Nat heißt tanzen. Die Benennung eines Schauspielers als Tänzer beweist, daß sich in Indien, wie in Griechenland das Drama aus dem Tempeltanze entwickelte. Es ist zweifellos, daß in Indien das Drama einen ganz unabhängigen Ursprung hat, ohne irgend einen auswärtigen Einfluß. Keime dramatischer Vorstellungen in Form von Zwiegesprächen lassen sich bis ins höchste Altertum hinauf nachweisen.

Viele Opfergebräuche waren von Dialogen begleitet. Es ist allgemein bekannt, daß Tänze, Gesänge und mimische Spiele schon frühzeitig mit dem Kultus verknüpft wurden. Die Inder haben auch Sagen über den Ursprung ihrer dramatischen Kunst. Nach einigen derselben verdanken sie das Drama dem sagenhaften Heiligen Bharata, nach anderen dem Brahma selbst, welcher diese Kunst den Veden entlehnte und sie dann dem Weisen Bharata verlieh, der die älteste Dramaturgie verfaßte.

Die allerältesten indischen Dramen kennen wir nicht. Von den vorhandenen Dramen ist Mrichhakatika das älteste. Der Verfasser heißt Sudraka. Er lebte zur Zeit des Kaisers Vikamaditya. Die drei vorhandenen Dramen Kalidasas, Sakuntala, Urvasi und Mrichhakatika, sind jünger und die drei Dramen von Bhavabhuti noch jünger. Letztere stammen aus dem achten und die Dramen Karmadevi, Mudrarakshasa und Prabodhacandrodaya aus dem zwölften Jahrhundert.

Die dramatischen Werke der indischen Neuzeit nehmen ihren Stoff meist aus den Legenden des Mahabharata und des Ramayana. Viele ähneln unseren mittelalterlichen Mysterien. Auch Stücke von komischem Charakter und Dramen von philosophischem Inhalt, in

welchen philosophische Systeme durch handelnde Personen dargestellt werden, wurden neuerdings verfaßt.

Die Zahl der bis jetzt entdeckten und gedruckten indischen Dramen ist sehr bedeutend und wird immer größer. Die Sanskrit-Literatur enthält auch seit Bharatas Natya-Sasra Werke über Dramaturgie und über Rhetorik.

Eine neuere Erscheinung sind die Yatras, die Volksschauspiele in Bengalen. H. H. Wilson bespricht dieselben in seinem Werk über das Theater der Hindus. Auch J. L. Klein erzählt von den Yatras in seinem Werk über die Geschichte des Dramas. In neuerer Zeit wurden sogar mehrere Yatras gedruckt.

Eine der markantesten Erscheinungen zu Beginn des indischen Mittelalters war Buddha, der Erleuchtete, der Erkennende. Er wurde unter dem Namen Siddhattha zu Kapilawatthu im nordwestlichen Indien an einem Freitag des Jahres 623 v. Chr. geboren. Sein Vater herrschte als Fürst eines kleinen Landes. Er hieß Suddhodana und war vom Geschlechte der Sakya. Schon bei Geburt des Knaben, nach welcher seine Mutter Maya starb, weissagten die Brahmanen die künftige erhabene Bestimmung Siddhatthas. Wenn er den Thron besteige, werde er ein großer weltbeherrschender König werden, wenn er dem Thron entsage und das Leben eines Asketen wähle, werde Siddhattha ein Weltüberwinder, ein vollendeter Buddha sein.

Der Büßer Kaladewalo, welcher von der Geburt Siddhatthas hörte, warf sich vor dem Kinde zur Erde nieder und sprach: „Wahrlich, dieses Kind wird einst ein höchster vollendeter Buddha werden und den Menschen den Weg zur Erlösung weisen.“ Dann trauerte er, daß er bei seinem hohen Alter diese erhabene Zeit nicht mehr erleben werde.

Die Legende erzählt nun, der Fürst habe gewünscht, daß sein Sohn Siddhattha kein Buddha, sondern ein weltbeherrschender König werde. Da die Brahmanen ihm sagten, der Anblick menschlichen Leidens und irdischer Vergänglichkeit werde den Prinzen zur Weltflucht veranlassen, so hielt er dem Sohne alles fern, was diesem Kenntnis von Leiden und Tod geben konnte.

Siddhattha, mit fürstlichem Luxus umgeben, mußte ein glanzvolles weltliches Leben führen. Besonders ward er in allen ritterlichen Übungen unterrichtet. Als Siddhattha Jüngling wurde, ließ ihm sein Vater drei Paläste erbauen. Dies war in Indien allgemein Sitte. Der Vornehme bewohnte zu jeder der drei indischen Jahreszeiten einen andern Palast. Alle Paläste Siddhatthas waren mit großer Pracht ausgestattet und von großen Gärten voll Lotosteichen, Grotten, Brunnen und herrlichen Bäumen umgeben.

Achtzehn Jahre alt, ward Siddhattha mit Yasodhara vermählt und mit musikkundigen Tänzerinnen umgeben. Trotzdem Siddhattha alle Schattenseiten des Lebens fern gehalten wurden, konnte man doch nicht verhindern, daß er auf seinen Ausfahrten durch den weiten Park bedeutsamen häßlichen Erscheinungen begegnete, welche ihn zum Nachdenken anregten. Er sah in kurzer

Zeit nacheinander einen alten gebrechlichen Greis, einen Kranken, welcher mit Geschwüren bedeckt war, einen verwesenden Leichnam und einen ehrwürdigen Bettelmönch.

Siddhattha ward aufs Tiefste erschüttert. Die trugvolle Nichtigkeit des Lebens trat wie mit Zauberschlag vor sein geistiges Auge. Er erblickte die drei Übel: Alter, Leiden und Tod. Er mied fortan alle Weltlust und erkannte, daß das Dasein ein Übel sei, dem man entfliehen müsse. Sein ganzes Streben war nun darauf gerichtet, die Mittel zu ergründen, wie man dem Leben und der Wiedergeburt entgehen könne. So beschloß er, gleich jenem Bettelmönch, dem er begegnet war, die Heimat zu verlassen und in die Einöde zu gehen, um sich in sich selbst zu versenken.

Da Siddhattha die Widersprüche seiner Familie fürchtete, zog er vor, heimlich zu entfliehen. Als eines Nachts alle schliefen, betrachtete er noch einmal seine schlummernde Gattin Yasodhara und seinen kleinen Sohn Rahula, ließ sich sein Lieblingsroß satteln und ritt davon.

Am Flusse Anoma schnitt er sich mit dem Schwert sein langes Haar ab, übergab dem treuen Knecht Tschanno, der ihn bis hierher begleitet hatte, seine Waffen, Schmucksachen und sein Pferd und befahl ihm, damit nach Kapilawatthu zurückzukehren und die Seinen zu trösten. Nachdem Tschanno heimgekehrt, blieb Siddhattha noch sieben Tage am Flusse Anoma in der Einsamkeit in Betrahctungen versunken, erfüllt von der Genugtuung, daß er die Fesseln der Weltlust abgestreift. Hierauf wechselte er mit einem vorübergehenden Bettler die Kleider und wanderte nach dem Magadhareiche.

Dort lebten die Brahmanen Alaro, Kalamo und Uddako im Rufe hoher Weisheit. Bei diesen wurde Siddhattha unter dem Namen Gotama, einem ehrenden Beinamen seines Geschlechtes, Schüler der Theologie. Aber dem Mönch Gotama gefielen die Lehren jener Brahmanen nicht. Er kam durch dieselben seinem Ziele nicht näher. Darum zog er sich zu den Asketen in den Hain von Uruvela zurück und unterwarf sich in der Einsamkeit den härtesten Bußübungen und Selbstpeinigungen.

Sein heiliger Wandel führte ihm bald fünf Genossen zu, welche dem gleichen Ziele zustrebten wie Gotama. Diese fünf Mönche hießen Kondanyo, Bhaddiyo, Wappo, Mahanamo und Assadschi. Sieben Jahre weilte Gotama im Walde zu Uruvela. Dieser Ort ward später Buddha-Gaya genannt. Es entstanden dort nachmals Tempel und Klöster, welche tausend Jahre später, als sich der Buddhismus über ganz Mittel- und Ostasien verbreitet hatte, von Tausenden von Mönchen bewohnt waren und welche der Hauptwallfahrtsort aller buddhistischen Gebiete wurden. Ein verfallener Tempel, der aber jetzt wieder hergestellt ist, bezeichnet noch heute die Stätte, an welcher Buddha während sieben Jahren seiner Erkenntnis entgegenreifte.

Durch die unausgesetzte härteste Askese schwanden Gotama immer mehr die Kräfte. Da erkannte er endlich, daß er auf diese

Weise auch nicht zum Ziele gelange. Er gab die Askese wieder auf und nahm genügend Nahrung zu sich, um wieder zu Kräften zu kommen. Seine Gefährten aber, welche ihn deshalb verachteten, verließen ihn.

Als Gotama wieder bei Kräften war, beschloß er, die Selbstpeinigung als unwürdig zu verwerfen und sich nur auf Enthaltung von aller Weltlust zu beschränken. Wieder vollkommen einsam, richtete er jetzt sein ganzes Streben auf Erschließung seiner höhern geistigen Kräfte.

Eines Nachts hatte er unter einem Nigrodhobaume am Flusse Nerandjara den letzten schweren Kampf mit der Weltlust. Noch einmal traten die Bilder von Ehre, Ruhm, Macht und Reichtum, irdische Liebe, Familienglück, Genuß und Freude vor ihn hin. Aber Gotama widerstand allen Lockungen und gewann über diese Täuschungen den Sieg. Er wurde in jener Nacht zum Buddha, zum Erkennenden.

Jener Nigrodhobaum, unter dem Gotama zur erlösenden Erkenntnis gelangte, wurde von den Buddhisten später Baum der Erkenntnis genannt. Er gehörte zur Gattung der Feigenbäume. Ein Schößling desselben soll noch jetzt an der Tempelruine von Buddha-Gaya grünen. Ein anderer Schößling ward von Sanghamitta, der Tochter des Königs Asoko nach Ceylon gebracht und dort gepflanzt. Aus ihm entwickelte sich der älteste historische Baum der Erde, welcher noch jetzt in vollem Wachstum steht.

Buddha hatte in jener heiligen Nacht die Wahrheit erfaßt und einen tiefen Blick in die Natur der Dinge getan. Er erkannte die Wurzeln des Entstehens und Vergehens der Wesen, die Quelle des Leidens, des Todes und der Wiedergeburt, zugleich aber auch das Mittel, dem Kreislauf der Wiedergeburten zu entfliehen und ins Nirvana einzugehen.

Noch sieben Nächte weilte Buddha im Haine zu Uruvela. Es kamen ihm Zweifel, ob er seine Erkenntnis auch der verblendeten Welt mitteilen solle. Aber Brahma selbst soll Buddha der Sage nach gebeten haben, seine Mission zu beginnen. Jetzt verblieb Buddha abermals noch 21 Tage und Nächte unter dem Baume der Erkenntnis, um sich auf sein großes Werk vorzubereiten. Dann erhob er sich und sprach: „Geöffnet sei allen die Pforte des Heils. Wer Ohren hat, höre die Lehre und lebe ihr nach!“ —

Zunächst wandte sich Buddha nach Benares, wo er die fünf Mönche aufsuchte, welche ihn nach Aufgabe der Askese verlassen hatten. Im Haine Isipatanam zu Nigadayo bei Benares fand er sie wieder. Als ihn die Mönche von fern kommen sahen, beschlossen sie, ihn nichtachtend zu empfangen. Aber die Hoheit seiner Erscheinung und der erhabene Ausdruck seines Wesens machte auf sie einen so gewaltigen Eindruck, daß sie sich unwillkürlich schweigend vor ihm beugten und willig seiner Rede lauschten, welche Buddha mit den Worten schloß: „Wohlan ihr Mönche! Wohlverkündet ist die Lehre! Wandelt hinfort in Heiligkeit! Alles Leid hat sein Ende!“

Als erster von den fünf Mönchen bekehrte sich zu Buddha der bejahrte Kondanyo. Ihm ging das reine, ungetrübte Auge der Erkenntnis auf. Er ward ein Araha und erreichte somit die vierte und höchste Stufe der Heiligkeit, welche zum Eingehen in das Nirvana befähigt. Alsbald aber folgten ihm die vier jüngeren Mönche nach und alle fünf wurden Jünger Buddhas.

Der nächste, welcher bekehrt ward, war Yaso, ein Jüngling aus edlem Geschlechte. Nach fünf Monaten hatte Buddha bereits sechzig Jünger, welche er alle persönlich unterrichtete. Alsdann versammelte er die Sechzig um sich und sandte sie einzeln hinaus in die Welt, um die erlösende Lehre zu verkünden. Sein Abschiedswort lautete: „Ziehet hinaus, Ihr Jünger! Wandert umher und predigt die Lehre zum Heile und zur Errettung für alle lebenden Wesen, aus Mitleid für die Welt, zur Freude, zum Segen und zum Heile für die Menschheit. Es gibt viele, die lauteren Herzens und guten Willens sind. Aber wenn sie die erlösende Lehre nicht hören, gehen sie zugrunde. Diese werden eure Anhänger sein und die Bekenner der Wahrheit."

Als Buddha seine ersten sechzig Jünger ausgesandt hatte, ging er zunächst nach Uruvela, wo in Waldhütten tausend Brahmanen lebten, welche das heilige Feuer unterhielten. Er predigte vor diesen und gewann sie ebenfalls zu Jüngern. Hierauf begab er sich zum König Bimbisara, welchen er nebst vielen Edelleuten und einer Menge Volk als Laienbruder für seine Lehre gewann. Dann zog er weiter nach Kapilawatthu. Als er vor dem Ort angelangt war, kam ihm sein Vater mit allen männlichen Verwandten entgegen, um ihn zu begrüßen. Denn Buddhas neuer Ruhm war ihm nach Kapilawatthu bereits vorausgeeilt.

Die Verwandten, welche Buddha im gelben Gewand eines Bettelmönches erblickten, schämten sich seiner. Als Buddha am andern Morgen seinen Bettelgang antrat, kam sein Vater herbeigeeilt und rief ihm zu: „Warum tust du mir solche Schmach an, mein Sohn, gleich einem Bettler Gaben zu erflehen?" Buddha antwortete: „O Fürst! Dies war von jeher der Brauch aller aus meinem Geschlechte!"

Suddhodana aber entgegnete: „Wir stammen aus fürstlichem Geschlecht von Königen und Kriegern, und keiner erniedrigte sich je so weit, sein Brot vor den Türen zu erbetteln!" Da lächelte Buddha und sprach: „Du und die deinen, Ihr rühmt Euch mit Recht, einem Geschlechte von Fürsten zu entstammen. Meine Ahnen aber sind die Buddhas verflossener Jahrtausende, und diese taten wie ich!"

Da verstand Suddhodana seinen Sohn, faßte ihn bei der Hand und nahm ihn mit in seinen Palast. Noch am selben Tage begab sich Buddha mit zwei Jüngern zu Yasodhara. Als diese ihn im Gewande des Bettelmönches stehen sah, sank sie weinend vor ihm nieder und umfasste seine Knie. Aber Buddha hob sie auf, tröstete sie und unterwies sie in seiner Lehre. So ward auch Yasodhara seine Jüngerin.

Alsbald trat Rahula vor Buddha hin und sprach: „Mein Vater! Ich werde einst den Thron der Sakya besteigen! Gib mir mein Erbe!“ Hierauf faßte ihn Buddha bei der Hand, führte ihn hinaus vor die Stadt nach dem Nigrodhohaine, wo er mit seinen Jüngern, die ihn zahlreich begleitet hatten, wohnte und neigte sich folgendermaßen zu Rahula: „Du begehrst ein Erbe von mir, mein Sohn, das der Vergänglichkeit unterworfen ist und Leiden erzeugt. Ein solches habe ich nicht zu vergeben. Aber meine Erkenntnis sei dein. Das geistige Erbe, welches ich dir gebe, das kann dir niemand streitig machen.“ Dann befahl Buddha dem Sariputta, Rahula in die Gemeinschaft der Erleuchteten aufzunehmen.

Außer dem Sohn Rahula erlangten auch noch viele Vettern Buddhas die Weihen, darunter als bekannteste Ananda, Dawadatta, Upali und Anurudha. Die hervorragendsten Jünger außer diesen waren Sariputta, Moggallana und Kassapa.

Buddha weilte vier Monate während der Regenzeit in Kapilawatthu. Dann verließ er seine Heimat abermals, um an anderen Orten sein Werk fortzusetzen. So predigte und wirkte Buddha bis zu seinem Tode im ganzen 45 Jahre. Während dieser Jahre zog er acht Monate des Jahres von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, meist von einer großen Schar von Jüngern begleitet.

Die vier Monate der Regenzeit aber brachte Buddha stets an einem ruhigen Ort zu, entweder auf der Besitzung eines Anhängers oder in einem der Haine, welche wohlgesinnte Fürsten der buddhistischen Brüderschaft damals schon zum Geschenk gemacht hatten. Ein solcher Wald befand sich zu Veluvana. Er war der Gemeinde vom König Bimbisara gestiftet. Dort weilte Buddha am liebsten. Auch der reiche Kaufmann Anathapindika hatte Buddha bei Savatthi einen Hain geschenkt, wo er gern weilte. An beiden Orten, sowie auch an vielen anderen waren Klöster für die Mönche erbaut worden.

Als Buddha alt war, empörte sich sein Jünger und Vetter Dewadatta gegen ihn, um die Herrschaft in der Gemeinde an sich zu reißen. Aber alle Anschläge Dewadattas mißlangen, und Buddha ging siegreich aus dieser Gefahr hervor. Im Alter von achtzig Jahren fühlte Buddha seine Kräfte schwinden. Daher sprach er zu seinem Lieblingsjünger und Vetter Ananda, dem Bruder Dewadattas, welcher selten von ihm wich: „Ananda! Ich bin ein Greis! Das Maß meiner Tage ist voll! Meine Erdenfahrt nähert sich ihrem Ende!“ Als Ananda traurig ward und seinen Meister bat, noch länger bei ihm zu weilen, entgegnete Buddha: „Habe ich dich nicht oft gelehrt, Ananda, es liege in der innersten Natur aller Dinge, daß wir uns von ihnen trennen und sie verlassen müssen? Alles, was geboren ward, muß notwendig auch vergehen. Wie also wäre es möglich, daß ein menschliches Wesen, und wäre es selbst ein Buddha, nicht stürbe? Es gibt keinen Zustand von ewiger Dauer! Heute über drei Monate wird der Vollendete zum ewigen Frieden eingehen. Wer treu auf dem Pfade der Heiligkeit verharrt, der wird sicher dieses Meer des Lebens

kreuzen und an jenes erhabene Ziel gelangen, wo alles Leiden endet.“

Obgleich Buddha hinfällig war und von Schmerzen heimgesucht wurde, wanderte er dennoch von Ort zu Ort, die Menschen zum Ausharren auf dem Wege des Heils ermahnend. Zu Pava rastete er im Mangohaine nahe der Schmiede Tschundas. Als Tschunda, der Schmied, dies hörte, eilte er freudig herbei, lud den Vollendeten in sein Haus und bewirtete ihn mit Reis, Brot und einem Gericht Pilzen, „Sukaramaddavam“ genannt. Das Wort bedeutet auf deutsch soviel wie Wildschweinfreude. Jene Pilze hießen im Magadhalande so, weil die dortigen Wildschweine ihnen eifrig nachspürten, wie bei uns die Wildschweine nach Trüffeln suchen.

Als Buddha von den Pilzen gegessen hatte, erkannte er, daß sie giftig waren. Er befahl daher, den Jüngern nicht davon zu geben, sondern den Rest fortzuwerfen. Nachdem Buddha den Schmied Tschunda belehrt hatte, wanderte er weiter nach Kusinara.

Unterwegs befiel ihn eine schwere Krankheit, und heftige Schmerzen peinigten ihn. Aber Buddha raffte sich nochmals auf und wanderte mit Ananda und den anderen Jüngern, die bei ihm waren, nach einem Salwalde der Mallas von Kusinara am Ufer des Flusses Hiranyavati. Ananda bereitete auf Buddhas Geheiß zwischen zwei Salbäumen ein Lager, auf welches sich Buddha niederlegte. Nachdem er einige Zeit dort ruhend gelegen, sprach er die Worte: „Ihr Jünger! Alles Entstandene ist vergänglich! Strebt nach der Erlösung ohne Unterlaß!“ Das waren seine letzten Worte. Dann verschied er. Vor dem östlichen Tore der Stadt Kusinara aber verbrannten die Mallas den Leib Buddhas noch vor Sonnenaufgang mit königlichen Ehren. —

Buddhas Lehre hat es fast einzig mit den drei irdischen Übeln Alter, Leiden und Tod und mit der Erlösung von diesen Übeln zu tun. Alles, was Buddha lehrte, hängt mit der Befreiung von den drei Übeln zusammen. Um Buddhas Lehrweise zu schildern, mögen hier einige seiner Lehrsätze folgen:

„Selbst ist sein eigener Herr! Wer sonst könnte der Herr sein? Wer sich selbst bezwungen hat, findet einen Herrn, wie ihn wenige finden können!“

„Ein jeder soll aus sich selbst machen, was er andern zu sein lehrt. Wer einen guten Herrn hat, mag sich ihm unterwerfen! Sich selbst zu unterwerfen ist schwer.“

„Man tut das Böse aus sich selbst! Man leidet durch sich selbst! Man unterläßt das Böse aus sich selbst! Man reinigt sich selbst! Reinheit und Unreinheit sind Dinge, die man selbst herbeiführt! Niemand kann andere zur Reinheit erheben!“

„Indem der Weise sich durch Nachdenken, Mäßigung und Selbstbeherrschung emporschwingt, macht er sich zu einer Insel, welche keine Flut überschwemmen kann.“

„Ein jeder verteidige sich selbst, suche Zuflucht bei sich selbst, büße selbst für seine Sünden!“

„Wache mit Eifer über dich selbst, und halte dich selbst im Zaume, wie der kühne Renner von seinem Herrn im Zaume gehalten wird."

„Brunnenmacher leiten das Wasser, Pfeilmacher biegen den Bogen, Zimmerleute fällen das Holz und der Weise formt sich selbst."

„Greife frisch an, was vollbracht werden muß! Erhebe dich selbst! Sei nicht träge! Folge dem Gesetze der Tugend!"

„Wer das Nirvana erlangen will, darf sich nicht auf andere verlassen, sondern muß heldenmütig und standhaft sein und sein eigenes Urteil üben."

„Vater und Mutter zu ehren ist besser, als die Götter des Himmels und der Erde anzubeten!"

„Nach dem Gesetze sind Vater und Mutter für das Kind in der Familie Brahma selbst!"

„Es gibt zwei Extreme, o Jünger, welchen der Mann, der die Welt aufgegeben hat, nicht folgen sollte, auf der einen Seite die Beschäftigung mit jenen Dingen, deren Anziehungskraft auf den Leidenschaften und besonders auf der Sinnlichkeit beruht, — und auf der andern Seite die Beschäftigung mit Askese oder Selbstquälerei, welche schmerzvoll, unwürdig und nutzlos ist!"

„Es gibt einen Mittelweg, o Jünger, welcher jene beiden Extreme vermeidet und von den Tathagata aufgefunden ist, einen Weg, welcher die Augen öffnet und den Verstand verleiht, welcher zum Seelenfrieden, zur höheren Weisheit, zur vollen Erleuchtung, zum Nirvana führt!"

„Welches ist dieser Mittelweg, o Jünger, der jene beiden Extreme vermeidet, und von den Tathagata aufgefunden ist? Wahrlich, es ist dieser edle achtfache Weg, nämlich: rechte Einsicht, rechtes Reden, rechte Lebensart, rechte Achtsamkeit, rechtes Streben, rechtes Benehmen, rechte Bemühung und rechte Betrachtung!"

„Geduld ist das höchste Nirvana. Diejenigen, welche viel denken, standhaft sind und stets eine weise Tatkraft entwickeln, erreichen dies, das höchste Glück!"

„Gesundheit ist der höchste Gewinn, Zufriedenheit der beste Reichtum, Zutrauen der beste Freund, Nirvana die höchste Freude!"

„Wer an Gedanken und Einsicht reich ist, wohnt nahe am Nirvana! Wer sich in das Unsterbliche versenken kann, den nenne ich eine Brahmanen!"

„Hast du Leidenschaft und Haß abgeschüttelt, so wirst du das Nirvana erreichen! Die Weisen, welche keinen beleidigen, welche ihren Leib stets unter Aufsicht halten, sie werden in die unsterbliche Wohnung gehen!"

„Der Mensch, welcher frei ist von Leichtgläubigkeit, aber das Unerschaffene kennt, welcher alle Bande zerschnitten, alle Versuchung besiegt, allen Wünschen entsagt hat, der ist der größte der Menschen!" —

Auch der Buddhismus enthält, wie der Brahmanismus, aus dem er hervorging, die Lehre vom Karma. Diese Lehre spricht

es mit Ernst und Bestimmtheit aus, daß jede Handlung unvermeidlich von den ihr entsprechenden Folgen begleitet wird.

Was der Mensch tut, das bestimmt in jedem Augenblicke, was er in Zukunft tun muß. Was der Mensch in dem einen Augenblicke denkt und fühlt, muß notwendig bestimmen, was er im nächsten denken und fühlen muß. Es gibt nach allen indischen Lehren keine Macht im Himmel, auf der Erde und im ganzen unermeßlichen Weltall, welche einen Menschen vor den Folgen seiner eigenen Taten schützen könnte. Er erntet stets, was er säet.

Weder durch Tränen noch durch Gebete, weder durch stellvertretende Leiden und Opfer eines anderen kann der Inder nach seinem Glauben den gerechten Folgen einer begangenen Tat entrinnen. Das Gesetz der moralischen Verantwortlichkeit steht für den Inder ebenso fest, wie die physikalischen Gesetze.

Folgende brahmanisch-buddhistischen Sätze beleuchten diese Lehre vom Karma:

„Die Seele ist die Wurzel, und Taten entspringen aus der Seele. Wenn jemand aus einem reinen und hohen Geiste handelt, dann folgt ihm die Freude wie ein nie entschwindender Schatten. Wenn jemand aus einem niedern Geiste handelt, so wird ihm das Leid folgen, wie das Rad dem Schritte des Ochsen, der da ziehet!“

„Alles, was wir sind, ist das Resultat dessen, was wir gedacht haben. Auf unsere Gedanken ist alles gegründet. Aus unsern Gedanken ist alles gemacht. Wenn ein Mensch aus einem bösen Geiste spricht oder handelt, so folgt ihm der Schmerz, wie das Rad dem Fuße dessen, der den Wagen ziehet!“

„Der Übeltäter verbrennt in seinen eigenen Taten, wie vom Feuer verzehret!“

„Gedankenlosigkeit ist der Pfad des Todes. Die Gedankenlosen sind schon tot. Die böse Tat folgt dem Toren, wie das Feuer, das unter der Asche glimmt!“

„Das Gift schadet dem nicht, der keine Wunde hat; nur für den, der nichts Böses tut, gibt es nichts Böses!“

„Mehr als die Herrschaft der Welt, mehr als eine Himmelfahrt, mehr als die Macht über alles, ist der Lohn für den ersten Schritt auf dem Pfade der Tugend!“

„Über den, der sich den Sinnen ergibt, seinen Neigungen keinen Zwang antut, kein Maß im essen kennt, der träge und ohne Widerstand ist, wird die Versuchung so leicht Herr werden, wie der Wind über den angefaulten Baum!“

„Wie der Regen durch ein schlecht gedecktes Dach dringt, so durchdringt die Leidenschaft den Geist, dem es an Nachdenken fehlt.“

„Wenn ein Mann tausendmal in der Schlacht tausend Feinde besiegt, ein anderer aber sich selbst besiegt, so ist dieser der größere Sieger!“

„Sich selbst besiegen, ist mehr als alle Menschen besiegen. Nicht einmal ein Gott, eine Gandharva, nicht Mara, können einen solchen Sieg in eine Niederlage verwandeln!“

„Niemand soll das Böse gering achten und sagen: „Es wird mich nicht anfechten!“ Durch fallende Tropfen füllt sich der Wassertopf, und der Tor wird des Übels voll, indem er es in kleinen Teilen in sich aufnimmt!“

„Wenn jemand einen harmlosen, reinen und unschuldigen Menschen verletzt, so fällt das Böse auf den Toren zurück, wie leichter Staub, den man dem Winde entgegenwirft!“

„Weder in der Luft, noch in den Tiefen des Sees, noch in den Klüften ist ein Ort zu finden, wo der Mensch sich einer bösen Tat entledigen kann.“

„Der Weise reinige seine Seele von Sünde, wie der Erzarbeiter das Silber allmählich und gemach von den Schlacken reinigt!“

„Dem Manne, der mir törichterweise Unrecht tut, will ich meine Liebe ohne Groll entgegenbringen. Je mehr Übeles von ihm kommt, desto mehr Gutes soll von mir ausgehen. Der Duft dieser Taten wird rückwärts zu mir dringen. Das Böse in des Verläumders Worten kehrt zu diesem zurück. Denn wie der Ton zur Trommel, der Schatten zu einem Körper, so gehört am Ende das Elend zu dem Übeltäter.“

„Ein Böser, der einen Guten lästert, ist wie ein Mann, der den Himmel anspeit, er befleckt dadurch nicht den Himmel, sondern beschmutzt nur sich selbst. Er ist auch wie ein Mann, der einen andern mit Kot wirft. Wenn der Wind ihm entgegen ist, so fällt der Kot auf den zurück, der ihn geworfen hat. Der Tugendhafte ist nicht zu verletzen. Das Böse, das ihm der andere tun will, fällt auf diesen selbst zurück!“

„Ein Mensch, der sich der Lust ergibt, der nicht nach hoher Weisheit strebt, ist wie ein Krug voll schmutzigen Wassers, in dem vielerlei schöne Dinge sich befinden. Sobald man das Wasser schüttelt, kann man die Dinge nicht sehen, die darin sind. So versuchen auch Lust und Begierde Verwirrung und Störung im Herzen und sind wie Schlamm im Wasser. Sie hindern uns, die Schönheit der erhabenen Vernunft zu erkennen. Sobald wir die Unreinheit entfernen, kommt sogleich die ursprüngliche Form zum Vorschein. So ist es auch, wenn man Feuer unter einem Topf anzündet und Wasser darin kochen läßt. Wer da hineinsieht, wird kein Bild von sich erblicken. Ähnlich hindern uns auch die drei Leidenschaften, welche im Herzen leben und die fünf Dunkelheiten, welche es einschließen, mächtig an der Erkenntnis der erhabenen Vernunft!“ —

Die Hauptmahnung Buddhas war fort und fort: „Das Schlimmste aber, Ihr Jünger, ist das Nichtwissen!“ Vor allem das Nichtwissen in Wissen zu verwandeln, das war Buddhas erstes Trachten. Solange wir im Nichtwissen befangen sind, solange erkennen wir die wahre Natur der Welten und des Menschen nicht. Wir leben in Täuschung über das Walten der moralischen Weltordnung und verstricken uns immer aufs neue wieder in Schuld. Neue Schuld führt aber immer wieder aufs neue zu ihrer Abbüßung durch die Leiden einer neuen Geburt!

Von irdischem Wahn verblendet, trachten wir nach Dingen, die ihren Wert nur in unserer Einbildung haben und mehr Leid als Freude gewähren. Wir schätzen das hoch, was nichtig und eitel ist. Wir empfinden Schmerz über Dinge, die unsere Teilnahme nicht verdienen und oft noch Ursache zu unserem Verderben sind.

Weil uns rechte Erkenntnis fehlt, hängen wir unser Herz an vergängliche Güter, verwickeln uns in Streit und Ungemach, erschweren uns unvernünftig den Kampf ums Dasein und lassen unser wahres Heil außer acht. So wird unser ganzes Leben zu einer ununterbrochenen Kette von unerfüllten Wünschen, Täuschungen und Enttäuschungen, die uns betrüben. Wir lassen uns von Leidenschaften und Begierden hinreißen, welche ihr Ziel verfehlen, welche unsere geistigen Kräfte untergraben und uns aus einem Leid in das andere treiben, aus welchem der Unwissende keinen Ausweg findet. Wer aber die rechte Erkenntnis erlangt hat und den rechten Willen, dieser Erkenntnis zu folgen, der erreicht das Nirvana.

Nirvana heißt wörtlich „Erlöschen". Wer das Nirvana erlangt hat, dessen Trieb zum Leben ist erloschen. Erloschen ist in ihm die Sehnsucht nach Dasein und Genuß in dieser oder einer anderen Welt. Erloschen ist der Wahn, daß materielle Güter einen inneren Wert haben oder dauernd sind. Erloschen ist die Glut der Sinnlichkeit und Begier, für immer entschwunden das flackernde Irrlicht der Ichheit. Zwar lebt der Heilige noch im Körper fort. Denn die Wirkung des Irrtumes und der Schuld früherer Geburten kann nicht ungeschehen gemacht werden. Aber der Körper ist vergänglich. Einst kommt die Stunde, in welcher er dahin schwindet. Dann ist alles erloschen, was zu einer Wiedergeburt führen könnte, und der Heilige geht zum ewigen Frieden ins Nirvana ein.

Das Nirvana kann aber nur der Mönch erlangen. Der gläubige Laie kann sich höchstens auf eine günstige Wiedergeburt vorbereiten, um später von einem anderen Dasein aus ins Nirvana zu gelangen. Es kommt daher alles darauf an, sich selbst ein günstiges Karma zu schaffen.

Karma ist die Summe unserer Taten, denn Karma heißt wörtlich „Tat". Das Karma ist unser moralisches Verdienst und unsere moralische Schuld! Überwiegt unser Verdienst, so werden wir in einer höheren Existenz wiedergeboren. Ist unsere Schuld eine schwere, so gelangen wir in einer niederen Form zur Wiedergeburt. Unsere Gedanken, Taten und Werke gestalten unseren Charakter für die nächste Wiedergeburt. Und unser jetziger Charakter ist die Folge unseres Verhaltens während der früheren Existenzen.

Das wirkliche Erlöschen des Willens zum Leben zeigt sich in völliger Selbstlosigkeit und Entsagung, in der Geduld im Leiden, in der Abwesenheit aller Begierden und Leidenschaften, in vollkommenem Gleichmut, aufrichtigem Wohlwollen und in dem Verzicht auf Lohn für gute Taten in dieser oder einer jenseitigen Welt.

Unser Karma beruht auf dem Weltgesetz der Kausalität, dem Urgesetz alles Geschehens. Strenge unwandelbare Gerechtigkeit herrscht im ganzen Reiche der belebten Natur. Mit Notwendigkeit trägt jede böse und jede gute Tat ihre Frucht. Keine Gnade eines Gottes vermag den von Gewissensangst gequälten Missetäter von den Folgen seiner bösen Tat zu erretten. Keine Willkür eines höheren Wesens kann dem guten Menschen den Lohn seiner Verdienste schmälern. Daher heißt es im Dhammapadam: „Nicht in den Fernen des unermeßlichen Weltenraumes, nicht in des Meeres Mitte, nicht in den Tiefen der Bergesklüfte findest du eine Stätte, wo du der Frucht deiner bösen Taten entrinnen könntest!“

Dem Naturgesetz der Kausalität vermag sich kein lebendes Wesen zu entziehen. Selbst die höchsten Götter sind diesem Gesetz unterworfen. Brahma selbst und alle hohen Götter sind nach dem späteren Glauben der Inder durch Trieb zum Leben, durch Schuld entstanden. Auch sie sind sterblich und der Wiedergeburt unterworfen. Auch sie können nur durch Willen zum Nichtsein im Nirvana erlöschen.

Nach dem Glauben der Inder gibt es unzählige bewohnte Weltkörper. Jeder Weltkörper entstand durch eine Schuld. Je nach seiner moralischen Entwicklung bewohnen einen Weltkörper höher entwickelte Wesen oder niedriger beschaffene Gestalten. Auf jedem dieser Weltkörper kann eine Wiedergeburt des Menschen stattfinden, je nach seiner moralischen Beschaffenheit.

Auch die Weltkörper sind fort und fort Veränderungen unterworfen. Ein ewiger rastloser Wechsel atmet durch alle Reiche der Welten. Keine dieser Welten aber wurde je von außen erschaffen. Alles in der Unendlichkeit entwickelt sich aus sich selbst durch seinen eigenen Willen, gemäß seiner inneren Natur.

Was wir Schöpfung nennen, ist dem Inder nur Erneuerung und Wiedergeburt eines untergegangenen Weltsystemes. Die Weltuntergänge werden durch Naturgesetze und Katastrophen verschiedener Art hervorgerufen und bleiben immer auf einen kleinen Teil des Universums beschränkt. Die innerste Ursache der Zerstörung ist immer die hoch angewachsene Schuld lebender Wesen, ihr ungünstiges Karma. Die Wiedergeburt einer Welt beruht im Wandel ihres Karmas zum guten, denn nur aus geordnetem Sein kann sie ins Nirvana gelangen.

Metaphysische Betrachtungen sind aber mehr Sache des Brahmanismus. Buddha verwarf die metaphysische Spekulation. Er sprach: „Ihr Jünger, denkt nicht Gedanken, wie der Weltlichgesinnte sie denkt, die Welt ist ewig, oder die Welt ist nicht ewig, die Welt ist endlich, oder die Welt ist unendlich. Richtet Euer Nachdenken vielmehr auf das Leiden, die Entstehung des Leidens, die Aufhebung des Leidens und den Weg, der zur Aufhebung des Leidens führt. Denn ohne Anfang und Ende, Ihr Jünger, ist dieser Samsaro. Unerkennbar ist der Beginn der Wesen, die, in Unwissenheit befangen und vom Lebenswillen getrieben, von Geburt zu Geburt umherirren und wandern. Was meint Ihr, ist mehr?

Das Wasser in den vier großen Meeren, oder die Tränen, die geflossen und von Euch vergossen sind, seit Ihr auf diesem weiten Wege umherirrtet, jammertet und klagtet, weil Euch zuteil wurde, was Ihr haßtet und nicht zuteil wurde, was Ihr liebtet?“ —

Einige allgemeinere Vorschriften der Buddhisten für die verschiedenen Sonderstellungen im täglichen Leben sind folgende:

„Die Eltern sollen ihre Kinder zum Guten erziehen, sie vom Bösen zurückhalten, sie etwas Ordentliches lernen lassen, ihnen mit Rat und Tat beistehen, ihnen ihr Erbe nicht vorenthalten.“

„Die Kinder sollen den Eltern gehorsam sein, getreulich alle kindlichen Pflichten erfüllen, der Eltern Habe nicht verschwenden, sie unterstützen, wenn sie alt und gebrechlich sind, sich in allen Stücken würdig erhalten, ihre Erben zu sein und stets ihr Andenken in Ehren halten.“

„Der Schüler soll den Lehrer achten, ihm folgen, ihm seine Ehrerbietung durch Wort und Tat bezeugen, seinen Lehren mit Aufmerksamkeit zuhören.“

„Der Lehrer soll den Schüler zum Guten und Wahren anleiten, ihn nach bestem Können in den Wissenschaften unterrichten, über ihn wachen.“

„Der Gatte soll sein Weib mit Liebe und Achtung behandeln, ihr treu sein, sie allen anderen gegenüber hochhalten und es ihr auch an standesgemäßer Kleidung und Schmuck nicht fehlen lassen.“

„Die Frau soll ihren Hausstand in guter Ordnung halten, Freunde und Verwandte gastfreundlich empfangen, ihrem Manne die Treue bewahren, sein Gut zusammenhalten und mit Fleiß und Eifer allen Pflichten als Hausfrau nachkommen.“

„Der Freund soll den Freund und Genossen so behandeln, wie er selbst von ihm behandelt zu werden wünscht, ihm stets freundlich und zuvorkommend begegnen, seine Interessen wahrnehmen, die Habe mit ihm teilen, ihn von unklugen Schritten zurückhalten, ihm, wenn er in Not oder Gefahr ist, eine Zuflucht bieten und im Unglück treu zu ihm stehen.“

„Der Herr soll für die Wohlfahrt seiner Diener oder Gehilfen sorgen, indem er ihnen keine Arbeit zumutet, welche ihre Kräfte übersteigt. Er soll ihnen angemessene Nahrung und Lohn geben, sie auch in Krankheitsfällen unterhalten und ihnen genügende Feiertage gewähren.“

„Die Diener und Gehilfen sollen jederzeit freudig und eifrig ihre Arbeit tun, zufrieden mit dem sein, was sie dafür erhalten und nie übles über ihren Herrn reden.“

„Der rechte Anhänger der Lehre Buddhas soll dem Mönch und Priester seine freundliche Gesinnung in Gedanken, Worten und Taten beweisen, sie stets in seinem Hause willkommen heißen und sie mit allem versehen, was sie zur Erhaltung ihres Körpers bedürfen.“

„Die Priester und Mönche sollen die Anhänger vom Unrechttun zurückhalten, sie zum Guten ermahnen, wahres Wohlwollen gegen sie hegen, sie in der Lehre unterrichten, ihre Zweifel zer-

streuen und ihnen den Weg zu einer glücklichen Wiedergeburt weisen.“ —

Nach den Lehren des Buddhismus muß vor allem die Selbstsucht überwunden werden als Hauptursache aller unserer Irrtümer, Torheiten und bösen Taten und als Haupthindernis zur Vollbringung der guten. Eine gute Tat ist jede, welche in der lautersten Absicht vollbracht wird, das Wohl anderer Wesen zu fördern und ihre Leiden zu lindern. Eine böse Tat ist diejenige, welche in der Absicht begangen wird, andere zu verletzen, zu schädigen oder ihnen Leiden zu verursachen.

Pflichten gegen sich selbst hat der Mensch nach den Lehren des Buddhismus nicht. Wer von der Pflicht der Selbsterhaltung spricht, beschönigt nur seine Selbstsucht. Der Buddhist kennt nur Aufopferung für andere als Pflicht. Nach Lehren des Buddhismus gilt es sogar als Unrecht, Böses mit Bösem zu vergelten. Wer ein weltliches Recht auf gesetzlichem Wege suchen muß, soll es ohne Bitterkeit gegen den Gegner tun.

Ewige Strafen kennt der Buddhismus nicht! Die schwerste zeitliche Schuld kann in dieser oder in einer andern Zeitlichkeit abgebüßt werden. Nur dadurch, daß immer von neuem wieder gesündigt wird, wird auch die Schuld immer wieder ein Glied in der Kette der Leiden.

Kein lebendes Wesen ist von der Erlösung ausgeschlossen. Aber die Erlösung ist eine Willenssache. Jedes Wesen kann nach einer langen Reihe von Wiedergeburten zur Erkenntnis und Erlösung gelangen, wenn es ernstlich will. Das Lösen vom Sein geschieht dadurch, daß wir uns von selbstsüchtigen Handlungen lösen und nur noch selbstlose Taten verrichten. Denn selbstlose Handlungen im Dienste und zum Wohle anderer haften nicht an uns. Von einer Tat, welche wir rein im Hinblick auf andere, die unseres Rates, unseres Trostes, unserer Hilfe bedürfen, ohne die geringste Absicht auf irdischen Vorteil oder auf eine Belohnung im Jenseits tun, von solcher Tat sind wir innerlich losgelöst. Sie vermehrt unser Karma nicht.

Darum bedarf es zur Erlösung vor allem einer klaren Erkenntnis, wie man handeln muß. Unter Erkenntnis versteht aber der Buddhist nicht die äußere Verstandeserkenntnis, sondern ein tiefes Erfassen des Welt- und Menschenrätsels auf Grund äußerer und innerer Erfahrung. Der Mensch muß eine vollständige Veränderung der Denk- und Empfindungsweise, eine gänzliche innere Umwandlung, eine moralische Wiedergeburt durchmachen, ehe er sagen kann, er habe die Erkenntnis.

Ein Heiliger, welcher den Pfad der Erlösung wandelt, steht im Range über allen Göttern. Denn obwohl es lichte Welten gibt, wo der gute, aber noch nicht zur Erlösung gereifte Mensch die Frucht seiner Tugenden genießt, einst naht die Stunde, in welcher die Früchte vormaliger Tugenden aufgezehrt sind. Da aber noch Trieb zum Leben in ihm waltet und ungetilgtes Karma in ihm vorhanden ist, so muß auch der ehemals Gerechte wieder ins Leben

auf die Erde oder auf einen andern Weltenkörper zurückkehren und von neuem ringen, streben und leiden.

Das Dhammapadam sagt: „Besser, als alle Reiche der Erde beherrschen, besser als die Himmelswelten bewohnen, besser selbst, als Herr dieses ganzen Weltalls zu werden, ist es, den ersten Schritt auf dem Pfade zur Befreiung zu tun! Wer die vier Heilswahrheiten erkannt hat, wird weder nach irdischem Glück, noch nach einem Dasein in den lichten Himmelswelten verlangen, sondern allein nach der Erlösung vom Dasein."

Ein Leiden für die Schuld anderer erkennt der Buddhismus nicht an. Die Sünden der Väter werden nicht an den Kindern gerächt. Nach buddhistischen und auch nach brahmanischen Begriffen sind wir den Eltern nicht deshalb ähnlich, weil wir ihre Kinder sind. Sondern weil wir im Augenblick unserer Wiederverkörperung zu keinem anderen lebenden Wesen so große Wahlverwandtschaft hatten, als zu unseren Eltern, — darum haben wir uns bei ihnen verkörpert.

Eine Vererbung und Übertragung von körperlichen und geistigen Eigenschaften der Eltern auf die Kinder findet nach buddhistischer Lehre nicht statt. Einzig das Karma bindet den Inder an seine Eltern.

Weil wir so und so beschaffen waren im Augenblick der Wiedergeburt, darum gesellten wir uns zu ähnlichen Menschen und machten diese zu unseren Eltern. Das ist die Logik der Inder. Daß er für die Schuld anderer leiden sollte, das ist dem Inder ebenso unfaßbar, als daß er durch das Leiden oder die Gnade eines anderen erlöst werden könnte.

Trotz aller Wahlverwandtschaft mit den Eltern fühlt sich der Inder als selbständiges Wesen. Er hat sein eigenes Karma und neben den Eigenschaften, die mit denen der Eltern übereinstimmen, auch viele andere, die allein ihm nur angehören. Er büßt die noch ungetilgte Schuld, welche er in früheren Lebensläufen auf sich geladen. Wenn es ihm als Sohn seiner Eltern schlecht geht, so ist das eine Folge seines ungünstigen Karmas, welches nun zur Reife kommt.

Wo Wohlsein und Freude herrschen bei übler Gesinnung, da ist ein Verdienst aus früherer Geburt vorhanden. Einen Zufall gibt es für den Inder nicht. Alles Geschehen ist ihm ein verdientes notwendiges Zusammentreffen verschuldeter Ursachen. Die Quelle aller seiner Leiden sieht er einzig in sich selbst. Darum gilt ihm auch der Selbstmord als zwecklos.

Eine Sünde ist der Selbstmord nach indischer Anschauung nicht, aber eine Torheit. Denn ein gewaltsam zerschnittener Lebensfaden wird mit Naturnotwendigkeit wieder angeknüpft und zwar meist unter noch ungünstigeren Umständen, als diejenigen sind, denen der Selbstmörder zu entfliehen trachtet. Nur ein Heiliger, welcher bereits in diesem Leben das Nirvana erreicht hat, darf ohne üble Folgen seinem Leben ein Ende machen, weil sein Karma erschöpft ist. Aber ein solcher tut dies in der Regel nicht, sondern er

denkt, wie einst der Heilige Sariputta: „Ich verlange nicht nach Tod, ich verlange nicht nach Leben! Ich warte, bis die Stunde kommt, wie ein Knecht, der seinen Lohn erwartet. Ich verlange nicht nach Leben! Ich warte bis die Stunde kommt, bewußt und wachen Geistes!“ —

Das Ich ist dem Buddhisten keine bleibende Wesenheit. Es ist ihm nur ein Zustand, hervorgegangen aus der Verbindung der fünf Elemente des Haftens am Sein. Diese Elemente sind Körperlichkeit, Gefühl, Wahrnehmung, Unterscheidung und Bewußtsein. Durch das Zusammenwirken dieser fünf Elemente entsteht die Vorstellung der vielgestaltigen Außenwelt und zugleich das Ich.

Der Tod ist das Erlöschen der fünf Elemente. Die Wiedergeburt ist das Wiederaufleben derselben durch die Wirkung des Karma. Erst nach voller Erkenntnis und menschlicher Läuterung erlischt das Ich nach dem Tode des letzten Leibes restlos im jenseitigen Nirvana. —

Die Zahl der Klöster vermehrte sich nach Buddhas Tode gewaltig. Tausende von Mönchen und Nonnen wohnten in den Klöstern, welche Viharas hießen. Auch eine buddhistische Kunst entstand, wovon die zahlreichen Ruinen und Tempelhöhlen Indiens noch heute Zeugnis ablegen. Darunter sind solche von ungeheurer Größe und sorgfältigster Ausführung bis ins einzelne.

Aber der Buddhismus konnte in Indien niemals vollständig zur Wahrheit werden. Die Kasten, welche Buddha in der Theorie aufgehoben, sie bestanden dennoch fort. Der Grund war, daß diese drei Kasten tatsächlich bereits drei Rassen repräsentierten und daß jede Kaste außerdem einen eng begrenzten Lebensberuf hatte, welcher von dem der anderen Kasten total verschieden war. Dazu kam noch, daß Buddha an Stelle der leiblichen Kasten gewissermaßen moralische Ränge aufrichtete. Diese moralischen Kasten deckten sich im großen ganzen aber wiederum mit den leiblichen Kasten der Rassenunterschiede.

Die Philosophie des Buddhismus konnten am tiefsten nach wie vor nur die Brahmanen begreifen. Nächstdem war sie noch Kriegern und Bürgern verständlich. Das Volk aber machte den Buddhismus ebenso zum Götzendienst, wie ehemals den Brahmanismus. So kam es, daß der Buddhismus als Kultus nach Ceylon auswanderte, nach Java, China und Japan, wo einheitlich gemischte Völker wohnten und Kasten im indischen Sinne nicht existierten. Dort lebt er als verstümmelter Götzendienst fort.

Die Philosophie des Buddhismus, welche bereits bei den vorbuddhistischen Brahmanen existiert hatte, blieb in Indien zurück und ward wieder den brahmanischen Denksystemen einverleibt. Die Gestalt Buddhas wurde von den Brahmanen dem Volk als Verkörperung Wischnus hingestellt, und so konnte sich der Buddhismus im Rahmen des Brahmanismus auch im Volke ausleben.

Elfhundert Jahre n. Chr. war der Buddhismus aus Indien verschwunden, nachdem die Brahmanen vom fünften Jahrhundert an das Ausrotten desselben mit bewußter Absicht begonnen hatten. Denn das Priesteramt hatten auch in buddhistischen Zeiten nach

wie vor die Brahmanen verrichtet, zumal das buddhistische Volk dieselben Götter verehrte, wie das brahmanische.

Der Buddhismus war in Indien im Laufe der Jahrtausende wohl die Hauptgefahr gewesen, durch welche den Hinduariern der Untergang durch Rassenmischung drohte. Diese Gefahr wurde noch durch den Einbruch fremder Völkerschaften erhöht. Vom Jahre 1001 n. Chr. an brachen Perser, Türken, Mongolen, Afghanen, Tartaren, Araber, Abessinier, Portugiesen, Franzosen und Engländer der Reihe nach verwüstend, zerstörend und ausraubend über Indien herein. Doch die Brahmanen verstanden es, immer wieder Ordnung zu schaffen, sobald ein Eroberer entartete. Entartung droht aber, wie allen Europäern, so auch den germanischen Engländern. Auch sie werden einst die Herrschaft über Indien verlieren.

Die Chinesen.

Die Chinesen sind nach Gobineau ein Mischvolk der gelben Rasse mit der weißen, wobei aber die gelbe Rasse vorherrschend ist. Diese gelbe Rasse stammt nach Gobineaus Forschungen vom amerikanischen Kontinent. Von dort ward sie durch eine unbekannte Katastrophe vertrieben und zog über die Beringstraße nach Asien, wo sie auf die weißen Rassen stieß und diese durch den Anprall ihrer ungeheuren Massen ebenfalls in Fluß brachte.

In Amerika blieben nur geringe Reste der gelben Rasse zurück. Später gelangten Neger und dunkle Malayen, durch Stürme oder Abenteuer verschlagen, nach dem amerikanischen Kontinent und vermischten sich mit den dortigen Gelben, wodurch die verschiedenen amerikanischen Stämme in ihren zahlreichen farbigen Abstufungen und Kreuzungen entstanden. Gobineau stützt diese Theorie durch zahlreiche Beweise.

Ebenso beweist Gobineau, daß vor der Entdeckung Amerikas durch Kolumbus, um das Jahr 1000 n. Chr. und auch früher schon, Kelten und Germanen Amerika entdeckten und nach wiederholten Fahrten dorthin sich zuletzt dort ansiedelten. Auf diese früheren Einwanderungen weißer Eroberer, welche auch von amerikanischen Eingeborenen vielfach bestätigt wurden, führt Gobineau die Kulturstaaten zurück, welche in Amerika bestanden und deren letzte die Staaten der Azteken und Inkas waren. Schon vor diesen Staaten von einer vielfach ziemlich roh gearteten Kultur hatten in Amerika andere Kulturstaaten existiert.

Sehr hoch entwickelte Kulturen aber scheinen auch vordem in Amerika nie bestanden zu haben. Es fehlte dort an den geistigen Lichtspendern, an genügend zahlreichen Herrschervölkern weißer Rasse. Die kleinen Völker weißer Rasse, welche uns nachweisbar — und mehrfach vielleicht auch nicht mehr zu ergründen — einst nach Amerika gelangten, gingen alle durch Vermischung mit den Eingeborenen unter, worauf diese wieder in die alte Barbarei zurückfielen. Gobineau ist der Meinung, daß auch Azteken und Inkas nicht mehr vorhanden und ihre Kulturen als Ruinen

im Urwald versunken gewesen wären, wenn man Amerika von Europa aus einige Jahrhundert später entdeckt hätte.

Gobineau rechnet alle gelbschwarzen Mischlinge zu den Malayen. Und so sind auch die Eingeborenen Amerikas für ihn Malayen in verschiedenen Abstufungen der Mischung und deren Kreuzungen, teilweise durch Spuren weißer Rasse etwas an Wert gehoben, durch zu verworrene Mischung aber gänzlich degeneriert.

Ferner rechnet Gobineau, außer den allgemein als Malayen bekannten Völkern, noch die Howas von Madagaskar und die Japaner zu den Malayen. In Urzeiten bewohnten die schwarzen Völker nicht nur ganz Afrika und Australien, sondern auch ganz Niederasien bis in den Süden von China und alle Inseln der dortigen Meere bis nördlich von Japan, wo sogar noch vor 200 Jahren Neger wohnten. Als später die gelben Völker von Nordasien aus nach dem Süden vordrangen, vermischten sie sich in den Berührungszonen. Durch diese Vermischung entstanden allmählich die verschiedenen Malayenvölker.

Während nun die weiße Rasse entschieden degeneriert, wenn sie sich mit minderwertigen Rassen mischt, bieten die Malayen als Mischlinge zweier niedersten Rassen das eigentümliche Schauspiel, daß sie intelligenter sind, als die beiden Rassen ihres Ursprunges. Diese Intelligenz erstreckt sich aber nur auf rein materielle Dinge.

Die Fähigkeit abstrakten Denkens und höherer Geistesbetätigung ist auch den Malayen fremd. Ja, sie bekunden sogar einen entschiedenen Widerwillen dagegen, obwohl auch sie nachweislich vielfach mit arischer Mischung durchtränkt sind.

Das intelligenteste malayische Volk sind gegenwärtig die Japaner, welche von einer stark mit arischen Elementen durchsetzten Herrengilde beherrscht werden. Diese Herrenfamilien sind es, welchen Japan über die Völker des Ostens seine politische Überlegenheit verdankt. Allerdings haben sie weder ihre Kriegskunst, noch ihre technischen Kriegsmittel selbst erfunden, wie dies die weißen Völker, besonders die Arier, stets taten. Aber sie besaßen doch soviel Einsicht, Scharfblick und Intelligenz, die schönen Federn des Ariertumes käuflich zu erwerben und sich damit zu schmücken.

Europa kann sich nichts Besseres wünschen, als daß Japan jetzt größere mongolische Gebiete erobern möge. Das würde seinen politischen Untergang und seinen Rassenuntergang herbeiführen, indem eine Zersplitterung und Vermischung seiner intelligenten Herrenschicht die Folge sein würde. Denn was sind die vierzig Millionen Japaner, von denen vielleicht kaum zwei Millionen die Intelligenz bilden, gegen fast 400 Millionen Chinesen. Die japanische Intelligenz und Tatkraft würde unrettbar sehr schnell in diesem trägen gelben Rassensumpfe ersticken. Der Schaden, den Europa durch Herrschaft der Japaner im Osten erleidet, würde nur ein vorübergehender sein und für später gute Früchte tragen.

Die Kultur Japans ist eine chinesische. Soviel sich die Japaner auch an Wissen über materielle Vorteile von Europa jetzt zu eigen machen werden, die höhere Geisteskultur der arischen Rassen wird

ihnen wohl für immer verschlossen bleiben. Denn selbst der arisch gemischte Malaye hat einen tiefen Widerwillen gegen alles Abstrakte und der Chinese und gelbe Finne erst recht. Auch in Bezug auf neue technische Fortschritte werden Japaner und Chinesen fort und fort auf arische Hilfe angewiesen bleiben.

Wie in den Berührungszonen der gelben Rasse mit der schwarzen die Malayen entstanden, so gingen aus der mehrfachen Berührung der gelben Rassen mit weißen Völkern die Chinesen hervor. Daher kommt es auch, daß die Chinesen eine ganz achtenswerte materielle Kultur haben. Sie sind eben keine rein gelbe Rasse mehr. Rein gelbe und rein schwarze Rassen, wie sie vormals existierten, sind nicht kulturfähig.

Auch die gelben Rassen waren vor ihrer Vermischung mit schwarzen und weißen Rassen von affenartiger tierischer Häßlichkeit und lebten ohne Staaten- und Gemeindebildung in natürlichen Herden beisammen.

Waren die Urschwarzen von heißer lärmender tierischer Gier und Grausamkeit, so zeichneten sich die Urgelben durch schweigende, kalte und stille Grausamkeit aus. Die Menschenfresserei war unter den Gelben wahrscheinlich noch verbreiteter als unter den Schwarzen. Ebensowenig konnten sich die meisten Malayenvölker, besonders diejenigen, welche keine oder nur wenig weiße Mischung in sich hatten, von der Menschenfresserei los machen.

Die gelben Rassen setzten sich zunächst in Nordasien fest, verbreiteten sich über China und ganz Europa. Die weißen Rassen aber wohnten nach ihrem Wegzug aus der Urheimat überall zwischen den gelben und schwarzen Rassen und deren Mischlingen, dieselben durch ihre überlegene Intelligenz und höhere Kriegskunst bezwingend und beherrschend.

China bildete frühzeitig, wie Indien rings durch hohe Gebirge und das Meer abgeschlossen, eine Welt für sich. Ein Beweis, daß gelbe und schwarze Urvölker an und für sich nicht kulturfähig, sondern nur Tiere in Menschengestalt waren, liegt besonders darin, daß in ihren Gebieten erst eine Geschichte und eine Entwicklung zur Zivilisation beginnt, sobald weiße Rassen dort die Initiative ergreifen.

Daher kommt es, daß auch in China erst eine Geschichte ihren Anfang nimmt, nachdem zunächst von Indien aus arische Vratjastämme, welche sich mit der brahmanischen Ordnung nicht befreunden konnten, dort erobernd eingedrungen waren. Die ersten chinesischen Überlieferungen sind mehr mythische wie historische.

Die Chinesen erzählen, der erste Mensch sei Panku gewesen. Sich selbst stellen die Chinesen dar als von Affen abstammend. Tatsache ist, daß sie erst durch Berührung, Beherrschung und Vermischung mit weißen Eroberern zu Kulturmenschen wurden. Im Süden Chinas wohnten bei Ankunft der Urgelben noch Neger, mit denen sich erstere vermischten, so daß die Chinesen, besonders im Süden, wo vermutlich zuerst weiße Stämme einbrachen, auch malayisches Blut in den Adern haben.

Daß arische Einwanderungen von Süden her in China stattfanden, ist aus indischen Quellen ersichtlich. Denn die indische Kultur ist, wie die ägyptische und babylonische, reichlich zweitausend Jahre älter als die chinesische, welche irrtümlicherweise lange Zeit in Europa für die älteste der Welt gehalten wurde.

Auch chinesische Urkunden melden in Übereinstimmung mit den indischen, daß zwischen dem dreißigsten und siebenundzwanzigsten Jahrhundert v. Chr. ein eroberndes Volk, die hundert Stämme genannt, von Nordwesten gekommen sei und den Chinesen die Zivilisation gebracht habe.

Gobineau aber berichtet noch von weit zahlreicheren Einwanderungen weißer Stämme im Norden Chinas, welche sich von da über das Land verbreiteten. Er sagt:

„Weiter nach Norden gewahren wir im zweiten Jahrtausend v. Chr. zahlreiche weiße Völker mit blonden Haaren und blauen Augen, die an den westlichen Grenzen Chinas Quartiere bezogen haben. Die Chinesen, denen wir diese Kenntnisse verdanken, nennen fünf dieser Völker. Es waren die Yuetschi und die Usun, nördlich des Hoangho, an der Wüste Gobi. Ferner wohnten die Khute, östlich von den Usun, nördlich die Tingling und über den Jenisei hinaus die Hoka. Südlich, in der Nähe des heutigen Kaschgar, breiteten sich die Khinscha aus, auf welche die Yanthsai folgten. Es blieben nach so vielen Wanderungen der weißen Rasse, welche die Art hätten erschöpfen müssen, doch Zweige derselben in Zentralasien, welche zahlreich und mächtig genug waren, um Thibet und Nordchina einzuschließen, sodaß China nicht nur in seinen Südprovinzen arisch-indische Völker besaß, die zu der Zeit einwanderten, in welcher seine Geschichte beginnt. Auch weiterhin ist die Annahme schwer abzuweisen, daß die uralten weißen Völker des Nordens und des Westens auf ihrem Wegzug vor dem gewaltigen Einbruch ihrer gelben Feinde nicht oft auf China zurückgeworfen und gezwungen worden sein sollten, sich mit seiner ursprünglichen Bevölkerung zu verbinden."

Die Usun allein schon werden als blauäugiges hochgewachsenes rotbärtiges Volk geschildert, mit langen Gesichtern, 120000 Familien stark. Auch 200 v. Chr. ist in chinesischen Urkunden von Fremden die Rede, welche Unruhe erregen. 1286 n. Chr. brachte der Kaiser Kubilai eine große Anzahl indischer und malayischer Auswanderer nach Fukien. Dort wohnt noch heute diejenige Bevölkerung Chinas, welche fremden Ideen am meisten zugänglich ist und auch die meisten, nach Millionen zählenden Auswanderer in die Welt sendet. Zur Zeit der Dynastie Thang, 618—907 n. Chr. kamen zahlreiche Muselmanen nach China und mischten sich mit der dortigen Bevölkerung.

Auch Semiten und Juden wanderten zwischen 1112 v. Chr. bis 255 n. Chr. in China ein. Letztere erlangten dort großen Einfluß und bekleideten im Staat lange Zeit die ersten Ämter. Gegenwärtig sind sie ziemlich entartet und vielfach Muselmanen geworden.

Aus dem allen ist ersichtlich, daß die gelbe Bevölkerung

Chinas eine achtungswerte Summe weißer Rassen in sich aufgenommen hat. Dazu kommt noch, daß vielfach auch Einwanderungen weißer Stämme stattgefunden haben mögen, welche wir nicht mehr ergründen können.

Mehrfach sind in China minderwertige gelbe Völker eingefallen, wie 1352 v. Chr. die Tartaren, später die Mongolen und die Mandschu. Auch alle außer den Chinesen vorhandenen gelben Völker haben, ebenso wie alle schwarzen Völker der Erde, indirekt mehr oder weniger das Blut weißer Rassen in sich. Dies ist bei allen sibirischen gelben Völkern der Fall und bei den Koreanern. Die Chinesen jedoch darf man außer den Japanern als dasjenige vorwiegend gelbe Volk betrachten, welches zuerst die meisten weißen Stämme in sich aufnahm und daher auch Ursprung und Zentrale der Kultur gelber Völker wurde.

Gobineau ist der Meinung, daß, so oft gelbe Völker, wie Mongolen und Tartaren, sich zu Eroberungen auf die Wanderschaft begaben, sie immer von Ariern oder nahezu arischen Mischlingen geführt wurden, welche unter sie geraten und dort zu Ansehen und Einfluß gelangt waren.

Diese Führer oder Führerfamilien rissen jene wilden gelben Horden zu ihren Abenteuern mit sich fort. Sobald die Führer fehlten, fehlte auch den gelben Scharen der Zusammenhang, und sie zerstoben wieder so rasch, wie sie gekommen waren.

Die Chinesen aber, welche mehrfach von minderwertigen gelben Eroberern, wie auch jetzt die Manschu sind, sich beherrschen ließen, warten immer bis deren Naturkraft gebrochen ist, um dann die verweichlichten und entarteten Nachkommen ihrer einstigen Besieger wieder schimpflich davonzujagen.

Die verbürgte Geschichte der Chinesen beginnt 2205 v. Chr. mit der Dynastie Hia, welche bis 1766 v. Chr. regierte. Ursprünglich war China, wie alle von Ariern gegründeten Staaten, der Herrschaft des arischen Adels, mit einem Kaiser als Haupt, unterworfen, es war Feudalstaat.

Allmählich jedoch entarteten diese Adligen zu Mischlingen. Damit gewannen die Kaiser immer mehr Macht und das leibeigene Volk, dessen intelligentere Schichten immer arischer durchtränkt waren, wurde immer widerspenstiger und demokratischer. Nachdem einige Jahrhundert früher schon Konfuzius als Imperialist zugunsten des Kaiserhauses stark am Feudalismus gerüttelt hatte, wagte der Kaiser Tsinschihoangtis 246 v. Chr. den Staatsstreich. Er verbrannte alle Urkunden und Rechtsbriefe des Adels und der Fürsten, schaffte die damaligen Spezialalphabete der Provinzen ab und entwaffnete die ganze Nation. Das Land ward unter Löschung der ehemaligen Bezirksnamen aufs neue in 36 Kreise eingeteilt, und 120 000 entadelte Familien wurden gezwungen, ihren Aufenthalt in der Hauptstadt zu nehmen.

Von da an ward China despotisches Kaiserreich. Das war jedoch nur der gewöhnliche Übergang zur Demokratie. Das Land, in dessen breiten maßgebenden Schichten das Blut der ehemaligen

arischen Herren in gleichmäßiger Verdünnung kreist, ist heute eine Demokratie. Der Kaiser ist nur zur Repräsentation da. Und würde es ihm einfallen, etwas anderes zu wollen, als die Majorität des wollenden Volkes, so würde man ihn sehr bald davonjagen.

Tatsächlich haben die Chinesen schon mehrfach ihre Kaiser fortgejagt. Und zwar nicht nur allein wegen politischer Meinungsverschiedenheiten, sondern auch wegen mangelhafter moralischer Aufführung, welche die Moralempfindung des Volkes beleidigte.

Wie der Kaiser nicht allzuviel Sonderwillen bekunden darf, so darf es aber auch keinem anderen Chinesen einfallen, durch eine Idee, Entdeckung oder Erkenntnis weiser und klüger sein zu wollen, als die kluge Volksweisheit in ihrer Gesamtoffenbarung. Besteht jemand auf seinen Ideen, wird er genötigt, diese zu widerrufen. Und tut er das nicht, so ist ihm das Todesurteil sicher.

Gibt es in China vielleicht auch keine Kulturrückschritte, so bewegen sich andererseits die Kulturfortschritte, wenn solche vorhanden sind, immer so langsam, daß sie erst nach vielen Jahrhunderten erkennbar sind. Der Gegenwart erscheint China immer als in Stagnation verharrend. Ein Jahrhundert bietet dort sehr selten viel Wechsel, wenn der Anstoß dazu nicht von außen erfolgt. Es fehlt dort an einem arischen Adel, wie in Indien, welcher Sinn hat für Ideale und dieselben fördert.

Selbst technische Fortschritte, in fühlbarem Tempo, sind dem Chinesen widerwärtig. Er liebt die breite Mittelmäßigkeit. Gegen das Gute und Vortreffliche, das bisher war, kann das Bessere, welches möglich wäre, in China nicht aufkommen.

Nach der ersten Dynastie Hia folgte 1766 v. Chr. die Dynastie Schang, welcher 1123 v. Chr. die Dynastie Tscheu folgte, mit welcher erst wirkliche geschichtliche Klarheit eintritt. Nach der Dynastie Tscheu herrschte bis 206 v. Chr. die Dynastie Tsin, dann bis 220 n. Chr. die Dynastie Han, worauf das Reich in drei Teile zerfiel, die 280 durch Kaiser Wuti wieder vereinigt wurden.

Von da an beginnen die Einfälle der Mongolen und Tartaren, bis der Mongolenkaiser Schitsu 1279 n. Chr. das Reich sich unterwarf. Seine Dynastie wurde 1368 durch die Dynastie Ming gestürzt, welche bis 1644 herrschte. Dann folgte die gegenwärtige Mandschudynastie.

Seit 1522 kam China durch die Portugiesen in Fühlung mit Europa, 133 Jahre später auch durch die Russen. In jenen Zeiten setzten sich die Jesuiten in China fest, erlitten aber wiederholt samt ihren Anhängern schwere Verfolgungen.

Seit 1830 begannen die Kriege Englands mit China wegen des Opiumhandels. Vielleicht hat sich da England um Europa verdient gemacht. Die chinesische Regierung, welche in väterlicher Fürsorge das Volk gesund, arbeitsam und tatkräftig erhalten wollte und den Opiumgenuß in China verbot, wurde von den Engländern mit Kanonen gezwungen, dem englischen Opiumhandel mit China nichts in den Weg zu legen und auch anderen Segnungen der europäischen Kultur die Häfen zu öffnen. Je mehr degenerierende

Gifte Europa in Japan und China einführen kann, desto weniger wird es in Zukunft die gelbe Gefahr zu fürchten haben.

Eine Philosophie, wie Inder, Griechen und Germanen sie besitzen, fehlt in China. Der höchste Schwung des chinesischen Geistes gipfelt in der Morallehre des Confucius. Im übrigen glaubt das Volk an Götter, Dämonen und Gespenster, ähnlich wie die Neger der Hindu. Außer den fünf Büchern des Confucius sind die berühmtesten Bücher ein Buch der Annalen, ein Buch der Lieder, eine Chronik der Provinzen und ein Buch der Gesetze.

Nächstdem ist der Roman ziemlich entwickelt, ebenso die Reiseliteratur und Literatur über Garten- und Landkultur, Bienenzucht, Bergbau und ähnliche nützliche, brauchbare Dinge. Bis zu gewissem Grade, aber nicht in indischer Vollendung, gibt es in China auch eine Astrologie, eine Naturkunde und eine dramatische Kunst.

Sehr mangelhaft ist die chinesische Malerei, Plastik und Baukunst beschaffen. Der Chinese hat eine große Abneigung gegen dauerhafte, große und massive Bauwerke. Der chinesische Baustil ist mit einigen Änderungen dem indischen Pagodenstil entlehnt. Groß ist der Chinese in Erstellung von Kanalisations-, Bewässerungs- und Entwässerungsanlagen.

Die chinesische Sprache besteht aus lauter einsilbigen unveränderlichen Begriffswörtern mit verschiedenen, durch Akzent bewirkten Bedeutungen. Die Sprache zerfällt von Alters her in China in viele Dialekte, und es gibt Sonderschulen, in welchen zukünftige Regierungsbeamte alle chinesischen Sprachen erlernen können. Auch im übrigen ist das Volksschulwesen und Hochschulwesen, nebst einer allmonatlichen Belehrung des Volkes über Recht und Gesetze, innerhalb der chinesischen Mittelmäßigkeit auf anerkennenswerter Höhe.

Die chinesische Schrift hat ca. 200 Bilder und 5000 Zeichen, wovon bis 3000 im Gebrauch sind. Papierfabrikation und Buchdruck sind in China längst bekannt. Der Buchdruck wird mittels Holzschnitten besorgt.

Besondere Sorgfalt verwenden die Chinesen auf den Land- und Gartenbau. Auch die Regierung läßt demselben ihre Hauptfürsorge angedeihen. Infolgedessen ist Volkswohlfahrt in China weit mehr verbreitet als in Europa.

Die Religion der oberen Klassen ist in China die Lehre des Konfuzius. Die Nachkommen desselben sind der einzige Adel des Landes. Jeder andere Adel wurde abgeschafft.

Die Mittelklassen Chinas huldigen dem Buddhismus, dessen geistige Zentrale Tibet ist. Dieses Land soll mehr arische Mischung in sich haben, als das übrige China und gewissermaßen den Übergang bilden vom Ariertum Indiens zum Chinesentum. Der Buddhismus Chinas und Japans, welcher sich 500 bis 600 Jahre n. Chr. von Tibet aus über China und Korea nach Japan verbreitete, ist eine Morallehre, ähnlich der des Konfuzius, für Chinesen und Malayen extra minderwertig umgeformt und mit groteskem Götzendienst verbunden. Das niedere Volk huldigt dem chinesischen

Urkultus, einer Naturreligion mit Sonnenverehrung, Gespensterglauben und Schamanismus.

Besonders stark ist beim Chinesen der Familiensinn entwickelt. Alle Klassen des Volkes, höhere wie niedere, huldigen trotz Buddhismus der Anschauung, daß zahlreiche Kinder zu haben, besonders Söhne, das größte Glück sei, das einem Menschen beschieden ist.

Unterstützt wird diese Anschauung durch die außerordentlich hohe Verehrung, welche die Kinder den Eltern erweisen und durch die strengen Pflichten, die den Kindern gegenüber den Eltern auferlegt sind. Die Familienbande sind so fest, wie selten wo anders.

Unehrerbietigkeit gegen die Eltern gilt für schlimmer als Totschlag, Raub und Diebstahl und wird auch strenger bestraft. Die Trauerzeit um Vater, Mutter oder Gatten dauert 27 Monate, um Kinder, Geschwister und Gattin ein Jahr. Die Trauer wird nicht durch Trauerkleider bekundet, sondern durch die Tat. Jeder Beamte muß beim Tod der Eltern die Stellung verlassen und wird drei Jahre lang zu keinem Amt zugelassen.

Über alle Glieder der Familie besitzt der Hausvater fast unumschränkte Gewalt. Ohne seine Erlaubnis dürfen die Kinder nicht heiraten. Der verheiratete Sohn verbleibt mit seiner Frau im Hauswesen der Eltern und hat nicht nötig, einen selbständigen Erwerb zu gründen. Darum heiraten die Chinesen fast alle schon in jungen Jahren.

Gegenüber dem Staat ist der Hausvater für alle Vergehen seiner Familienmitglieder verantwortlich. Die Familie wird nach ihren Gliedern beurteilt und behandelt. Eine Entvölkerung Chinas durch Mangel an Geburten ist durch die überlieferten Sitten ausgeschlossen. Die Wohlhabenden pflegen in China die zahlreichste Familie zu haben. Daher ist das Aussterben angesehener Familien dort schwer möglich. Es gibt chinesische Familien, deren Stammbaum 2000 bis 3000 Jahre zurückreicht.

China ist längst sehr dicht bevölkert. Besonders hart ist der Kampf ums Dasein für die unteren Klassen, zumal wenn Teuerung und Hungersnot durch Dürre und Überschwemmung eintritt. Trotzdem hatten schon seit alten Zeiten eigene Beamte dafür zu sorgen, daß zu lange ledig bleibende Personen verheiratet wurden.

Neuerdings macht sich seit Jahrzehnten die Übervölkerung Chinas trotz Heimatsliebe dieses Volkes durch Auswanderung nach Hinterindien, den Sundainseln, Australien, Nordamerika, Mongolei und Sibirien Luft. Auf den malayischen Inseln bilden die Chinesen, von denen viele großen Reichtum erlangen, schon das vorwiegende Volkselement. Die einheimische Malayenbevölkerung wird von ihnen vollständig überwuchert. Auch hier muß die höhere Art der niederen weichen, wie zu allen Zeiten an so vielen Orten der Erde. Bald wird der ganze malayische Archipel und dessen Umgebung chinesisch sein, wenn der Einwanderung aus China nicht Hindernisse in den Weg gestellt werden, wie die Gesetzgebung Nordamerikas und Australiens dies gegenwärtig versucht.

Bereits ist auch die Mongolei und das russische Sibirien von

chinesischen Auswanderern als neues Ziel in Aussicht genommen. Denn der Chinese gedeiht in jedem Klima, sowohl in Nordsibirien, wie in der feuchten Tropenwärme von Singapore. Er scheint auch bei weitem mehr sogenannte schlechte Luft zu vertragen und bedeutend weniger Sauerstoff nötig zu haben als der Europäer.

Während in Europa die oberen Klassen zugunsten der niederen weichen, ist dies in China, wo dem Reichen die Polygamie gesetzlich erlaubt ist, umgekehrt der Fall. Dort sterben aus Mangel an Nahrung die niedersten Klassen aus, zumal auch der Kindsmord in China gestattet ist. Arme Leute, welche ihre Kinder nicht ernähren können, bringen dieselben vielfach um.

Auf diese Weise sterben alle Elemente beständig aus, welche sich nicht zu ernähren wissen. Und diejenigen, welche dem Kampf ums Dasein gewachsen sind, gedeihen. In gewisser Hinsicht verbessert das die Rasse, wogegen in Europa die edelsten germanischen Elemente seit Jahrhunderten beständig durch Krieg, Abenteuer, Kinderlosigkeit und Sichaufreiben in fortschrittlichen Bewegungen und Unternehmungen allmählich zugrunde gehen. Bei uns tritt also eine unaufhaltsame Verminderung der Edelrassen ein.

Wie schon angedeutet wurde, gibt es in China keinen Geburtsadel. Mit Ausnahme des Herrscherhauses sind Würden und Titel nicht erblich. Verleiht der Kaiser einem Untertanen den Adel, so bleiben die Nachkommen bürgerlich. Aber die Vorfahren des Geadelten werden rückwirkend adlig. Entferntere Nachkommen der kaiserlichen Familie haben kein anderes Vorrecht, als das einer eigenen Gerichtsbarkeit. Sie leben teilweise in sehr untergeordneten Verhältnissen, sogar als Diener bei Landesfremden.

Den ersten Stand Chinas bilden die Beamten und Gelehrten. Der Zutritt zu diesem ersten Stand ist in China keinem Talent verwehrt, ob es aus armer oder aus begüterter Familie stammt.

Den Grund und Boden Chinas besitzt allein der Staat. Der einzelne ist nur Erbpächter des Grundstückes, das er inne hat. Er darf also nur das Nutznießungsrecht kaufen oder verkaufen, und auch das nur soweit, als sein Gut drei preußische Morgen übersteigt, welche der engeren Familie gesetzlich verbleiben müssen. Früher mußten einer Familie sogar 90 Morgen verbleiben.

Latifundien sind in China nicht zu finden. Alles nutzbare Land ist stark zersplittert. Die Entwicklung des Großgrundbesitzes wurde seit alten Zeiten schon durch Staatsgesetze verhindert, welchen zufolge niemand mehr als ein bestimmtes Maß von Kulturland erwerben darf. Sechs bis sieben Hektar sind in China ein enorm großer Besitz. Kultiviert der Besitzer sein Grundstück nicht, nimmt ihm der Staat dasselbe weg.

Die Chinesen verstehen es schon längst, dem Erdboden den denkbar höchsten Ertrag abzuringen, ohne ihn zu erschöpfen, gemäß ihrem Prinzip, immer ein wenig zu gewinnen, niemals aber etwas einzubüßen. Die Abgaben sind für Bodenkulturen keine festen, sondern werden je nach dem Stand der Ernte bestimmt und von der Behörde in Naturalien entgegengenommen.

Kein Mann darf eine Frau aus der gleichen Familie heiraten. Da aber ganz China nur 500 Familien aufweist, so ist die Auswahl für den Heiratskanditaten weit beschränkter als in Europa. Heiraten mit Landesfremden sind gesetzlich verboten.

Auch China hat, gleich Japan, einen edleren Rassentypus mit feinen Gesichtszügen, schmalem Mund und Adlernase, sowie einen geringeren Typus mit groben Zügen, grober Nase, dickerem Haar und größerem Wuchs.

Mitgift für die Töchter ist in China unbekannt. Der Nachlaß des Vaters wird gleichmäßig unter die Söhne verteilt.

Idealismus, in unserem oder in indischem Sinne, ist in China nicht vorhanden. Das Volk, trocken realistisch, ist nur für das solid Nützliche empfänglich. Im Kriege mit Fremden verhält sich der Chinese mehr kalt meuchelnd als heiß draufstürmend. Religiöse und künstlerische Begeisterung hat der Chinese daher gleichfalls nicht. Religiöse Prinzipien schätzt er nur von ihrer moralischen Seite genau soweit, als sie ihm sichtlich Vorteil bringen, ohne ihm Entbehrungen aufzuerlegen, die er nicht für nötig hält und die ihm übertrieben erscheinen. Deshalb ist auch der chinesische Buddhismus gegenüber dem Buddhismus Buddhas nicht zum Wiedererkennen.

Statt einer Verehrung des Übermenschlichen ist in China eine Verehrung des chinesisch Menschlichen Sitte, wofür besonders der Konfuzianismus gesorgt hat, welcher Hochachtung vor den Eltern, den Behörden und den Ahnen predigt. An Stelle des religiösen Kultus steht in China hauptsächlich der Ahnenkultus.

Auch die alte chinesische Volksreligion ist durchaus materialistisch. Sie kennt keine göttliche Offenbarung, keinen außerweltlichen Gott und keine Erschaffung der Welt aus nichts, denn die Möglichkeit solcher Dinge begreift der Chinese nicht. Zwar nimmt die Volksreligion ein Fortleben nach dem Tode an, kennt aber weder Strafe noch Lohn in einem späteren Dasein, sondern lehrt, daß den Taten schon auf der Erde die Strafe folge.

Nur die sehr schwach verbreitete Taoreligion, welche besonders bei den Gebildeten, die meist Konfuzianer sind, in geringem Ansehen steht, lehrt außer der Unsterblichkeit der Seele noch einen Logos als Weltschöpfer. Sie entstand zur Zeit des Konfuzius durch Tao, welcher vermutlich noch viel aktives Ariertum in sich hatte.

Die lyrischen Dichtungen und nationalen Lieder Chinas sollen von zarter Sittlichkeit durchweht sein und eine gewisse lyrische Anmut besitzen.

Den Krieg hassen die Chinesen. Seit sie zu Macht und Kultur gelangten, haben sie auf Eroberungen verzichtet. Kriege galten ihnen immer als ein Unglück, durch welches ihre Ordnung gestört wird. Daher schätzen sie weise Staatskunst mehr als kriegerisches Heldentum. Nur friedliche Kaiser werden von ihnen gepriesen.

Die Opferwilligkeit bei Unglücksfällen ist in China eine große.

Es stehen nicht allein die Reichen ihren unglücklichen Freunden bei, sondern auch Unbemittelte helfen denen, die noch ärmer sind. Für den Fachmann sammeln in Notlagen die Fachkollegen. Ein Gleiches geschieht bei Hochzeiten oder der Notlage einer kinderreichen Witwe. Fast jede chinesische Stadt besitzt einige Wohltätigkeitsanstalten. In Zeiten der Not errichten reiche Leute Kornspeicher und verkaufen an die Armen Reis unter dem Marktpreis.

Das Solidaritätsgefühl ist beim Chinesen auch in anderer Weise sehr bestimmend. Hat ein chinesischer Kaufmann betrogen, so fühlt sich dadurch die ganze Kaufmannschaft seines Ortes in ihrer Ehre bedroht. Sie ersetzen sogar dem Geschädigten seinen Verlust, um ihren guten Ruf zu wahren. Die Ehrlichkeit im Handel, auch dem Ausländer gegenüber, soll daher in China eine größere sein, als anderwärts. Die Solidarität in China geht soweit, daß bei einem Elternmord nicht nur der Täter und dessen Familie, sondern auch die Nachbarn und die ganze Gemeinde bestraft wird.

Seit alten Zeiten hat die Staatsverwaltung Chinas die größte Pflege dem Erziehungswesen angedeihen lassen. Das Hauptstreben ist auf eine gleichmäßige körperliche und geistige Ausbildung gerichtet. Als erstrebenswert gelten die sechs Tugenden: Verstand, Weisheit, Leutseligkeit, Wahrhaftigkeit, Maßhalten und Eintracht, — die sechs Pflichten: Kindestreue, Verwandtenliebe, Freundestreue, Güte, Zuverlässigkeit, Barmherzigkeit, — und die sechs Künste: Zeremonie, Musik, Schriftwesen, Arithmetik, Bogenschießen und Wagenrennen.

Auch für Unbemittelte gibt es billige öffentliche Schulen. Zu Staatsämtern werden allein die Gelehrten zugelassen, sie bilden die Aristokratie des Volkes. Die Wissenschaft ist aber in China keine weiterforschende. Dazu fehlt es dort zu sehr an aktivem Ariertum. Das Studium beschränkt sich darauf, immer wieder aus denselben Quellen uralter Weisheit längst ausgestorbener aktiver Arier zu schöpfen, wie vor tausend Jahren. Das gleiche gilt für die Technik.

Neben dem Gelehrtentum ist in China nicht nur der Acker- und Gartenbau, sondern die Arbeit überhaupt, besonders auch die gewerbliche, hochangesehen. Dem gebildeten Chinesen aber ist außer der Sorge für seine Familie noch die Sorge für den Staat eine notwendige Pflicht. Es ist für den chinesischen Denker moralischer Zwang, Staatsämter zu suchen und anzunehmen. Indes kommt in seiner Fürsorge zuerst das Volk, dann das Reich, zuletzt der Fürst. Er erkennt unter Umständen sogar ein Recht des Aufstandes, eine Absetzung des Kaisers, ja sogar dessen Ermordung als notwendig an. Die Vertretung dieser Grundsätze soll von seiten der gebildeten Chinesen eine gänzlich furchtlose sein und viel dazu beitragen, die Kaiser vor tyrannischen Neigungen zu bewahren.

Dem Kaiser zur Seite besteht von Alters her die Aufsichtsbehörde „Kotao“, welche als Gewissen des Staates über den Kaiser und seine Mandarinen wacht und an ihren Handlungen Zensur übt. Diese Behörde sorgt dafür, daß im Sinn der alten Gesetze

regiert wird. Sie ist geehrt vom Volke und gefürchtet von der Beamtenwelt.

Hat ein Zensor eine Rüge zu erteilen, reicht er dieselbe schriftlich ein mit der Bemerkung, man werde ihn an einem bestimmten Orte entleibt vorfinden, wenn man seinen Rat nicht berücksichtige. Der Tote wird alsdann mit besonderen Ehren überhäuft und die Regierung muß sehr ausführlich öffentlich ihre Gründe entwickeln, warum sie den Rat des Zensors nicht befolgen konnte.

Eine Eigentümlichkeit der chinesischen Kultur, ebenso wie derjenigen Indiens, ist das beinahe völlige Nichtvorhandensein von alkoholischen Getränken. Wie sich die Chinesen gegen das Opium durch Gesetze wehren wollten, so hat der chinesische Staat seit undenklichen Zeiten auch Herstellung und Verkauf von Alkohol verboten. Zu dieser rücksichtslosen Maßregel war China unbedingt gezwungen. Sonst hätte es längst aufgehört, ein Kulturstaat zu sein.

Denn die gelbe Rasse ist, mehr als jede andere, der Neigung zum Genuß von Alkohol und Narkotikas unterworfen. Im Nordosten von Sibirien ist bei den dortigen gelben Stämmen nicht nur jedes alkoholische Getränk hoch willkommen, sondern man ergibt sich dort außerdem noch dem Genuß von getrocknetem Fliegenschwamm, um einen heftigeren Rauch zu erzeugen, als ihn der Wutki hervorbringt.

Daß alle Abstufungen einer gelbweißen Mischung, wie alle sibirischen Völker, Russen, Slaven und alle niederen Volksklassen Europas, ebenfalls dem Alkohol mit Genuß fröhnen, ist bekannt. Ebenso ist man längst einig darüber, daß die Indianer Nordamerikas vielfach durch den Alkohol zugrunde gegangen sind.

Würde man es fertig bringen, den Chinesen und Japanern außer dem Opium noch den Alkohol oder den Schwefeläther aufzuzwingen, man hätte nicht lange mehr die ostasiatische Gefahr und Konkurrenz zu fürchten. Denn einmal einem Laster ergeben, versinkt der Gelbe rettungslos darin. Er weiß nicht Maß zu halten, wie der Germane.

Von diesem Gesichtspunkt aus gesehen, ist die absolute Abstinenz des Chinesen nicht eine ideale menschenwürdige Tugend, sondern eine ganz kategorische materielle Notwendigkeit. Dazu kommt noch, daß China und Japan viel zu eng bevölkert sind, als daß sie sich den Luxus der Alkoholerzeugung gestatten dürfen. Jeder Quadratmeter Landes wird dort zur Erzeugung wirklicher Nahrungsmittel oder einträglicher Exportwaren dringend notwendig gebraucht.

Alte Quellen erzählen, daß im Jahre 2285 v. Chr. durch kaiserlichen Befehl ein Mann aus China verbannt wurde, weil er die Herstellung eines berauschenden Getränkes aus Reis erfand. Der Kaiser Yü soll 85 Jahre später den Wein von seinem Tisch ausgeschlossen und gesagt haben: „In späterer Zeit wird es Könige geben, die durch den Wein ihr Reich verlieren!“ Merkwürdigerweise ging diese Ahnung an seiner eigenen Dynastie in Erfüllung, welche zuletzt unmäßig Wein trank, obwohl ein Nachfolger Yüs

sogar Gesetze erlassen hatte, welche die Trunksucht mit dem Tode bestraften.

Im Jahre 1279 v. Chr. wurden bereits alle Spiritusfabrikanten aus China ausgewiesen. 206 v. Chr. war auf Alkoholverbreitung nur noch eine Geldstrafe gesetzt. Folglich war die Gefahr einer Alkoholpest bereits geringer geworden.

Wie im halbgelben Rußland, so ist auch in China die Erpressungsgier und Bestechlichkeit vieler Beamten und Mandarinen eine oft wiederkehrende Tatsache. Doch soll es dort unter den Beamten auch nicht an lauteren pflichtbewußten Charakteren fehlen.

Ein Hauptgrund der chinesischen Bestechlichkeit soll die schlechte ungenügende Besoldung der Beamten sein, während sie andererseits die Pflicht haben, die für sie notwendigen Unterbeamten aus eigenen Mitteln zu bezahlen. Auch gibt der Staat viele Ämter gewissermaßen in Pacht, indem nur bestimmte Beiträge an die Staatskasse zu entrichten sind und der Überschuß dem Beamten gehört. Die Chinesen sind aber zu sehr mit dem Herkömmlichen verwachsen, um solche unzweckmäßigen Einrichtungen abschaffen zu können.

Viele Beamten haben auch von ihrer Studienzeit her Schulden. Es gibt vielfach Spekulanten und Geschäftsleute, welche jungen Talenten Geld leihen, daß sie studieren können. Gelingt das Wagnis, so lassen sie sich alsdann von ihrem Schuldner in untergeordneter Funktion anstellen, um alle zu brandschatzen, mit denen ihr Chef amtlich zu tun hat.

Obwohl dieses Verhalten der Unterbeamten allgemein mißbilligt wird und sie mit ihren Nachkommen für ehrlos gelten, ist deren Art von Alters her dennoch nicht auszurotten. Ihre Nachkommen rangieren mit Bettlern, Schauspielern und Barbieren im Stande der Unehrlichen, werden zu keiner öffentlichen Prüfung zugelassen und können niemals staatliche Beamtenstellen erlangen.

Hat nun der staatliche Beamte auch keine Schulden, so hat er doch zahlreiche Verwandte. Läßt er diese aber nicht aus seiner Stellung Vorteil ziehen, verstößt er gegen die schickliche Rücksicht, die man in China Verwandten schuldig ist. So geht in China aus verschiedenen Gründen Beamtenwillkür mit Vetterwirtschaft Hand in Hand.

Wie mit der Verwaltung, steht es in China auch mit der Justiz. Vor dem Gesetz gilt kein Ansehen der Person. Aber in der Praxis stellt sich die Sache anders dar. Die Gesetze stehen vielfach nur auf dem Papier, welches in China ebenfalls sehr geduldig ist. Auch in der Justiz ist Bestechung und Willkür an der Tagesordnung.

In Betracht ziehen muß man, daß China ein enorm großes Land ist. Militär und Polizei sind gering an Zahl und die Gesamtbevölkerung beträgt fast 350 Millionen Einwohner. Diese enorme Menschenmenge sollen die Mandarinen der großen Hauptstädte und Provinzen ohne nur entfernt hinreichende Machtmittel regieren. Tatsächlich gibt es auch selten eine Zeit, in welcher nicht irgendwo in diesem großen Reiche ein Aufruhr niederzuschlagen wäre. Allerlei geheime Gesellschaften treiben in China ebenfalls ihr Wesen. Be-

sonders haßt der Chinese den Fremden, vor allem den Europäer, dem gegenüber er unglaublich verlogen ist. Der Chinese seinerseits, wenigstens der Arme, welcher ins Ausland geht, ist aber ebenfalls nirgends beliebt, sondern aus verschiedenen Gründen gehaßt und verachtet.

Die Perser.

Schon als von den Indern die Rede war, wurde gesagt, daß die zoroastrischen Völker, vereint mit den Hinduariern, aus dem nordasiatischen Heimatland der weißen Völker über die Pässe des Himalayagebirges gezogen kamen. Sie waren ursprünglich lange Zeit Hinduarier und zwar der westlich wohnende Teil derselben.

Durch Streitigkeiten mit den Brahmanen und deren Anhang löste sich der westliche Teil der Hinduvölker ab und ging ca. 3000 Jahre v. Chr. unter dem Namen der Zoroastrier seine eigenen Wege. Die Zoroastrier zerfielen wiederum in die Stämme der Baktrier, Meder und Perser. Die ältesten Texte des Zend-Avesta verlegen den ursprünglichen Aufenthalt der Zoroastrier an den Fuß des Bordj, an die Ufer des Arvanda. Auch erzählt der Zend-Avesta, daß es früher einen andern Glauben gab, welchem das Volk huldigte.

Die Niederlassungen der westlich ziehenden Stämme grenzten indessen noch lange an das Gebiet der Hindu-Arier. Durch brahmanische Einsicht nicht mehr behütet, mischten sich vor allem die südlichen zoroastrischen Stämme sehr bald mit schwarzen hamitischen Völkern. Schon vor der Eroberung Babylons sank ein Teil dieser südlichen Zoroastrier durch hamitische Mischung auf das Niveau der dortigen Semiten herab. So kam es, daß Baktrier, Meder und Perser die einzigen Zoroastrier blieben, welche im Völkerleben eine Rolle spielen konnten. Die Andern beschränkten sich darauf, im Gefolge der Ersteren an jenen Taten teil zu nehmen.

Die ursprünglich mächtigsten Zoroastrier waren die Baktrier. Sie sprachen das Zend, eine indoarische Sprache, fast frei von semitischen Zusätzen. Das alte Baktrien lag in Zentralasien am oberen Oxus mit Baktra als Hauptstadt. Baktrien dauerte bis 600 v. Chr., zu welcher Zeit es von den Medern erobert wurde, dann von den Persern, zuletzt von Alexander dem Großen. Hierauf ward Baktrien ein Teil des Seleukidenreiches. 256 v. Chr. machte sich das Land unter Diodotos dem Ersten wieder unabhängig. Dieser gründete das indobaktrische Reich. Aber 127 v. Chr. ward es von skythischen Saken erobert, welche das indoskythische Reich schufen. 226 n. Chr. kam dieses in den Besitz der Sassaniden, alsdann in die Gewalt der Araber und der Türken. Gegenwärtig gehört das alte Baktrien zu Bokhara und Afghanistan.

Die Meder, welche den Baktriern in der Herrschaft folgten, sandten schon früher einen ihrer Stämme nach Assyrien auf Eroberung aus, welcher dort geherrscht hatte und, wie alle Eroberer

Assyriens, im Hamitentum versunken war. Zu gering an Zahl, um zu widerstehen, gerieten die übrigen Meder dann durch chaldäische Einfälle unter assyrische Herrschaft, von der sie sich, an Stämmen gewachsen, 606 v. Chr. befreiten, um ihrerseits über Assyrien zu herrschen.

Diese Herrschaft dauerte aber nicht allzulange. Auch die Meder versanken bald im Hamitentum und wurden von den Persern besiegt, mit welchen sie nun wieder zu einem Volke verschmolzen. Kyros, welcher die medische Oberherrschaft abschüttelte, gründete 559 v. Chr. das persische Reich, das er zum herrschenden in Vorderasien machte.

Unter seinen Nachfolgern Kambyses und Dareios eroberten die Perser Ägypten, Thrakien und Mazedonien, während die Kriege gegen Griechenland, welche erst unter Xerxes ihr Ende fanden, unglücklich verliefen.

Dareios war es, welcher in Assyrien und Phönizien die religiösen Gräuel abschaffte und die Menschenschlächterei verbot. Gobineau sagt darüber:

„Vielleicht war es das erstemal, daß vom Throne ausgehende Vorschriften von Menschlichkeit sprachen. Dies war einer der bemerkenswertesten Charakterzüge der neuen Regierung Asiens. Man gab sich von nun an Mühe, jedem Gerechtigkeit widerfahren und die öffentlichen Grausamkeiten, unter welchem Vorwand sie auch stattfinden mochten, aufhören zu lassen. Nicht weniger neu war die Eigentümlichkeit, daß der Großkönig sich um die Verwaltung bekümmerte. Von dieser Zeit an läßt die Großartigkeit nach, und alles wird allmählich praktischer. Die Interessen werden regelrechter behandelt und wahrgenommen. Es war Berechnung, und zwar vernünftige prosaische Berechnung in den Einrichtungen des Dareios und seiner Nachfolger".

In allen Provinzen gewährte Dareios den Arbeitsamen Gunst und Schutz und bestrafte streng die Faulenzer. Dareios bedeutet „Aufrechterhalter der Ordnung". — Der Kunst ward unter Regierung der Perser zu Babylon allerdings keine Förderung mehr zuteil. Die Denkmäler der Perser sind nur eine mittelmäßige Nachahmung des assyrischen Stiles. Vielfach wurden Monumente von Ägypten herbeigeholt. Die Zahl der Perser war im Vergleich der von ihnen regierten hamitischen Völker zu gering. Sie mußten alle Kraft aufwenden, sich zu behaupten. Auch dauerte ihre Herrschaft zu kurze Zeit, als daß sie sich vielseitig hätten entfalten können. Sie versanken zu bald im semitischen Hamitentum und mußten den Griechen in der Weltherrschaft weichen, welche sich derselben aber auch nicht lange erfreuten.

Der Kultus der Perser ist als arisch vergeistigter Polytheismus zu betrachten. Sie besaßen keine Tempel und Altäre, sondern verehrten die Götter auf Bergesgipfeln. Ihre Priester hießen Magier. Diese Magier bekämpften mit Eifer den Götzendienst Asiens und trugen dadurch in erster Linie mit zum Untergang der Perser bei. Denn die Hamiten, welche von ihnen bekehrt wurden, waren nun

ihres Glaubens. Und so stand der Vermischung der Perser mit hamitisierten Semiten, den vormaligen Beherrschern des Landes, nichts im Wege. Nicht länger als 200 Jahre dauerte es, und die Perser erwiesen sich schon so weit als hamitisch semitisiert, daß sie nicht genug Kraft und Energie mehr hatten, den Mazedoniern widerstehen zu können.

Zur Zeit der Perserherrschaft war es auch, als der große Reformator der Perser „Zoroaster", auftrat und eine neue Lehre verkündete, welche teilweise die der Magier verdrängte. Diese Lehre beruhte auf der Vorstellung von Weltlicht und Weltfinsternis, welche mit einander um die Herrschaft ringen, bis endlich das Licht siegt. Der Kultus Zoroasters gipfelte in der Verehrung des göttlichen Lichtes, als dessen einziges Symbol das Feuer eingesetzt wurde. Die Lehre Zoroasters hatte große Ähnlichkeit mit der der indischen Veden. Sie konnte sich neben der Lehre der Magier aber nur bis zum Einbruch der Araber im mittelpersischen Reich erhalten. Der Islam verfolgte die Anhänger Zoroasters, welche als Parsen größtenteils nach Indien flüchteten. Das heutige Neu-Persien ist von semitischen Völkermischlingen bewohnt.

Die Griechen.

Die Vorfahren der Griechen waren der arische Stamm der Hellenen. Über die vorgriechische Zeit der Hellenen ist nichts bekannt. Offenbar sind sie während der ca. 3500 Jahre ihrer Wanderung unterwegs wiederholt in Südsibirien und Südrußland ansässig gewesen und haben dort, wie die germanischen Völker, ein Bruchteil gelber Rasse in sich aufgenommen, ehe sie nach Griechenland gelangten. Dort fanden sie als Ureinwohner die Pelasger vor, welche Gobineau als Völkertrümmer aller möglichen Rassen bezeichnet. Semitische Philister hatten im Jahre 2164 v. Chr. die Pelasger Griechenlands unterworfen und dort das Königreich Sikyon gegründet. Die Hellenen ihrerseits besiegten nun die Semiten und drängten sie nach dem Süden von Hellas und nach den Inseln zurück.

Die Grenzen des ursprünglichen Griechenlands waren Illyrien und Mazedonien, das Ägäische und Ionische Meer. Nord-Griechenland wurde von Epiros und Thessalien gebildet. Mittelgriechenland hieß vorwiegend Hellas in engerem Sinne. Die südliche Halbinsel führte den Namen Peloponnes nebst den vielen zu Griechenland gehörigen Inseln. Das Land ist vorwiegend Gebirgsland.

Die Hellenen zerfielen in die vier Hauptstämme der Achäer, Äolier, Dorer und Ionier. Die früheste griechische Zeit mit dem trojanischen Krieg ist eine sagenhafte. Die Verfassung Griechenlands war, wie die aller arischen Staaten, anfangs eine feudale. Griechenland bestand aus unzähligen kleinen Königreichen, von denen Athen und Sparta die mächtigsten waren. Sparta errang durch die Messenischen Kriege die Oberherrschaft im Peloponnes. Athen ward von 1068 ab durch die Archonten regiert. Seit der

Vertreibung des Tyrannen Hippias, 510 v. Chr., wurde Athen, in welchem die Rassenmischung am weitesten fortgeschritten war, demokratisch. Durch die Perserkriege stieg es zu hoher Macht. Namentlich zur See beherrschte Athen sein ganzes Zeitalter. Aber auch im Innern gelangte dieser Staat als Sitz von Kunst, Wissenschaft und Philosophie zu höchster Blüte.

Durch Eifersucht zwischen Sparta und Athen entstand der Peloponnesische Krieg, welcher mit der Eroberung Athens durch Lysander endete. Es wurden dreißig Tyrannen eingesetzt, aber binnen Jahresfrist wieder vertrieben. Sparta, durch seine Kriege mit Persien und Athen stark geschwächt, schloß den Antalkidischen Frieden. Endlich ward Spartas Übermacht durch die Thebaner gebrochen. Aber nicht lange währte es, und Philipp von Mazedonien riß über Athener und Thebaner die Oberherrschaft an sich. Die Römer befreiten zwar Griechenland von der mazedonischen Herrschaft, machten es jedoch fünfzig Jahre später zur römischen Provinz. Damit war Griechenland politisch untergegangen. Seine Sprache und Kultur aber beherrschten noch jahrhundertelang das römische Weltreich.

Die Mythologie der Griechen hat viel Ähnlichkeit mit der der Inder und Germanen. Sie beginnt mit dem kosmischen Urzustand, dem Chaos, aus dem sich Erde, Himmel, Unterwelt und Lebenswille entwickelten. Die Kyklopen und Titanen waren die Personifikationen der Elemente. Uranos, der indische Varuna, ward von seinem Sohn Kronos gestürzt. Das heißt: die Ewigkeit wurde in Zeit verwandelt. Kronos, der Zeitgott aber verschlang seine eigenen Kinder bis auf Zeus, den Vater der Götter, welcher nun seinen Vater Kronos stürzte. Mit seinen wiedererstandenen Brüdern teilte sich Zeus in die Herrschaft der Welt. Hades waltete in der Unterwelt, Poseidon regierte die Meere. Zeus, welcher die Giganten nach langem Kampfe besiegte, ward Herrscher der Welt.

Als Sitz der neuen Götter galt der Olympos. Die Götter, zwölf an Zahl, waren teils die wiedererstandenen Geschwister, teils Kinder des Zeus. Außerdem entstanden noch eine Menge Halbgötter und Untergottheiten, welche alle symbolische Bedeutung hatten. Für das Volk war der griechische Kultus, wie auch der ägyptische und indische, Götzendienst. Den Gebildeten blieb er polytheistische Philosophie, in welche sie, je nach dem Grade ihrer geistigen Fähigkeiten, durch die sogenannten Mysterien, die Geheimlehre der Griechen, eingeweiht wurden.

So reich gegliedert, wie die Griechen in Königreiche, Republiken und zahlreiche Kolonien in Italien und Kleinasien waren, so mannigfach gestaltete sich auch ihre Sprache. Die altgriechische Sprache ist eine edelarische und zerfällt in mehrere Dialekte. Die hauptsächlichsten Mundarten sind die ionische und attische, die dorische und äolische, die arkadische und cyprische.

Der Glanzpunkt Griechenlands ist seine Kunst und seine Philosophie. Die früheste Zeit der griechischen Gesänge war die

vorhomerische. Ihr entstammen die Hymnen des Orpheus und die Lieder des Thamyras und Eumolpos.

Die zweite dichterische Periode reicht bis zu den Perserkriegen. Die Ionier erzeugten vorwiegend das Epos, dessen leuchtendster Vertreter Homer ist. Dorer und Äoler brachten mehr lyrische Poesie hervor. Außerdem entstanden in jener Epoche die satirischen Dichtungen des Archilochos von Paros und die mythologisch-didaktischen Gedichte Hesiods von Böotien. Auch die ersten Anfänge der Tragödie beginnen in jener Zeit und eine ausgedehnte Prosaliteratur.

Die dritte Periode der griechischen Dichtkunst erstreckt sich in die Zeit bis zu Alexander dem Großen. Es ist die klassische, die attische Zeit der Poësie. Die Glanzwerke jener Epoche sind die Bühnenwerke des Äschylos, Sophokles, Euripides und Aristophanes. Die Lyrik erreichte damals ihre höchste Blüte im Athener Simonides und im Böotier Pindar. Die Geschichtsschreibung wurde durch Herodot, Thukydides und Xenophon glänzend vertreten, die Philosophie durch Plato und Aristoteles, die Rhetorik durch Isäos, Lysias, Isokrates, Äschines und Demosthenes.

Die Philosophie begann mit Thales von Milet und Anaximander. In Großgriechenland wirkten Pythagoras und seine Schüler. Herakleitos ließ die Welt aus dem Feuer entstehen, Anaxagoras aus Urstoffen, die durch den Logos geordnet wurden. Die Atomiker führten sie auf die Vielheit der Stoffe zurück, die Eleaten dagegen auf das Ursein. Durch das Treiben der spekulativen Sophisten erweckt, trat Sokrates auf und lehrte Moral. Plato verkündete das Vorhandensein einer idealen Welt. Aristoteles erforschte das Sichtbare und Wahrnehmbare und behandelte alle Wissenschaften als Philosophie. Aus Platons Schule entstand die Skepsis. Und aus dem Verfall der Philosophie gingen Stoiker, Epikuräer und Gnostiker hervor, welche versuchten, alles seither Gedachte miteinander zu verbinden.

Wir ersehen aus dem Allen, daß wir in Griechenland uns bei einem ähnlichen Volke befinden, wie bei den Indern und den modernen Deutschen. Auch die Rassenmischung war in Griechenland der Völkermischung Deutschlands sehr ähnlich. Die politische Zerrissenheit, Spaltung und Eifersucht der verschiedenen griechischen Stämme, ihr gegenseitiges Sichbefehden, ihr Herbeiholen Fremder, besonders der Perser, zu ihren Händeln, erinnert auffallend an ehemals deutsche Zustände und nicht minder an altindische und an diejenigen der altzoroastrischen Völker.

Wir sehen in Griechenland alle jene Arten der Dichtkunst und der Philosophie, auch eine ähnliche Musik vertreten, wie wir sie in Indien antrafen, und wie sich diese Geistesblüten in den letzten 150 Jahren in Deutschland ebenfalls entwickelten. Nur die Malerei, Plastik und Baukunst erreichte in Griechenland eine Schönheit, Vollendung und Harmonie, wie sie Indien fernblieb, wie sie die modernen Europäer aber nachahmen. In diesem Sinne betrachtet, bedeutet Griechenland den Höhepunkt menschlicher Kunst.

Das griechische Geistesleben aber belauschen wir, wie das indische und später das deutsche, am besten durch seine Philosophie. Höhe, Tiefe und Vielgestaltigkeit der Philosophie ist speziell Erbteil und Eigenschaft der edelarischen Rassen. Weiße Völker oder Volksschichten, welche zu tief mit gelbem Finnentum oder mit hamitischer Mischung durchtränkt sind, können nur in materiellem Sinne denken. Philosophie ist ihnen unfaßbar, überflüssig und macht ihnen keine Freude. Hiermit eng verflochten ist der Umstand, daß solche Völker, Volksschichten und Individuen auch kein Talent haben für höhere Kunst, forschende Wissenschaft und pfadfindende Technik.

Nur der denkende, philosophische Möglichkeiten gestaltende und erwägende Geist ist zugleich auch der Genius höherer Künste und schaffender Erfindung. Weil die Deutschen, wie Inder und Griechen, ein Volk der Dichter und Denker sind, wurden sie, durch Wandel der Neuzeit angeregt, zugleich auch ein Volk der Forscher und Erfinder. Die Vielgestaltigkeit der Philosophie eines Volkes ist der Maßstab für dessen Entwickelungsfähigkeit unter veränderten Umständen auch auf andern Gebieten.

Wir haben den Vergleich deutlich vor Augen, wenn wir auf China blicken, das von vielen Deutschen als Muster eines Kulturstaates gepriesen wird. Gewiss kann uns China in vielen Dingen als Muster gelten. Aber weniges nur gibt es von dem, was dort musterhaft ist, das nicht in Indien ebenfalls vorhanden wäre. In Indien aber kommen noch Vorzüge hinzu, durch welche die Inder einzig und allein nur sich auszeichneten, die ich jedoch als für weitere Kreise vorläufig zwecklos nicht besprochen habe.

Wir sehen, wie China sich nicht nur europäischem Denken verschließt, sondern auch europäischer Wissenschaft und europäischer Technik. Es bereitet dem Chinesen den größten Schmerz, wenn er gezwungen wird, vom Europäer zu lernen und neu sein Leben zu gestalten.

In Indien verschließen sich die Gebildeten einzig den europäischen Religionen, und von ihrem erhabenen Standpunkt aus nicht ohne große Berechtigung. Die europäischen Religionen finden nur bei der vierten Kaste, den Sudras, und bei den Parias Anhänger. Die Gebildeten dagegen studieren seit einigen Jahrzehnten bereits die berühmteren europäischen Philosophiesysteme und bemächtigen sich unserer Naturwissenschaft und unserer Technik. Die Zahl der Fachzeitungen und Bücher über derartige Gegenstände steigt in Indien zusehends. Die Druckereien haben vollauf Arbeit, und Bücher und Papier sind dort bedeutend billiger als bei uns.

Wie lange wird es noch dauern, und der indische Denker wird in Wissenschaft und Technik uns als Pfadfinder Konkurrenz machen! Der Inder ist eben trotz einiger Rassenmischung noch Arier, der Chinese, Japaner und Malaye nicht. Der Gelbe trachtet uns im Handel und in billiger Erzeugung von Weltmarktwaren Konkurrenz zu machen, — der Hindu wird unser ebenbürtiger Mitarbeiter in Naturforschung und in Erfindung einer fortschreitenden Technik werden.

Auch Musik, Dichtkunst und Philosophie, vielleicht auch Plastik und Malerei werden in Indien, befruchtet durch europäische Ideen, zu neuer Blüte gelangen. Den gelben Völkern ist das höchste Ziel eine allgemeine Sättigung aller Volksschichten, eine mittelmäßig anständige materielle Kultur und eine gesegnete Verdauung. Mehr ist ihnen von Übel, ja sogar lächerlich und verhaßt.

Ein Fundamentalunterschied zwischen Chinesen und Indern ist auch, daß Chinesen und Japaner demokratische Nationen, die Hindus aber eine aristokratische Nation sind. Dieser Umstand erklärt vieles, was in diesen beiden gegensätzlichen Kulturen verschieden und in der einen anscheinend besser oder schlechter entwickelt ist als in der andern. Hierzu kommen noch die Rassenunterschiede, auch in den unteren Grundelementen. Der chinesische Pöbel ist gelber, der indische Pöbel schwarzer Rasse. Die Japaner aber sind gewissermassen eine Mischung beider gegensätzlichen Elemente, doch ohne jenes entschiedene höchste Ariertum an seiner Spitze, wie es in Indien vorwaltet. —

Bei den alten Griechen dominierte vor den Zeiten des Verfalls ebenfalls das Ariertum, daher die hohe Entwickelung der Griechen in Philosophie, Kunst und Wissenschaft. Die Griechen hatten sowohl gelbes als, namentlich im Süden, auch schwarzes Element in sich. Dieses letztere ist in der deutschen Mischung weit weniger vertreten, wenn wir von den abseits stehenden Juden absehen, welche eine weiße Sonderkaste sind und Hamitentum in sich haben, soweit sie nicht von Khasaren stammen.

Wie in Indien, so beschäftigte sich auch in Griechenland das Denken frühzeitig mit der Frage der Unsterblichkeit. Die sittlichen Forderungen und die Bedürfnisse des Gemütes, aus denen der Glaube an die Unsterblichkeit entspringt, können nicht zufrieden gestellt werden durch die Vorstellung eines zwar ewigen, aber bewußtlosen Fortlebens nach dem Tode. Der arische Geist verlangt nach einer sittlichen Vergeltung, nach Sonderzuständen für Gutes und Böses. Diesem Verlangen wurde die althellenische Volksreligion in vollkommenster Weise gerecht.

Homer erzählt, wie die Seelen der Verstorbenen im Hades ein Dasein als Schatten führten, gleich Traumbildern, ohne Erinnerung an das, was einstens war, ohne Seligkeit, aber auch ohne Leiden. Nur wenigen Erdensöhnen war es vergönnt, höher zu steigen. Besonders Verworfene sanken dagegen im Tode tiefer als andere. Alle, deren Leben sich jedoch mitten inne zwischen Hervorragend und Mißraten bewegte, gehörten in der Unterwelt nach Homer zur großen Herde der „nichtigen Häupter".

Die Anschauung vom nebelhaften Schattenleben mochte vielen Griechen, welche nicht das Glück hatten, ein Heldenleben führen zu können, welche geistig aber dennoch sehr entwickelt waren und sich ein besseres Los wünschten, nicht behagen. So entstanden schon lange vor Beginn der regelrechten Philosophie Versuche, der kommenden Philosophie vorzuarbeiten. Es wurden die religiösen Vorstellungen geläutert, vertieft und hieraus die Mysterien geschaffen.

Die maßgebendsten griechischen Mysterien waren die eleusischen und die orphischen. Die Grundlage beider Mysterien ist die Unzerstörbarkeit des Einzellebens im scheinbaren Tode. Dazu kam bei den orphischen Mysterien noch die Reinigung von Sünden und die Heiligung in Form der Wiederverkörperung.

Das Wesen des griechischen Denkens ist zwar entschieden dem des Indertumes verwandt. Die Formen des hellenischen Kultus, auf dessen Zusammenhang mit dem ägyptischen ich bereits aufmerksam machte, weisen jedoch mehr auf Ägypten als Lehrmeister hin.

Wie im Isis- und Osiriskultus, so kommt die Lehre von einer Wiederverkörperung in Griechenland in den orphischen Mysterien zum ersten Male klar zum Ausdruck. Von hier aus durchleuchtete sie Dichtung und Philosophie, in welcher sie sich bis ins Christentum hinein erhielt. Selbst im jungen Christentum gab es anfangs noch einige Sekten, welche ebenfalls der Wiederverkörperungslehre huldigten.

Bezeichnend für die Wiederverkörperungslehre und den Begriff Seele ist das als orphisch bezeichnete Wortspiel Platos: „Soma — Sema", Leib — Grab. Man bezeichnete den Leib als Grab der Seele, den Leib als das Gestaltete, die Seele als das Gestaltende. Der Leib ward als Kerker betrachtet, in welchen die Seele infolge einer Schuld eingeschlossen war.

Eine vom Leib geschiedene Seele dachte man sich als von geistiger Natur. In solcher Eigenschaft galt die Seele als Teilchen des universellen Weltengeistes. Wie diesen hielt man auch die Seele für ewig und ohne Anfang. Die Schuld, für welche die Seele im Körper büßte, war eine vorzeitliche. Und solange mußte die Seele immer in neuen Körpern umherwandeln, bis sie ihre frühere Reinheit wieder erlangte und würdig ward, zu ihrem Ursprung zurückzukehren.

Auch viele Griechen glaubten an das, was die Inder den Tag Brahmas und die Nacht Brahmas nennen und hatten dafür die Bezeichnung Weltenjahr. Nach Ablauf eines Weltenjahres kehrten die gereinigten Seelen zu Gott zurück. Vielleicht dachten sie sich auch umgekehrt das Weltenjahr in dem Augenblick als ablaufend, in welchem die letzte Einzelseele gereinigt zum Urgeist wiederkehren würde.

Am meisten trug zur Verbreitung der Wiederverkörperungslehre, über die Mysterien hinaus, in Griechenland anfangs Pythagoras bei. Aber auch Sokrates, Plato und fast alle deren Nachfolger huldigten ihr. Wie Buddha nach indischen Texten den Jüngern oft Erlebnisse aus seinen Vorexistenzen erzählte, um irgend eine Moral oder Lehre daran zu knüpfen, so soll auch Pythagoras dies zuweilen getan haben. Diogenes Laërtius berichtet darüber:

„Zur Zeit der Argonautenfahrt sei Pythagoras Äthalides, der Sohn des Hermes gewesen, welchem dieser die Gewährung eines Wunsches freistellte, — den, nicht zu sterben, ausgenommen. Äthalides erbat sich ein unzerstörbares, durch alle seine Wiederverkörperungen ihn begleitendes Gedächtnis. Äthalides ward darauf

als Euphorbos geboren, dann als Milesier Hermotimos, der vom Tode wiedererwachte, und dessen Seele die Fähigkeit besaß, sich zeitweise vom Körper zu trennen. Dieser Hermotimos war es, der den von Menelaos im Branchidentempel aufgehängten Schild des Euphorbos, als einstmals seinen eigenen, wiedererkannte. Ebenso wird von einer Wiederverkörperung des Äthalides als milesischer Fischer Pyrrhos berichtet. Die letzte Wiederverkörperung des Äthalides war die als Pythagoras, welcher kraft der einst dem Äthalides verliehenen Gabe die Erinnerung an die ganze Reihe seiner seitherigen Wiederverkörperungen besaß."

Als erster Naturphilosoph gilt den Griechen allgemein Thales von Milet. Er war ein Zeitgenosse des Krösus und Solon und lebte 630 bis 550 v. Chr. Thales stammte aus einem alten milesisch-phönizischen Geschlechte. Er war in demselben Jahre geboren, in welchem Psammetich mit Hilfe seiner ionischen Leibgarde den ägyptischen Thron bestiegen hatte. Aus Dankbarkeit öffnete Psammetich die ägyptischen Häfen dem griechischen Verkehr. Die Ionier erlangten dort besondere Vorrechte. Sie bewohnten in Memphis ein eigenes Stadtviertel, und ägyptische Söhne mußten Griechisch lernen, um als Dolmetscher zu wirken.

Thales lebte jahrelang in Ägypten. Erst im nahenden Alter kehrte er in seine Vaterstadt zurück. Er konnte sich rühmen, daß kein Grieche sein Meister gewesen sei, daß er sich sein Wissen nur im Umgang mit Ägyptern erworben habe.

Thales ist der erste Grieche, welcher wissenschaftlich Astronomie lehrte. Seine Sternwarte war das Vorgebirge Mykale. In der Philosophie stellte er den Satz auf, das Wasser sei der Urgrund aller Dinge. Alles entstehe aus dem Wasser, und alles kehre wieder in das Wasser zurück. Schon vor Thales hatten Homer und Hesiod die Entstehung der Welt dem Okeanos und der Thetis zugeschrieben. Daß auch in unseren Tagen noch solche Anschauungen auftauchen, beweist, daß der Chemiker Julius Hensel das Entstehen der Welt aus dem Weltwasserstoff erklärte.

Wie Julius Hensel, so leitete auch Thales alles Entstandene von Verdichtung und Verdünnung des Wasserstoffes her. Da Thales, obwohl er nur oberflächlich exoterisch in ägyptisches Wissen eingedrungen war, die Anregung zu seiner Anschauung offenbar von einem ägyptischen Priester empfing, so kann man daran ermessen, wie alt solche Lehren sind. Thales berechnete, als erster Grieche, eine Sonnenfinsternis voraus und erregte damit soviel Bewunderung, daß er dadurch den Anaximander als Schüler gewann. Auch als Ingenieur scheint sich Thales, nach ägyptischem Vorbild, betätigt zu haben, denn beim Übergang des Krösus über den Halys leitete er die Abdämmung dieses Flusses.

Anaximander, der Schüler des Thales, bildete dessen Lehre weiter aus. Er glaubte an ein Ursein und stellte dieses als grenzenlos und ewig hin. Während alles Endliche veränderlich und bestimmt sich gestaltete, sei das Unendliche unbestimmt. Des Ursein dachte sich Anaximander als ewig bewegt. Dem Ursein entsprangen

die Gegensätze des Kalten und Warmen, Feuchten und Trockenen. Die Gegensätze aber waren nach Anaximander wiederum Grundlagen der Elemente. Aus den Gegensätzen läßt er die Welt entstehen. Die Tiere werden nach Lehre des Anaximander durch Einwirkung der Sonne aus Schlamm geboren. Der Mensch entwickelt sich nach ihm aus Fischen, welche sich allmählich zu Säugetieren wandeln, um zuletzt Mensch zu werden.

Ein Schüler des Anaximander, Anaximenes, nahm die Luft als Grundstoff des Alls an. Durch stete Bewegung, Verdichtung und Verdünnung der Luft bildete sich nach ihm die Welt.

Schüler des Anaximander war in jungen Jahren auch Pythagoras, ein Sohn des reichen Kaufherrn Mnesarchos von Samos. Seine weitere Ausbildung erhielt Pythagoras in Phönizien und Ägypten, nachdem er vor dem zwanzigsten Lebensjahre, außer von Thales, auch von Bias, Pherekydes, Epimenides und Hermodamas unterrichtet worden.

In Phönizien empfing Pythagoras in den bedeutendsten Heiligtümern die Weihen. Am Berge Karmel verkehrte er mit den hebräischen Priestern. Auf einem ägyptischen Schiff begab er sich alsdann nach dem Lande des Nil. Nachdem er hier zu Heliopolis und Memphis abgewiesen worden, empfing Pythagoras in Theben vom Oberpriester die Weihen und gewann dessen Vertrauen. Er erforschte die Literatur der Hieroglyphen, erlernte die demotische Sprache und ward in die Zahlenlehre, Geometrie und Astronomie, in Mantik und Musik eingeweiht. Diese ägyptische Studienzeit des Pythagoras dauerte 22 Jahre.

Als Kambyses Ägypten erobert hatte, wurden die meisten Priester, darunter auch Pythagoras, in die Verbannung nach Babylon, andere nach Susa geschickt. In Babylon lernte Pythagoras Chaldäer und Magier kennen und verkehrte auch mit Zoroaster.

Nachdem Pythagoras zwölf Jahre in Babylon geweilt, ward ihm von Dareios die Heimkehr gestattet. In seiner Heimat beschäftigte er sich ernstlich damit, die religiösen Gebräuche zu reformieren. Von seiner Vaterstadt dazu aufgefordert, eröffnete Pythagoras im dortigen Amphitheater eine Schule. Als man ihn aber in das politische Getriebe verwickeln und ihm Staats- und Gemeindeämter aufdrängen wollte, verließ er Samos und segelte nach Großgriechenland hinüber.

Die Hauptstätte seiner Wirksamkeit ward zunächst Kroton. Hier sammelte sich bald ein großer Kreis von Schülern um Pythagoras, die er durch wissenschaftliche und religiös-sittliche Vorträge belehrte. Nachdem Kroton im Krieg gegen Sybaris die Oberhand gewonnen und dieses zerstört hatte, indem man den Fluß Krathis über die Trümmer leitete, siedelte sich Pythagoras im ehemaligen Gau von Sybaris auf einem Landgut an, das er als Lehranstalt einrichtete. Er heiratete Theano, die Tochter seines Gastfreundes in Kroton und wurde Vater von sieben Kindern, welche alle mit Achtung in der Kulturgeschichte genannt werden.

Die Lehre des Pythagoras war, nach ägyptischem Vorbild,

eine öffentliche exoterische und eine geheime esoterische. Im öffentlichen Unterricht, auf verschiedene Stände berechnet, behandelte Pythagoras Gegenstände des praktischen Lebens und allgemeiner Sittlichkeit. In die Geheimlehre wurden nur die begabtesten Schüler nach langem Unterricht und schweren Prüfungen eingeweiht. Nur den esoterischen Schülern ward die ganze Lehre unverhüllt vorgetragen. Sie mußten sich aber zur Geheimhaltung derselben verpflichten und durften Esoterisches nur wiederum Esoterikern lehren. Hauptlehrgegenstände waren Mathematik, Naturforschung, Moral, Philosophie und Theologie. Auch Ökonomie, Politik und Staatsverwaltung zog Pythagoras in den Kreis seiner Betrachtungen.

Nach zwanzig Jahren ward Pythagoras mit seiner Familie und vielen Schülern von Kroton vertrieben. In einem Aufstand der Demokraten gegen die Aristokraten wurden sehr viele Schüler des Pythagoras getötet, der Rest ward verbannt. Pythagoras wohnte dann weitere 16 Jahre in Tarent. Als auch hier die Demokraten die Oberhand gewannen, mußte Pythagoras mit den Seinen abermals weichen. Er begab sich nach Metapont, wo sich jedoch die Demokraten ebenfalls gegen die Pythagoräer empörten. Drei Jahre nach seiner Ankunft in Metapont wurde das Haus der Pythagoräer umzingelt und angezündet. Vierzig Schüler des Pythagoras kamen in den Flammen um. Zwei Schüler nur entkamen und retteten den Pythagoras. Aber bald darauf starb dieser, neunundneunzig Jahre alt.

Die Gattin des Pythagoras begab sich mit den meist erwachsenen Kindern nach Rhegium und führte dort die Schule fort. Später standen der Schule die Söhne des Pythagoras vor.

Die Pythagoräer, und auch andere Philosophen, wurden in Griechenland noch jahrhundertelang verfolgt und vielfach getötet. In Indien geschah dergleichen nie. Das ist ein Beweis, daß in griechischen Staaten die Rassenmischung zuletzt eine sehr konfuse war, und daß unarische Elemente gegen die arischen dort beständig ankämpften. Es fehlte die Kastenordnung, welche alles Unarische in unübersteigbare niedere Schranken zurückwies. Kastenlosigkeit ist nur in einem Volk von einheitlicher Rassenmischung am Platze. Die Griechen, wie vorher schon Meder und Perser, gingen an Kastenlosigkeit zugrunde und die Römer ebenfalls, während Indien, wenn auch zuweilen politisch unterdrückt, fortdauert.

Durch seine musikalisch-mathematischen Studien ward Pythagoras dazu hingeleitet, in den kosmischen Gesetzen die Tatsache der Zahlenverhältnisse zu entdecken. Nach Pythagoras gibt es in den Dingen zwei Naturen, die Einheit und die Zweiheit, das Bestimmte und das Unbestimmte, das Reguläre und das Irreguläre, das Gerade und das Ungerade, das Licht und die Finsternis, das Gute und das Böse. Aus der Einheit und Zweiheit entspringt der Dreiklang, hieraus wieder die Fünfheit und zuletzt die Harmonie der Dinge.

In der Astronomie darf Pythagoras in Europa als Vorläufer

des Kopernikus und Laplace angesehen werden. Er setzte die Sonne als Zentralfeuer, als Ursprung von Wärme und Leben in die Mitte des Weltalls. Er lehrte, daß die Planeten sich um die Sonne bewegen, daß auch die Erde zu den Planeten gehöre und daß die Planeten alle kugelförmig seien. Die Entfernung der Weltkörper führte er auf harmonische Intervalle zurück, wodurch eine harmonische Übereinstimmung im regelmäßigen Umlauf der Himmelskörper entstehe.

Ferner war Pythagoras der Meinung, daß die Planeten, wie alle sich schnell bewegenden Körper, je nach Größe und Geschwindigkeit verschiedene Töne hervorbringen. Alle Gestirne aber stünden in einem gegenseitigen Verhältnis, durch welches eine Harmonie der Sphären entstehe, welche alle irdische Musik übertreffe.

Philolaos von Kroton, ein Zeitgenosse des Sokrates, stellte die Lehre des Pythagoras übersichtlich dar unter dem Titel „Das pythagoräische System". Das Werk bestand aus drei Büchern und war so geschätzt, daß Plato für eine Abschrift 100 Minen, circa 1200 Mark, zahlte.

Die Zahlenlehre des Pythagoras, über welche soviel gestritten wird, ist zunächst im Sinne der Harmonielehre aufzufassen. Alles, was man von Pythagoras berichtet, weist darauf hin. Wenn man sich von diesem Anhaltspunkte aus in die Zahlenlehre versenkt, so wird man sie sehr verständlich finden und auch sofort entdecken, was durch Unkenntnis und falsche Beurteilung späterer Darsteller derselben in sie hineingefälscht wurde. Pythagoras war ein viel zu klarer Kopf, als daß er mystischen Unsinn gelehrt hätte.

Neben den Pythagoräern lehrten die Eleaten. Begründer der eleatischen Schule ist Xenophanes zu Elea in Lukanien. Gebürtig war er jedoch aus Kolophon in Kleinasien. Er sprach den Satz aus, die Welt sei eine Einheit. Im Gegensatz zu Pythagoras war er Monotheist. Pythagoras lehrte die Vieleinigkeit, Xenophanes die absolute Einheit der Dinge. Er proklamierte die Einheit Gottes und eiferte gegen den Anthropomorphismus der Volksreligion. Er verwarf die Anschauung, die Götter würden geboren, hätten Sprache und Gestalt und schmähte Homer und Hesiod, welche den Göttern Raub, Ehebruch, Betrug und allerlei Laster angedichtet hätten.

Xenophanes lehrte die Gottheit als einheitlichen Verstand und denkendes Weltprinzip, welches weder geistig noch körperlich dem Menschen ähnlich sei. Das Verhältnis desselben zum endlichen Sein hat er jedoch niemals erörtert und nur behauptet, die materielle Welt sei Schein. Seine Philosophie ist daher im Vergleich zu der des Pythagoras nur mangelhaft durchgebildet. Es fehlt ihr die Begründung.

Der hervorragendste Schüler des Xenophanes war Parmenides, welcher ebenfalls in Elea lehrte. Dieser gab seine Philosophie in einem epischen Gedicht „Von der Natur" kund, von welchem noch große Bruchstücke vorhanden sind. Seine Dichtung zerfällt in zwei Teile. Im ersten Teile erläutert Parmenides den Begriff des Seins. Er erhebt sich über die Anschauung des Xenophanes und setzt

den Begriff des einigen absoluten Seins allem Mannigfachen und Wandelbaren, als allem Nichtsein, entgegen. Er schloß vom Sein alles Werden und Zerfallen, Zeit, Raum, Teilbarkeit und Verschiedenheit aus. Er erklärte das Sein für ungeworden und unvergänglich, einheitlich und unbegrenzt, unteilbar und zeitlos gegenwärtig.

Als einzige Eigenschaft des absoluten Seins stellte Parmenides das Denken hin. Die Mannigfaltigkeit und Veränderlichkeit der Erscheinungen galten ihm für trügerisch. Nur das reine Sein hat untrügliche Erkenntnis. Was sterbliche Wesen für wahr halten, ist Wahn. Wahn ist Werden und Vergehen, Wahn ist die Selbstheit, ihre Beweglichkeit und Beschaffenheit.

Der zweite Teil der philosophischen Dichtung des Parmenides sucht die Abstammung der Erscheinungswelt, des Nichtseins vom Sein zu erklären. Nachdem er verkündet, daß der Wahrheit Rede und Gedanke jetzt geschlossen sei und man jetzt nur sterbliche Meinung vernehme, leitet er das Entstehen der Welt von zwei unveränderlichen gegensätzlichen Elementen her. Das warme Element brachte er mit dem Sein in Beziehung, das kalte Element mit dem Nichtsein. Alle Dinge sind nur Mischungen dieser beiden Extreme. Jemehr in einem Ding warmes Element vorwiegt, desto mehr Sein, Leben und Bewußtsein hat es, desto vollkommener ist es.

Parmenides gibt also in der zweiten Hälfte seiner Dichtung zu, daß das, was er für Schein erklärt, in der Vorstellung des Menschen vorhanden ist. Er konnte aber nicht den Widerspruch lösen, wieso das Nichtsein in der Vorstellung existiert, wenn es doch in Wahrheit nicht existiert. Diesen Widerspruch suchte Zeno, ein Schüler des Parmenides zu überbrücken, indem er vom Begriff des absoluten Seins aus die sinnliche Vorstellung zerstörte.

Zeno, ca. 500 v. Chr. geboren, soll in Dialogform geschrieben haben. Er verteidigte die Lehre vom absoluten Sein, indem er die Widersprüche aufdeckte, in welche die alltäglichen Vorstellungen von der Welt der Erscheinungen verwickeln. Während Parmenides nur die Einheit der Dinge behauptete, wollte Zeno beweisen, daß es keine Vielheit und Bewegung geben könne. Mit ihm hatte die eleatische Schule ein Ende, denn auch er konnte die Widersprüche innerhalb der Lehre nicht lösen.

Während die eleatische Schule zwischen Nichtsein und Sein, zwischen Schein und Wesen unterschied und eins vom andern zu lösen suchte, trat Heraklit auf, vermittelte beides und stellte die Lehre vom Werden auf. Seine Meinung war, die Welt sei weder Sein noch Schein, sondern beides zugleich.

Heraklit stammte aus Ephesus. Er lehrte zur Zeit des Parmenides und legte seine Gedanken in einer Schrift „über die Natur“ nieder. Diese Schrift galt den späteren Philosophen wegen ihrer altertümlichen Sprache für unverständlich. Sokrates sagte von der Schrift des Heraklit, sie sei vortrefflich, soweit er sie verstanden habe. Er glaube aber, was er darin nicht verstanden habe, sei eben so vortrefflich. Das Buch erfordere einen tüchtigen

Schwimmer. Später wurde diese Schrift von Stoikern mit Kommentaren versehen.

Der Kern von Heraklits Lehre war der Satz: „Alles fließt!“ Er erkannte, daß die Gesamtheit aller Dinge beständig im Fluß, in Wechsel, Bewegung und Wandel begriffen, und ihr Beharren nur Schein sei. Nichts bleibt, wie es ist. Alles wächst oder schwindet. Alles löst sich auf und geht in andere Formen über. Aus Allem wird Alles. Das Leben verwandelt sich in Tod, der Tod in Leben. Nur der Wandel des Entstehens und Vergehens ist ewig.

„Nichts in der Welt steht fest in Raum und Zeit,
Im Wechsel nur liegt die Beständigkeit!“

Als Wesen des Werdens stellt Heraklit die Folge ewigen Kampfes der Gegensätze hin, welche sich zuletzt beständig harmonisch verbinden. Von ihm stammen auch die Sätze: „Der Streit ist der Vater aller Dinge.“ — „Das Eins, sich mit sich selbst entzweiend, stimmt mit sich überein, wie die Harmonie des Bogens und der Leier.“ — „Verbinde Ganzes und Nichtganzes, Zusammentretendes und Auseinandertretendes, Zusammenstimmung und Mißstimmung, so wird aus Allem Eins und aus Einem Alles!“

Wie Thales das Wasser, Anaximenes die Luft, so war dem Heraklit das Feuer die Urkraft der Dinge. Aus dem Gehemmtwerden des Feuers und seinem teilweisen Verlöschen leitet Heraklit die Mannigfaltigkeit der lebenden Dinge her. Die Erde gilt ihm als Erzeugnis der äußersten Hemmung des Zentralfeuers. Die übrigen Dinge sind ihm Mittelstufen zwischen Urfeuer und Unfeuer. Das Urfeuer selbst ist im Zustand ewiger Abnahme und Zunahme seiner Kraft, des Erlöschens und Aufflammens. Bald erkaltet und erstarrt das Urfeuer, bald lebt es wieder auf und wird flüssig und beweglich. So werden die Stoffe, aus welchen die Welt erzeugt wird. Wo die Kraft des Urfeuers abnimmt, entstehen die groben Formen des Seins. Es verwandelt sich in Luft, Wasser und zuletzt in Erde. Gewinnt das Urfeuer wieder Macht über die Verneinung seines Daseins, so durchläuft es eine umgekehrte Reihe der Rückentwicklung.

Daher bemaß Heraklit den Wert der Dinge nach ihrem Gehalt an Feuer. Je mehr Wärme, desto mehr Bewegung, Lebensfülle und Bewußtsein. Je mehr Kälte, desto mehr Nässe, Erstarrung und Tod. Die Seele war ihm ein feuriger Dunst und die trockene Seele, als warme, galt ihm als die weiseste. Heraklit verwarf die Trunkenheit, weil sie die Seele naß mache. Er forderte vom Menschen, dieser solle seiner Vernunft und nicht der Vorspiegelung der Sinne folgen. Er empfahl Selbstbeherrschung und Gehorsam gegen die Gesetze.

Eine Verbindung des eleatischen Systemes mit dem des Heraklit ist die Lehre des Empedokles. Dieser, ein jüngerer Zeitgenosse des Heraklit und des Parmenides, stammte aus Agrigent und war Arzt, Ingenieur, Dichter und Philosoph. Er lehrte ein

unveränderliches Ursein, bestehend aus den vier Urstoffen Erde, Wasser, Luft und Feuer. Die vier Urelemente werden durch Streit und Freundschaft gestaltet. Ursprünglich waren diese vier Elemente einig in Gott, den er sich als Sphairos dachte. Aber allmählich drang der Streit aus dem äußern Umkreis in das Innere des Sphairos und löste die Einigkeit desselben auf, wodurch das Entstehen der Welt seinen Lauf nahm.

Seinen vier Wurzelelementen schrieb Empedokles ein wandelbares Sein zu. Sie können nicht auseinander entstehen, auch nicht ineinander übergehen, sondern sind nur einer veränderlichen Zusammensetzung fähig. Durch Mischung der Elemente und ihr Auseinanderfallen entsteht die Mannigfaltigkeit der Dinge. Den Elementen legte Empedokles zwei Kräfte als Eigenschaften bei, eine anziehende Kraft und eine abstoßende. Je nach den Umständen wirkt sowohl die Sympathie als auch die Antipathie nach Anschauung des Empedokles weltbildend. Zuweilen wirkt nach ihm der Haß einend und die Liebe trennend, obwohl das Umgekehrte die Regel ist.

Auf andere Weise als Empedokles sucht Demokrit die Lehre der Eleaten mit der des Heraklit zu verbinden. Demokritos wurde 460 v. Chr. zu Abdera geboren und machte große Reisen. Er wird der lachende Philosoph genannt, weil er über die Torheit der Menschen spottete. Demokrit ist der Begründer der Atomenlehre. Er war davon überzeugt, die Welt sei aus Atomen entstanden. Diese Atome dachte er sich als sinnlich nicht wahrnehmbare, unendlich kleine Stoffteilchen ohne Qualität, von unteilbarer ungleicher Gestalt. Sie sind aus der Unendlichkeit der Qualität heraus geboren, aber als das quantitativ Existierende und Qualitätlose einer qualitativen Veränderung unfähig. Alles Werden ist auch dem Demokrit nur örtlicher Wechsel der Dinge. Die Verschiedenheit in der Erscheinungswelt hat ihre Ursache in der verschiedenen Form, Anordnung und Stellung der Atome innerhalb ihrer Komplexe.

Die Atome sind nach Demokrit in sich ungetrennt und gegen andere Atome durch die Leere des Raumes abgegrenzt. Werden und Vergehen begründete er durch mechanische Notwendigkeit. Eine Urvernunft erkannte Demokrit nicht an, indem er von einer gewissen Unvernunft der Menschheit auch auf eine Unvernunft des Kosmos schloß. Er sah im Zufall den Lenker der Dinge und verneinte die Götter des griechischen Volksglaubens. Die Vorsicht, dergleichen nicht zu laut zu äußern, wie indische und ägyptische Priester taten, wenn sie ähnliches dachten, ließ Demokrit außer Acht. Er lehrte offen eine Theorie als Tatsache, welche den breiten Volksmassen, selbst als möglicherweise wahr seiend, ewig verhüllt bleiben sollte.

Die Lehre des Demokrit, Körperliches und Räumliches sei zuletzt unteilbar, während ausgedehntes Räumlich-Quantitatives aus nicht ausgedehntem Qualitativen hervorgegangen sei, um ein Dasein der Zwecklosigkeit zu führen, — diese Lehre ward etwas

modifiziert durch einen andern Philosophen jener Zeit, den Anaxagoras.

Anaxagoras lehrte zu Athen, wurde aber der Gottlosigkeit angeklagt und mußte fliehen. Geboren 500 v. Chr. zu Klazomenä in Kleinasien, starb er, 72 Jahre alt, zu Lampsakus. Er stand in persönlichen Beziehungen zu Perikles, Euripides, Themistokles, Thukydides und anderen bedeutenden Männern. Durch ihn ward Athen Mittelpunkt der Philosophie. Auch Anaxagoras schrieb ein Buch unter dem Titel „Von der Natur", welches zu Zeiten des Sokrates sehr viel gelesen ward.

Anaxagoras fußte auf denselben Grundlagen, wie seine Vorgänger. Auch er sah im Werden und Vergehen nur eine Verwandlung der Dinge. Als Ursache der Dinge aber erblickte Anaxagoras die Intelligenz, welche er sich als freiwollend dachte. Selbst unbewegt, aber alles bewegend, ist ihm die Intelligenz das Absolute, begabt mit Denken und mit Zweckmäßigkeit des Wollens. Aber dieses Wollen, diese Intelligenz ist als Qualität an die Materie gebunden, sie ist Eigenschaft der Atome, womit wiederum weder Sokrates noch Plato einverstanden waren.

Der Verstand war dem Anaxagoras nur Weltordner, nicht Weltschöpfer. Die Atome nannte er „Ursamen". Sie sind unendlich klein und unendlich viele, untereinander aber von qualitativer Verschiedenheit. Sein Wort lautet: „Kein Same gleicht dem andern." Die Samen sind untereinander alle ungleich, wie in der Musik des Pythagoras die Töne. Bevor der Verstand ordnend eingriff, war die Unordnung, das Chaos. Da gab der Verstand der Materie einen ersten Stoß, welcher sich fortpflanzte und Wirbelbewegung erzeugte, die ihrerseits ebenfalls immer weiter um sich griff. Das hatte zur Folge, daß das Ähnliche von Vermischung mit Unähnlichem befreit wurde und sich miteinander verband. Daraus entfalteten sich die verschiedenen Reiche und Formen des Kosmos. Der Verstand der Welt aber verkörperte sich in Pflanzen und Tieren, als Seele und Geist an Stoff und Form gebunden. In ihnen gelangte der Urgeist zum Einzeldasein.

Durch die Vielgestaltigkeit der Philosophie war mittlerweile die Existenzberechtigung für die Sophisten vorbereitet worden. Bemühten sich die Philosophen objektiv zu denken, so taten die Sophisten das Gegenteil. Sie dachten subjektiv und verneinten die Möglichkeit einer absolut giltigen Wahrheit. Ihr Feldgeschrei war: „Es gibt keine absolute Wahrheit"!

Nach Meinung der Sophisten schloß jedes Wesen seine eigene Wahrheit in sich. Plato war der Ansicht, die Sophisten stellten die gleichen Grundsätze auf, durch welche die große Menge in ihrem bürgerlichen und geselligen Treiben sich leiten ließ. Der Haß, mit welchem die Staatsmänner sie verfolgten, beweise die Eifersucht, mit welcher jene in den Sophisten Nebenbuhler und Durchkreuzer ihrer Pläne erblickten.

Sobald das Gutdünken des Einzelnen für ihn und seinen Anhang als maßgebend gilt, tritt uns in der Praxis des Lebens

der Sophismus tatsächlich als schrankenloser Egoismus in Staat und Gesellschaft entgegen. So war es auch damals in Athen. Das öffentliche Leben war Arena der Selbstsucht und der persönlichen Leidenschaft geworden. Die Parteikämpfe während des peloponnesischen Krieges hatten im allgemeinen jedes Gefühl für Moral lahmgelegt und vernichtet. Man war es bereits gewöhnt, seine Privatzwecke zu verfolgen und das Allgemeinwohl dem persönlichen Egoismus unterzuordnen.

Der Satz des Protagoras, der Mensch sei das Maß aller Dinge, ward in die Tat umgesetzt. In den Volksversammlungen und bei den Gerichten dominierte nicht die objektive Wahrheit, sondern die Macht der Rhetorik, durch welche sich der große Haufe bestechen ließ. Habsucht, Eitelkeit und Parteigeist führten die Herrschaft. Die alte Überlieferung ward bedeutungslos, und das Übereinkommen der Mehrheit galt jeweilen als Gesetz. Der Staat erschien als der willkürliche Bedrücker des Einzelnen, die Moral als Folge staatskluger Erziehung, der Glaube an die Götter als priesterliche Erfindung zur Lähmung des freien Willens, die Verehrung als lächerliche Form.

Die Sophistik hatte ihre Wurzel in der hereinflutenden Sittenlosigkeit, in der Uneinigkeit der Philosophen, in den Spekulationen der Naturwissenschaft und in den mißverstandenen, mißratenen oder mißdeuteten Allegorien der Mythologie. Die Religion selbst konnte, äußerlich und wörtlich genommen, als Entschuldigung für alle möglichen Laster und Verbrechen dienen. Selbst Plato rügte an den Dichtern, daß sie die Götter und Helden des Volkes durch unwürdige Schilderung zu fragwürdigen Vorbildern erniedrigt hätten, das moralische Gefühl des Volkes werde dadurch irre geleitet. Die Naturforscher aber standen längst in offener Fehde mit der Volksreligion und nährten durch ihre Skepsis die Sophistik.

Der Sophismus bemächtigte sich zuletzt jeder geistigen Tätigkeit. Protagoras glänzte als Tugendlehrer, Gorgias als Rhetor und Politiker, Protikos als Grammatiker, Hippias als Polyhistor, als Astronom, Mathematiker und Mnemoniker. Viele Sophisten waren auswärtige Gesandte. Alle strebten nach Popularität, Ruhm, Geld und lebten nicht inneren, sondern äußeren Interessen.

Charakteristisch für die Sophisten war ihre Wanderlust. Sie reisten von Stadt zu Stadt und gaben Gastrollen im Denken, welche sie sich von reichen Leuten gut bezahlen ließen. Meist sprachen sie über Dinge von öffentlichem Interesse und allgemeiner Bildung oder über Lieblingsideen einzelner Reicher. Die Hauptsache war weniger der Stoff als das Reden. Hippias rühmte sich, über jeden Gegenstand jedesmal wieder etwas Neues sagen zu können. Über die nichtigsten Dinge wurden Reden gehalten, nur um die Kunst des Redens zur Geltung zu bringen. Die Sophisten sanken zu gänzlicher Gesinnungslosigkeit herab.

Trotzdem hat Griechenland von den Sophisten vieles gelernt. Sie haben im Volk eine Menge Wissen verbreitet, auch manchen treffenden Gesichtspunkt aufgestellt. Selbst Sokrates besuchte die

Vorträge des Prodikos und lernte von diesem Logik und Sprachgewandtheit. Die Sophisten gelten als Schöpfer des attischen Prosastiles. Denn sie nahmen es sehr streng und genau mit der Form und waren in der Treffsicherheit der Worte ebenso gewandt wie im Biegen der Gedanken.

Der erste bedeutendere Sophist war Protagoras aus Abdera. Er wirkte um das Jahr 440 v. Chr. und machte zum ersten Male das Philosophieren zum Geschäft. Der Schauplatz seines Auftretens war Sizilien und Athen. Aus Athen ward er jedoch als Gottesleugner vertrieben, und sein Buch über die Götter wurde öffentlich verbrannt. Dies Buch soll mit den Worten begonnen haben: „Von den Göttern kann ich nicht wissen, ob sie sind oder ob sie nicht sind. Denn Vieles hindert uns, das zu wissen, sowohl die Unklarheit der Sache, als die Kürze des menschlichen Lebens".

Eine andre Schrift handelte über das Wissen und Nichtwissen. In dieser kommt sein berühmter Satz vor, der Mensch sei das Maß aller Dinge, der seienden, wie sie sind, der nichtseienden, wie sie nicht sind. Dabei stützte er sich auf die These des Heraklit, daß alles in Fluß sei. Er folgerte daraus, es gäbe kein anderes Verhältnis zur Außenwelt, als die sinnliche Wahrnehmung und in der Praxis keinen anderen Leitstern, als die sinnliche Lust. Da aber die Empfindung bei Verschiedenen verschieden und selbst beim Einzelwesen sehr wechselnd sei, so gäbe es keine feststehende Wahrheit. In allem könne mit gleichem Recht das Für und Wider angewandt, vertauscht oder verwandelt werden. Gut oder schlecht sei ein relativer Begriff. Es gäbe nur das Recht des Stärkeren. Durch Satzung und Willkür nur sei das sogenannte Recht geschaffen, dieses diene nur dem Nutzen der Machthaber.

Trotz solcher Lehren soll Protagoras persönlich ein achtungswerter Mann gewesen sein. Auch Plato greift ihn persönlich nicht an, sondern wirft ihm nur gänzliche Unklarheit über das Wesen des Sittlichen vor. Spätere Sophisten dagegen sollen ihre Lehren praktisch betätigt haben.

Berühmt als Sophist war ferner Gorgias aus Leontium in Sizilien. Er begab sich als Gesandter seiner durch Syrakus bedrängten Vaterstadt während des peloponnesischen Krieges nach Athen, um dort die Sache seiner Mitbürger zu vertreten. Nach glücklich erledigten Geschäften verblieb er noch längere Zeit in Athen, später in Thessalien. Er starb fast zu gleicher Zeit mit Sokrates.

Die äußere Erscheinung des Gorgias soll eine ostentativ prahlerische gewesen sein. Von gleicher Art waren seine Gastreden, welche durch Aufwand an äußeren Sprachmitteln zu täuschen suchten. Er fußte auf den Eleaten, besonders auf Zeno, um durch seine Dialektik zu beweisen, daß überhaupt nichts wirklich sei, — oder wenn es ein Sein gäbe, daß dieses unfaßbar sei, — oder wenn es erfaßt werden könne, daß es sich nicht in Worte kleiden ließe. Seine Schrift ist betitelt: „Vom Nichtseienden oder von der Natur!"

Die späteren Sophisten übertrafen noch an Unbedenklichkeit

den Gorgias und Protagoras und untergruben Sitte, Recht und Religion. Berüchtigt in dieser Hinsicht waren Kritias, der Tyrann, Polos, Kallikles und Thrasymachos. Harmloser waren Hippias aus Elis und Prodikos. Von letzterem sagte das Sprichwort: „Weiser als Prodikos." Selbst Plato und Aristophanes sprechen mit einer gewissen Anerkennung von ihm. Er schrieb über die Wahl des Lebensweges das Buch: „Herakles am Scheidewege." Ferner verfaßte er die Bücher: „Über äußere Güter und ihren Gebrauch", „über Leben und Tod", in welchen er sittlichen Takt und sichere Beobachtung des Lebens bekundet. Die späteren Sophisten, wie sie Plato geißelt, sind Possenreißer und Spiegelfechter.

Die Sophisten waren vielen rechtlich empfindenden Denkern ein Gräuel. Zu diesen Denkern gehörte auch Sokrates. Er ward sich bewußt, daß alles, was ihm als Recht und Pflicht, als gut und böse galt, auch andern Vernünftigen so erschien, daß ein tugendhaftes Denken Allgemeingültigkeit habe und infolgedessen objektiv sei. Dies bildete die Grundlage, auf welcher sich Sokrates ausbreitete und von welcher aus er nach sorgfältiger Vorbereitung beschloß, sein Leben einzig der Vernichtung des Sophismus und seiner gefahrdrohenden Folgen zu weihen.

Wie viele Sophisten ihre Lehre zuletzt lebten, so tat auch im entgegengesetzten Sinne Sokrates. Sokrates hat nichts geschrieben. Aber Plato und Xenophon haben ihn geschildert. — Sokrates ward 469 v. Chr. geboren. Sein Vater war der Bildhauer Sophroniskos. Seine Mutter hieß Phaenarete. Als Jüngling half Sokrates seinem Vater in der Bildhauerkunst, welche er nicht ohne Talent ausgeübt haben soll. Pausanias berichtet von drei Statuen bekleideter Grazien auf der Akropolis, welche als Werke des Sokrates galten.

Wie schon erwähnt, suchte Sokrates den Unterricht des Prodikos, um sich in der Redekunst auszubilden. Auch der Musiker Damon gehörte zu seinen Lehrern. Im übrigen bildete er sich selbst nach eigener Methode, welche später die sokratische genannt wurde. Er machte drei Feldzüge mit und zeichnete sich in denselben durch seine Tapferkeit aus.

Sokrates unterrichtete zwanglos und volkstümlich. Immer vom Naheliegenden und Unscheinbaren ausgehend, entlehnte er seine notwendigen Beispiele der Alltäglichkeit. Im Gegensatz zu dem Wortpomp der Sophisten sprach er ganz schmucklos. Er lehrte sowohl auf dem Markte und in den Gymnasien, als auch in den Werkstätten und im geselligen Verkehr. Von früh bis spät unterhielt er sich mit Jünglingen und Männern über den Zweck des Lebens und Berufes, hierbei seine Lehren durch drastische Gleichnisse ausstreuend. In jeder menschlichen Bestrebung wußte er Bescheid, mochte es sich um Hauswesen, Erwerb, Wissenschaft oder Kunst handeln. Er fand immer einen Punkt, wo er den Hebel ansetzen konnte, die Menschen, besonders aber die Jugend, nachdenklich zu machen, zur Selbsterkenntnis und zu sittlichen Reflexionen anzuregen.

Oft ward Sokrates mit Hohn abgewiesen oder mit Haß und

Undank behandelt. Aber das machte ihn nicht irre. Er war sich zu klar bewußt, daß eine Reform des Staates nur von der Jugend ausgehen könne. Xenophon sagt von Sokrates: „Er war so fromm, daß er nichts ohne den Rat der Götter tat, — so gerecht, daß er nie jemand auch nur im geringsten verletzte, — so Herr seiner selbst, daß er nie das Angenehme statt des Guten wählte, — so verständig, daß er in der Entscheidung über das Bessere und Schlechtere nie fehlging."

Sokrates war von großer, umfassender Bildung und erfrischender Ursprünglichkeit des Charakters, voll Besonnenheit und Selbstbeherrschung. Er vermied jeden persönlichen Aufwand, ging barfuß einher und ärmlich, aber sauber bekleidet. Sein Äußeres war in mancher Hinsicht unschön, zugleich aber auch originell.

So ist es erklärlich, daß Aristophanes, der Spottvogel, welcher in den „Rittern" den Kleon und in den „Fröschen" den Euripides verspottet hatte, ein gleiches mit Sokrates tat. Er brachte ihn in seinem Lustspiel „die Wolken" auf die Bühne seiner Vaterstadt. Aristophanes schilderte ihn darin als Typus der Sophisten und geißelte seine Art als nutzlosen Müßiggang und jugendverführende Scheinweisheit. Da die Kampfweise des Sokrates manche Ähnlichkeit mit sophistischem Gebahren hatte, so ward er vielfach zu den Sophisten gerechnet. An dieser harten Beurteilung ging Sokrates auch zuletzt gewaltsam zugrunde.

Als Sokrates siebenzig Jahre alt war und in Athen die Demokratie zur Herrschaft gelangte, ward er durch den Tragödiendichter Melitos, den Demagogen Anytos und den Redner Lykon vor Gericht gefordert. Man beschuldigte ihn des Abfalls von den Staatsgöttern, der Einführung neuer Götter, sowie der Verführung der Jugend. Er wurde zum Tode verurteilt und dreißig Tage später hingerichtet, indem man ihm einen Becher voll Schierlingsgift zu trinken gab.

Die Philosophie des Sokrates ist hauptsächlich ethischer Natur und befaßt sich in erster Linie mit der sittlichen Vervollkommnung des Menschen, mit der Tugend. Die Naturwissenschaft und Mathematik, welche vor Sokrates in der Philosophie die Hauptsache war, trat bei ihm sehr in den Hintergrund. Die Natur faßte Sokrates nur als äußerliches Mittel für äußere Zwecke auf. Er stellte alles Geschehene unter die Betrachtung einer sittlichen Entwicklung und ging sogar ungern spazieren, weil man von Bäumen und der unbewohnten Natur nichts lernen könne.

Im Mittelpunkt aller Bestrebungen stand dem Sokrates die Selbsterkenntnis. Alles andre Wissen galt ihm für wertlos. Seine Aufgabe war, die Sophistik in ihrer Sittenlosigkeit durch eine Sophistik der Sittlichkeit zu vernichten. Den Grundgedanken der Sophisten, daß alles Handeln ein subjektives sein müsse, machte auch er zu seinem Leitmotiv. Aber während die Sophisten das sittliche Bewußtsein zu verwirren suchten und zu vernichten, strebte Sokrates, dieses Selbstbewußtsein zu klären, zu ordnen und sittlich zu befestigen, indem er das Denken des Einzelnen

als Gemeintätigkeit Aller hinstellte. Er bewies, das sittliche Denken sei von persönlicher Willkür unabhängig und beruhe auf dem universalen Wesen des Geistes und dem rechten Wissen von diesem Wesen.

Die Lehrweise des Sokrates bestand nicht darin, ein besonderes System mitzuteilen, sondern beruhte auf Bildung des Einzelbewußtseins zu weisem Denken und Handeln. Wie die Sophisten, so bediente sich auch Sokrates vielfach der Ironie. Er stellte sich unwissend und tat, als wolle er belehrt sein. Durch hartnäckiges Fragen und daraus sich plötzlich ergebende verblüffende Resultate und Widersprüche verwirrte er zuerst seine Schüler und machte sie mißtrauisch gegen sich selber. So ließ er die Lernenden sich selbst widerlegen und durch eignes Nachdenken, das er heimlich leitete, die Wahrheit finden.

Meist ging Sokrates in seinen Gesprächen von einem einzelnen Fall aus, knüpfte an die gewöhnlichsten Vorstellungen an, nahm die alltäglichsten Dinge zu Hilfe und leitete den Schüler vom Allgemeinen zum Besondern. Nach Aristoteles Mitteilung erforschte er das Wesen der Tugend. Sokrates untersuchte die verschiedenen Tugenden und stellte ihre Begriffe fest. Denn die Tugend als Errungenschaft menschlichen Denkens hielt er für ein Wissen, welches dem Wissen über kosmische Dinge ebenbürtig sei.

Aber nicht nur Männer, auch Frauen, sogar Hetären, zog Sokrates in den Kreis seines Umganges, wenn er hoffte, sie bessern zu können, oder wenn er glaubte, er könne von ihnen lernen. Er bekannte selbst, daß er die Kunst der Liebe von der Priesterin Diotima, die Kunst der Beredsamkeit von Aspasia gelernt habe.

Sokrates besuchte die Schule der Flötenspielerinnen, um daselbst nach seiner Art zu moralisieren. Er ging zu den Hetären und knüpfte lachend und scherzend Gespräche mit ihnen an, welche stets mit einer Moral endeten. Viele solcher Zwiegespräche sind uns erhalten geblieben.

Sokrates lehrte nicht zu bestimmten Stunden und an bestimmten Orten, wie andre Philosophen. Er errichtete keinen Lehrstuhl und nahm kein Honorar. Er war den ganzen Tag unterwegs und wirkte als Gelegenheitsmoralist aus dem Stegreif.

Sokrates ging sogar im Winter unbeschuht in leichter Kleidung einher und stand mitunter ganze Nächte hindurch im Freien an einer Stelle, in Nachdenken versunken, unbekümmert um die Meinung der Leute. Um sich Bewegung zu machen, tanzte er allein zu Hause und hielt auch sonst in jeder Weise auf körperliche Pflege und auf Mäßigkeit im Essen und Trinken.

Viel verlästert wird von der Überlieferung die Frau des Sokrates, Xantippe. Sie soll mürrisch und zanksüchtig gewesen sein und beständig durch unruhiges und ungestümes Betragen sich und anderen das Leben schwer gemacht haben. Zuweilen soll sie sogar zu Tätlichkeiten übergegangen sein. Einmal soll Xantippe, nachdem sie sich in Schimpfen erschöpft hatte, mit einer Schale Wasser den Sokrates begossen haben, worauf dieser gelassen bemerkte: „Hab

ich's nicht gesagt, daß auf Xantippes Donner Regen folgen werde"! — Als ihm Xantippe einst auf dem Marktplatz den Mantel wegnahm und ein Bekannter ihn aufforderte, Xantippe tätlich zu strafen, erwiderte Sokrates: „Beim Zeus! Wenn wir uns mit Fäusten schlügen, so würde der eine von Euch rufen „bravo Sokrates", der andre „bravo Xantippe"!

Den Alkibiades, welcher Schüler des Sokrates war, setzte die Ungezogenheit, womit Xantippe dem Sokrates begegnete, so sehr in Verwunderung, daß er den Sokrates einst frug, wie er die dauernden Schmähungen dieser Frau nur ertragen könne und warum er eine solche Furie nicht aus dem Hause jage. Sokrates aber antwortete ihm: „Das tue ich darum, weil ich durch die geduldige Ertragung dessen, was ich zu Hause von ihr leiden muß, mich gewöhne, auch anderer Leute Mutwillen und das Unrecht, das mir außer dem Hause widerfährt, desto geduldiger und gelassener zu ertragen"!

Andererseits wird berichtet, daß Xantippe alle Tugenden einer sparsamen, klugen und tätigen Hausfrau besaß und trotz mürrischen, ungestümen Charakters ihren Mann und die Kinder herzlich liebte. Als sie den Sokrates vor seinem Tode im Gefängnis besuchte, erhob sie lautes Jammergeschei und war untröstlich über sein Unglück. Sie zerfloß in Tränen, so daß Sokrates bat, man möge sie nach Hause bringen. — —

Die Methode des Sokrates war, aus dem Allgemeinen die logische Einheit herauszufinden. Er bemühte sich, das Wesen der Gegenstände im Denken zu erfassen und lehrte, daß der Begriff das wahre Sein der Dinge darstelle. Bekannt ist, daß er den inneren Mahner der Subjektivität zur Tugend als objektiv beratenden Dämon hinstellte und in diesem Sinne auch von seinem eigenen Dämon sprach, welcher ihn berate.

Obwohl Sokrates keine formelle Schule errichtete, hinterließ er dennoch viele Schüler, von denen meist jeder auf eine andere Weise, je nach seiner inneren Natur, den Meister begriff. Zwar hatten die hervorragenderen Schüler vieles Gemeinsame, indem sie alle nach Tugend strebten, aber jeder tat dies nach seiner besonderen Art.

Dem Sokrates in vieler Hinsicht ähnlich gebärdete sich Antisthenes. Früher Schüler des Gorgias, und selber Lehrer der Sophistik, hatte sich Antisthenes in seinem späteren Leben dem Sokrates angeschlossen. Nach dessen Tode gründete er im Kynosarges, dem Gymnasium der Fremden zu Athen, eine eigene Schule. In Anspielung auf dieses Gymnasium, vielleicht auch im Hinblick auf ihre Lebensart, wurden seine Schüler „Kyniker" genannt.

Die Lehre des Antisthenes ist nur eine einseitige abstrakte Theorie für die Tugendidee des Sokrates. Auch Antisthenes stellte die Tugend als letzten Endzweck des Menschen hin und erklärte sie für wichtiger, als die Naturwissenschaft und die aus ihr entspringende Philosophie. Das Tugendideal gipfelte für Antisthenes

in äußerster Bedürfnislosigkeit. Darum ahmte er durch Stock und Tasche den Bettler nach. Er ging in dieser Hinsicht noch weiter als Sokrates und lehrte, der Weise sei sich selbst genug, von allem unabhängig, er stehe abseits von Ehe, Familie, Gemeinde und Staat, jenseits von Reichtum, Ehre und Genuß.

Was uns an Selbstgenügsamkeit und Bedürfnislosigkeit hindert, die Weltlust, Antisthenes verdammte sie als Übel. Weltüberdruß und Anstrengung, die Genußsucht zu unterdrücken, pries er als edles Gut. Aus dieser Anschauung entwickelte sich der Zynismus, welcher auf verschiedene Art sein Sonderwesen trieb.

Die Kyniker suchten die Tugend auf dem allerkürzesten Wege, im Zurückziehen auf sich selbst, im Verzicht auf Kunst und Wissenschaft und komplizierte Geselligkeit. Sie behaupteten, der Weise sei aller seiner Begierden mächtig, frei von Sitte und bürgerlichem Gesetz, den seligen Göttern ebenbürtig.

Ein anderer Schüler des Sokrates war Aristippos aus Kyrene. Von Aristoteles wird er als Sophist bezeichnet, weil er für den Unterricht, den er erteilte, Geld nahm. Aristippos war sehr gewandt in der Kunst, sich in alle Verhältnisse zu schicken und ihnen die beste Seite abzugewinnen. Er besaß eine außerordentliche Menschenkenntnis und trachtete nach Wohlleben und Luxus. Sein Grundsatz war, die Verhältnisse sich unterzuordnen, statt sich den Verhältnissen zu unterwerfen. Er liebte die Unabhängigkeit, hielt sich fern von Regierungsgeschäften und lebte meist in der Fremde im Umgang mit Hetären und Tyrannen.

Aristippos erhob die Lust zum Endzweck des Lebens. Als Mittel zur Erreichung und Bewahrung dauernder Genußfähigkeit empfahl er die Einsicht in die Natur des Menschen, die Selbstbeherrschung und Mäßigkeit. Als Mittel, alle Künste, welche zum Lebensgenuß führen, zu erlernen, pries er die Geistesbildung. Denn er meinte, zur Beurteilung dessen, was wahre Lust sei, bedürfe es eines gebildeten Geistes.

Zur Schule des Aristippos gehörte sein Enkel, Aristippos der Jüngere. Er war Sohn der Tochter des alten Aristipp, namens Arete, welche ebenfalls als Philosophin glänzte. Andere Schüler waren Hegesias, Annikeris und Euemeros. Letzterer nannte die Götter hervorragende Menschen. Die ganze Schule des Aristippos gipfelte in dem Streben, die Lust zu einem Zustand zu machen, sei es körperliche, geistige oder sympathische Lust, welcher das ganze Dasein hindurch dauert und dessen tiefster Grad die Schmerzlosigkeit ist.

Eine Verbindung des sokratischen Prinzipes mit dem der Eleaten war die Philosophie des Euklid. Er bezeichnete das Gute als das Ewigeine, Sichselbstgleiche, als wahres Sein. Alles Nichtgute dagegen betrachtete er als Nichtsein. Euklid lehrte zu Megara, und seine Schule heißt danach die megarische. Aber sie entwickelte sich nicht selbständig weiter, sondern ging später in die Skepsis über, wie die Lehre des Aristippos in die des Epikur und die Lehre der Kyniker in die der Stoiker. Alle diese Richtungen

waren einseitige und verloren den universalsittlichen Standpunkt des Sokrates aus dem Auge. Ihre Spiegelfechtereien, Witz- und Wortspiele machten diese Schulen aber im Altertum populär und weltbekannt.

Der edelste aller Schüler des Sokrates ist Plato. Nur Plato hat Sokrates vollständig erfaßt und dargestellt. Er sammelte alle zerstreuten Strahlen der Wahrheit in sich wie in einem Brennpunkte. Er bildete die Philosophie nach jeder Richtung zum einigen Ganzen aus. Erst Plato schritt zu einer systematischen Entwicklung der Ideenwelt.

Plato, ein Sohn des Aristo, leitete seinen Stammbaum von Kodros ab. Er ward im Jahr 429 v. Chr. zu Athen geboren. Kritias, einer der dreißig Tyrannen von Athen, war Vetter von Platos Mutter und Charmides sein Oheim.

Zwanzig Jahre alt, ward Plato Schüler des Sokrates, mit welchem er acht Jahre, bis zu dessen Tode, verkehrte. Im Alter von dreißig Jahren begab sich Plato auf Reisen, weil er fürchtete, daß er als Sokratiker ebenfalls durch die Demokratie verfolgt werden könnte. Er weilte zunächst bei Euklid in Megara und verkehrte mit dessen Schülerkreis, wodurch er viele Anregung empfing.

Euklid war einst Mitschüler des Plato bei Sokrates gewesen. Nachdem unter der Regierung des Perikles zuletzt Streitigkeiten zwischen Athen und Megara, der Heimat des Euklid, ausgebrochen, ward jedem Bürger von Megara bei Todesstrafe verboten, in Athen zu verkehren. Euklid, der sich vor Erlaß dieses Befehls fast ständig in Athen aufhielt, begab sich von jetzt an allnächtlich in Trauerkleidern, tief verschleiert, zu Sokrates, um dessen Umgang nicht zu entbehren. Am frühen Morgen kehrte er wieder nach Megara zurück.

Die Lehrweise des Euklid war die der älteren Sophisten und Eleaten. Er sah als bequemste Form, das Für und Wider eines Satzes zu erwägen, den Dialog an. Er führte das Disputieren ein, wobei sowohl Euklid, als in noch höherem Grade seine Schüler und Nachfolger in solche Heftigkeit gerieten, daß die ganze Schule davon den Namen die zänkische erhielt, soweit man sie nicht vorwiegend die megarische nannte.

Hier zu Megara platzten die Meinungen in ihrer Verschiedenheit auf einander, verwirrten sich und klärten sich gegenseitig. Hier vorübergehend Zuhörer zu sein, das mußte sicher die Denkfähigkeit des jungen Plato schärfen.

Von Megara aus begab sich Plato nach Kyrene und von da nach Ägypten, Großgriechenland und Sizilien. In Großgriechenland ward er mit den Pythagoräern bekannt. Durch sie gewann er an praktischem Sinn, an Lebensmut und an Interesse fürs öffentliche Leben.

Als Plato Athen verließ, gab er dieses Gemeinwesen als Staat verloren und sah davon ab, nutzlose Opfer zu bringen. Nie trat er in Volksversammlungen als Redner auf. Im Anschauen

der fortschreitenden Entartung, der um sich greifenden politischen und gesellschaftlichen Fäulnis war er zu sehr Aristokrat und zu stolz, sich um die Gunst des vielköpfigen Pöbels zu bewerben. Er zog es vor, die Wissenschaft als Lebensaufgabe zu wählen, statt als Patriot Märtyrer seiner politischen Überzeugung zu werden.

Hier in Großgriechenland ward Platos Widerwille gegen das öffentliche und politische Leben durch den Einfluß der harmonisch gebildeten Pythagoräer sehr gemildert. Während er in einer Jugendschrift, dem Theätet, behauptet, die Philosophie sei unvereinbar mit dem öffentlichen Leben, kehrt er später in der „Republik" den Staatsmann heraus und beschäftigt sich wieder mit der Wirklichkeit. Aus dieser späteren Gesinnung heraus behauptete er sogar, die Herrscher müßten Philosophen sein.

In Sizilien wurde Plato mit dem älteren Dionysios bekannt und mit Dion, dessen Schwager. Aber zuletzt vertrug er sich schlecht mit der Gesinnungsart des Tyrannen und kam durch diesen sogar in Gefahr, Freiheit und Leben zu verlieren.

Nach Athen zurückgekehrt, versammelte Plato einen Kreis von Schülern um sich. Seine Lehrstätte war die Akademie, ein Gymnasium, von Bäumen beschattet, vor den Mauern von Athen. Dort besaß er von seinem Vater her einen Garten.

Unterbrochen wurde Platos Lehrtätigkeit nur durch einen zweiten und dritten Aufenthalt am Hofe zu Syrakus. Zu jener Zeit gelangte Dionysios der Jüngere zur Regierung. Es war der Plan des Plato, diesen jungen Herrscher zu erziehen, um sein Ideal, „Herrschertum, verbunden mit Philosophie", zu verwirklichen oder wenigstens eine heilsame Neugestaltung der sizilischen Staatsverfassung durchzusetzen.

Aber Plato hatte mit seinen Bestrebungen kein Glück. Der jüngere Dionysios war eine mittelmäßige Natur, ein halber Charakter. Er strebte zwar nach Ruhm und Auszeichnung, besaß aber weder Tiefe noch Ernst des Geistes.

Plato wirkte in seiner Akademie in Zurückgezogenheit von der öffentlichen Welt. Seine Philosophie, in systematischer Form sich aufbauend, war nicht geeignet, volkstümlich zu werden, wie die Art des Sokrates. Es waren zuviel wissenschaftliche Vorkenntnisse nötig, Platos Philosophie zu verstehen.

Plato erreichte ein Alter von 81 Jahren und blieb bis zum letzten Augenblick im Besitz seiner ungeschwächten Geisteskräfte. Während seiner letzten Lebenszeit sollen in der Schule Reibungen und Spaltungen entstanden sein, als deren Anstifter besonders Aristoteles genannt wird. Plato starb, wie von einem sanften Schlaf umfangen, bei einem Hochzeitsmahle im Jahre 347 v. Chr. und ward im Keramikos, unweit der Akademie, bestattet. Platos Namen hörte man schon bei seinen Lebzeiten mit Ehrfurcht nennen. Überhaupt war damals der Stand des Philosophen in höchstem Ansehen. Plato ward von verschiedenen Staaten ersucht, ein Gesetzbuch zugunsten der Philosophen zu verfassen und soll diesem Wunsche auch mehrfach entsprochen haben.

So tätig Plato als Lehrer wirkte, so fruchtbar war er auch als philosophischer Schriftsteller. Im Anfang seiner Schriftstellerlaufbahn schloß er sich eng an die Methode und an die Hauptsätze des Sokrates an. Er wurde durch Sokrates der Geschichte der Philosophie eher fern gehalten, als in ihr gefördert. Darum beschränkte er sich auf Zergliederung und Untersuchung der Begriffe, namentlich der sittlichen Begriffe. Sein „Sokrates“ ist noch ganz im Rahmen der Anschauungen gehalten, wie auch Xenophon den historischen Sokrates darstellt. Plato kämpfte damals besonders gegen die Unwissenheit und gegen die sophistische Gesinnungslosigkeit. Der Gipfel jener Epoche ist der Versuch, die Realität des Guten zu beweisen.

In die früheste Periode der schriftstellerischen Tätigkeit des Plato gehören, außer dem Gastmahl, noch eine Reihe anderer Schriften, wie der Charmides — die Mäßigung, der Lysis — die Freundschaft, der Laches — die Tapferkeit, der kleinere Hippias — das Unrechttun mit Wissen und Willen, der erste Alkibiades — die sittlichen und intellektuellen Erfordernisse des Staatsmannes, der Protagoras und der Gorgias.

In der zweiten Periode seiner Wirksamkeit befreite Plato die sokratische Philosophie von ihrer Umwucherung des praktischen Lebens. Sein Aufenthalt in Megara hatte gewirkt, und die Reise nach Italien machte ihn auch noch mit andern philosophischen Anschauungen bekannt. Da man im Altertum alle Werke abschreiben mußte, so waren eben die Theorien der alten Philosophen selbst in Athen vordem nur ungenügend bekannt.

Nachdem sich sein Blick erweitert, war Plato bemüht, die sokratische Kunst der Begriffsbildung zur Wissenschaft der Begriffe zu erheben. Er lehrte, alles menschliche Handeln ruhe auf dem Wissen und alles Denken auf den Begriffen. Er stellte die Begriffseinheiten als das Dauernde im Wandel der Erscheinungen fest und schuf Grundlagen des Erkennens, um die Lehren der Gegner direkt in ihren Grundlagen erschüttern zu können und in ihren Wurzeln zu vernichten.

Die Schriften jener zweiten Epoche sind der Theätet, die Trilogie des Sophisten, des Staatsmannes, des Philosophen und der Parmenides. Im Theätet wendet er sich gegen die Erkenntnistheorie der Pythagoräer, gegen die Zusammengehörigkeit des Denkens und der sinnlichen Wahrnehmung. Er will die Wahrheit als unabhängig von der Wahrnehmung der Sinne hinstellen und erklärt sie als dem Denken innewohnendes Wissen. Er proklamiert die Realität der Ideen.

Im Sophist stellt Plato das Dasein des Scheines oder des eleatischen Nichtseins dar und die daraus hervorgehende Vielheit der Ideen in ihrer gegenseitigen Verbindungsfähigkeit. Im Parmenides zeigt er die Ideen in ihrem Verhältnis zur Erscheinungswelt und in ihrer Selbstvermittlung mit der letzteren.

Die dritte Schriftsteller-Periode Platos beginnt mit seiner Heimkehr nach Athen. Die Schriften dieser Zeit wenden sich

wieder mit Vorliebe zur Persönlichkeit des Sokrates zurück, dessen Lehre verklärend. Ihre Titel lauten: „Phädros, — Symposion — Phädon, — Philebos, — Republik und — Timäos, das Wesen des Staates und der Natur."

Der Phädros enthält die Ankündigung der Lehrtätigkeit des Plato. Das Symposion lehrt, nur die Hingabe an die Idee sei der wahre Eros. Der Phädon will die Unsterblichkeit der Seele aus der Ideenlehre begründen, und der Philebos betrachtet den Begriff der Lust und des höchsten Gutes.

Plato vereinigte die verschiedenen Einzelgesichtspunkte früherer Philosophen und teilte die Philosophie ein in Logik, Physik und Ethik. Viele Schriften Platos sind Mischungen dieser drei Richtungen der Philosophie. Die Mathematik, welche Pythagoras im weitesten Sinne, mit einem gewissen Recht und mit Erfolg zum Mittelpunkt der Philosophie gemacht hatte, schloß Plato vollständig von derselben aus. Zwar betrachtete er sie als Bildungsmittel für das begriffliche Denken und als Vorstufe zur Erkenntnis, ohne welche niemand Philosophie treiben könne, — aber die Mathematik ist ihm nicht selbst Philosophie. Sie setzt ihre Begriffe nach seiner Meinung voraus, ohne Rechenschaft darüber zu geben. Das sei der reinen Wissenschaft nicht erlaubt, diese beweise durch anschauliche Bilder.

Trotz mancher Verschiedenheit in der Begründung hat die Lehre Platos in vieler Hinsicht dennoch große Ähnlichkeit mit der des Pythagoras. Seine Ethik lief in der Praxis fast auf dasselbe hinaus. Wie Pythagoras, so lehrte auch Plato die Vorexistenz und Nachexistenz der Seele. Er setzte eine Wiederverkörperung und Seelenwanderung als Tatsache voraus und glaubte, das Erlernen sei nur eine Erinnerung, nur ein Zurückrufen des ehemals Gewußten, aber Vergessenen, ins Gedächtnis.

Zu Meno, welcher anfangs die Möglichkeit einer Erkenntnis des Unbekannten bestreitet, insofern man, wenn man das Rechte auch getroffen habe, nicht wisse, ob es das Rechte sei, — läßt Plato seinen Sokrates sagen: „Da nun die Seele unsterblich und oft in das Dasein getreten ist und gesehen hat, was hienieden ist und im Hades, so gibt es nichts, was sie nicht gelernt hat. Darum ist es nicht zu verwundern, wenn sie hinsichtlich der Tugend und anderer Dinge sich in das Gedächtnis zurückzurufen vermag, was sie auch früher schon wußte."

Für Plato ergibt sich die Notwendigkeit der Wiederverkörperung und Seelenwanderung ebenso aus der Natur der Seele selbst, wie aus dem allgemeinen Gesetze des Entstehens, wonach das Entgegengesetzte nur im Entgegengesetzten seinen Ursprung haben kann. Das Leben wurzelt im Tode, der Tod im Leben.

Nach Plato ist die Seele den Ideen oder dem Göttlichen verwandt. Sie ist, wie dieses, ein Vernünftiges, Einartiges, Unauflösliches, stets sich selbst Gleiches. Sie ist ein dem Körper Entgegengesetztes, Unsterbliches. Schon aus ihrer Verschiedenheit vom Leibe ergibt sich nach Plato, daß die Seele unsterblich ist. Durch

die Auflösung des Körpers, durch welche alles Schlechte, das ihm anhaftet, die Seele nicht berühren kann, ist diese unsterblich. Auch infolge ihrer eigenen Mängel kann die Seele weder vermindert werden, noch untergehen.

Das Dasein der Seele ist nach Plato unendlich, sowohl nach vorwärts, als auch nach rückwärts, weil sie wesensgleich ist mit der Weltseele, der Quelle aller Bewegung. Sie ist von Ewigkeit her lebendig. Zwar spricht Plato im Timäos von einer Bildung der Seele. Dies erklärt sich dadurch, daß, obwohl die Seele ihrem geistigen Wesen und Ursprung nach ewig und ohne Anfang ist, sie in ihrer Einzelgestalt in Zeit und Raum einen Anfang nimmt und ein Ende haben muß.

Wie kommt nun die Seele aus ihrem reinen Zustand der Vollkommenheit in die trugvolle sinnliche Welt? Darauf antwortet Plato im Phädros: die erste Einkörperung sei keine Strafe, sondern ein Weltgesetz, das sich ohne Ausnahme auf alle Seelen erstrecke. Im Timäos nennt er die Einkörperung die notwendige Folge eines nicht notwendigen Abfalls der Seelen. Es werden die Seelen vom Weltbildner zum Zwecke ihrer Einkörperung geschaffen. Im Phädros dagegen sind die Seelen, gleich der übersinnlichen Welt, in der sie weilen, ohne Anfang. Ihre Bestimmung war, ewig in himmlischen Regionen, in Gemeinschaft mit den Göttern zu wohnen.

Im Timäos, Phädros, im Staat, wie im Phädon wird Wiedergeburt und Seelenwanderung als Strafe für lasterhaftes, in Sinnlichkeit verstricktes Leben dargestellt. Timäos erzählt, daß, nachdem die Seelen gebildet worden waren, deren Zahl den Fixsternen gleichkommt, der Weltbildner jeder Seele einen Stern zum Aufenthalt anwies. Von hier aus sollte jede Seele die Welt betrachten. Die Sternenwelt ist die Pflanzstätte, aus der die Seelen in irdische Körper versetzt werden.

Zuerst kommen alle Seelen in männliche Körper. Wenn ihr irdisches Leben schuldfrei war, kehren sie nach dem Tode zu einem glückseligen Leben auf ihren Stern zurück. Überwinden sie jedoch die Sinnlichkeit nicht, so gehen sie in einen neuen Leib ein. Diese erste Wiedergeburt erfolgt in Gestalt des Weibes. Durch fortgesetzte Schlechtigkeit werden die Seelen zu Tieren. Nicht eher werden die Seelen von dieser Not der Wiedergeburt erlöst, bis sie durch Vernunft ihre niedere Natur unterdrückt haben.

Vom niederen sterblichen Teil der Seele sagt Plato im Timäos, er sei nicht ein Werk des Weltbildners selbst, sondern ein solcher der niederen oder gewordenen Götter. Dieser niedere Teil der Seele tritt erst im Augenblick der Einkörperung zur unsterblichen Seele hinzu.

Im Phädros aber hat die Seele bereits im Urzustande ihre beiden Bestandteile. Plato vergleicht hier die Seele mit einem beschwingten Zwiegespann, dessen Rosse verschiedener Natur sind und vom Wagenlenker nur mit Mühe geleitet werden können. Goethe drückt denselben Gedanken im Faust durch die Worte aus:

„Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust!
Die eine will sich von der andern trennen!
Die eine hält in derber Liebeslust
Sich an die Welt mit klammernden Organen,
Die andre hebt gewaltsam sich vom Dust
Zu den Gefilden hoher Ahnen!“

Im Gefolge der Götter durchziehen die Seelen den überhimmlischen Raum, wo sie die Anschauung des wahren, ewigen Seins, oder die Ideen kennen lernen. Viele Seelen erlahmen jedoch durch Schuld ihrer Lenker, vielen wird auch manche Schwinge geknickt. Eine Seele, welche etwas Wahres erschaute, bleibt bis zu einer neuen Umkreisung der himmlischen Bahn unverletzt. Wenn sie beständig Wahres zu erkennen vermag, bleibt sie für immer himmlisch. Vermochte die Seele aber nichts zu erkennen, oder ward sie durch einen Unfall von Vergessenheit und Schlechtigkeit befallen, so fällt sie, ihrer Schwingen beraubt, zur Erde. Dann gilt das Gesetz, daß die Seele bei der ersten Geburt sich nicht tierisch verkörpert, sondern als Mensch. Die Seele, welche das meiste erschaute, ist zur Erzeugung des Mannes bestimmt, der die Weisheit liebgewinnen soll oder der, ein Liebling der Musen, für das Schöne empfänglich ist.

Es gibt im ganzen neun Grade des Erkennens oder des Schauens der Wahrheit als des absoluten Seins. Jeder Grad der Erkenntnis einer gefallenen Seele hat eine besondere Art der Verkörperung auf Erden im Gefolge. Wer innerhalb seiner Verkörperung seine Pflicht erfüllt, dem wird ein besseres Los zu teil. Wer seine Pflicht verletzt, gelangt in eine geringere Existenz.

Vor Ablauf von 10000 Jahren gelangt eine Seele nicht dahin zurück, von wo sie ausging, ausgenommen diejenige, welche redlich der Weisheit nachstrebt. Seelen, welche nach Weisheit streben und in ihrem Wandel solche betätigen, ziehen beim dritten tausendjährigen Umkreisen, wenn sie dreimal hintereinander dieselbe Lebensweise wählten, dadurch mit Schwingen versehen, im dreitausendsten Jahre davon.

Über die übrigen Seelen wird, nachdem sie ihr erstes zehntausendjähriges Leben vollendet haben, Gericht gehalten. Von den Gerichteten kommen die einen zur Verbüßung ihrer Strafe unter die Erde, die andern führen, durch Richterspruch zu einer Region des Himmels erhoben, ein Leben, demjenigen angemessen, welches sie in Menschgestalt führten.

Tausend Jahre nach dem Richterspruch beginnen beide Arten von Seelen ein neues Leben und jede wählt, wie sie ihrer Natur gemäß wählen muß. Dann gelangt auch die menschliche Seele zum Leben eines Tieres und von dem eines Tieres, welches einst Mensch war, wieder zum Dasein eines Menschen. Nur die größten Frevler, die Gewaltherrscher, kommen für ewige Zeiten in den Tartarus. — Plato sagt wörtlich im Phädon:

„Wenn die Seele sich lostrennt vom Leibe und nichts leibliches mit sich zieht, weil sie schon freiwillig im Leben nichts mit

dem Leibe gemein hatte, sondern ihn floh und in sich gesammelt blieb, wenn sie ihr Leben der Weisheit widmete und bedacht war, leicht zu sterben, — so geht sie zu dem ihr ähnlichen Gestaltlosen, Göttlichen, Unsterblichen, Vernünftigen. Die Seele gelangt alsdann zur Glückseligkeit, befreit von Irrtum und Unwissenheit, von Furcht, wilder Liebe und allen anderen menschlichen Übeln. — Scheidet aber die Seele befleckt und unrein vom Leibe, weil sie immer mit dem Leibe verkehrt hat, ihn pflegte und liebte und von ihm und seinen Lüsten bezaubert war, — so glaubt sie, es sei in Wahrheit nichts anderes als das Körperliche, was man betastet und sieht, ißt und trinkt und zur Wollust gebraucht. Sie ist gewöhnt, alles zu hassen, was den Augen dunkel und gestaltlos, der Vernunft aber faßlich und mit Wahrheitsliebe zu begreifen ist. Meinst du, eine so beschaffene Seele werde sich rein in sich selbst absondern können? — Nein! Solche Seele ist vielmehr durchdrungen vom Körperlichen, welches ihr gleichsam verwachsen ist. Die Seele, die solches an sich hat, ist schwer gemacht. Sie zieht sich zurück in die Sichtbarkeit, sie treibt sich an Denkmälern und Gräbern umher. Daher wurden bei solchen auch schon oft schattenartige Erscheinungen von Seelen gesehen. Solche Seelen irren umher, bis sie durch die Begierde nach dem Körperlichen wieder in einen Leib eingeschlossen werden und natürlich in einen solchen, dessen Sitten sie im Leben geführt haben. Wer sich der Völlerei, dem Übermute und dem Trunke ergab, wird in einen Esel oder in ein ähnliches Tier verwandelt. Wer sich der Ungerechtigkeit, der Herrschsucht oder des Raubes schuldig machte, wird Wolf, Habicht oder Geier. Für diejenigen, welche der gemeinen bürgerlichen Tugend nachstrebten, ohne Philosophie und Vernunft, ist es natürlich, als Bienen, Wespen oder Ameisen wiedergeboren zu werden oder auch als Menschen leidlicher, jedoch gewöhnlicher Art. — In das Geschlecht der Götter ist aber wohl keinem vergönnt, aufgenommen zu werden, der sich nicht tatsächlich der Weisheit befleißigte und vollkommen rein von der Erde gegangen ist. Eben deshalb enthalten sich auch die wahrhaften Philosophen aller vom Leibe herrührenden Begierden.“ —

Es ist offensichtlich, daß Plato solche Anschauungen nicht total aus sich selbst hatte. Seit dem Auftreten des Pythagoras kursierten solche Betrachtungen des Wandels der Erscheinungen bei vielen Philosophen und deren Publikum. Sie hängen eng mit den Begriffen vieler ägyptischer Priester und indischer Brahmanen zusammen. Es ist auch nachweisbar, daß Plato nach seinem Verkehr mit ägyptischen Priestern und Pythagoräern besser in dieser Sphäre Bescheid wußte, als vorher. Eigenartig an Plato ist hauptsächlich die Art, seine Anschauungen zu gliedern und in System zu bringen. Vieles hat er nur mit andern Worten und in andern Bildern ausgesprochen, was vor ihm auch Pythagoras schon lehrte, ohne jedoch dessen Universalität zu erreichen.

Die Werke des Pythagoras, besonders sein geheimes Testament, gingen eben meist verloren, während wir die Bücher des Plato viel

vollzähliger besitzen. Vieles, was Pythagoras logisch in sich gefügt lehrte, wurde von seinen Nachfolgern dritter und vierter Linie falsch verstanden wiedergegeben oder eigenmächtig umgemodelt. Von allen griechischen Denkern hat Pythagoras am längsten alle Wissenschaften der Vorzeit studiert. Denn er war bereits 60 Jahre alt, als er zu lehren anfing. Auch ist er der einzige aller Griechen gewesen, welcher außer dem Licht seines eigenen Geistes alles geheimste Denken der Ägypter und alle Wissenschaften derselben umfaßte und vom Gipfel einer fast viertausendjährigen hochentwickelten Kultur aus die Schwingen seines Geistes selbsttätig entfalten konnte.

Platos Art und Wirken ward besonders dadurch bestimmt, daß er Schüler und geistiger Erbe des Sokrates war und wie dieser Bollwerk bauen und Waffen schmieden mußte, die Sophisten zu bekämpfen. Außerdem war er bestrebt, die Philosophie derartig in sich zu fügen, daß nicht abermals sich daraus Sophismus entwickeln könnte. Pythagoras dagegen konnte arglos und unbefangen nach harmonischer Empfindung seine Lehre gestalten. Er sprach nicht zu ironisch negierenden Geistern, wenn er auch im täglichen Leben vielfach wilder Entartung der Sitten begegnete und gehässiger Feindschaft ausgesetzt war.

Als höchstes Gut der Seele gilt Plato die Idee des Guten. Er stellt sie als Ziel unseres Strebens hin. Wissenschaft, Wahrheit, Schönheit und Tugend ist für Plato das Gute im Werden. Wir sollen zwar nicht Gott gleich, aber ihm ähnlich werden. Nur die wahre Tugend hat auch die wahre Lust im Gefolge.

Im Theätet sagt Plato: „Die sinnliche Welt ist die Welt des Unvollkommenen, Schlechten und Bösen. Die Aufgabe des Menschen ist daher, sich über die sinnliche Welt zu erheben. Wir gelangen dazu durch Streben nach Verähnlichung mit der von allem Bösen unberührten Gottheit, was durch Vernünftigkeit, Gerechtigkeit und Sinnesreinheit erreicht wird."

Ähnlich sagt Plato im Phädon: „Die höchste Aufgabe des Menschen ist die Ablösung der Seele von allem Körperlichen, die Reinigung und Befreiung von allem sinnlichen Empfinden, Vorstellen und Begehren, das Zurückziehen der Seele in sich selbst, in die Ruhe des denkenden Erkennens, wo die Seele mit nichts Unvollkommenem und Vergänglichem, sondern einzig mit dem wahren und ewigen Sein zu tun hat. Dies allein ist für sie der Weg, aus der Versenkung in die sinnliche Welt wieder zu sich selbst zu kommen und zu ihrer ursprünglich reineren und glücklicheren Form der Existenz zurückzukehren. In der Philosophie reinigt sich der Geist von aller sinnlichen Beimischung. Er kommt zu sich und erlangt die Freiheit und Ruhe wieder, welche das Versinken ins Materielle ihm geraubt hat". —

Die Tugend ist für Plato, ganz nach dem Vorbild des Sokrates, lehrbar. Sie ist auch ihm eine Wissenschaft. Die Tugend kann sich in verschiedenen Formen äußern, dennoch sind alle Tugenden unter sich eins. Die Tugend der Vernunft ist die Weisheit, ohne

welche die Tapferkeit zu tierischer Raufsucht, die Mäßigkeit zum Stumpfsinn herabsinkt. Die Tugend des Mutes ist die Tapferkeit im Kampfe gegen Lust und Unlust, gegen Begierde und Furcht. Die Tugend der Mäßigkeit ist die Bekämpferin der überflüssigen Begierden. Die Gerechtigkeit, als Seelenordnerin, ist die Einheit der drei andern Tugenden, welche ihre Herrschaft über das Individuum hinaus zur Seele des Staates und über diesen hinaus zur Hüterin des Kosmos erweitert.

Was seinen Staat betrifft, so erklärte Plato selbst, daß solcher auf Erden nirgends zu finden sei, wie er ihn beschrieben habe. Das Urbild desselben walte im Himmel, nach welchem sich der Philosoph bilden müsse. Dennoch empfiehlt er, nach diesem Urbild zu streben. Denn erst im idealen Staat vollziehe sich die völlige Durchbildung der Materie für die Vernunft, die allgemeine Realisierung der Idee des Guten.

Der Staat ist nach Plato notwendig, seine Bürger zu guten Menschen zu machen und dem Guten die Herrschaft zu sichern. Platos Staat fordert die Hingabe des Einzelnen an das Allgemeine. Seine Meinung ist, der Mensch könne sein Seelenleben nicht im vereinzelten Dasein, sondern nur in organisch geordneter Gesellschaft völlig entwickeln. Eigenwille und Selbstzweck müsse im Gesamtwillen und im allgemeinen Zweck aufgehen.

Die Ordnung des platonischen Staates ist eine aristokratische, mit unbeschränktem Königtum an der Spitze. Herrscher aber soll nur ein vollendeter Philosoph sein. Platos Staat ist in drei Stände gegliedert, von denen der dritte Stand vom eigentlichen Staatsleben gänzlich ausgeschlossen ist. Die drei Stände sind die Regierenden, die Krieger als Stand der Wächter und die Handwerker.

Die drei Stände haben, wie die brahmanische Ordnung Indiens und die altägyptische dies tatsächlich durchführte, gesonderte Aufgaben zu erfüllen. Dem ersten Stand Platos liegt die Gesetzgebung ob, die Verwaltung und Fürsorge für das Allgemeine. Der zweite Stand hat die Verteidigung des Gemeinwesens nach außen zu übernehmen. Der dritte Stand besorgt die Tätigkeiten für die Einzelbedürfnisse, wie Ackerbau, Handwerk, Viehzucht und Häuserbau.

Jeder der drei Stände hat seine besondere Tugend. Der Stand der Herrscher zeichnet sich aus durch Weisheit, der Stand der Krieger durch Tapferkeit, der Stand der Handwerker durch die Mäßigkeit. Aus Zusammenwirken aller drei Tugenden geht die Gerechtigkeit des Staates hervor.

Der unterste Stand ist für Plato nur Mittel zum Zweck. Selbst Gesetzgebung und Rechtspflege für diesen Stand ist ihm nebensächlich. Näher stehen sich gegenseitig Herrscher und Wächter, welche allein nur den Staat bilden. Die Erziehung der Wächter soll vom Staat sorgfältig geordnet und geregelt werden, damit ihr Mut von der Vernunft durchdrungen wird. Aus ihnen sollen die Herrscher hervorgehen, indem die fähigsten Köpfe unter ihnen nach dem dreißigsten Lebensjahre Ämter annehmen müssen. Haben sie sich im fünfzigsten Jahre bewährt, sind sie zur Lenkung des

Staates reif, sobald sie die Reihe trifft. Die übrige Zeit sollen sie der Philosophie widmen.

Das Leben der eigentlichen Staatsbürger, der Wächter und Herrscher denkt sich Plato wie das einer großen kommunistischen Familie mit Gütergemeinschaft und Frauengemeinschaft. Im Übrigen sind alle körperlichen und geistigen Betätigungen, Bestrebungen und Übungen in dieser Gesellschaft auf das genauste nach Alter, Fähigkeit und gemeinsamer Zweckmäßigkeit geordnet. Unzweckmäßiges, Unwürdiges und Entartetes soll ausgerottet, vernichtet und unterdrückt werden. Mißgeburten und Kranke sollen ausgestoßen, nicht ernährt und nicht gepflegt werden.

Diese Staatsidee des Plato ist darum interessant, weil sie offenbar aus seiner arischen Empfindung heraus entstanden ist. Der unverdorbene arische Instinkt fordert, von niederen minderwertigen Rassen und Rassenmischungen umgeben, bewußt oder unbewußt, die Kastenordnung. Da in Platos Staat die Herrscher aus den Kriegern hervorgehen, so bilden sie zusammen allerdings nur eine Kaste mit zwei Rängen.

Plato fordert also eigentlich nur zwei wirkliche, durch Eheverbot geschiedene Kasten. Aber immerhin sieht er doch die Notwendigkeit ein, die Vollmenschen vor Vermischung mit den Halbmenschen zu schützen. Er hat erkannt, daß die Menschheit nur da die höchste geistige und sittliche Entwicklung erreichen kann, wo die hohe Erkenntnis und Einsicht mit allen ihren vorzüglichen Eigenschaften herrschend und regierend an der Spitze steht, statt sich Minderwertigem beizuordnen oder zu fügen.

Der Plan zum platonischen Staat lag in dem griechischen Rassenwirrwarr begründet und in den daraus entspringenden Mängeln und Entartungen. Die sichtliche Ungleichheit der Bewohner Griechenlands mußte Plato solche Gesinnung nahe legen. Unter einigermaßen gleichartig beanlagten Menschen, unter einer bereits nahezu einheitlich gewordenen Rassenmischung, kann die Idee nicht aufkeimen, die Bevölkerung in eine Herrenkaste und in eine erbliche Sklavenkaste einzuteilen, in Staatsbürger und in Staatsleibeigene. —

Nach Platos Tode stand Speusippos, Platos Neffe, der Akademie vor. Diesem folgten wiederum Xenokrates, Polemon, Krates, und Krantor. Es war damals üblich geworden, höhere Lehranstalten zu schaffen und sie seinen Nachfolgern zu vererben.

Der bedeutendste von Platos Schülern war Aristoteles. Er ward im Jahre 384 v. Chr. zu Stagira in Thrazien geboren. Sein Vater hieß Nikomachos. Er war Arzt und ein Freund des Mazedonierkönigs Amyntas. Früh verwaist, kam Aristoteles als siebzehnjähriger Jüngling nach Athen zu Plato, bei dem er zwanzig Jahre studierte.

Plato soll den jungen Aristoteles wegen seines emsigen Studierens den „Leser“ genannt haben. Sein Urteil soll gelautet haben, Xenokrates bedürfe des Sporns, Aristoteles des Zügels. Viele Stimmen aus jener Zeit werfen dem Aristoteles Neid und Undank-

barkeit gegen seinen Lehrer vor. Andererseits soll aber Aristoteles zu Xenokrates und der Akademie noch nach Platos Tode in freundschaftlichem Verkehr gestanden haben.

Tatsache ist, daß Aristoteles als Schriftsteller von Plato vielfach abfiel und gegen dessen Philosophie Stellung nahm. Nach Platos Tode begab sich Aristoteles mit Xenokrates nach Atarneus zu Hermeias dem Tyrannen. Als dieser durch die Perser fiel, nahm Aristoteles Pythias, die Schwester des Hermeias, zur Frau. König Philipp von Mazedonien berief den Aristoteles im Jahre 343 zur Erziehung seines zehnjährigen Sohnes Alexander an den mazedonischen Hof.

Philipp wie Alexander hielten den Aristoteles in großen Ehren, und Alexander ließ ihm für seine Studien fürstliche Hilfsmittel zukommen. Als Alexander nach Persien aufbrach, kehrte Aristoteles nach Athen zurück und lehrte im Lykeion. Nach den Schattengängen, in welchen er dort einherwandelnd philosophierte, nannte man seine Schule die peripatetische. Des Morgens erteilte Aristoteles den esoterischen Unterricht, nachmittags den exoterischen. Bei Alexander dem Großen fiel er in dessen letzten Jahren in Ungnade. Von den Athenern ward Aristoteles zuletzt des Frevels gegen die Götter angeklagt. Er mußte fliehen und starb im Jahre 322 zu Chalcis auf Euböa.

Aristoteles hat gegen vierhundert Schriften hinterlassen, von denen uns ungefähr der sechste Teil erhalten blieb. Strabo erzählt, Aristoteles habe seine Schriften dem Theophrast vermacht, und dieser habe sie wieder dem Neleus zu Skepsis in Troas vererbt. Neleus aber habe die Bücher in einem Keller verborgen, um sie vor den Nachstellungen der büchersüchtigen Könige von Pergamos zu retten. In jenem Keller hätten die Bücher jedoch sehr durch Feuchtigkeit und Tiere gelitten. —

Während Plato die Philosophie mehr dichterisch behandelte, ihr engere Kreise zog und sie auch gebildeten Schöngeistern noch zugänglich machte, kehrte Aristoteles wieder zur universalen Wissenschaftlichkeit des Pythagoras zurück und baute, allerdings nach seiner Weise, auf diesem Fundamente weiter. Während aber Pythagoras mit Vorliebe die Mathematik in allen ihren Fächern pflegte, bevorzugte Aristoteles mehr die Naturwissenschaft.

Plato erfaßte die Einheit alles Seins, Aristoteles wandte sich der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen zu. Ihn interessierte mehr die Idee in ihrer Einzelverwirklichung. Statt das Gemeinsame, suchte er die Unterschiede. Mit gleichem Forschertrieb befaßte Aristoteles sich mit der Natur, mit der Geschichte und mit der Persönlichkeit des Menschen selbst. Er hält sich nur an das Gegebene, an die Erfahrung. Was nicht aus der Erfahrung entspringt, das ist ihm offene Frage. Dazu gehörte für ihn selbstverständlich alles, was nicht die sichtbare zeitliche Existenz betrifft.

Aristoteles lehrte Fächer, welche vor ihm nicht ausgesprochen als besondere Disziplin existierten, wie Ethik, Ästhetik, Naturgeschichte, Psychologie, Naturrecht und Pädagogik. Viel

Studium verwandte er auf Physik und Geschichte. In allem aber ging er immer vom Besonderen auf das Umfassende über, im Gegensatz zur Lehrweise Platos, welcher umgekehrt verfuhr.

Durch die Erklärer des Aristoteles wurde das Wort „Metaphysik“ geschaffen. Plato hatte dafür den Namen „Dialektik“. Weil sich aber Aristoteles als Philosoph in erster Linie an die Physik hielt, nannte man Alles, was hinter der Physik verborgen, nur durch Spekulation zu erfassen ist, Metaphysik. Aristoteles selbst nannte das Denken über den Urgrund aller Dinge Theologie. Theologie und Physik vereinte Aristoteles wiederum unter dem Namen „Logik“.

Die Elemente der Logik sind nach Aristoteles: „Begriff, Urteil und Folgerung“. Seine Haupttätigkeit wandte er dem letzten Elemente der Logik, den Folgerungen oder den Schlüssen zu. Die einzelnen Begriffe des Seins behandelt Aristoteles in seiner Schrift „die Kategorien“. Von diesen stellt er im ganzen zehn auf, nämlich: „Einzelsubstanz, Größe, Beschaffenheit, Verhältnis, Ortsbestimmung, Zeitbestimmung, Lage, Zustand, Tun und Leiden.“

Eine zweite Schrift handelt von der Rede als Äußerung der Gedanken. Er unterscheidet darin Sätze und Urteile.

Eine dritte Schrift erläutert, wie die Folgerungen auf ihre Wurzeln zurückbezogen werden können. Sie führt den Namen „Analytische Bücher“.

Die Folgerungen teilt Aristoteles ein in solche, welche strenge Beweise enthalten, in solche, welche Wahrscheinlichkeiten bergen und in solche, welche sophistisch sind und für recht gelten wollen, während sie trügerisch sind.

In der Metaphysik wendet sich Aristoteles gegen die Ideenlehre und Zahlenlehre des Plato. Für Plato war die Idee Wirklichkeit und das materielle Dasein ihr Schatten. Aristoteles nannte die platonischen Ideen „verewigte Sinnendinge“, aus denen das Sein und Werden des Sinnlichen nicht zu erklären sei. Darum gibt er der Erscheinung eine Beziehung zum Geistigen, was er das Verhältnis des Wirklichen zum Möglichen nennt. Für ihn waren also umgekehrt die Ideen die Schatten der Materie.

Aristoteles wirft Plato vor, er habe für die Realität seiner Ideen nicht genügende Beweise beigebracht. Seine Theorie sei unfruchtbar und keine Erklärung für das Sein. Sie sei eine überflüssige Verdoppelung der Begriffe zu sinnlichen und unsinnlichen, während doch die wahrnehmbaren Gegenstände immer genau dieselben seien. Auch fehle den Ideen die Grundlage des Werdens und der Bewegung. Sie seien starr, still und unbeweglich.

An anderer Stelle nennt Aristoteles die Ideen des Plato leere poetische Metaphern. Er habe das Verhältnis der Einzeldinge zu den Ideen vollständig im Unklaren gelassen und nicht erklärt, in welcher Weise die Ideen mit den Dingen verkettet sind, wie man sich die Nachbildung der jenseitigen Vorbilder vorzustellen habe, und warum die Materie an denselben teilnehme. Um dies zu begründen, müsse man hinter den Ideen noch ein höheres Prinzip annehmen, welches Teilnahme für die Ideen be-

kunde, — eine Einheit, in welcher die Ideen wurzeln, einen „dritten Menschen."

Im Gegensatz zu Platos Anschauungen lehrte Aristoteles, ein Ding und sein Begriff könne nicht getrennt werden, wodurch er die Ideen des Plato mit der Welt der Erscheinungen verschmolz.

Als Prinzipien der Erscheinungswelt stellt Aristoteles vier auf: „Stoff, Form, Ursache und Zweck.

Der Stoff ist für Aristoteles völlig charakterlos und unbestimmt. Er ist ihm das Bleibende in allem Werden und Vergehen. Der Stoff ist nichts in Wirklichkeit, enthält aber die Möglichkeit zu Allem. Nach seiner Anschauung konnte das Seiende weder aus dem Seienden noch aus dem Nichtseienden werden. Mögliches Sein aber sei ebensowenig Nichtsein als Wirklichkeit. Jedes Ding der Natur war ihm ein zur Wirklichkeit gelangtes Mögliches.

Mit der Form ist zugleich die Gestaltung verbunden, welche den unbestimmten Stoff zur Wirklichkeit gelangen läßt. Sie ist nach Aristoteles die tätige Tugend und Seele der Dinge. Er versteht also unter Form nur die lebende Form in ihrer eigenartigen Betätigung. Somit ist ihm der Stoff die Ursache des Werdens, der Vielheit, des Zufälligen und zugleich Grenze des Wissens.

Gott erklärt Aristoteles als Denken des Denkens, als persönliche Einheit des Denkens und des Gedachten. Er schildert ihn als absolute Wahrheit, welche in ewiger Ruhe, keiner Tugend bedürftig, ewig selig, sich selbst genießt. Das Verhältnis seines Gottes zur Welt der Tatsachen und des Leidens hat Aristoteles aber nicht entwickelt und begründet. Man wundert sich sogar, daß die Welt des Aristoteles plötzlich einen Gott hat. Was Aristoteles gegen den Gott des Anaxagoras einwendet, kann teilweise auch gegen den seinen gelten. Denn nach der Grundlage der Philosophie des Aristoteles kann ein Gott zwar als Möglichkeit, aber nicht als Tatsache betrachtet werden.

Den größten Teil der Schriften des Aristoteles umfaßt seine Physik. Was ihn am meisten fesselt, ist Bildung und Werden der Form aus dem Stoff. Alles Werden hat für ihn einen Zweck. Und der Zweck des Werdens ist die Form. Absolute Form aber ist ihm der Geist. Krone und Zweck der irdischen Natur ist in den Augen des Aristoteles der männliche Mensch. Alles übrige gilt ihm nur als Versuch der Natur, den Mann zu erzeugen und als Machtlosigkeit derselben, den Stoff durchgängig zu gestalten. Alles außer dem Mann ist somit etwas Verfehltes, ist ihm Mißgeburt.

Ein Kind, das nicht genau dem Vater gleicht, oder gar ein Mädchen, gilt dem Aristoteles als geringerer Grad von Mißgeburt, als Beweis mangelnder Kraft des erzeugenden Mannes. Das Weibliche betrachtet Aristoteles als Verstümmlung des Männlichen. Die Tiere sind noch mißgestalteter und nur dadurch zu erklären, daß der Natur keine Vernunft, sondern nur ein unbewußter dunkler Trieb innewohne.

Die Bewegung ist dem Aristoteles ein Mittelding zwischen Stoff und Form, der Raum eine Möglichkeit der Bewegung und

darum unendlich teilbar. Auch die Zeit ist unendlich teilbar und als Maß der Bewegung in Zahlen erkennbar. Bewegung, Zeit und Raum sind unendlich. Alle drei aber können nicht die Unendlichkeit umfassen, sondern werden von ihr umfaßt.

Als vollkommenste Bewegung gilt dem Aristoteles die Kreisbewegung, weil sie die gleichmäßigste Bewegung und in sich selbst geschlossen ist. Der Kreis in seiner Vollendung ist die Kugel. Darum denkt sich Aristoteles die Welt im ganzen als Kugel. Die Weltkugel aber hat wiederum verschiedene Sphären, wovon die äußere als die vollkommenste Kreisbewegung die beste ist, während die Gegend um den Mittelpunkt die schlechtere Sphäre darstellt. Die äußere Sphäre ist der Himmel, die innerste die Erdkugel. Die Zwischensphäre ist die Planetensphäre.

Der Himmel, als Ort der Umkreisung, ist von ewiger Ordnung und steht Gott als ursächlichem Beweger am nächsten. Die Gestirne der Umkreisung sind leidlose Wesen von ewiger Jugend. Sie errangen das beste Ziel. Sie sind weit göttlicher als der Mensch und mühelos dauernd tätig.

In der Planetensphäre kreisen außer den fünf damals bekannten Planeten noch Sonne und Mond. Während der Himmel der Fixsterne von rechts nach links kreist, bewegt sich die Planetensphäre von links nach rechts in schiefer Kreisbahn und wird vom Fixsternhimmel beherrscht.

Die Erdkugel, als dritte Sphäre, ist vom Beweger am weitesten entfernt und daher am wenigsten der Göttlichkeit teilhaftig. Auf der Erdkugel entfaltet sich die Natur im engeren Sinne. Ihre leblosen Körper sind Erzeugnisse der sich mischenden Urstoffe. Die Kraft der leblosen Körper offenbart sich im Ausruhen, denn sie haben noch keine Seele. Diese zeigt sich erst in den Pflanzen, aber nur als ernährende, fortpflanzende und erhaltende Kraft.

Bei den Tieren gesellt sich zu genannten Äußerungen der Kraft die Empfindung und beim Menschen noch außerdem die Erkenntnis, das Denken, die Vernunft. Aristoteles unterscheidet im Menschen eine vergängliche, leidende Vernunft, welche mit ihm entsteht und vergeht und eine ewige, tätige Vernunft, welche der göttlichen Vernunft ähnlich ist. Wie der göttliche Geist sich nach Aristoteles nicht tief in die Welt versenkt, so haftet auch der menschliche Geist nicht tief im Sinnenleben.

Die Ethik des Aristoteles wurzelt nicht, wie bei Plato und Sokrates im Guten, Wahren und Schönen des Kosmos, sondern zunächst nur im Guten, soweit es den Menschen betrifft und dessen Sondernatur. Er betrachtet das Sittliche nur als Vergeistigung des Natürlichen. Die Tugend ist ihm nicht, wie dem Plato und Sokrates, eine Wissenschaft, sondern nur die harmonische Entwicklung natürlicher Anlagen.

Aristoteles nennt den Menschen ein politisches Tier, und dieser Satz gilt ihm als fundamentale Voraussetzung bei der Lehre vom Staat. Er bestreitet die Anschauung des Sokrates, daß die Tugend in der Vernunft wurzele und verlegt ihren Ursprung in

die Zustände der Seele, in die Triebe. Der Verstand hat nach Aristoteles nur Urteil, aber keinen Trieb zur Tat. Nur das Begehren bewegt uns zum Tun. Daher hält Aristoteles die Erlernung der Tugend auch für ausgeschlossen. Das Gute werde nicht durch Wissen, sondern durch Übung und Gewohnheit erzeugt. Dreierlei gehöre dazu, den Menschen gut zu machen: Natur, Übung und Erkenntnis.

Jeder Zweck ist nur Mittel zu einem andern Zweck. Der Mensch ist Zweck der Natur. Zweck des Menschen ist die Glückseligkeit. Als menschliche Glückseligkeit aber bezeichnet Aristoteles harmonische Tätigkeit in einem harmonischen Leben. An anderer Stelle nennt er die Glückseligkeit tugendhafte Tätigkeit der Seele. Nur für das Tier ist die Befriedigung niederer Begierden Glück, weil Empfindung sein Höchstes ist und Erkenntnis ihm fehlt.

Die Entwicklung der Sittlichkeit leitet Aristoteles, wie Plato, vom politischen Leben ab. Nur in einem geordneten Staat kann die Sittlichkeit sich vollkommen ausbilden und gedeihen, weil der Mensch von Natur aus zur Geselligkeit bestimmt ist.

Aristoteles sagt darüber: „Der Staat ist früher als der Einzelne, wie das Ganze früher war als der Teil. Somit ist auch die Vernünftigkeit und Sittlichkeit des Staates früher, als diejenige des Einzelnen. Der Zweck des Staates ist demgemäß allgemeine Glückseligkeit durch allgemeine Tugend. Seine erste Aufgabe ist daher, die Bürger zu möglichst tugendhaften Menschen zu machen. Er ist nicht ein bloßes Schutz- und Trutzbündnis zur Sicherung der Person und des Eigentumes, sondern eine Gemeinschaft zum Zweck eines vollkommenen Lebens, zur Verwirklichung der Sittlichkeit und damit auch der Glückseligkeit im Großen.

Die platonische Frauen- und Gütergemeinschaft erkennt Aristoteles dagegen nicht an, weil er sie nicht für ausführbar hält. Auch will er die individuelle Betätigung nicht beschränkt wissen. Der Staat bedeutet für Aristoteles nicht das Produkt der Philosophie, sondern das Ergebnis der vorhandenen Umstände und der geschichtlichen Erfahrung. Er stellt daher kein Vorbild eines Staates auf, sondern beschreibt nur die verschiedenen Staatsformen in ihrem Wesen, ihrer Herkunft und ihren Übergängen. Er will nahe legen, daß, je nach verschiedenen Vorbedingungen, verschiedene Staatsformen sich bewähren können. Er führt kein Ideal vor Augen, sondern rät nur zum Möglichen und Erreichbaren.

Berühmt ist Aristoteles durch seine Erklärung des Wesens der griechischen Tragödie. Diese gilt ihm als Nachahmung einer hervorragenden und in sich abgeschlossenen Handlung von bestimmtem Umfang, in anmutiger, nach ihren verschiedenen Personen verteilter Rede, welche durch Mitleid und Furcht die Reinigung der Gemüter vollzieht.

Nachfolger des Aristoteles in der peripatetischen Schule waren Theophrast von Lesbos, Eudemos von Rhodos und Strato von Lampsakos. Die ersten beiden beschränkten sich hauptsächlich

darauf, das System des Aristoteles weiter auszubauen und zu erklären. Strato pflegte vorwiegend die Naturforschung und setzte sich sogar teilweise in Widerspruch zu seinem Meister. Besonders den göttlichen Verstand bezeichnete Strato als unnötige Hypothese und beseitigte ihn. Er erklärte das Denken und das Leben der Welt aus einer der Welt inne wohnenden natürlichen Bildungskraft.

Später waltete im Lykeion der berühmte Musiktheoretiker Aristoxenos von Tarent. Er schrieb ein Buch über die Elemente der Harmonie. — Nach ihm lehrte Dikaiarch aus Messene. Dieser leugnete die Unsterblichkeit der Seele. — Kritolaos aus Phaselis behauptete, die Welt und das Menschengeschlecht seien ewig. — Den ersten Kommentar zur Lehre des Aristoteles lieferte 70 v. Chr. Andronikos von Rhodos. Er veranstaltete die erste Ausgabe der Schriften des Aristoteles.

Nach dem Tode des Aristoteles galt das theoretische Wissen nicht mehr als Mittel zum Philosophieren, sondern es wurde als Mittel zum vernünftigen Handeln betrachtet. Was sich nicht unmittelbar auf das praktische Leben bezog, ward als untergeordnet gewertet.

So bildeten sich die subjektiven Systeme des Stoizismus, des Epikuräismus und des Skeptizismus heraus. Die Kyniker hatten diesen Systemen schon vorgearbeitet, dabei aber die Physik außer Acht gelassen. Die drei genannten Schulen zogen auch die Physik mit in den Kreis ihrer Betrachtung, jedoch ebenfalls in rein subjektiver Weise.

Die Ursache dieser Erscheinung war, daß das politische Leben Griechenlands immer mehr in Verfall geriet, und daß die sittliche Entartung immer größer, die Not des Lebens immer komplizierter und drückender wurde. Auch bestand seit den Tagen Alexanders des Großen kein Gemeinleben mehr und kein Gemeinsinn. Es herrschte nur noch Sonderstreben und Sondergestaltung, und das kam in der Philosophie natürlich schnell zum Ausdruck. Es wurde die Unabhängigkeit des Philosophen von Welt, Staat, Familie und Vaterland und die persönliche Unabhängigkeit durch persönliche Verzichtleistung auf das Materielle proklamiert.

Gründer der stoischen Schule ist Zeno von Kittion auf Cypern. Er war Sprößling einer phönizischen Familie. Seines Vermögens plötzlich beraubt, versenkte er sich in die Philosophie und wurde zunächst Hörer beim Kyniker Krates. Hierauf ging er zu Stilpo in Megara, zuletzt in die Akademie zu Xenokrates und Polemon. Man wirft Zeno vor, er habe keine neue Lehre, sondern nur neue Worte aufgestellt.

In der „bunten Halle", einer Säulenhalle zu Athen, etablierte sich Zeno als Meister einer eigenen Schule. Und seine Jünger erhielten als „Schüler der Halle" den Namen „Stoiker".

Zeno soll 85 Jahre gelehrt und im hohen Alter von 106 Jahren sich selbst umgebracht haben. Er war berühmt durch seine Mäßigkeit und die Strenge seiner Sitten. Sein Denkmal,

das ihm die Athener setzten, enthielt den Spruch, sein Leben sei seiner Philosophie gleich gewesen.

Zeno und seine Schüler waren darauf bedacht, die Philosophie im Leben zu verwirklichen. Sie lehrten, es gebe nichts Unkörperliches. Alles Wesentliche, alle Dinge seien körperlich. Sie waren Pantheisten und erklärten die Lebenskraft und Lebensäußerung der Welt für Gott. Die Materie war ihnen das leidende und qualitätlose Ursein der Dinge. Gott galt ihnen als die Tatkraft, welche der Materie inne wohnt und mit Vernunft begabt ist.

Die Stoiker bezeichneten Gott zuweilen als den „vernünftigen Atem", mitunter auch als „künstlerisches Feuer", welches die Welt erzeugt. Oft schildern sie ihn auch als Äther.

Die Ethik der Stoiker sah ihr Ziel in Anpassung des Menschen an die Weltharmonie und gipfelte in dem Satz: „Lebe in Übereinstimmung mit der Natur!" — Die Lust hatte für sie keinen sittlichen Wert. Dem Sittlichen müsse jeder äußere Zweck fremd sein, war ihre Lehre.

Die Tugend des weisen Handelns allein galt den Stoikern als erstrebenswertes Gut. Nur die innere Vernunft und Vollkommenheit, die Kraft der Seele führte sie zum Glück. Äußere Güter waren für sie etwas sittlich Gleichgültiges und nicht Ziel ihres Strebens. Nur die edle Tat hielten sie für gut, nicht den Zweck, welcher durch diese Tat erreicht wird. Seiner Güter, der Gesundheit und des Lebens beraubt zu werden, hebt die Glückseligkeit des Tugendhaften nicht auf. Krankheit und Armut waren ihnen keine Übel, weil sie kein Hindernis bilden, zur Tugend zu gelangen.

Die Stoiker strebten, dem Ideal ähnlich zu werden, als welches ihnen der echte Weise vorschwebte. Vom Weisen sagten sie, er sei auch in Fesseln frei, denn er handle aus sich selbst, unbeirrt von Furcht und Begehren. Der Weise sei frei von allen Leidenschaften, von allen Störungen der Gemütsruhe. Er allein sei der wahre König. Denn er sei frei vor den Gesetzen und Keinem Rechenschaft schuldig, als sich selbst.

Fast gleichzeitig mit den Stoikern entstand zu Athen die Schule der Epikuräer. Ihr Meister Epikur ward 342 v. Chr. geboren. Obwohl von altem Adel, war sein Vater doch so verarmt, daß er sich als Lehrer durchschlagen mußte. 36 Jahre alt, gründete Epikur seine Schule, welche er 36 Jahre lang bis zu seinem Tode leitete.

Die Schüler des Epikur bildeten einen geschlossenen Kreis. Epikur selbst soll die Seinen mit dem pythagoräischen Bunde verglichen haben. Der Lebenswandel Epikurs war tadellos, sein Charakter achtbar und liebenswürdig. Da man seine Lehre falsch verstand und ihn danach persönlich ebenfalls falsch beurteilte, ward er vielfach verleumdet.

Epikur soll mehr Werke geschrieben haben, als Aristoteles. Seine größeren Werke gerieten durch sein eigenes Verfahren in Vergessenheit, indem er aus denselben Auszüge machte, welche er

seinen Schülern zum Memorieren empfahl. Die meisten dieser Auszüge blieben erhalten.

Epikur nannte seine Philosophie eine Tätigkeit, welche durch Begriffe und Beweise ein glückliches Leben erzeugt. Logik und Physik standen bei den Epikuräern im Dienste der Ethik. Ihre Physik lehnte sich an die Atomenlehre des Demokrit an.

Wie alle Philosophen seiner Zeit, suchte auch Epikur das höchste Gut in einem glückseligen Leben zu finden, welches bei ihm in der Lust gipfelte. Während aber Aristippos den einzelnen Genuß als Lust anstrebte, wollte Epikur die Lust zum dauernden höchsten Zweck erheben, die Lust sollte sich als Dauerzustand über das ganze Leben erstrecken. Folglich müssen beim Genuß des Augenblickes auch Vergangenheit und Zukunft mit in Berechnung gezogen werden.

Die wahre Lust ist ihm deshalb Gegenstand weiser Berechnung und kluger Erwägung. Viele Lüste müssen verneint werden, weil sie Unlust im Gefolge haben. Manches Leid muß man ertragen, weil um so größere Lust daraus hervorgeht. Zur richtigen Unterscheidung zwischen schädlichen und unschädlichen Lüsten ist die vernunftgemäße Erkenntnis Bedingung.

Für den Weisen kommt hauptsächlich die geistige Lust und geistige Unlust in Betracht, weil sie als Hoffnung und Erinnerung auch Zukunft und Vergangenheit mit umfaßt, während die körperlichen Lüste und Schmerzen mehr an den Augenblick gebunden sind. Die Lust des Geistes aber gipfelt in einer unerschütterlichen Gemütsruhe des Weisen, im Bewußtsein seines inneren Wertes und seiner Erhabenheit über das Schicksal. Darum sagt Epikur: „Es sei besser, mit Vernunft unglücklich zu sein, als ohne Vernunft glücklich, der Weise könne selbst unter Martern noch glückselig sein.“ Auch Epikurs Meinung war, wie die des Aristoteles, die wahre Lust sei von der Tugend nicht zu trennen, ein angenehmes Leben ohne Tugend sei undenkbar.

Eine Folge ihrer Wertung der geistigen Lust war bei den Epikuräern die Pflege der Freundschaft. Diese trägt nach Epikurs Meinung mit am meisten zur Glückseligkeit des Lebens bei. Er stellte die Freundschaft so hoch, daß er sagte, der Weise werde, wenn es nötig sei, unbedenklich für seinen Freund sterben. Ein anderer Ausspruch Epikurs lautet, es sei genußvoller, Wohltaten zu erweisen, als solche zu empfangen.

Zur Erreichung der Glückseligkeit durch dauernden Genuß empfiehlt Epikur Genügsamkeit, Nüchternheit und Mäßigung und verurteilt Schwelgerei und Unmäßigkeit. Auch verwarf er jede Lust, welche nur mit großem Aufwand befriedigt werden kann. —

Wie Stoiker und Epikuräer, so hofften auch die Skeptiker, die Philosophie werde sie zur Glückseligkeit führen. Man unterschied einen älteren und einen späteren Skeptizismus. Begründer des älteren Skeptizismus war Pyrrhon von Elis. Er hatte den Feldzug Alexanders nach Indien mitgemacht. Nach seiner Heimkehr ward er Philosoph und gründete zu Elis eine Schule. Er

hinterließ keine Schriften. Sein Schüler Timon aus Phlios verspottete in Versen alle griechischen Philosophen, mit Ausnahme des Pyrrhon und der Skeptiker, was er mit viel Geist und Witz erledigt haben soll.

Die Hauptfragen der Skeptiker waren: „Wie sind die Dinge beschaffen und wie müssen wir uns zu ihnen verhalten?“ Diese Fragen beantworteten sie, indem sie sagten, die Dinge seien ohne Beziehung auf uns. Wir können weder wahre, noch unwahre Aussagen über sie machen. Sie seien gleichgültig gegen Wahrheit und Unwahrheit und unserem Urteil nicht unterworfen.

Die Skeptiker behaupteten, weder die Wahrnehmung unserer Sinne verschaffe uns ein sicheres Wissen, noch die Erkenntnis unserer Vernunft, weil alle Begriffe auf herkömmlicher Gewohnheit beruhen. Die Dinge zeigen sich nur so, wie sie uns scheinen, nicht aber so, wie sie sind. Man könne nichts Positives ergründen. Jeden Lehrsatz könne man mit dem Gegenteil entkräften. Daher kämen auch die sich widersprechenden Urteile der Menschen und ganz besonders der Kathederphilosophen über ein und dieselbe Sache.

Das wahre Verhältnis des Philosophen zu den Dingen könne nach Lage der Sache nur gänzliche Zurückhaltung des Urteils sein, absoluter Verzicht auf jede Behauptung. Das war die Taktik der Skeptiker. Sie bedienten sich daher nur einer zweifelnden, achselzuckenden Ausdrucksweise und bevorzugten Worte wie: „es ist möglich“, „vielleicht“, „es könnte sein“, „es ist nicht ausgeschlossen“, „mir scheint“ „ich bestimme nichts“, „ich sehe nicht klar“ u. s. w. —

Durch Zurückhaltung des Urteils glaubten die Skeptiker die Glückseligkeit zu erlangen, indem Enthaltung vom Urteil den seelischen Gleichmut erzeuge. Der Skeptiker, sagten sie, lebe immer in Ruhe und in gleicher Gesinnung. Gesundheit und Krankheit, Leben und Tod bilde für ihn keinen Unterschied. Die Skeptiker stellten folgende zehn Sätze auf:

„Dieselben Gegenstände erzeugen bei verschiedenen Lebewesen vielfach ganz verschiedene Sinnesempfindungen und Vorstellungen!“

„Die Menschen sind besonders körperlich und geistig sehr verschieden, so daß dem einen die Dinge anders erscheinen als dem andern!“

„Die verschiedenen Sinne sagen oft Verschiedenes, ja Entgegengesetztes über die Dinge aus. Derselbe Sinn stellt uns oft die Dinge verschieden dar. Auch wissen wir nicht, ob die Sinne, die wir haben, uns die Dinge vollständig genügend erkennen lassen!“

„Unsere Ansicht von den Dingen wird von den verschiedenen körperlichen und geistigen Zuständen beeinflußt!“

„Die Dinge erscheinen uns je nach ihrer verschiedenen Stellung zu uns und unter sich verschieden!“

„Wir nehmen alles durch ein Medium wahr, wie Luft, Licht und Farbe!“

„Die Eigenschaften der Dinge sind bedingt und ändern sich durch ihr Größenmaß, durch Temperaturunterschiede, durch Unterschiede in der Schnelligkeit der Bewegung, in der Färbung u. s. f.“

„Die Eindrücke der Dinge sind verschieden, je nachdem sie uns alt oder neu, gewohnt oder ungewohnt sind."

„Die Eigenschaften der Dinge sind nur die Verhältnisse eines Dinges zum andern, durch deren Erkenntnis uns das Wesen des Dinges nicht erschlossen wird. Diese Verhältnisse selbst aber können sich jeden Augenblick ändern, weil sie nur etwas Zufälliges an den Dingen sind. Zufällig sind die Begriffe „oben und unten", „rechts und links", „leicht und schwer", „groß und klein". Alle sind nur vergleichende, verhältnismäßige Eigenschaften, die nichts Tatsächliches und Bestimmtes aussagen!"

„Sitten, Herkommen, Gesetze, Glaube, Lehren verschiedener Menschen und Völker sind so verschieden, daß über das, was das Wahre und Rechte sei, nichts beschlossen werden kann." —

Eine größere Geltung erhielt die Skepsis, als sie, infolge ihres Kampfes mit der Stoa, in die platonische Schule Eintritt erlangte. Der erste dieser höheren Skeptiker war Arkesilaos, welcher von 316 bis 241 v. Chr. lebte. Dieser suchte seinen Halt im Ansehen der Lehren Platos von der Schattenhaftigkeit, vom Nichtsein aller materiellen Erscheinungen.

Arkesilaos erlangte dadurch den Lehrstuhl der Akademie, daß er seinen Schülern bewies, die Lehre von der Zurückhaltung des Urteils stimme mit dem System des Plato und Sokrates überein. Durch Beseitigung aller Dogmen stelle er die echte Lehre Platos wieder her.

Arkesilaos bestreitet die Fähigkeit des Menschen, die Wahrheit zu erkennen. Vielleicht enthielten unsere Behauptungen die Wahrheit, aber wir seien dessen nie gewiß. Man vermöge nichts wirklich zu wissen, nicht einmal das, daß man nichts wisse. Im Sittlichen jedoch, in der Wahl des Guten und im Abscheu vor dem Bösen solle man der Wahrscheinlichkeit folgen. So entstand innerhalb der Skepsis die Wahrscheinlichkeitslehre, welche auch Karneades noch vertrat. Die Skeptiker erhielten sich bis ins dritte Jahrhundert n. Chr. und hatten noch mehrere berühmte Meister des Denkens unter sich. —

Die Philosophie war in Griechenland, ähnlich wie in Indien, neben der Dichtkunst Gemeingut aller gebildeten Stände. Es war daher natürlich, daß auch viele Frauen am geistigen Streben der Nation teilnahmen. Jeder Philosoph hatte außer seinen Schülern mehr oder weniger auch Schülerinnen. Selbst der Wissenschaften bemächtigten sich einige Frauen. Daß sie der Dichtkunst kundig waren, ist selbstverständlich.

Zwar stehen die Griechen in dem Ruf, daß die Frauen bei ihnen wenig geehrt waren, daß sie wenig Rechte hatten und fast den Sklaven gleichstanden, daß sie hinter vergitterten Mauern ein zurückgezogenes und freudloses Leben führten, — aber das trifft nur mit großem Unterschied zu und ist nur bedingungsweise richtig. Vielfach war auch ganz das Gegenteil der Fall.

Solon allerdings hatte eine geringe Meinung von den Frauen. Seine Gesetze über Erziehung berücksichtigen die Frauen überhaupt

nicht. Er betrachtete sie nicht als Bestandteil des Volkes und setzte in ihre Ehrlichkeit das größte Mißtrauen. Solon lebte eben im versumpften Athen, wo von allen griechischen Staaten frühzeitig die Rassenmischung am weitesten vorgeschritten war. Nach Gobineaus Darstellung waren dort die meisten hamitischen und hamitisierten Elemente angehäuft.

Solon erließ eigens für die Frauen das Gesetz, daß sie nicht mehr als einen Obolos, ca. 10 Pfennige, aus dem Hause des Mannes mitnehmen dürften, damit sie nicht betrügen und unterschlagen könnten. Für Plato stand die beste Frau auf der Stufe eines treuen anhänglichen Sklaven, und in seinem Staat spielen die Frauen eine untergeordnete Rolle.

Aristoteles erkannte eine gewiße politische Berechtigung der Frau an, indem er sagte: „Wie Mann und Frau die Bestandteile der Familie bilden, ebenso hat man auch den Staat als einer ähnlichen Zweiteilung unterliegend anzusehen. Denn der Staat zerfällt in die männliche und weibliche Bevölkerung. In allen jenen Staatsverfassungen also, in welchen die Verhältnisse der Frauen übel geordnet sind, da fehlt eben der Hälfte des Staates gesetzliche Ordnung". Im Übrigen räumt auch Aristoteles der Frau nur eine Zwischenstellung zwischen Herrn und Sklaven ein.

Thukydides sagt: „Die beste Frau ist jene, von der man weder im Guten, noch im Bösen spricht".

Hesiod macht in seiner Theogonie folgenden Ausfall gegen die Frauen: „Die Stämme der Frauen wohnen zu großem Verderben inmitten der sterblichen Männer, teilen die klägliche Not niemals, nur die Verschwendung". — An anderer Stelle sagt er jedoch: „Nichts Besseres kann der Mann sich wahrlich erbeuten, als ein treffliches Weib".

Simonides von Amorgos läßt in humoristischer Dichtung die Frauen von verschiedenen Tieren abstammen.

Menandros sagt: „Viel gibt es Ungeheuer zu Wasser und zu Lande, der Ungeheuer größtes aber ist das Weib."

Homer, welcher die arischen Zeiten des Griechentumes schildert, preist das Frauengeschlecht und läßt die Jungfrau in würdiger Freiheit erscheinen.

Simonides sagt in Übereinstimmung mit Hesiod: „Das Weib ist dessen, was der Mann erbeuten kann, wenn gut, das Beste, wenn schlimm, das Schrecklichste".

Euripides verfährt zwar in seinen Dramen hart mit den Frauen, soll aber im Privatleben sehr galant gewesen sein.

Was über die untergeordnete Stellung der Frauen im alten Griechenland erzählt wird, bezieht sich fast einzig auf die attischen Frauen. Im hamitisierten Attika allerdings besaßen die Frauen weder sittlichen Rang und Einfluß auf die Familie, noch genossen sie geistige Bildung. Sie sprachen einen veralteten Dialekt, besaßen keine Lebenskenntnis und lebten von Jugend auf in strenger Abgeschlossenheit. Sie traten als halbe Kinder ungeübt und lebensunkundig in die Ehe und durften höchstens den Tempel besuchen. Die Kindererziehung war ihnen versagt.

Ein Seitenstück zu Xantippe war nach Plutarchs Bericht die Frau des Philosophen Pittakos. Als dieser einst seine Freunde bewirtete, kam seine Frau dazu und warf zornig den Tisch um. Darüber waren die Freunde sehr erschrocken. Pittakos aber sprach gelassen: „Ein jeder von uns trägt seine Last. Wer kein größeres Uebel besitzt, als ich, der ist am glücklichsten!"

Auch viele Fürstinnen setzten resolut ihren allerhöchsten Willen durch. Und über die Frauen von Lakedämon berichtet Plutarch: „Die Lakedämonier hörten stets willig auf die Stimme der Weiber und gewährten denselben in allen öffentlichen Angelegenheiten eine größere Einmischung, als die Frauen sie umgekehrt bei häuslichen Dingen den Männern gestatteten." Später waren die meisten Reichtümer des lakedämonischen Staates in den Händen der Frauen. Vom Grundbesitz besaßen sie zwei Fünftel, sodaß Aristoteles die lakedämonische Staatswirtschaft geradezu als Weiberregiment bezeichnete.

Selbstverständlich waren auch bei Doriern und Äoliern viele Frauen dem Mann unterworfen und drückten zu seinen Ausschreitungen nachsichtig und ergeben beide Augen zu.

Bei den Ioniern, wo die Frauen am meisten unterdrückt waren, brachen viele Frauen aus eigener Machtvollkommenheit mit dem herkömmlichen verborgenen Familienleben und schwangen sich zu vollständiger Freiheit und Unabhängigkeit empor. Diese Frauen hießen Hetären oder Freundinnen. Sie hatten großen Einfluß auf Künstler, Philosophen und Staatsmänner, welche den Verkehr mit geistreichen weltgewandten Freundinnen dem Leben mit unwissenden Ehefrauen vorzogen.

Die Ionier, die zuerst Attika und Kleinasien besiedelten und wahrscheinlich Frauenmangel litten, hatten gewaltsam Töchter der semitischen Karier geraubt und sie zu ihren Frauen gemacht. Von daher hatte sich jene Sitte, die Frauen in Unterwürfigkeit zu halten, bei den Ioniern weiter vererbt. Sie betrachteten die Frauen nach wie vor nur als Vermittlerinnen einer rechtmäßigen Nachkommenschaft und ließen sie geistig verkümmern. Als die Athener später an der Spitze der griechischen Politik, Kunst und Wissenschaft standen, waren ihnen für den geselligen Verkehr die Hetären daher lieber, als ihre Frauen.

Dazu kam noch, daß das politische Getriebe den Mann der höheren Stände fast beständig von seinem Hause fern hielt, sodaß schon darum die Frauen daheim in Unbildung und Stumpfsinn dem geistig beweglichen Mann entfremdet wurden. Zartere seelische Bande, wie sie vor allem bei den Pythagoräern Großgriechenlands herrschend waren, konnten in Athen kaum jemals in der Ehe gedeihen. Von Jugend an war die Freiheit der vornehmen Athenerinnen, mit Ausnahme seltener Feierlichkeiten und Feste, auf das Haus beschränkt.

Anders verhielten sich die Athenerinnen der niedern Stände. Sie waren mehr oder weniger dem Trunk ergeben und trieben sich bereits zur Zeit des Aristophanes, völlig ungebunden, vereint mit den Männern in den Wirtshäusern umher.

Typisch für die Athenerinnen der besseren Stände, läßt Xenophon einen Neuvermählten sagen: „Wie hätte ich eine Kundige empfangen sollen, da sie, noch nicht fünfzehn Jahre alt, zu mir kam? In der Zeit vorher aber war sie unter einer Obhut, welcher es nur darum zu tun war, daß sie so wenig als möglich sehen, so wenig als möglich hören, so wenig als möglich fragen möge! Du hältst es doch nicht etwa für genügend, wenn sie, als sie zu mir kam, nichts wußte, als aus Wolle, die sie erhielt, ein Kleid zu fertigen? Nichts hatte sie gesehen, als wie den Mägden ihre Wollarbeiten zugeteilt werden!“

Statt aus Liebe heiratete man meist wegen der Mitgift. Und Eltern reicher Töchter sahen wiederum nur auf den Reichtum des Bräutigams. Die Frau, welche schlecht behandelt ward, hatte zwar das Recht, sich scheiden zu lassen, mußte aber ihre Klage persönlich vorbringen. Im übrigen wurden selbst die reichsten Athenerinnen von den Gesetzen als Unmündige betrachtet. Während der Mann beständig tat, was ihm beliebte, wurde die Frau wegen der geringsten Sünde, welche ihre Ehre verletzte, bestraft.

Trotzdem durchbrachen auch die Frauen Athens immer häufiger die Schranken der Sitte. Die Putzsucht stieg aufs höchste, und die Frauen vernachlässigten ihr Hauswesen. Zur Zeit des peloponnesischen Krieges riß unter den Frauen Athens solche Lockerung des Herkömmlichen ein, daß die meisten Frauen der höheren Stände ihren Liebesabenteuern lebten und die härtesten Maßregeln das kaum verhindern konnten. Nur die Furcht vor Schande bewog anfangs noch die Frauen, ihre Liebeshändel geheim zu halten.

Zur Zeit des Alkibiades, der nach Diogenes Laertos als Knabe die Männer den Frauen, als Jüngling die Frauen den Männern entführte, gingen die Athenerinnen schon öffentlich auf Liebesabenteuer aus und stritten sich um edle Jünglinge. Zugleich fingen sie an, immer mehr die Herrschaft des Mannes abzuschütteln, besonders wenn sie ein ansehnliches Vermögen mitgebracht hatten. Diese Zustände gediehen bald so offenkundig, daß der Komödiendichter Alexis ein Lustspiel, betitelt „Weiberherrschaft“ und Amphis ein solches „Weibermanie“ auf die Bühne brachte.

Die griechischen Frauen waren meist von eigenartiger idealer Schönheit. Sie hatten ein großes lebhaftes Auge, ein edles hellenisches Profil, maßvolle Proportionen, schöne Augenbrauen, sowie schöne Füße und Hände.

Bereits Homer besang die Schönheit und Anmut der griechischen Frauen. In der Ilias heißt es, Helena betreffend:

„Tadelt nicht die Troer und hellumschienten Achäer,
Die um ein solches Weib solang' ausharren im Elend!
Einer unsterblichen Göttin fürwahr gleicht jene von Ansehn!“

Auf Lesbos, dessen Frauen neben denen von Sparta und Tenedos besonders berühmt waren, fanden die ersten Schönheitswettkämpfe statt, welche sich von hier aus über viele Orte Griechenlands ver-

breiteten. Erhöht wurde die Schönheit der griechischen Frauen noch durch ihren Mangel an Kleidung. Ihr gewöhnliches Gewand war das Chitonion. Dieses war hemdartig von Wolle oder Leinen ohne Ärmel und reichte bis auf die Fersen herab. Unter der Brust ward es durch einen Gürtel zusammengehalten. Manche Frauen gingen auch tiefer gegürtet einher. Sie trugen den Gürtel über den Hüften, wodurch das Chitonion tiefere und vollere Falten schlug und der Gestalt mehr Würde verlieh. Zuweilen wurde ein überschüssiges Stück Stoff des Chitonions oben übergeschlagen, sodaß der Überschlag wie ein großer faltiger Mantelkragen bis zur Brust oder bis zu den Hüften herabfiel, was als Hauptzierde der griechischen Frauenkleidung galt.

Das ursprüngliche griechische Frauenkleid ist das dorische. Es bestand in einem großen Wollenstoff ohne Ärmel, durch Spangen an den Schultern festgehalten. Die linke Seite ward bis zur Hüfte zugenäht, nach unten aber offengelassen. Die Spartanerinnen hatten nur das Chitonion. Die übrigen Griechinnen hüllten sich beim Ausgehen noch in einen mantelartigen Stoff, mit welchem sie sich verschieden drappierten. Die Kleider waren meist weiß. Nur vornehme Frauen trugen auch scharlachrote, purpurrote und violette Kleider.

Im Sommer waren leichte Stoffe beliebt, welche auf den Inseln Amorgos und Kos gewebt wurden. Auf Kos soll Pamphile die Kunst erfunden haben, das Gespinst der Seidenraupe zu verspinnen und zu Stoffen zu weben. Diese Stoffe waren so durchsichtig, daß Plinius von der Erfinderin sagte, ihr bleibe der Ruhm, erdacht zu haben, wie ein Kleid das Weib nackt zeige. Anfangs besaßen nur die Hetären solche Kleider aus „gewebtem Wind“ oder „leinenem Nebel“, später wurden sie allgemeiner. Es galt für schön, sich so zu gürten, daß der Wuchs der rechten Seite höher erschien und der Fuß unten nicht bedeckt war.

Unterkleider kannten die Frauen Griechenlands nicht. Ihren Schmuck bildeten Ohrgehänge, Spangen an der Stirn und in den Haaren, sowie Armbänder und Halsketten aus Gold und Edelsteinen, zuweilen mit Amuletten versehen. Strümpfe, Handschuhe und Hüte existierten nicht. An den Füßen trug man pantoffelartige Schuhe und Sandalen. Auf Reisen bedienten sich die Frauen zuweilen einer haubenartigen Kopfverhüllung.

Großer Aufwand ward in wohlriechenden Ölen getrieben. Man mischte sie mit Wein und rieb den Körper damit ein, so oft man sich gebadet oder gewaschen hatte. Mit Vorliebe wurden jedoch die Haare gesalbt. Dies geschah, indem die Sklavin, welche die Locken kräuselte, das Salböl in den Mund nahm und es in feinstem Staubregen virtuos in die Haare spritzte, nachdem sie diese mit Blumen geschmückt hatte.

Den Mißbrauch von Schminke, welcher vielfach von Schriftstellern und Komikern gegeißelt wurde, charakterisiert eine lustige Übertreibung, welche von Phryne erzählt wird: „Als einst bei einem Männermahl außer Phryne noch viele andere Hetären gegen-

wärtig waren, wurde ein Spiel in Gang gebracht, wobei jeder Gast den übrigen Teilnehmern eine Aufgabe stellen mußte. Als an Phryne die Reihe kam, befahl sie, es möchten Alle ihre Hände in Wasser tauchen, damit über das Gesicht fahren und dieses mit einem Tuch abtrocknen. Sie selbst machte den Anfang. Da erschienen die Gesichter der andern voll Flecken und Mißfarben. Phryne allein sah schöner und frischer aus als zuvor. Denn sie war von Natur schön und bedurfte nicht des Betruges durch Schminke."

Mit Ausnahme der tadellosen Schule des Pythagoras scharten sich außer den wirklichen Philosophinnen um die Schulen der Philosophen auch viele Hetären, welche sowohl durch körperliche Schönheit, als durch Geist und Witz fesselten. Sie standen mit den Gelehrten und deren Schülern in Verkehr und besuchten die philosophischen Vorlesungen, deren verschiedene Lehrsätze sie auf ihre Art glossierten.

Die Hetären der Akademie behaupteten, sie wollten die Lehren des Plato vom gemeinschaftlichen Besitz der Frauen ins Praktische übertragen und seien bestrebt, dessen idealen Staat mit gründen zu helfen. Die Anhängerinnen der Schule des Aristippos prahlten damit, ihr Grundsatz sei das Maßhalten in der Liebe. Die Dialektikerinnen verteidigten das Hetärentum mit großem Aufwand an Scharfsinn und mit blendendem Sophismus. Die Philosophinnen der kynischen Schule suchten einander an Nacktheit der Reden zu übertreffen. Die Hetären, welche Epikurs Lehre anhingen, lehrten Üppigkeit und Schwelgerei in der Liebe. Dabei ahmten sie Ausdrucksweise und Gebärden ihrer Philosophen nach. Besonders die Art und Weise des Sokrates wurde lange gepflegt. Denn mit Fang- und Trugschlüssen, nach Art der Sophisten, wußten die Hetären besonders gut umzugehen.

Philosophen, welche ihren Tadel über das lose, parodierende Treiben der Hetären aussprachen, wurden von diesen verhöhnt, verspottet und anderweitiger Laster geziehen, zumal wenn die Lebensweise jener Denker nicht ganz ihrer Lehre entsprach. Wenn aber ein rauher, strenger Lehrer die Jünglinge vor den Gefahren eines freien Lebens warnte und sie demselben gar abwendig machte, so verhöhnten ihn die Hetären als Griesgram und verglichen sein Mahnen als Locken zur Wissenschaft mit dem Locken der Hetären.

Die Philosophinnen erschienen vor den Rednerbühnen, zu den Gerichtsverhandlungen und im Theater. Sie beteiligten sich an der Politik, an den Tagesfragen und kritisierten Staatsmänner, Künstler und Dichter. Viele Hetären spielten an den Höfen der Fürsten eine hervorragende Rolle.

Auf Thaïs Wunsch ließ Alexander der Große, dessen Geliebte sie war, die Burg der persischen Könige in Brand stecken. Nach Alexanders Tod ward Thaïs die Gattin des Ptolemäos und gebar diesem zwei Söhne und eine Tochter.

Am Hofe des Harpalos errangen Pythionike und Glykera höchstes Ansehen. Die meisten Ptolemäer standen unter Herr-

schaft von Hetären. Plutarch erzählt, daß Agathoklea und Oenanthe königliche Diademe mit Füßen traten. Sie beherrschten den Philopator und wurden bei einem Aufstand gegen diesen ermordet.

Vielen Hetären wurden Denkmäler gesetzt. Leäna war von Hippias zur Rechenschaft gezogen worden als Mitwisserin der Verschwörung des Harmodios und Aristogeiton. Aber, sogar auf die Folter gespannt, hatte sie nichts verraten. Als die Pisistratiden vertrieben waren, beschlossen die Athener, Leäna durch ein Denkmal zu ehren. Man stellte als Symbol ihrer Verschwiegenheit eine Löwin ohne Zunge auf und zwar auf einem der vornehmsten Plätze, auf der Akropolis neben dem Standbild der Aphrodite.

Der Phryne ward zu Thespiä eine Bildsäule von Praxiteles und zu Delphi eine aus Gold geweiht. In Sparta befand sich ein Denkmal der Kottine. Auch Laïs, Glykera, Pythionike, Neaera, Klino, Blistiche und Stratonike erhielten Bildsäulen. Samia, der Geliebten des Demetrios und Leaena von Korinth, ebenfalls einer Geliebten des Demetrios, errichteten die Athener sogar Tempel, in denen sie wie Göttinnen verehrt wurden. Pythionike, die Geliebte des Harpalos, ward gleichfalls als Aphrodite-Pythionike in einem eigenen Tempel verehrt.

Unter den ernsten wahren Philosophinnen, von denen eine sehr große Zahl als berühmte Frauen genannt werden, waren die edelsten die Pythagoräerinnen. Sie waren fast durchgängig Gattinnen und Töchter von Anhängern des Pythagoras.

Sokrates, welcher keine feste öffentliche Lehrstelle besaß, hatte auch keine eigentlichen Schülerinnen. Aber es werden einige Frauen genannt, mit denen er verkehrte. Zu diesen zählte vor allen Diotima, eine Priesterin des lykäischen Zeus aus Arkadien. Die Griechen priesen sie wegen ihrer hohen Einsicht und Klugheit. Nach Mitteilung eines Schülers des Sokrates behauptete Diotima, die Liebe sei ein herrischer Dämon. Auch Plato widmete der Diotima Anerkennung und läßt sie in seinem Gastmahl auftreten.

Nicht minder berühmt war unter den Frauen zur Zeit des Sokrates Aspasia. Sie wurde 470 v. Chr. in der ionischen Stadt Milet geboren. Ihr Vater hieß Axiochos. Er ließ Aspasia sehr sorgfältig erziehen. Als Aspasia herangewachsen war, begab sie sich nach Athen und erregte dort durch ihre Schönheit und Bildung, sowie durch ihre außerordentliche Beredsamkeit großes Aufsehen. Bald näherte sich ihr auch Perikles, welcher damals an der Spitze des Staates stand und knüpfte ein Liebesverhältnis mit ihr an.

Aspasia aber gewann solche Macht über Perikles, daß dieser sich von seiner rechtmäßigen Frau, die ihm bereits Kinder geboren hatte, scheiden ließ und Aspasia zu seiner Gemahlin erhob. Perikles stand so vollständig unter der Herrschaft der Aspasia, daß diese eigentlich Athen regierte. Alte Überlieferungen berichten, daß Aspasia viel staatsmännische Erfahrung und politischen Scharfsinn besaß. In religiöser Beziehung soll sie sehr freidenkend gewesen sein.

Aspasia war an der Seite des Perikles der geistige Mittel-

punkt der Geselligkeit Athens. Die bedeutendsten Staatsmänner, Philosophen, Künstler und Schöngeister verkehrten in ihrem Zirkel und führten Aspasia sogar ihre Frauen zu, damit sie durch Aspasia etwas geistreicher und auch in der Haushaltungskunst gewandter würden.

Aber auch die Männer selbst suchten durch den Umgang mit Aspasia zu gewinnen und lauschten ihren Vorträgen über Politik und Redekunst. Anaxagoras wie Sokrates weilten oft bei Aspasia, um die philosophische Spannkraft dort aufzufrischen und sich am Scharfsinn Aspasias zu erheitern. Phidias und Zeuxis kamen, um ihren Schönheitssinn bei Aspasia zu erquicken, und die Dichter schöpften aus Aspasias geistreicher Rede Anregung zu neuen Werken.

Auch viel unberühmte edle Jugend Athens soll sich in der Schule der Aspasia gebildet haben. Plato preist Aspasia als bewundernswerte Lehrerin der Redekunst, und Perikles, ihr Freund und Gatte, gilt in der Rhetorik ebenfalls als ihr Schüler. Es wird sogar behauptet, Aspasia habe dem Gemahl oft die Reden verfaßt und einstudiert, welche er unter besonders großem Beifall hielt.

Die überwiegende Mehrzahl der Athener war auf Aspasia schlecht zu sprechen. Man dichtete ihr allerlei Vergehen an. Die Komödiendichter, ihnen voran Aristophanes, verfuhren schonungslos gegen sie. Auch blieb es Aspasia nicht erspart, daß sie wegen Gottlosigkeit angeklagt wurde. Perikles, welcher Aspasia vor Gericht verteidigte, soll nur durch großen Aufwand von Beredsamkeit und durch viele Tränen und Bitten die Richter bewogen haben, sie freizusprechen.

Von den Philosophen, welche bei ihr verkehrten, war sie dem Sokrates ganz besonders gewogen. Seine Eigenart fesselte sie so, daß sie vertrauteste Anhängerin des Sokrates wurde und sich seine Lehrmethode und Ausdrucksweise aneignete. Aspasia hingegen soll den Sokrates im Tanzen unterrichtet haben.

Als Perikles 429 v. Chr. an der Pest gestorben war, heiratete Aspasia den Volksführer Lysikles, welcher, ursprünglich eine unedle Natur, nach Mitteilung des Aeschines, durch den Umgang mit Aspasia nach dem Tode des Perikles zum bedeutendsten Mann Athens geworden war. Aber auch Lysikles fiel 428 im Kriege. Von jener Zeit an fehlen alle weiteren Nachrichten über Aspasia. —

Unter den Schülerinnen Platos wird besonders seine Schwester Potone genannt, die Mutter seines Neffen und Nachfolgers Speusippos. Eine ernste Schülerin war auch Axiothea aus Phlios. Sie besuchte lange Zeit unerkannt in Männerkleidern die Akademie und trat später als Lehrerin der Philosophie auf.

Lasthenia, aus Arkadien gebürtig, eilte ebenfalls, von Wissensdrang getrieben, nach Athen, um die Akademie unter Speusippos zu besuchen. Dieser knüpfte ein Liebesverhältnis mit ihr an. Doch war Lasthenia auch als Philosophin in griechischen Landen berühmt.

Schülerin des Aristippos war Laïs, die ältere. Sie war eine Tochter der Hetäre Timandra, welche den Beinamen „die Siegreiche“ hatte.

Timandra, von Sizilien gebürtig, kam mit dem Dichter Philoxenos vom Hofe des Dionysios nach Korinth. Laïs aber, ihre Tochter, ward nach Eroberung ihres Geburtsortes Hykkara durch die Athener als Sklavin nach Korinth gebracht, wo man ihr eine hervorragende Bildung angedeihen ließ. Laïs soll von unbeschreiblicher Schönheit gewesen sein. Maler und Bildhauer schufen Werke nach ihrer idealen Gestalt. Sie überstrahlte alle Zeitgenossinnen und alle gefeierten Schönheiten der Vorzeit.

Laïs erwarb sich im Umgang mit Aristippos so viel Bildung und Kenntnisse, daß sie nicht nur für die schönste, sondern auch für die geistreichste Hetäre ihrer Zeit galt. Auch mit dem Diogenes soll Laïs ein Verhältnis angeknüpft haben. Die Korinther errichteten dieser Laïs im Kraneion, einem Cypressenhaine nahe der Stadt, ein Grabdenkmal, auf welchem eine Löwin abgebildet ist, die einen Widder zerreist.

Die hervorragendste Schülerin des Aristippos war seine Tochter Arete. Ihr Vater liebte sie außerordentlich, erzog sie sehr sorgfältig und führte sie persönlich in die Philosophie ein. Er gewöhnte sie von Jugend an, Reichtum und Überfluß zu verachten, was ihr auch vollkommen gelang. Aristippos konnte daher sagen: „Das Größte, was meine Tochter Arete von mir gelernt hat, ist, auf nichts Entbehrliches Wert zu legen."

Arete war, außer in Philosophie, auch in Naturgeschichte und andern Wissenschaften bewandert. Sie lehrte als Nachfolgerin des Aristippos vorzugsweise in ihrer Heimat Kyrene, zuweilen aber auch in Athen und in andern griechischen Städten. Arete erregte durch ihre Schönheit und Gelehrsamkeit großes Aufsehen. Ihr Lebenswandel war ein tadelloser und nur der Wissenschaft und Philosophie geweiht. Sie soll über hundert Schüler gehabt haben, zu denen auch ihr Sohn Aristippos der Jüngere gehörte. Der Name ihres Gatten ist unbekannt. Arete schrieb vierzig Bücher, darunter solche über Naturlehre, über Ackerbau, Völkergeschichte, Bergbau, Bienenzucht, Kindererziehung, über die Beschwerden des Alters, die Kriege der Athener und das Leben des Sokrates. Sie starb im Alter von 77 Jahren und ward in einer Grabschrift das „Licht von Hellas" genannt. Ihr Bild wurde auf Schmucksachen eingeprägt.

Auch um die kynische Schule scharten sich viele Frauen. Antisthenes wie Diogenes wurden von Hetären umschwärmt, ebenso Krates, das Haupt der Kyniker nach Diogenes. Krates, von Theben gebürtig, besaß großen Reichtum, verteilte aber sein Vermögen von ca. 800 000 Mark unter seine Mitbürger und schloß sich ganz dem Diogenes und dessen Lehren an. Häßlich von Gesicht und bucklig von Gestalt, wurde er viel verlacht, wenn er sich nackt im Gymnasium zeigte. Trotzdem war er allgemein beliebt und überall gern gesehen. Alle Türen standen ihm offen, so daß man ihn scherzweise den Türöffner nannte. Wie seine Vorgänger, so hatte auch er allerlei schnurrige Eigenheiten. Einst kleidete er sich durchweg in sehr durchsichtiges Musselin. Von ihm stammt der Aus-

spruch, man müsse so lange philosophieren, bis Heerführer für Eseltreiber gehalten würden. Auch Dichter war Krates, und noch heute sind anmutige Bruchstücke seiner Muse vorhanden.

In diesen Krates verliebte sich eines Tages Hipparchia, ein schönes vielumworbenes Mädchen, welches mit seinem Bruder Metrokles die Vorträge des Krates hörte. Hipparchia, von der Lehre, Lebensart und Redlichkeit des Krates eingenommen, ward seine anhänglichste Schülerin, bestand ihren Eltern gegenüber darauf, sie wolle Gattin des Krates werden, schlug alle jungen vornehmen und schönen Freier aus und drohte, Selbstmord zu begehen, wenn man sich ihrem Wunsch entgegenstelle.

Als alle Vorstellungen und Bitten nichts halfen, riefen die Eltern den Krates, daß dieser selbst Hipparchia von ihrer Idee abbringen möge. Als Krates ebenso vergeblich sich bemühte, Hipparchia durch Überredung zur Vernunft zu bringen, warf er plötzlich Mantel und Ranzen von sich, trat nackt vor sie hin und sprach: „So ist dein Bräutigam beschaffen! Dies ist seine ganze Habe! Geh sorgsam mit dir zu Rate! Du kannst meine Gattin nicht werden, wenn du nicht lebst und tust wie ich!“

Hipparchia aber behauptete, sie könne nirgends einen reicheren und schöneren Gemahl finden, als Krates. Sie wolle mit ihm gehen, wohin er auch gehe. — Hierauf gaben die Eltern ihre Einwilligung zur Ehe ihrer Tochter mit dem Philosophen. Krates führte seine junge Gemahlin nun sofort nach der Säulenhalle, um dort öffentlich auf kynische Art seine Hochzeit zu feiern. Hipparchia gab auch dazu ihre Einwilligung.

Vier griechische und ein römischer Schriftsteller bezeugen diese Geschichte als Tatsache. Die Kyniker aber begingen am Jahrestage dieser Hochzeit alljährlich in der Säulenhalle ein Fest. Der Kirchenvater Laktantios berichtet, daß seitdem alle Kyniker öffentlich Hochzeit machten. Hipparchia nahm ganz die Lebensart ihres Gatten an, kleidete sich wie dieser, zog mit ihm umher und teilte alle seine Entbehrungen. Von Hipparchia waren viele Sprüche und Sophismen im Umlauf. Auch soll sie Schriften gegen den Gottesleugner Theodoros verfaßt haben. Krates und Hipparchia hatten einen Sohn, Pasikles und mehrere Töchter, welche sie sämtlich an Schüler verheirateten.

Unter den Philosophinnen der megarischen Schule zeichnete sich besonders Argia durch Geist und Schlagfertigkeit aus. Sie hatte noch vier Schwestern, Artemisia, Menexene, Theognis und Pantaklea. Sämtliche fünf Schwestern waren Philosophinnen und Töchter des Diodoros, eines Schülers des Euklides. Der heilige Hieronymos preist diese Töchter des Diodoros nicht nur wegen ihrer philosophischen Bildung, sondern auch wegen ihres musterhaften Verhaltens. Die fünf Philosophinnen erregten großes Aufsehen in Griechenland, und ihre Namen wurden noch jahrhundertelang mit Anerkennung genannt. Ein Schüler des Diodoros, Philon, schrieb ein ausführliches Werk über sie, welches verloren ging.

Der Nachfolger des Diodoros war Stilpon. Dessen geistig her-

vorragendste Schülerin, Nikarete, die Tochter angesehener Eltern, stand ebenfalls im Ruf großer Gelehrsamkeit und Bildung. Obwohl Stilpon verheiratet war, faßte Nikarete große Neigung zu ihm und unterhielt mit ihm ein dauerndes Verhältnis.

Unter den epikuräischen Frauen war Leontion die meistgenannte. Ihre literarische Bildung und ihren Ruhm verdankte sie dem Dichter Hermesianax aus Kolophon. Dieser widmete ihr drei Bücher Elegien. Nach dem Tode des Hermesianax war Timarchos, ein anderer Schüler Epikurs, Beschützer der Leontion. Sie schrieb mehrere Bücher, darunter eine Streitschrift gegen Theophrastos, welcher in einer Schrift „über die Ehe“ das weibliche Geschlecht scharf angegriffen hatte. Die Entgegnung der Leontion erregte durch Scharfsinn, Gelehrsamkeit und Stilgewandtheit allgemeine Bewunderung. Leider ist diese Schrift, deren geistreiche, attisch vollendete Schreibweise auch Cicero rühmt und Plinius unerhört findet, nicht mehr erhalten. Dagegen ist noch ein Fragment aus der Schrift des Gegners Theophrastos in lateinischer Übersetzung des Seneca vorhanden. Dasselbe lautet:

„Soll der Weise heiraten? — Wenn sie schön, wohlerzogen und aus achtbarem Hause ist, — wenn er gesund und vermögend ist, dann kann gelegentlich auch der Weise einen Ehebund schließen. Aber leider werden nur sehr selten alle diese Anforderungen bei einer Heirat erfüllt. Denn zuerst würde die Beschäftigung mit der Wissenschaft unterbrochen werden. Niemand kann seinen Büchern und zugleich seiner Frau leben. Auch haben die Frauen eine Menge Bedürfnisse, wie teure Kleider, Gold- und Perlenschmuck, Gesellschaften, Dienerschaft, Möbel und Prachtwagen. Dazu bekommt man Nächte hindurch folgende Zänkereien zu hören: „Die dort macht viel mehr Staat als ich!“ — „Jener wird von aller Welt gehuldigt, und mich unglückseliges Weib sieht man in Gesellschaften über die Achsel an!“ — „Was hast du nur immer nach der Nachbarin zu schauen!“ — „Weshalb hast du mit jenem Mädchen gesprochen?“ — „Was hast du mir mitgebracht?“ — — Der Mann darf keinen Freund mehr haben, keine Gesellschaft mehr besuchen. Läßt er zu irgend wem seine Neigung kund werden, sofort erblickt sie darin eine Abneigung gegen sich. Wenn der berühmteste Philosoph irgendwo in einer Stadt aufträte, man dürfte nicht zu ihm gehen. Ist sie von Haus aus arm, so hat man seine Not und Sorge, sie zu ernähren. Ist sie reich, so ist's mit ihr nicht auszuhalten. Überdies hat man nicht einmal die Wahl. Man muß sie nehmen, wie man sie bekommt. Ob sie jähzornig, dumm, häßlich, hochmütig ist, kurz, alle Fehler erfährt man erst nach der Hochzeit. Pferde, Ochsen, Esel, Hunde und die kleinsten Gegenstände des Besitzes, selbst Kleider, Schüsseln, Stühle, Becher besieht man, ehe man sie kauft. Nur die Frau darf man vorher nicht genau besehen, damit sie nicht vor der Hochzeit mißfalle. — Stets mußt du deine Augen auf sie gerichtet haben und ihre Schönheit rühmen, damit sie ja nicht glaubt, sie gefalle dir nicht, wenn du etwa zufällig eine andere anschaust. Du mußt sie „Herrin des

Hauses“ titulieren, ihren Geburtstag feierlich begehen und bei ihrem Wohle schwören. Du mußt wünschen, daß sie dich überlebe, ihre Amme, ihre Zofe, ihren Erbsklaven, ihren schönen Hausfreund und ihren gewandten Advokaten, — lauter Titel, unter denen sich Nebenbuhler verstecken, mußt du ehrerbietig aufnehmen. Wem sie geneigt ist, der muß dir, auch wenn du ihn nicht ausstehen magst, wert und teuer sein. Läßt du sie Herrin im Hause sein, so bist du der Sklave. — Es ist schwer zu bewachen, was viele begehren. Und lästig ist zu besitzen, was kein Mensch haben möchte. Aber sicher ist es noch immer das kleinere Übel, eine Häßliche zu besitzen, als eine Schöne bewachen zu müssen. Ein Gegenstand, den alle Welt begehrt, ist nirgends sicher. Irgend wie und irgend einmal muß eine Festung fallen, die von allen Seiten bestürmt wird. — Sucht man aber ein Weib zur Leitung des Hausstandes, zur Pflege in der Krankheit und zur Gesellschaft in der Einsamkeit, dann ist ein treuer Diener viel nützlicher als eine Frau. — Wird sie selbst krank, so muß man mitleiden und darf keine Minute von ihrem Bett weichen. Und ist sie in Wirklickkeit ein braves liebes Weib — freilich ein seltener Vogel — so stöhnen wir mit, wenn sie niederkommt uud jammern, wenn ihr Leben in Gefahr ist. Einsam aber kann der Weise niemals sein. Er hat ja zur Gesellschaft alle guten Menschen, die je auf Erden gelebt haben und noch leben und versetzt sich im Geiste, wohin er nur will. Was er mit Händen nicht greifen kann, umfaßt er in Gedanken, und fehlt ihm die Unterhaltung der Menschen, so spricht er mit Gott. Nie ist er weniger allein, als wenn er allein ist. — Wollte man aber heiraten, um Kinder zu bekommen, entweder zur Fortpflanzung der Familie oder um sichere Erben zu haben, so wäre das die größte Torheit. Was kann uns daran liegen, wenn wir sterben, daß ein anderer unseren Namen führt? Überdies trägt ja nicht der Sohn sofort wieder den Namen des Vaters, und es gibt eine Menge Personen, welche denselben Namen haben. Oder ist das etwa eine Stütze des Alters, wenn man einen Sprößling aufzieht, der vielleicht längst vor dem Vater stirbt, oder einen, der aus der Art schlägt, oder einen, der unseren Tod nicht erwarten kann, um uns zu beerben. Besser verbraucht man zu guten Zwecken sein Vermögen bei Lebzeiten selbst.“ — —

Sehr berühmt als Epikuräerin war Themista. Als Epikur sich vier Jahre lang in Lampsakos aufhielt, ward er mit einem Gelehrten bekannt, Leoneoder Leontios, welcher auch von Strabo gerühmt wird. Leontios hatte eine vortreffliche, sehr gebildete Frau, Themista, die Tochter des Zoïlos. Epikur trat in engen Verkehr mit beiden Eheleuten und hegte besonders für Themista die größte Verehrung. An sie schrieb er auch die meisten Briefe nach Lampsakos.

Nach Diogenes Laertios enthält einer jener Briefe des Epikur an Themista die Bitte, sie möge ihn im Geleite ihres Mannes und mehrerer Freunde in Athen besuchen, indem er hinzufügt: „Ich bin bereit, wenn Ihr nicht zu mir kommt, mich dreimal an jenen

Ort hinzuwälzen, wohin Ihr und Du Themista mich rufen werdet!“ Die Gegner des Epikur haben diese Unterwürfigkeit einer Frau gegenüber scharf getadelt.

Themistas Name ward in Griechenland rühmlich genannt. Sie zeichnete sich durch einen so hohen Grad gelehrter und philosophischer Bildung aus, daß man ihr allgemein große Bewunderung zollte und ihre Weisheit sprichwörtlich wurde. Der Kirchenvater Lactantius Firminianus stellte sie als Vorbild weiblicher Bildung und als wahre Philosophin der heidnischen Griechen hin. Cicero ärgerte sich sogar über den Themistakultus, indem er meinte, es sei besser, über Männer wie Lykurgos, Solon, Miltiades, Themistokles und Epaminondas etwas mehr zu berichten, als in so dicken Bänden über Themista zu schreiben.

Die Frauen Griechenlands betätigten sich aber nicht nur in Philosophie und Kunst, sondern frühzeitig auch in der Wissenschaft. Den Anfang im Studium der Wissenschaften scheinen die Frauen Athens mit der Medizin gemacht zu haben. Aber sie mußten sich die Berechtigung dazu erst erkämpfen. Frauen und Sklaven verbot im alten Athen ein Gesetz des Areopag die Ausübung von Arzneiwissenschaft und höherer Entbindungskunst. Die Ärzte waren privilegiert und wachten darüber, daß ihr Wirkungskreis und ihr Einkommen nicht geschmälert ward.

Es kam aber nur zu oft vor, daß Frauen bei Krankheiten und Geburten sich nicht entschließen konnten, einen Arzt zu Rate zu ziehen und daß infolgedessen viele Frauen mit ihrem Kinde sterben mußten. Die Frauen wurden daher mit der Zeit immer unzufriedener mit den gesetzlichen Verordnungen.

Die erste Jungfrau, welche es unternahm, mit dem alten Herkommen zu brechen und den Frauen als Ärztin zu Hilfe zu kommen, war Agnodike. Sie schnitt sich die Haare ab, zog Männerkleider an und ließ sich vom Arzt Hierophilos in der Medizin unterrichten. Als sie hinreichende Kenntnisse hatte, besuchte sie, noch immer als Mann verkleidet, die gebärenden und ihre Niederkunft erwartenden Frauen und bot ihnen sachverständigen Beistand an, indem sie sich ihnen als Ärztin entdeckte.

Zu keiner Geburt ließ man mehr einen Arzt rufen. Die Mediziner waren zuerst darüber höchst erstaunt. Das Staunen aber schlug bald in größte Erregung um, als die Ärzte entdeckten, daß sie durch einen blutjungen Heilkünstler um ihre beste Praxis gebracht wurden, bei der sie am meisten verdienten. Die Ärzte verbanden sich einmütig und reichten gegen den jungen Kollegen mit dem glatten Gesicht eine Klage ein, in welcher sie ihn beschuldigten, daß er die Frauen verführe und diese in sträflichem Verhältnis zu ihm stünden.

Agnodike mußte vor dem Richter erscheinen und sah sich genötigt, öffentlich ihr Geschlecht zu bekennen. Jetzt waren die Ärzte noch aufgebrachter und klagten sie von neuem an, daß sie das Gesetz übertreten habe, welches den Frauen verbiete, die Medizin als Beruf auszuüben. Agnodike wäre sicher verurteilt

worden. Aber im entscheidenden Augenblick erschienen die vornehmsten Frauen Athens vor den Richtern und sagten zu ihnen: „Ihr seid nicht unsere Männer, Ihr seid unsere Feinde, weil Ihr diejenige, die uns die Gesundheit wieder gab, verurteilt."

Agnodike wurde daraufhin freigesprochen. Außerdem ward ein Gesetz erlassen, welches freigeborenen Frauen erlaubte, Medizin zu studieren. Bald gab es viele ärztliche Schülerinnen, von denen die meisten nur die Geburtshilfe erlernten. Viele jedoch eigneten sich eine umfassende medizinische Bildung an, so daß sie neben der Geburtshilfe auch Frauen- und Kinderkrankheiten behandeln konnten.

Da aber die oberflächlicher gebildeten jungen Ärztinnen vielfach die Freiheit ihres Berufes bald zu allerlei Allotria mißbrauchten und in der öffentlichen Achtung sanken, so wurde ein neues Gesetz erlassen, welches bestimmte, daß eine Ärztin selbst geboren haben und mindestens vierzig Jahre alt sein müsse, ehe sie praktizieren dürfe.

Eine andere berühmte Ärztin hieß Aspasia, welche, zum Unterschied von der anderen Aspasia, die medizinische Aspasia genannt wird. Sie schrieb acht Werke über Frauenkrankheiten. Auch Phaenarete, die Mutter des Sokrates, war Ärztin. Sie scheint sich jedoch ausschließlich nur mit Geburtshilfe befaßt zu haben.

Ebenfalls als ärztliche Schriftstellerin betätigte sich Laïs die Jüngere. Sie war in Korinth geboren und zeichnete sich, wie ihre Namensschwester, durch große Schönheit aus. Alkiphron schildert ihre Anmut folgendermaßen, indem er die Hetären von Korinth an die Hetären Athens folgenden Brief schreiben läßt: „Habt Ihr noch nicht erfahren, was hier neues vorgeht? Habt Ihr noch nicht den Namen der Laïs vernommen? Große Gefahr droht uns, denn Laïs wird von dem Maler Apelles unterrichtet. Ihr Armen, verschließt Eure Wohnstätte! Denn „ein" Weib setzt ganz Hellas in Bewegung, nur Eines! „Laïs" ruft man in den Gemächern der Bader, „Laïs" in den Theatern, in den Volksversammlungen, in den Gerichtshöfen und auf dem Rathause. Überall spricht man von ihr. Ja selbst die Stummen winken sich ihre Schönheit zu. So gibt Laïs auch denen eine Zunge, welche nicht sprechen können. Kein Wunder! Bekleidet, ist sie von schönster Wohlgestalt, entkleidet aber, ist sie ganz Angesicht. Sie ist weder mager, noch beleibt, sondern von gefälliger Schlankheit. Ihre von Natur gekräuselten Haare sind blond und ungefärbt und fließen weich und voll auf die Schultern herab. Ihre Augen sind schöner gerundet als der volle Mond, und deren tiefe Sterne schwimmen im reinsten Weiß!" —

Plutarch erzählt, daß Laïs mitten im Glanze ihres Ruhmes, als sie ganz Hellas mit Verlangen entzündet hatte und zwei Meere um sie stritten, den Schauplatz ihrer Triumphe verließ und mit Hippolochos, einem Thessalier, vor ihren übrigen Anbetern nach dessen Heimat entfloh. Dort aber lockten thessalische Weiber Laïs aus Eifersucht und Mißgunst in einen Tempel der Aphrodite, steinigten und verstümmelten sie. Nach ihrer Ermordung brach

die Pest über Thessalien herein, welche erst endete, als man der Aphrodite zur Versöhnung einen Tempel erbaut hatte.

Plinius bespricht die medizinischen Schriften dieser Laïs. Sie handelten über Frauenleiden und deren Kurmittel. Auch ein Mittel gegen den Biß toller Hunde und gegen das Wechselfieber war darin enthalten.

In Großgriechenland lebte ca. 240 v. Chr. eine Ärztin namens Antiochis, welche durch Salben- und Pflasterkuren berühmt war. Der große Arzt Galenus beschreibt eines ihrer Pflaster unter dem Namen „Malagma Antiochidis". Es war ein Weichpflaster, bestehend aus Schleimharzen, Eichenmistel und andern Dingen und soll gegen übermäßigen Schweiß, Milzleiden, Gicht und Ischias angewendet worden sein. Ein anderer berühmter Arzt, Heraklides von Tarent, welcher viele Fachschriften verfaßte und auch über Kosmetik schrieb, widmete jener Antiochis sogar einen Teil seiner Bücher.

Außer genannten Ärztinnen machten sich noch als ärztliche Schriftstellerinnen einen Namen zwei Kleopatras, Salpe, — nicht zu verwechseln mit der lesbischen Dichterin gleichen Namens, — Olympias von Böotien, Elephantis, Sotira, Pamphile aus Epidauros, Myro, Spendusa, Maja und Berenike, von denen durch Galenus, Plinius und andere teilweise noch Rezepte vorhanden sind.

Als Chemistin und Pharmazeutin der frühesten Zeit wird von den Griechen Medea genannt. Sie bereitete viele Heilmittel und wußte mit Naphta, Schwefel und Farbstoffen zu operieren. —

Aganike von Thessalien besaß eine für ihre Zeit reiche astronomische Bildung. Sie wußte, auf welche Art eine Mondfinsternis entsteht und berechnete genau, wann eine solche eintreten mußte. Beim ungebildeten Volk war sie daher als Zauberin geehrt. Das schmeichelte ihr, und so täuschte sie das Volk vielfach durch Vorspiegelungen, indem sie ihm vorlog, sie ziehe den Mond durch Zauberei zur Erde herab. Als sie, zuletzt von harten Schicksalsschlägen getroffen, eines unnatürlichen Todes starb, fabelte das Volk, dies sei die Strafe der Götter, weil sie sich wiederholt unrechtmäßiger Weise am Mond vergriffen habe. Wie Aganike zu ihren astronomischen Kenntnissen gelangte, ist leider nicht bekannt. Vielleicht war sie von einer Pythagoräerin unterrichtet worden. Denn sowohl Theano, die Frau des Pythagoras, wie deren Töchter und Schülerinnen waren außer in Mathematik, Musik, Philosophie und Dichtkunst in allen möglichen Naturwissenschaften erfahren. —

Außerordentlich gelehrt war Pamphile von Alexandrien, die Tochter des Grammatikers Soteridas, welcher „Homerische Untersuchungen" schrieb, und Gemahlin des Sokratidas, der ebenfalls Gelehrter war. Im Umgang mit Vater, Gatten, sowie Gelehrten, die als Freunde im Hause verkehrten, vervollkommnete die junge Frau ihr Wissen derartig, daß sie später als Schriftstellerin auftreten konnte.

Während ihrer dreizehnjährigen Ehe mit Sokratidas führte

Pamphile ein Tagebuch, in welchem sie alles niederschrieb, was sie, niemals müßig, lernte und hörte und was sie Interessantes gelesen hatte. Daraus stellte sie ein Werk zusammen, das sie „Miszellanäen“ nannte und das als ihr Hauptwerk betrachtet wurde. Photios, welcher es noch kannte, hielt Pamphiles Werk für ein sehr nützliches Buch. Es war nicht nach Fächern geordnet, sondern, der besseren Unterhaltung wegen, von gemischtem Inhalt, abwechselnd Geschichtliches, Rhetorisches, Poetisches und Philosophisches enthaltend. Diogenes Laërtios soll es für seine „Geschichte der Philosophie“; Aulus Gellius für seine „Attischen Nächte“ benutzt haben. Außerdem schrieb Pamphile noch drei Bücher über assyrische, persische und indische Geschichte.

Ein Werk über Alexander den Großen gab die Historikerin Nikobule heraus, welches von Diodor, Curtius, Plutarch und anderen vielfach zu Rate gezogen wurde. Hestiaea schrieb ca. 160 v. Chr. nach Strabos Bericht ein Buch über Homers Ilias und untersuchte darin, wo Troja gestanden, als man darum kämpfte. Auch erklärte und erläuterte sie Homers Gedichte und stellte die Frage, ob der Kampf um Troja Geschichte sei oder Fabel.

Ebenfalls über Homer schrieb die Grammatikerin Agallis von der Insel Kerkyra. Sie studierte Grammatik bei Aristophanes von Byzanz und war später in Alexandrien ansäßig. Theodora war Lehrerin der Philosophie, Grammatik und Mathematik in Athen, kurz vor Untergang der griechischen Philosophie. Sie war von seiten ihres Vaters Diogenes mit dem Neu-Pythagoräer Jamblichos verwandt. — Zum Schluß sei noch eine Gelehrte erwähnt, welche sich eingehend mit Chemie beschäftigte, — Theosebia, die Schwester des Philosophen Zosimos, welcher eine Chemie von 28 Bänden schrieb und ihr widmete. —

Aus vorstehenden Schilderungen des griechischen Denkens und Kulturlebens wird man den Eindruck gewonnen haben, daß die Griechen den Indern an Wissen und Können kaum nachstanden. In einer kurzen fünfhundertjährigen Blüteperiode haben sie eine Kultur geschaffen, welche noch fernere fünfhundert Jahre ihr Licht über das ganze römische Weltreich ausstrahlte und mit diesem bald eng verwachsen war.

Man wird sich im stillen fragen: warum mußte die hellenische Kultur versinken, während die indische trotz manchen Wandels noch heute lebt? Nur deshalb, weil die Hellenen, wie vorher die Zoroastrier, sich in den hamitisierten Völkern Asiens durch Vermischung verloren. Mit Entartung der edlen Rasse mußte auch ihre Kultur zugrunde gehen. Es fehlten die Gehirne, welche hohe arische Gedanken denken konnten.

Die arischen Elemente waren bei den Griechen, wie bei den Zoroastriern zu gering an Zahl im Vergleich zu den gemischten Rassen, in welchen sie aufgingen, und welche die Arier an Zahl um mehr als zwei Drittel überragten. Dazu kommt noch die weitere Zersplitterung des griechischen Ariertumes durch Gründung vieler großer Kolonien. Es war unvermeidlich, daß jene Arier, nachdem

sie eine Zeitlang die Völker beeinflußten, welche sie unterworfen hatten, in den minderwertigen Unterströmungen, über die sie einst hervorgeragt, versanken. Das Mischvolk, das daraus entstand, war eben zuletzt kein Hellenenvolk mehr und konnte sich infolgedessen nicht auf der Höhe griechischer Kunst, Wissenschaft und Philosophie behaupten, noch weniger konnte es die ererbte Kultur weiterentwickeln.

Gobineau sagt in diesem Sinne: „Das endliche verhängnisvolle, notwendige, immer stärker werdende Übergewicht des schwarzgemischten Elementes ist der Daseinszweck Vorderasiens und seiner Annexländer gewesen. Man kann sagen, daß seit dem Tage, an dem der erste hamitische Eroberer sich kraft des Rechtes der Eroberung zum Herrn dieses Urerbteils der schwarzen Rasse erklärte, die Familie der Besiegten nicht eine Stunde verloren hat, um ihren Boden wieder in Besitz zu bekommen und zugleich ihre Unterdrücker zu bemeistern."

Die Römer.

Italien, das Stammland der Römer, war in alten Zeiten ursprünglich von gelben Finnen bewohnt. Später brachen weiße Völker herein, Kelten, Slaven und andere Arier, beherrschten ursprünglich die zwergartigen Finnen und verschmolzen zuletzt mit ihnen. So entstanden die verschiedenen italischen Stämme, welche nur durch den Grad von gelber Rasse, die sie in sich hatten, von einander verschieden waren.

Die Hauptvölker, welche damals Italien beherrschten, waren die Thraker, Illyrier, Rasener oder Etrusker und die Iberer. Die Thraker sind die Reste eines sehr großen Volkes, welches vordem Asien bewohnte und auch in der Bibel unter den Söhnen Japhets genannt wird. Sprache, Sitten und Typus lassen darauf schließen, daß die Thraker ein arisches Volk waren, den Hindus und Hellenen eng verwandt. Nur ihre fortwährende nationale Zerrissenheit hinderte sie, in der Völkergeschichte eine bedeutende Rolle zu spielen. Herodot schildert sie als von einer Rasse mit den Geten, den späteren Goten. Die Thraker gehörten also demselben Urvolk an, von welchem sich die Hellenen und später die Germanen abzweigten und hatten nur sehr wenig gelbe Mischung in sich.

Die Illyrier waren von großer wohlproportionierter Gestalt, kräftigem Knochenbau, scharf ausgeprägten Zügen und einem knochigen Gesicht. Alle Kennzeichen lassen darauf schließen, daß die Illyrier ein weißes, unmittelbar gelb gemischtes Volk waren. Ihre heutigen Nachkommen sind die Albanesen.

Die damaligen Iberer haben ebenfalls Nachkommen hinterlassen in den heutigen Basken. Sie bewohnten in Urzeiten die iberische Halbinsel, Sardinien, Korsika, die Balearen, Südfrankreich und die ganze Westküste von Italien. Gobineau taxiert sie als Slaven. Die Iberer gehörten demnach zu demjenigen weißen Volk, dessen gelbe Mischung die älteste und ausgeglichenste ist und

dessen Grad von gelber Mischung sie als eine Mittelrasse zwischen Kelten und Chinesen kennzeichnet, während die Kelten wiederum eine gelbgemischte Mittelrasse zwischen Germanen und Slaven sind.

Die Rasener waren das zahlreichste Volk des damaligen Italiens und wohl direkt aus dessen finnischer Urbevölkerung durch Vermischung mit einem weißen Stamm entstanden. Sie waren den Beschreibungen, den Abbildungen und dem Charakter nach ein gelbes Volk, das an Rasse ungefähr den Chinesen gleichkam. Die Beschreibung ihrer Kultur stimmt ebenfalls damit überein.

Außer genannten vier Völkern war Italien, wie das älteste Griechenland, noch von Pelasgern bewohnt, welche Gobineau nicht als einheitliche Rasse gelten läßt, sondern als Völkertrümmer bezeichnet. Sie führten auch den Namen Aboriginer. Die italischen Pelasger hält Gobineau vorwiegend für Kelten.

Alle diese Hauptvölker zerfielen wieder in zahlreiche kleinere Völker. So führten die Aboriginer im Süden den Namen Ausonier und spalteten sich in Oenotrier, Osker und Latiner, die sich sämtlich wieder in Stämme gliederten. Die Osker allein schon umfaßten die Samniten, Lukaner, Apulier, Kalabrier und Kampanier.

Die Aboriginer Mittelitaliens hießen Sabeller. Auch Aequer, Volsker und einige Sabinerstämme waren Aboriginer. Nach Norden zu wohnten die Rasener und Umbrer. Letztere zerfielen wieder, je nach ihrem Wohnort, in Ombrier der Alpen, der Tiefebene und der adriatischen Meeresküste. Gobineau hält sie für Kelten. Die Umbrer oder Ombrier werden ebenfalls als Pelasger bezeichnet und sogar als Stammvolk der Sabeller, Osker und Sabiner anerkannt.

Mommsen sagt, daß die in der Provence, im Wallis, in Tirol und in Steiermark entdeckten Alphabete dem sabellischen enger verwandt sind, als alle anderen Alphabete Italiens und auch dem altgriechischen Alphabete nahe stehen. Mommsen hält es für erwiesen, daß die Sprache der Aboriginer ein Gefüge hat, welches älter ist, als das des Griechischen. Er vereinigt die umbrischen, sabellischen und samnitischen Dialekte, die er vom Etruskischen, Gallischen und Lateinischen unterscheidet, zu einer Gruppe. Zwischen diesen sechs Sprachen stellen aber zahlreiche Dialekte eine Verbindung und Verschmelzung her, welche das Ganze zu einer Einheit machen.

Auch berichtet Mommsen als Beweis dieser vermittelnden Dialekte, daß die Osker eine dem Lateinischen verwandte Sprache redeten, welche noch sechzig Jahre n. Chr. in gewissen Theaterstücken in Gebrauch war. In Pompeji, das 79. n. Chr. verschüttet wurde, befinden sich oskische Inschriften, ein Beweis dafür, daß diese Mundart sehr lange gesprochen ward. Das Volskische dagegen hatte nach Mommsen größere Verwandtschaft mit dem Umbrischen, als mit dem Oskischen. Seine Meinung ist, daß das Oskische wie das Lateinische aus einer Zeit stammt, wo die Rassenmischung einen großen Einfluß ausübte und bedeutende Entartungen zur Folge hatte. Das Umbrische dagegen, dem es durch die geographische Lage möglich war, weniger griechische und etruskische Be-

standteile aufzunehmen, blieb seinem Ursprung verwandter und konnte seine Reinheit besser bewahren.

Aus der ganzen Sachlage folgt, daß die Völker, welche als Aboriginer, als eingeborene weiße Völker galten, mit dem Umbrern eng verwandt sind, und daß diese wieder vorgallische Abkömmlinge von Kymren oder Kelten sind, die Abänderungen durch Vermischung mit gelben Finnen erlitten.

Die Kultur der keltischen Kymrenvölker Italiens ist eine sehr alte. Pisa, Saturnia, Agylla, Alsium, die in vorrömischen Zeiten von den Rasenern erobert wurden, waren vorher kymrische Städte, die von den Aboriginern gegründet worden waren, ebenso Cortona, welches infolgedessen eine kymrische und eine rasenische Stammsage hat, ähnlich wie Theben in Griechenland eine hellenische und eine semitische. Jener Teil der via Appia, der von Terrazina nach Fondi führt, soll kymrischer Herkunft und weit älter sein, als die römische via Appia, welche die kymrische in sich einschaltete.

In bezug auf alle diese verschiedenen Rassen des damaligen Italiens bemerkt nun Gobineau: „Es lag nicht in der Macht der italischen Rassen, ihre Reinheit irgendwie zu bewahren. Iberer, Etrusker, Veneter, Illyrier und Kelten mußten alle, in beständige Kriege verwickelt, jeden Augenblick an Boden verlieren oder gewinnen. Dies war der gewöhnliche Zustand. Die Lage verschlimmerte sich noch infolge der in der Gesellschaft herrschenden Sitten, welche unter dem Namen „ver sacrum“ eine gewaltige Ursache der Rassenverwirrung ins Leben gerufen hatten. Aus Anlaß einer Hungersnot oder überzähliger Bevölkerung weihte ein Stamm irgend einem Gotte einen Teil seiner Jugend, gab dieser Waffen in die Hand uud sandte sie aus, um sich auf Kosten der Nachbarn ein neues Vaterland zu erringen.“

So wurden auch Iberer der Westküste von Kelten und Keltiberern nach Südosten gedrängt, illyrische und thrakische Stämme, aus ihrer Heimat vertrieben, wurden vielfach unentwirrbar mit den pelasgischen Urvölkern durcheinander geworfen, wodurch sich immer neue Sondervölker bildeten. Dazu kam noch, daß sich im Süden Italiens ca. 1000 Jahre v. Chr. hellenische Eroberer festsetzten, so daß viele Pelasgerstämme in den neuen Völkerbildungen untergingen. Andere wichen nördlich auf die Siculer zurück und vermischten sich mit ihnen. Die Siculer stammten ihrerseits von verjagten Iberern ab, die mit Aboriginern verschmolzen waren. Ihnen verwandt, also ebenso slavokeltisch, waren die Ligurer, die Nachkommen der von Kelten besiegten Iberer der Westküste.

Als immer neue Hellenen ankamen und die pelasgisch-siculischen Mischlinge bedrängten, welche andererseits auch von den Sabinern abgewehrt und verfolgt wurden, entwich ein großer Teil dieser nun heimatlosen Massen nach Sizilien. Andere slavische Siculer vagabondierten in ganz Italien umher und stellten später einen sehr beträchtlichen Anteil zur Bevölkerung des jungen Rom.

Ungefähr zur selben Zeit, als im Süden Italiens sich dorische Griechen festsetzten, drangen pelasgische Tyrrhener, in zahlreichen

Schiffen landend, in Italien ein, unterwarfen das rasenische Volk der Etrusker und gründeten in ihrer Mitte Tarquinii, welches sie zum Mittelpunkt ihrer Herrschaft machten. Von hier aus eroberten sie einen großen Teil der Halbinsel.

Die Tyrrhener kamen von der ionischen Küste, wo sie sich mit semitischen Lydern vermischt hatten. Auf etruskischen Malereien gleichen die Tyrrhener vollständig den Kelten und den Griechen, während daneben die alten Rasener deutlich als chinesenartige Finnenmischlinge erkannt werden können. Die Tyrrhener hatten eherne Rüstungen und Schlachttrompeten. Ihre Festmähler wurden durch Flötenspiel erheitert, wie dies in Griechenland und im hellenischen Asien Brauch war. Sie errichteten befestigte Städte und Zitadellen auf Bergeshöhen, von welchen aus sie das umgebende Land beherrschten.

Sie führten griechische Bauart ein, schmückten ihre Städte mit Tempeln und Palästen und wurden der Adel der Etrusker oder Rasener. Der geistige Abstand zwischen Herren und Unterworfenen war aber so groß, daß der Adel seinen edlen Kultus für sich behielt und das Volk seinen niederen ebenfalls.

Tarquinii, die Hauptstadt der Tyrrhener, lag auf einem Felsen am Ufer der Marta. Als Seestadt diente den Tyrrhenern Graviscae. Die Kultur des tyrrhenischen Etruriens war eine griechisch-römische mit ägyptischen Anklängen, die Zahl seiner Städte, von Tarquinii beherrscht, ursprünglich zwölf. Bald aber kamen durch Eroberung viele hundert Ortschaften und Städte hinzu.

Die Rasener, geführt von ihrem intelligenten Adel edler Rasse, erweiterten ihre Staaten auf Kosten der Umbrer im ganzen Po-Tal und gewannen beständig an Reichtum und Ansehen. Zwischen beiden Meeren breiteten sich ihre Gebiete aus, indem sie Campanien wegnahmen und den unteren Lauf des Tiber als Westgrenze gewannen. Auch Inseln eroberten sie und gründeten Ansiedlungen an der spanischen Küste. Denn nach dem Vorbild der Phönizier und Griechen besaßen sie eine große Kriegs- und Handelsflotte.

Indem viele unterworfene Völker, wie Umbrer, Sabiner, Iberer und Siculer in ihnen aufgegangen waren, hatte sich mit der Zeit der Wert der rasenischen Rasse wesentlich gehoben und damit auch ihre Unternehmungslust und Tatkraft, so daß der Adel nicht mehr allein das treibende und fördernde Element war. Das Volk wurde in seinen oberen Schichten dem Adel ähnlich und dadurch bildete sich allmählich eine demokratische Partei heraus, welche den Nachkommen der Tyrrhener, die ihrerseits durch minderwertige Mischung etwas gesunken waren, das Leben sauer machten.

Zweihundertfünfzig Jahre nach Entstehen des rasenischen Bundes war es, als Romulus und Remus mit einer Schar von Etruskern Rom gründeten. Sie benutzten dazu drei bereits vorhandene Flecken am linken Ufer des Tiber. Als Kolonisten riefen sie Sabiner und Siculer herbei, welche die neue Bürgerschaft darstellten. Der Adel ward aus tyrrhenischen Etruskern gebildet,

welche das neue Gemeinwesen aristokratisch regierten. Das Kapitol wurde nach tyrrhenischem Muster gebaut, desgleichen die Stadt mit ihren Tempeln und Statuen. Da Rom anfangs dem rasenischen Bunde angehörte, erhielt es zunächst von Tarquinii aus seine Behörden, seine Waffen, Adler und seine Militärordnung. Die junge Bevölkerung Roms charakterisiert Gobineau folgendermaßen:

„Die Plebejer Roms glichen in keiner Weise der friedlichen und weichlichen Masse, welche vordem von den Tyrrhenern unterjocht worden war, sonst hätten dessen Gründer, vom Glücke begünstigter, aus ihren weisen Berechnungen die Ergebnisse gewonnen, die sie sich davon versprachen. Es war in dieser plebejischen Bevölkerung, die man, vielleicht in der Absicht, sie durch den Mangel an Gleichartigkeit schwach zu machen, so stark gemischt hatte, ein Element zu viel."

Einen Hauptbestandteil der jungen Bevölkerung Roms bildeten die slavokeltischen Siculer. Sie waren, heimatlos geworden, nun überall zu finden. Viele Städte Etruriens zählten die Siculer zu ihrem Pöbel. Ganze Gebiete Latiums und des Sabinerlandes waren von ihnen bewohnt. Durch Vermischung ihrer Sprache mit der sabinischen schufen sie das Latein. Die etruskische Sprache konnte in Rom infolgedessen nicht heimisch werden. Bis zur Zeit Cäsars wurde sie nur von den Patriziern gelernt und als Bildungsmittel geschätzt. Später bedienten sich ihrer nur noch die Auguren.

Rom war vom ersten Tage seiner Gründung an bei allen Völkern Latiums verhaßt. Besonders die Sabiner waren ihnen nicht gewogen. Sie warfen den Bewohnern Roms vor, sie seien Leute von niederer Herkunft, hätten keine Nationalität und besäßen auf ihr neues Vaterland kein anderes Recht, als durch Raub. Die Hauptstadt des latinischen Bundes war Amiternum am linken Ufer des Tiber. Hätte Rom nicht Rückhalt gehabt am etruskischen Städtebund, wäre sein Fortbestand sehr gefährdet gewesen.

Im Hinblick auf seine Feinde schloß sich Rom eng an den etruskischen Bund an, aus dem es hervorgegangen war. Als daher der Bürgerstreit unter den Etruskern ausbrach, mußte Rom Partei ergreifen, um sich für Zeiten der Gefahr Freunde zu sichern. Gobineau berichtet über jene Epoche in den etrurischen Städten folgendes:

„Etrurien befand sich damals in jener Phase seines Staatslebens, in welcher die Kultur vertretenden Rassen eines Volkes durch die Mischungen mit den Besiegten erniedrigt und die Besiegten durch diese selben Mischungen einigermaßen gehoben erscheinen. Zur Beschleunigung des Eintretens dieser Wendung trug auch das Vorhandensein einer zu großen Anzahl mehr oder minder hellenisierter kymrischer Elemente bei. Sie waren durchaus danach geartet und kräftig genug, um den Mischabkömmlingen der tyrrhenischen Rasse das Übergewicht streitig zu machen. Es entwickelte sich demzufolge in den rasenischen Städten eine demokratische Bewegung, welche den aristokratischen Einrichtungen den Krieg erklärte und an die Stelle der Vorrechte der Geburt die der

Tapferkeit und des Verdienstes setzen wollte. — Es ist das beständige Merkmal aller sozialen Zersetzung, daß sie mit der Leugnung des Vorranges der Geburt anfängt. Nur ist das Programm der Umstürzler verschieden, je nach dem Grade der Zivilisation der aufrührerischen Rassen. Bei den Griechen waren es die Reichen, welche an die Stelle der Adligen traten, bei den Etruskern die Tapfersten und Kühnsten. Die rasenisch-tyrrhenischen Mischlinge traten vereint mit dem gemeinen Volke, umbrischen, sabinischen, samnitischen und siculischen Untertanen, als Bewerber bei der Teilung der höchsten Gewalt auf.“ —

In allen Städten Etruriens fand die revolutionäre Lehre Eingang. Der Hauptplatz dieser Demokraten war Volsinii, während Tarquinii das Bollwerk der Aristokraten blieb. Das Land zerfiel in zwei Parteien. Rom mit seiner zufällig gemischten Bevölkerung sympatisierte natürlich mit den Demokraten. Siculer, Quiriten und Albaner führten das große Wort. Der König Servius Tullius gab sich zum Vollstrecker des Volkswillens her, indem er Rom eine demokratische Verfassung gab, so daß alles, was Waffen trug und Steuern zahlte, im Staate zur Bedeutung gelangen konnte.

Bald wurde jedoch die demokratische Bewegung in Etrurien niedergeschlagen. Volsinii mußte die Waffen strecken und Coelius, eines der Häupter der Empörung, entfloh mit seinen Getreuen. Er kam mit seinem Anhang nach Rom, welches sich der Revolution mit dem größten Eifer angeschlossen hatte und welches durch seine Lage jenseits des Tiber ein Gebiet für sich war. Die Verbannten siedelten sich in Rom an und erweiterten dadurch die Stadtgrenzen.

Aber die Tyrrhener waren nicht damit einverstanden, daß Rom Lager und Waffenplatz der Demokraten würde. Die Tarquinier beschlossen, die Demokraten auch aus Rom zu vertreiben. Rom ward erobert, Servius Tullius und seine Verfassung gestürzt und die alte aristokratische Regierungsform wieder eingeführt. Das Volk wurde in seine vormalige passive Lage zurückverwiesen.

Die Tarquinier setzten sich zu Oberherren und Ordnern der wiederhergestellten Aristokratie ein. Die Demokratie war jetzt im ganzen rasenischen Bezirk bezwungen und zwar für lange. Denn noch zur Zeit Hannibals befand sich die Regierung der meisten etruskischen Städte in den Händen des Adels. Nur in Rom mit seiner allzu bunt zusammengewürfelten Bevölkerung begannen die Demokraten, sich bald wieder zu rühren. Die Revolution entwickelte sich im stillen unaufhaltsam weiter.

Die Herrschaft der Tarquinier ward wieder gestürzt. Sie wurden verjagt und mit ihnen ein Teil des Senates, soweit er mit den Tarquiniern von alten Zeiten her verwandt war. Die Tyrrhener verschwanden aus Rom, nur ihr kulturbildender Einfluß wirkte unpersönlich noch einige Zeit fort. Denn die Regierungszeit der Tarquinier war in kultureller Beziehung die glücklichste Periode für Rom gewesen. Sie hatten Rom verschönert, das Bauen mit viereckigen Steinen ohne Mörtel dort eingeführt, die Befestigungen Roms erweitert und seinen Umkreis vergrößert. Die Tarquinier

hatten Rom an die Spitze des latinischen Bundes gestellt, in diesen 47 neue Städte, auf beiden Seiten des Tiber gelegen, eingefügt und einige neue Städte gegründet.

Gleichzeitig mit der Herrschaft der tyrrhenischen Tarquinier in Rom brach auch der rasenische Bund zusammen und die rasenischen Gemeinwesen vegetierten einzeln weiter.

Von jetzt ab, 510 v. Chr., ward Rom Republik. Damit begann für die Stadt eine Zeit beständiger innerer und äußerer Kämpfe. Seiner intelligenten Beherrscher beraubt, welche Rom zu Macht und Größe führen konnten, wurde es nun unter täglichen Parteiumtrieben von zwei Konsuln aus sabinischem Geschlechte regiert, welche alljährlich neu gewählt werden mußten. Denn die Sabiner mit ihren rauhen kalten Bürgertugenden waren nach Sturz der Tarquinier der einflußreichste Teil der Nation. Als Kymrenabkömmlinge zeigten sie sich kriegstüchtig und leiteten die ersten Kriege der Republik. Aus ihnen gingen die neuen Patrizier Roms hervor.

Neben den jährlich wechselnden Konsuln bestanden die seitherigen Körperschaften des Senates, Kuriates und Centuriates fort. Die Kämpfe nach außen wurden anfangs meist unglücklich geführt, was vielfach in der inneren Zerrissenheit und Uneinigkeit seine Ursache hatte.

Wäre den Römern nicht zur rechten Zeit der Umstand zu Hilfe gekommen, daß die Kelten von jenseits der Alpen in Italien einfielen, so daß die nördlich von Rom wohnenden Völker sich nach dieser Seite hin ihrer Haut wehren mußten, — die Vertreibung der Tarquinier hätte sich an Rom schwer gerächt. Seine Feinde hätten der Stadt bald den Untergang bereitet.

Während aber die Etrusker im Norden gegen die Gallier kämpften, brachen die Römer in ihre Gebiete ein und plünderten dort. Die Etrusker, von zwei Seiten bedrängt, unterwarfen sich teils den Römern, teils schlossen sie mit ihnen Bündnisse. Mit den Feinden im Süden hatten die Römer bereits während der ersten Kämpfe der Etrusker und Gallier abgerechnet. So war den Römern durch diesen Glücksfall das Übergewicht in Italien gesichert. Auch Latiner, Volsker, Äquer und Samniter wurden außer den Etruskern unterworfen, so daß Rom allmählich in den Besitz nicht nur von Ober- und Mittelitalien, sondern auch von Unteritalien kam.

Im Innern Roms aber wüteten zweihundert Jahre lang die täglichen Kämpfe der Plebejer um Gleichberechtigung mit den Patriziern. Diesen Kampf hatten die Plebejer mit dem Auszug auf den heiligen Berg, bereits sechzehn Jahre nach Gründung der Republik, eröffnet. Der Pöbel, welcher gehofft, durch Vertreibung der Tarquinier zur Herrschaft zu gelangen, sah sich nur zu bald getäuscht. Denn aus sabinischen Geschlechtern entstand den Römern ein neuer Adel.

Durch jenen Auszug auf den Heiligen Berg, in Tagen der Bedrängnis Roms durch seine Feinde, hatten die Plebejer die Einsetzung eines Volkstribunates erreicht. Aber gerade diese Volks-

tribunen sorgten dafür, daß der Kampf gegen den Senat nie aufhörte. Endlich brachten es die Plebejer, aus denen sich mittlerweile ein zweiter Adel aus sabinischen Abkömmlingen bildete, soweit, daß die Ehe zwischen Plebejern und Patriziern gestattet wurde. Es durften plebejische Kriegstribunen gewählt werden und zuletzt wurde die vollständige politische Gleichstellung der Patrizier und Plebejer erreicht. Gobineau urteilt über diese Zeit folgendermaßen:

„Während Rom einem unermeßlichen Ruhme entgegenging, vollzogen sich in seinen Mauern die schwersten Krisen. Diese Kämpfe, diese Händel hatten ihren wahren Grund in den Veränderungen der Rassenzusammensetzung, welche die Stadt unaufhörlich erlitt. Der Patrizierstand war sich über den Nachteil völlig klar, den die fortwährenden Beiordnungen von Fremden seinem Einflusse verursachten. Er machte es zu seinem obersten Grundsatze, dem so viel als möglich entgegenzutreten. Das Volk dagegen, das ebenfalls darüber aufgeklärt war, was es an Zahl, an Reichtum und an Wissen gewänne, wenn es die Tore der Stadt Neuankömmlingen weit offen hielt, die, vom Adel abgewiesen, nichts anderes tun konnten, als sich ihm beizugesellen, — das Volk erwies sich als erklärter Anhänger der Leute von auswärts. Es trachtete immer danach, sie herbeizuziehen und verewigte so den Grundgedanken, der vordem die Stadt in ihrem Werden hatte erstarken machen, und der darin bestand, alle Landstreicher der bekannten Welt zum Fest ihrer Größe zu laden. Da die Welt von damals siech war, so konnte es nicht fehlen, daß Rom der Sammelplatz aller sozialen Krankheiten wurde."

Solange nur italisches Blut oder Elemente aus Gallien und Griechenland nach Rom zuwanderten, verlor die republikanische Verfassung Roms ihren Charakter nicht, denn die Rassen, welche sich angliederten, waren noch ziemlich verwandte. Nach dem Riesenkampf mit Karthago jedoch, welcher dessen Macht in den punischen Kriegen vernichtete, gelangte Rom zur Weltherrschaft. Fast gleichzeitig wurden Griechenland, Spanien und das südliche Gallien unterworfen. Als Folge davon strömten nach Rom, der Hauptstadt des erweiterten Reiches, eine ununterbrochene Kette von hamitischen Elementen, sodaß die Rassenmischung abermals eine wesentlich andere ward. Dann kamen die asiatischen Kriege, welche die Römer immer mehr mit hamitisierten Elementen in Verbindung brachten.

Der Sittenverfall mit allen seinen Begleitumständen und Folgen ward immer allgemeiner, die unwiderstehliche Neigung zur Anarchie und zum Despotismus immer größer. Das sabinische Rom hatte Griechenland gegenüber noch seine Eigenart gewahrt. Das war nun vorbei. Rom wurde allmählich, wie vordem schon Syrien und Ägypten, hellenisch, bis nach und nach die Zeit kam, in welcher jeder Gebildete in Rom und Italien, wie im übrigen römischen Weltreich, griechisch sprach und griechisch schrieb.

Der Verfall der Republik ward eingeleitet durch die Partei-

kämpfe zwischen Populären und Optimaten, zwischen Volk und Güterbesitzern. Die Reformpläne der Gracchen wurden zurückgewiesen, was sofort zu Unruhen führte. Zwar erhielt die Volkspartei in Marius, dem Besieger Jugurthas, der Kimbern und Teutonen, ein mächtiges Haupt. Aber die Optimaten stellten ihm den Sulla, den Sieger im Bundesgenossenkriege und im ersten Mithridatischen Kriege entgegen. Hieraus entwickelte sich der erste Bürgerkrieg, in welchem die Volkspartei unterlag, nachdem Marius gestorben war. Nach Sullas Tode stellte sich Pompejus an die Spitze der Optimaten und beendete mit Crassus den dritten Sklavenkrieg.

Nachdem Pompejus die Seeräuber vernichtet, verband er sich, wegen der Opposition im Senate, mit Cäsar und Crassus zum ersten Triumvirat. Bald aber entstand zwischen Pompejus und Cäsar, welcher mittlerweile ganz Gallien unterwarf, der zweite Bürgerkrieg, der mit Vernichtung des Pompejus endete. Jetzt ward Cäsar als Haupt der Volkspartei zum lebenslänglichen Diktator erhoben, aber bereits ein Jahr später ermordet. Abermals zwei Jahre später wurde die republikanische Partei durch das zweite Triumvirat niedergeworfen, wodurch der dritte Bürgerkrieg entstand zwischen Antonius und Oktavian. Letzterer siegte bei Actium und blieb Alleinherrscher. Mit Oktavian begann die Kaiserzeit.

Die Entfaltung von blendender Pracht und unerhörtem Luxus ward immer größer. Die Genußsucht stieg ins Maßlose und das Elend der Massen ins Unerträgliche. Immer mehr überfluteten Hamitenabkömmlinge in allen Farbenabstufungen vom Hellbraun bis zum dunkelsten Schwarz nicht nur Italien, sondern auch das von Cäsar eroberte Gallien. Besonders kamen durch die römischen Legionen viele dunkle Asiaten und Afrikaner nach beiden Ländern. Hatten diese Soldaten ausgedient, wurden sie in Gallien angesiedelt, so daß besonders dessen südliche Hälfte, ebenso wie Italien, stark hamitisiert ward. Noch mehr Negerblut zirkulierte, durch die Nähe von Afrika, in Spanien. Gobineau charakterisiert diese Rassenmischung folgendermaßen:

„Ein Gallier der Provinz stellte buchstäblich das hamitisierte Produkt der verschiedensten Elemente dar, einen Menschen, der weder Italiker, noch Grieche, noch Asiate, noch Kelte, sondern ein wenig von alledem war, und dér in seiner aus unvereinbaren Bestandteilen gebildeten Nationalität den leichten Sinn, den verschwommenen und wandelbaren Charakter, das Brandmal aller entarteten Rassen, in sich trug."

Eine Folge davon war, daß die Rasse der Kymren nur noch das obere Gallien, Helvetien und die britischen Inseln inne hatte. Die Kelten Südfrankreichs und Italiens waren, wie vormals die Arier Griechenlands, in einer verworrenen Rassenmischung slavischer, finnischer und semitisch-hamitischer Völkereinwanderungen untergegangen. Gobineau bemerkt hierzu:

„Nichts beweist die Veränderlichkeit der Rassenverhältnisse im Römerreich besser, als ein Verzeichnis der Kaiser. Zunächst

gingen, infolge des ziemlich gewöhnlichen Zufalls, welcher das Genie hinter die Stirn eines demokratischen Patriziers verlegte, die ersten Fürsten aus der sabinischen Rasse hervor. Die Julier, die Claudier, die Neronen hatten jeder seine Zeit, dann verschwanden sie bald; und die italische Familie der Flavier trat an ihre Stelle. Sie starb schnell aus und machte Spaniern Platz. Nach diesen kamen Afrikaner, als deren Heros sich Septimius Severus und als deren niedrigster, wenn auch nicht tollster Vertreter, sich der Advokat Macrinus erwies. Hierauf erschienen als Kaiser die Syrer. Bald wurden sie durch neue Afrikaner verdrängt. Diese wurden durch einen Araber abgelöst, den ein Pannonier vom Throne stieß. — Die Verkleinerer der Kaiserzeit machen geltend, daß auf der ganzen Bildfläche der römischen Welt seit Augustus keine große Individualität mehr hervortritt. Alles ist verwischt, keine Größe mehr geehrt, keine Niedrigkeit mehr gebrandmarkt. Alles lebt in Schweigen dahin. Der Ruhm von ehedem begeistert nur noch die deklamierenden Redekünstler in der Unterrichtsstunde. Er gehört niemandem mehr zu eigen, und nur die Hohlköpfe können Feuer für ihn fangen. Mit dem Vergessen der Rasse, mit der Vertilgung der berühmten Häuser, deren Beispiel vordem die Massen leitete, mit dem verworrenen Durcheinander der religiösen Lehren kamen in Menge nicht nur die großen persönlichen Laster, sondern auch alle Folgen allgemeiner Lockerung der gewöhnlichen Moral. — Ein Staat ohne Adel ist der Traum gar vieler Zeiten. Dabei schadet es nichts, wenn die Nationalität ihre Säulen, ihre geistige Geschichte, ihre Urkunden verliert. Alles ist in der Ordnung, wenn die Eitelkeit des Mittelmäßigen den Himmel soweit herabgezogen hat, daß er ihn mit der Hand erreichen kann. Was liegt an der Nationalität selbst? Ist es nicht besser für die Menschengruppen, alles zu verlieren, was sie scheiden und unterscheiden kann? In dieser Beziehung ist in der Tat die Kaiserzeit eine der schönsten Perioden, welche die Menschheit je durchlaufen hat." —

Unter Antonius Caracalla ward allen Bewohnern des großen römischen Weltreiches der Titel „römischer Bürger" verliehen. Dafür zwang man aber auch alle Reichsbürger, Steuern zu zahlen. Wer nicht zahlte, ward gezüchtigt und gefoltert. Der Steuersenator hatte unumschränkte Macht in dieser Beziehung. Lieferte er jedoch nicht genügend Steuern ab, mußte er den Fehlbetrag aus seinem Vermögen decken. Konnte er das nicht, wurde er seinerseits geprügelt und gefoltert.

Zuletzt mochte niemand mehr Steuerbeamter sein, sodaß gewöhnliche Soldaten zum Amt eines Steuerbeamten kommandiert werden mußten, welche bei Todesstrafe ihren Posten nicht ohne Erlaubnis verlassen durften. Waren einerseits enorme Reichtümer angehäuft, so ward andererseits die Verschuldung und Grundverschuldung im ganzen weiten römischen Reiche eine allgemeine und eine drückende. Die Unmoral stieg in allen Kreisen der Bevölkerung, von der kaiserlichen Familie an bis herab zum Sklaven, ins Unglaubliche und nahm oft die abenteuerlichsten Formen an.

Mit dem Despotismus vieler Kaiser ging Mord und Verrat Hand in Hand. Ein großer Teil der Kaiser starb eines unnatürlichen Todes oder wurde von einem Gegenkaiser entthront. Mit Oktavian, dem Kaiser Augustus, nahm die Kaiserzeit einen glänzenden Anlauf. Diese Glanzperiode dauerte bis zu Mark Aurel, nachdem sie unter Trajan ihren Höhepunkt erreicht hatte. Mit dem Jahre 193 begann das Treiben der Prätorianer, welche nach Willkür Kaiser einsetzten und absetzten. Auch mehrten sich in dieser Zeit die Empörungen an den Grenzen und die Einfälle der Barbaren.

Nachdem sich Septimius Severus, Claudius, Aurelianus und Probus als tüchtige Herrscher hervorgetan, begann mit Diokletian die Zeit der Mitkaiser und Unterkaiser und damit die Periode der Teilungen. Als Konstantin der Große, welcher das Christentum zur Staatsreligion machte, nochmals Alleinherrscher gewesen war, wurde das Reich abermals geteilt, bis 395 n. Chr. eine endgültige Teilung in zwei Kaiserreiche, das oströmische unter Arcadius und das weströmische unter Honorius stattfand.

Das weströmische Reich umfaßte Italien, Gallien, Spanien, Britannien und einige Länder Germaniens nebst Helvetien. Doch dieses weströmische Reich zerfiel bald unter dem Andrang der Westgoten, Vandalen und anderer Heere der Völkerwanderung. Das oströmische Reich erhielt sich noch ca. tausend Jahre länger und brach dann unter dem Ansturm der Türken zusammen. — —

Über römische Literatur, Kunst, Wissenschaft und Philosophie ist wenig Eigenartiges zu berichten. In dieser Beziehung kommen die Römer, als finnisierte und hamitisierte Kelten, im Vergleich zu Indern und Griechen, kaum in Betracht. Ich habe schon, als ich von den Griechen sprach, erwähnt, daß sich das Griechentum geistig im römischen Weltreich auslebte. Was man daher im Hinblick auf die Geisteskultur von Rom berichten kann, ist mit wenigen Ausnahmen gewissermaßen die Fortsetzung des griechischen Geisteslebens in absteigender Richtung.

Die älteste Periode der römischen Literatur umfaßt jene Zeit bis 240 v. Chr., als Livius Andronicus, ein freigelassener griechischer Sklave die Römer zuerst mit der griechischen Literatur bekannt machte. Alsdann führte der Epiker Ennius die griechischen Hexameter ein. Als Bühnendichter taten sich hervor Plautus, Terenz und Attius. Als Satiriker ward Lucilius bewundert. Diese zweite Periode schloß mit der Zeit Sullas ab.

Die nächste Periode war die klassische Periode der Römer. Sie erreichte ihr Ende mit dem Tode des Kaisers Augustus. Im Anfang dieser Epoche waltete die Prosa vor. Cicero glänzte durch Beredsamkeit. Cornelius Nepos, Cäsar und Sallust betätigten sich als Geschichtsschreiber. Lukretius schuf lehrhafte Gedichte.

Ihren Höhepunkt erreichte die römische Dichtung in Virgil, Horaz und Ovid. Sie waren die großen nationalen Dichter der Römer. Neben ihnen wirkten Catull, Tibull und Properz. Livius ist als Geschichtsschreiber bekannt, ebenso Tacitus. Als Natur-

forscher betätigte sich Plinius der Ältere. Durch seine Briefe gibt Plinius der Jüngere über vieles Aufschluß. In der Satire sind von Bedeutung Martial, Persius, Juvenal und Petronius. Als Romanschreiber hat Apulejus einigen Ruf.

Obwohl später bei den Römern die Gebildeten einzig noch in der Philosophie Anregung fanden, — indem der Zirkus mit seinen Tier- und Menschenschlächtereien alles Interesse der malayenhaften breiten Volksmassen und der weniger denkfähigen vornehmen Emporkömmlinge fesselte, — haben die Römer an der Entwicklung der Philosophie dennoch keinen Teil gehabt. Nachdem Karneades, der Akademiker, Kritolaos, der Peripatetiker und Diogenes, der Stoiker, als Gesandte Athens in Rom auftraten, wurde kurze Zeit darauf Griechenland römische Provinz. Dadurch war Griechenland auch politisch mit Rom in Verbindung getreten, sodaß dort fast alle griechischen Philosophiesysteme zur Blüte gelangten.

Durch Lucretius Carus ward besonders die epikuräische Lehre verbreitet, durch Seneca, Epiktet, Arrian und den Kaiser Marcus Aurelius der Stoizismus. Neue Gesichtspunkte wurden der Philosophie durch die Römer nicht eröffnet. Die Römer, als finnisch und hamitisch entwertete Kelten, hatten eine Abneigung gegen alle philosophische Spekulation, welche nicht praktisch verwertbare Resultate lieferte.

Der Despotismus der Kaiser hatte zur Folge, daß die meisten, welche zur Gewaltherrschaft in geheimer oder offener Opposition standen, sich zum Stoizismus bekannten. Viele Stoiker wurden hingerichtet oder verbannt. Domitian ordnete sogar eine Austreibung der Philosophen aus Rom an, und mehrere Kaiser veranstalteten im römischen Weltreich eine Philosophenhetze. Einige Kaiser allerdings offenbarten sich selbst als weise Philosophen.

Als die Römer anfingen, sich mit Philosophie zu beschäftigen, war die Rassenmischung bereits eine sehr heterogene und infolgedessen die Moral im großen und ganzen in vielseitigem Verfall. Die Geister, welche nach Erkenntnis und Sittlichkeit strebten, fanden in der Allgemeinheit weder Halt noch Stütze. Im Gegenteil, der malayenhafte und hamitisierte Pöbel Italiens verhöhnte sie und leistete ihrem Wirken negativen Widerstand. Der Zerfall aller Lebensverhältnisse, die allgemeine Verwirrung der Begriffe bot nirgends einen Stützpunkt. Das Bewußtsein der Unzuverlässigkeit der Zustände erzeugte bei den Denkern philosophische Unzufriedenheit, Überdruß und Zweifel an der Erscheinungswelt. Es erwachte bei allen, welche nicht durch Stoizismus Halt in sich selbst fanden, der Drang nach einer höheren Welt, nach einer absoluten Moral. So verwandelte sich der Stoizismus allmählich in Transcendental-Mystik.

An die Stelle einer normalen Moral trat die Askese und der Glaube an göttliche Erscheinung und Gnade. Die griechische Philosophie mischte sich mit orientalischen Begriffen. Eine ausgleichende Vermischung aller Religionen und Philosophien trat ins

Leben, schuf das Neupythagoräertum und die jüdisch-alexandrinische Religionsphilosophie. Hauptvertreter der alexandrinischen Richtung war der Jude Philo, ein Zeitgenosse Jesu, welcher die Ideenlehre Platos mit den Gottesbegriffen des Judentumes verband. Das Neupythagoräertum vertraten zur selben Zeit Apollonius von Tyana und Nikomachos von Gerasa.

Zweihundert Jahre später machte man den Versuch, den Widerstreit zwischen Weltwesen und Welterscheinung zu versöhnen. Es entstand die neuplatonische Philosophie, welche die Kluft zwischen Subjektivität und Objektivität monistisch überbrücken wollte und damit zur Auflösung der griechischen Philosophie beitrug.

Der erste Neuplatoniker und zugleich ihr bedeutendster Vertreter ist Plotinos. Er bildete sich als Schüler des Ammonios Saccas, welcher dem Neuplatonismus vorgewirkt hatte, jedoch ohne schriftliche Werke zu hinterlassen. Schüler des Plotin war Porphyrios, welcher die Werke des Plotin in sechs Bänden von je neun Büchern veröffentlichte. Die Philosophie Plotins verbreitete sich von Alexandrien und Rom aus im vierten Jahrhundert n. Chr. auch nach Athen, wo sie in der Akademie gelehrt ward. Als letzter Neuplatoniker von Ruf gilt Jamblichos.

Plotin, das Haupt der Neuplatoniker, wich insofern von den Philosophen der alten Schulen ab, als er die logische Beweisführung zur Erkenntnis des Wahren für zwecklos und zielwidrig erklärte. Die Seele sucht das Absolute zu umfassen, nicht durch objektive Erkenntnis, sondern durch metaphysische Befähigung, durch mystische Steigerung des Subjektes zu hellsehender Ekstase. Also nicht durch nüchtern erwägende Vernunft erlangte man Wissen, sondern durch psychischen Rausch, wie ihn bei Empfänglichen ungefähr die Musik erzeugen kann.

Plotin lehrt, die Erkenntnis des Wahren werde nicht durch Beweis gewonnen, auch nicht durch Vermittlung, nicht indem die Dinge außerhalb des Erkennenden bleiben, sondern in der Art, daß alle Verschiedenheit zwischen Erkennendem und Erkanntem aufhört. Die Erkenntnis des Wahren bedeutet nach Plotin ein Schauen der Vernunft in sich selbst. Nicht wir erkennen die Vernunft, die Vernunft erkennt sich selbst. Eine andere Möglichkeit, zu Erkenntnis zu gelangen, ist nicht vorhanden.

Das Denken in seiner Bestimmtheit und das Selbstbewußtsein in seiner Klarheit müssen in mystischer Verzückung sich verflüchtigen. Solcher Zustand ist im Erdendasein aber immer nur von kurzer Dauer. Wer solch mystischen Schauens fähig ist, verzichtet auf das reine Denken. Denn dieses Denken ist nur ein Hingehen zum Absoluten, die mystische Ekstase aber ist angeblich die Vereinigung mit dem Absoluten.

Gesetzt, solche Fähigkeit mystischen Fühlens und Schauens existiert wirklich in seltenen Fällen derartig vollendet, daß ihr der geniale Schauende günstige Resultate verdankt, so ist solche Lehre für die große Menge dennoch sehr gewagt. Denn nach diesem Prinzip kann der faulste und ungelehrteste Mensch in falscher

Deutung der Lehre behaupten, daß er etwas weiß, was niemand weiß. Einem grenzenlosen, weitgehenden Betrug ist damit Tür und Tor geöffnet, und der redlich strebende Denker, der weiseste Forscher, steht daneben wie ein Betteljunge. Seine Arbeit und Mühe, sein Fleiß und sein Talent, sein Ringen in sich ist entthront durch Leute, welchen die höchste Erkenntnis mühelos in der Trunkenheit zufliegt.

Offenbar muß der Mißbrauch, der mit solcher Lehre getrieben werden kann, ein sehr großer sein. Jeder abergläubische Tiermensch, welcher von dieser Lehre hört, kann daraufhin mit wahrem Wissen und Erkennen prahlen. Kein logisch Denkender kann ihn kontrollieren und prüfen. Diese Lehre kann unmöglich den Höhepunkt der Philosophie bedeuten, sondern hat sicher ihren Ursprung in hamitischer Entartung der Rasse, umsomehr als bald darauf überhaupt jede Philosophie aufhörte und der Glaube an Stelle des Erwägens, des Forschens und der Selbstverantwortlichkeit trat. Der hamitischen oder finnischen Unfähigkeit zum Denken und Ergründen kommt Plotins Lehre, als bequemes Faulbett, recht entgegen. Der Neuplatonismus, für Einzelfälle möglicherweise als Ausnahme zutreffend, wäre für die Allgemeinheit eine gefährliche Lehre gewesen, wenn diese Philosophie nicht andererseits wie fast alle griechischen Philosophien viel Segen gestiftet hätte und zwar in einer Weise, die ich hier nicht erörtern mag.

In enger Fühlung mit der Lehre von der göttlichen Ekstase steht die neuplatonische Lehre von den drei kosmischen Prinzipien. Diese drei Prinzipien sind Weltseele, Weltvernunft und Welturwesen. Nach neuplatonischer Lehre kann die Vernunft nicht innerhalb ihrer selbst durch Denken erfaßt werden, — sondern die Seele muß, um das Absolute zu erreichen, mit Verlust des Selbstbewußtseins über sich hinausgehen. Daher kann die Vernunft nicht oberstes Prinzip sein, sondern über ihr waltet als höchster Zustand das Urwesen, mit welchem die Vernunft eins werden muß, wenn sie die Wahrheit schauen will.

Es liegt nahe, daß der Zustand einer erkennenden Ekstase, wenn er vorhanden ist, immerhin nicht durch Glauben und Gefühlstaumel erworben werden kann, sondern daß logisches Denken, Forschen und Begriffbilden die Vorstufe dazu sein muß. Gesteigertes Denken ist es, welches zum Schauen durch Ekstase vorbereitet und schult. Betrachtet man die Sache so, kann man auch kontrollieren, wer betrügender Phantast und wer strebender Denker ist. Das müßte hinzugefügt werden, daß zwar Denken und Forschen nicht das Problem löst, aber zur höheren Erkenntnisfähigkeit vorbildet und erzieht und darum dennoch notwendig ist.

Das Urwesen nennt Plotin mit verschiedenen Namen. Bald heißt es das Erste, bald das Eine, das Gute, bald das über dem Seienden Stehende. Er will damit dieses Urwesen nicht erklären, sondern nur andeuten. Denken und Wollen spricht Plotin dem Urwesen ab. Er sagt, es sei keines Dinges bedürftig und könne nichts begehren, es sei nicht Energie, sondern stehe über der

Energie. Das Ureine hat kein Leben, keiner von den einzelnen Begriffen des Seins kann ihm zugesprochen werden, — es ist ein Unaussprechliches und Undenkbares. Aus dem Ursein sind die zwei andern kosmischen Prinzipien hervorgegangen.

Plotin sagt: „Das Feuer erzeugt Wärme, der Schnee Kälte, duftende Gegenstände hauchen Gerüche aus, und jedes Ding, dessen Ausbildung vollendet ist, erzeugt etwas ihm ähnliches. So läßt auch das Vollkommenste, in sich Ewige, im Überfluß seiner Vollkommenheit dasjenige aus sich hervorgehen, was gleichfalls ein Ewiges und nächst ihm das Beste ist. Aus dem Ursein entspringt die Vernunft oder die Weltintelligenz, welche der unmittelbare Abglanz, das Abbild des Ur-Einen ist.“ —

Durch zahlreiche Vergleiche sucht Plotin begreiflich zu machen, daß das Ureine bei Ausstrahlung der Vernunft nichts verliert. Die Vernunft, nächst dem Ur-Einen das Vollkommenste, umfaßt die Ideenwelt, das All des unveränderlichen wesenhaften Seins. Von der Erhabenheit und Herrlichkeit der Ideenwelt kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man die Erscheinungswelt in ihrer Größe, Schönheit und Regelmäßigkeit der Bewegung betrachtet. Erhebt man dann zu ihrem Urbilde, zur Welt der Ideen den Gedanken und schaut die Dinge in ihrem reinen Wesen an, erkennt man als Urheber derselben die Intelligenz. In dieser wohnt nicht Vergangenheit und Zukunft, sondern nur dauernde Gegenwart. Auch räumliche Trennung als zeitliche Veränderung haftet ihr nicht an. Sie ist die wahre Ewigkeit, welche von der Zeit nur nachgeahmt wird.

Wie die Vernunft aus dem Ureinen, so fließt aus der Vernunft ewig die Weltseele, ohne daß die Vernunft dadurch eine Veränderung erleidet. Die Weltseele ist das Ebenbild der Vernunft. Selbst von Vernunft durchdrungen, verkörpert sie dieselbe wiederum in einer Außenwelt. Sie stellt die Ideen nach außen dar an der sinnlichen Materie, die das Unbestimmte, Qualitätlose, Nichtseiende und in der Stufenfolge der Ausstrahlungen das Letzte und Unterste ist. Somit ist die Weltseele die Bildnerin des sichtbaren Weltalls, welches sie, als ihr Abbild, aus Materie gestaltend, durchdringt und belebend kreisen läßt. Hiermit schließt die Reihe der Ausstrahlungen.

Die Einzelseelen sind, wie die Weltseele, Doppelwesen aus Vernunft und Sinnlichkeit bestehend, bald dieser sich zuwendend, bald ihrem Ursprung. Von der Vernunftwelt, welche die ursprüngliche Heimat der Seelen ist, sind die Einzelseelen unfreiwillig, innerer Nötigung folgend, in die Körperwelt herabgestiegen, doch ohne die Ideenwelt gänzlich zu verlassen. Wie der Sonnenstrahl zugleich Sonne und Erde berührt, so befinden sich die Seelen sowohl in der Erscheinungswelt, wie in der Welt der Ideen.

Unsere Bestimmung ist, Sinnen und Trachten der wahren Heimat zuzuwenden und unser besseres Selbst durch Ertötung der Sinnlichkeit, durch Askese, von der Teilnahme am Körperlichen zu befreien. Ist aber unsere Seele in die Ideenwelt, das Abbild

des Urguten, Urwahren und Urschönen, aufgestiegen, so gelangt sie von da, als letztem Ziel ihres Strebens, durch entzücktes Anschauen des Ureinen, in das sie sich bewußtlos verliert, zur unmittelbaren Vereinigung mit Gott. —

Gleichzeitig mit dem Aufkeimen des Neuplatonismus wirkten die vielen Gnostiker, welche auf verschiedene Weise nach tiefer Einsicht in die Offenbarungen Gottes strebten. Man unterschied heidnische und jüdisch-christliche Gnostiker.

Die Grundidee aller gnostischen Systeme war die Anschauung, daß der Weltschöpfer und Gesetzgeber, namenlos und unerkennbar, von der Materie durch unendliche Kluft geschieden sei. Vom namenlosen Urgeist strömte eine Stufenreihe von Äonen, ewigen Kräften, aus, welche zusammen die göttliche Lebensfülle darstellen. Aus der untersten Äonenreihe trat ein Äon als Weltschöpfer mit der Materie in Verbindung und rief durch göttliche Beseelung derselben die endliche Welt hervor und das Menschengeschlecht.

Durch ihre Verkettung mit der Materie ist die Endlichkeit unvollkommen und der Sitz aller Übel. Daher strebt der Weltengeist, sich aus diesen Fesseln der Materie zu befreien. Diese Befreiung zu erwirken, entsendet der höchste Gott aus der obersten Reihe der Äonen zuweilen ein Äon aus, das sich in einen Scheinkörper hüllt und die Erlösung vollbringt, indem es den endlichen Geistern den Weg zur Rückkehr in die Welt der reinen Geister zeigt.

Durch Besiegung der Leiblichkeit, durch Überwindung der Lüste und durch Enthaltsamkeit wird der materielle Mensch zu einem seelischen Menschen und dieser zuletzt zu einem rein geistigen. Die gnostischen Systeme existierten in vielen Variationen. Valentinus, welcher 160 n. Chr. starb und zu Alexandria und Rom wirkte, hat das reichste gnostische System entwickelt.

Manes, ein Parse, bildete achtzig Jahre später eine Anschauung aus, deren Anhänger die Manichäer waren. Erst der Islam vernichtete die Sekte der Manichäer. Sie verbanden das Christentum mit der Lehre des Zoroaster vom Widerstreit zwischen Weltlicht und Weltfinsternis und glaubten auch an die Seelenwanderung.

Clemens von Alexandrien kritisierte die heidnische Gnosis und gab damit die Anregung zu einer kirchlichen Gnosis. Origines bildete diese Gnosis zu einer Glaubenswissenschaft aus. Kirchlich und christlich waren eben schon damals zwei Begriffe, welche sich vielfach nicht deckten.

Clemens von Alexandrien stellte als Höchstes die Erkenntnis hin. Der Gnostiker ist gegenüber dem naiven Gläubigen, wie der Erwachsene gegenüber dem Kinde. Die wahre Erkenntnis wird aber nicht durch Philosophie, Dialektik und Naturbetrachtung gewonnen. Gott ist unerkennbar. Wir wissen nichts über ihn. Er ist für uns unendlich und gestaltlos. Nur Gottes Sohn, welcher des Vaters Macht und Weisheit darstellt, ist uns erkennbar. Dieser Sohn war von Ewigkeit her. Er wurde zwar in der Endlichkeit erzeugt, ist aber nicht erschaffen.

Die Psychologie und Ethik des Clemens ähnelt in vielem der

Stoa, wie überhaupt in viele christliche Strömungen anfangs viel uralte hellenische Heiligkeit überging, welche später durch das Wirken einer überwältigenden hamitisch-finnischen Rassenmischung erstickte.

Durch Erkenntnis mußte sich der Gnostiker aus der Welt der Sünde zur Gemeinschaft mit Gott erheben. Er befreit sich von allen Begierden, soweit sie nicht zur unbedingten Erhaltung des Lebens dienen. Dadurch wird er über alle Leiden zur Seelenruhe erhoben. Mit der Gnosis verbunden sind allgemeine Nächstenliebe und gute Werke.

Origines, der Schüler des heiligen Clemens, baute auf der Grundlage, welche sein Lehrer geschaffen, weiter. 185 n. Chr. geboren, lehrte auch er zu Alexandrien und starb 254 in Tyrus.

Nach Origines sind die Seelen in der gleichen Qualität wie Gott von diesem erschaffen. Sie haben Selbstbestimmung und können sich nach Wahl für Gut und Böse entscheiden. Diejenigen Seelen, welche sich nicht dem Guten zuwandten, sind zur Strafe von Gott verstoßen und an die Materie gefesselt. Auch die menschlichen Seelen haben noch Freiheit des Willens, zwischen Gut und Böse zu wählen. Den guten Menschen gewährt Gott seinen Beistand zum Fortschreiten im Guten durch den heiligen Geist. Im Jenseits erwartet den Menschen nach dem Tode Lohn oder Strafe. Allein die Folgen des Bösen wirken nicht über das Weltende hinaus. Dieses vereinigt alle Dinge wieder mit Gott. —

Einer der berühmtesten Philosophen unter den Kirchenvätern war der heilige Augustinus. Nach einigen Jugendtorheiten, und nachdem er sich philosophisch einigemal gemausert hatte, trat er in Mailand zum Christentum über. Er schrieb mehrere berühmte Werke, welche noch heute von geistreichen Leuten gern gelesen werden. Und mancher neuere Philosoph hat sich bei ihm Rat geholt.

Der heilige Augustinus hielt es für notwendig, dem Skeptizismus entgegenzutreten. Er lehrte, es gäbe eine unfehlbare Gewißheit für die Grundlage der Philosophie. Er sagt: „Auch wer zweifelt, denkt. Und daß man denkt, kann man nicht bezweifeln.“ Darum ist nach dem heiligen Augustinus das eigene Sein und das eigene Denken das sicherste, was wir besitzen. Die psychische Erscheinung ist die Grundlage der Erkenntnis, die Wesenheit des inneren Lebens ist von jeder Täuschung frei. Nur dürfen wir nicht aus dem Sinnlichen Wissen schöpfen wollen. Der Glaube an das sinnliche Wahrnehmen ist aber notwendig für das Leben. Der Glaube ist in seiner Wesenheit die innerste Zustimmung zu einem Gedanken. Was wir erkennen, das glauben wir. Aber wir vermögen nicht alles zu erkennen, was wir glauben. Somit ist nach dem heiligen Augustinus der Glaube der Weg zur Erkenntnis.

Alle Dinge der Erscheinungswelt sind nur ein Bild der Wahrheit, das dem Zerfall unterliegt. Aber dieses Bild erinnert uns an das Ewige. Wahrheit ist nur in der Seele und offenbart sich im Wissen. Die Seele ist ein Abglanz der ewigen Vernunft. Durch die Vernunft unterscheiden wir die Begriffe und verbinden sie.

Im Lichte der Vernunft erblicken wir die ewige Wahrheit, auf welche alle Menschen in gleicher Weise ein Recht haben. Alle ewigen Wahrheiten haben ihre höchste Einheit in Gott. Er ist die unwandelbare Wahrheit. Er umfaßt alles Sein. Nichts höheres ist denkbar außer ihm. Er ist, obwohl für uns nicht erkennbar, das höchste Sein, die ewige Vernunft und Ideenwelt. Er ist der Ursprung alles Wahren, Guten und Schönen, ja die absolute Schönheit selbst.

Auf Gott können nach Augustinus die Unterschiede keine Anwendung finden. Er kann nicht nach dem Maßstab der Quantität und Qualität beurteilt werden. Aber wir ahnen ihn aus der Natur und aus der Offenbarung. Wir fühlen ihn durch unsere Sehnsucht nach Wahrheit, Glauben und Liebe. Auch der, welcher im Irdischen strebt, wandelt dennoch in Gott, sofern er das Irdische in Gott erkennt. Alle Körper sind Folgen ewiger Ursachen, die von der göttlichen Vernunft umfangen werden. Nicht aus seinem Wesen, sondern aus dem Nichts schuf Gott die Welt. Die Erhaltung der Welt ist eine dauernde Schöpfung.

Die Dinge müssen nach dem heiligen Augustinus nicht nach ihrer Wirkung auf uns, nach Nutzen und Schaden beurteilt werden, sondern nach ihrer Wesenheit. Die Seele ist ein körperloses Etwas, welches vom Körper im Wesen verschieden ist. In jedem Teile des Körpers ist sie vorhanden und empfindet jeden Eingriff in denselben. Aus ihrer Teilnahme an der ewigen Wahrheit ist die Unsterblichkeit der Seele zu erkennen. Ihre Wesensverwandtschaft mit Gott sichert ihr die Unsterblichkeit. Das Böse ist keine Eigenschaft der Seele. Es ist nur eine Äußerung des Willens, der sich vom Höheren zum Niederen wendet.

Der Wille ist frei, aber nur durch Gottes Gnade ist der freie Wille in uns tätig. Gott entzog von Anbeginn einen Teil der Menschen dem Verderben durch Sünde. So bildete sich neben dem weltlichen Staat der Gottesstaat, welcher sich in sechs Perioden entwickelt hat. Die sechste Periode fängt an mit Christus und endet mit der irdischen Geschichte.

Wir neigten uns zu Gott im Glauben. Dieser führte uns zur Liebe des Wahren. Wer anderes liebt als die Wahrheit, der huldigt dem Schein und dem Irrtum. Die Belohnung unserer Liebe zu Gott finden wir in der Frkenntnis desselben. — Die Lehren Augustins bildeten viele Jahrhunderte hindurch die Grundlage für christliche Philosophie und Theologie. Mit Augustinus schloß das Entstehen christlicher Dogmen ab, indem später nur noch kirchliche Dogmen geschaffen wurden. — —

Da ich im Anschluß an die Philosophie Griechenlands vieler berühmter Frauen gedachte, so will ich nicht unterlassen, auch einige Frauen zu nennen, welche neben den Philosophen des römischen Weltreiches geistig hervorragten.

Wie sich um die Philosophen Athens Frauen scharten, ebenso geschah dies auch in Rom, als Plotin dort die neuplatonische Lehre verkündete. Die Kaiserin Salomina selbst war es, welche

Plotin mit Ehren überhäufte und, umgeben von Frauen ihres Hofes, Schülerin dieses Philosophen ward. Porphyrios berichtet, daß viele Frauen der vornehmsten Stände, sobald sie den Tod herannahen fühlten, ihre Kinder, Söhne wie Töchter, nebst allem Vermögen dem Plotin übergaben, damit er sie im Geiste seiner Philosophie erziehen möge.

Unter den Schülerinnen des Plotin werden besonders die beiden Gemina, Mutter und Tochter, sowie Amphiklea genannt. Auch eine Witwe namens Chione wird erwähnt, welche mit ihren Kindern Schülerin dieses Philosophen wurde.

Eunapios erzählt ebenfalls von einer hervorragenden Verkünderin der neuplatonischen Lehre. Ihr Name ist Sosipatra. Sie war reich, schön und edel. Ihr Gatte war Eustathios, Präfekt von Kappadozien und ehemals Schüler des Jamblichos. Nach dem Tode des Eustathios widmete Sosipatra ihr ferneres Leben der Philosophie und Wissenschaft und erzog ihre Kinder, welche sie selbst unterrichtete und zu Philosophen heranbildete.

Eine nicht minder berühmte Philosophin ist Asklepigenea. Ihr Vater war der hochgelehrte und berühmte Pythagoräer Plutarch. Auch Asklepigenea lehrte pythagoräisch-platonische Philosophie und betätigte sie im täglichen Leben. Marinos berichtet, nach dem Tode des Plutarch habe einzig seine Tochter die Kenntnis der großen Mysterien und der theurgischen Lehre bewahrt, deren Kundiger Plutarch war.

Diese theurgischen Neigungen hatten ihre Wurzel in den drückenden Zuständen der Kaiserzeit und nahmen ihren Anfang zur Zeit des Apollonius von Tyana. Marinos sagt: „Die drückende Übermacht der allgemeinen Despotie hatte dem öffentlichen Leben immer mehr und mehr jedes Interesse entzogen. Dieses war auf die Teilnahme an dem leeren Pompe der Zirkusspiele, auf die Tierhetzen und auf geistleere Pantomimen beschränkt. Es gab fast keine große Bewegung und keine Empörung, die nicht aus diesen Armseligkeiten hervorbrach. Aber diese Ergötzungen waren auf gewisse Zeiten beschränkt. Für die unbeschäftigten Zwischenräume blieb nichts übrig, als das Gepränge einer Volksreligion, die ebenfalls, weil sie nicht mehr in das öffentliche Leben des Staates eingriff, von Tag zu Tag an Ansehen und Wirksamkeit verlor. Für die kleinere Zahl der wissenschaftlich Gebildeten mußten rhetorische Schauspiele genügen, wobei gewandte Sophisten durch unvorbereitete Lösung schwieriger rhetorischer Aufgaben Bewunderung und Wetteifer rege hielten. Dabei blieb für diejenigen, welche nicht durch das Bedürfnis und die Erhaltung des Daseins hinlänglich beschäftigt waren, Muße genug für das Gefühl der Leere bei dem Mangel an tiefergreifenden Anregungen. Es ist nicht zu bezweifeln, daß dieses Gefühl sehr viel dazu beigetragen hat, den mystischen Religionsgebräuchen, die aus dem Orient einbrachen und ebenso einer Philosophie den Weg zu bahnen, die von dem Streben erfüllt war, das Unerklärliche zu erklären. Ein neues mystisches Heidentum entwickelte sich. Von diesem ging die Gabe der Weissagung und die

Kraft, Wunder zu tun, aus. Dämonische Männer, welche durch ihre Herrschaft über die Natur Ungewöhnliches zu tun schienen, dienten dem Wunderglauben zur Bekräftigung. Ihn zu hegen, galt für Religion. Ihn zu verwerfen, galt für Atheismus." —

Asklepigenea war bevorzugte Hüterin der theurgischen Mysterien. Nach dem Tode ihres Vaters, welcher zu Rom und Athen gelehrt hatte, nahm sie eine hervorragende Stellung ein und ward an der Seite ihres Bruders Hymettos Nachfolgerin Plutarchs in der neuen Akademie zu Athen. Ihr Gemahl Archiadas war im Besitz eines großen Vermögens und äußerst mildtätig. Er beteiligte sich an der städtischen Verwaltung, lebte ebenfalls der Philosophie und galt als der vertrauteste Freund des Philosophen Proklos.

Asklepigenea und Archiadas hatten eine Tochter, Asklepigenea die Jüngere, welche ebenfalls zu den Anhängerinnen der neuplatonischen Philosophie gehörte. Man erzählt, daß sie, schwer erkrankt, einst durch das Gebet des Proklos vom Tode errettet sein soll. Diese Enkeltochter Plutarchs heiratete später den Theagenes, den reichsten Griechen, welcher Ärzte und Lehrer reich besoldete und zerfallene Städte wieder aufbaute.

Die letzte und allerbedeutendste Philosophin der römischen Heidenzeit war Hypatia. Sie erinnert in vieler Beziehung an Theano, welche neunhundert Jahre früher lebte. Hypatia erscheint als edelste Blüte der Frauenwelt. Sie vereinigte hohe Erhabenheit des Wesens mit den seltensten Eigenschaften des Geistes und Herzens. Ihr Wissen war ein umfassendes und staunenerregendes. Hypatia fand unbeschränkte Achtung und einmütige Bewunderung. Ihr tragisches Ende sichert ihr das dauernde Mitgefühl der Nachwelt.

Hypatia lebte und lehrte zu Alexandrien. Diese Stadt, von Alexander dem Großen westlich vom Nildelta gegründet, glänzte damals als Zentrale der Geisteskultur des römischen Weltreiches. Vom Architekten Dinochares entworfen, und aufgebaut von Kleomenes von Neukratis, lag Alexandrien an einer weiten Meeresbucht fächerartig ausgebreitet. Die Stadt hatte heitere breite Straßen und viele freie Plätze. Bereits zur Zeit der kunstsinnigen Ptolemäer hatte Alexandrien eine halbe Million Einwohner. Der Hafen bildete den Mittelpunkt für den Welthandel, und die Stadt galt nach dem Erbleichen Athens als Hauptsitz für griechische Bildung und Gelehrsamkeit.

Von den Ptolemäern gegründet, ward besonders das Museum engere Zentralstätte der alexandrinischen Gelehrsamkeit. Das Museum war berühmt durch die hervorragenden Männer, welche hier lehrten, durch die Fortschritte der Erfahrungswissenschaften, welche hier gemacht wurden, durch die reiche Besoldung seiner Mitglieder und die Länge seiner Dauer. In diesem Museum befand sich außerdem die berühmteste Bibliothek des Altertumes welche griechische, römische, persische, indische und ägyptische Literatur zu freier Benützung vereinigte. Dadurch konnten sich hier Gelehrte ersten Ranges ausbilden. Besonders gediehen hier Grammatik, Naturforschung, Astronomie, Medizin und Mathematik zu hoher Aus-

bildung. Aber auch als bevorzugter Sitz der Philosophie erhob sich später Alexandrien über Athen.

Unter den Gelehrten des Museums waren alle philosophischen Richtungen des Altertumes vertreten. Da zahlreiche Juden in hervorragender gesellschaftlicher Stellung in Alexandrien lebten, so ward im Museum auch morgenländische Religionsphilosophie und bald auch die christliche Religion gelehrt. In dieser verkehrsreichen Weltstadt faßte das Christentum sehr rasch unbeachtet Wurzel und gelangte hier frühzeitig zur Macht. Als Abwehr gegen das Christentum ging darum gerade von Alexandrien die neuplatonische Lehre aus, welcher sich in mancher Hinsicht das Christentum zuletzt so sehr näherte, daß der Neuplatonismus erlosch.

Siebenhundert Jahre blieb, trotz politischer Umwälzungen, Alexandria Hauptstätte antiker Bildung und Wissenschaft, obwohl der Sturz der Ptolemäer einen Stillstand in der Bedeutung der Stadt und später deren allmähliches Sinken herbeiführte. Unter der Herrschaft der Römer hatte das Museum Mühe, seine hohe Würde und seinen Ruf zu bewahren. Die Kaiser verfuhren oft nach Gunst und Laune und stellten im Museum Gelehrte an, die nie oder selten nach Alexandrien kamen, aber gern die fette Pfründe bezogen, welche eine Professur dort begleitete.

Übel erging es dem Museum, als Caracalla regierte. Dieser haßte die Alexandriner, weil er sie für die Urheber der beißenden Aussprüche hielt, welche über seinen Brudermord umherwanderten. Er richtete ein Blutbad an, welches Georg Ebers in seinem historischen Roman „Per Aspera“ lebendig schildert. Hierauf ward Alexandrien wiederholt durch Kämpfe heimgesucht, bis Diokletian die Stadt eroberte und plünderte. Der Bau des Museums wurde geschleift, und die Bibliothek siedelte mit einem Teil der Gelehrten nach dem Serapeon über. Die anderen Gelehrten zogen nach Konstantinopel. Dort überließ ihnen der Kaiser Konstantin einen eigenen Palast, das Oktogonum, und ließ sie auf öffentliche Kosten besolden.

Der Tempel des Serapis zu Alexandrien galt nächst dem römischen Kapitol für das berühmteste Bauwerk der damaligen Zeit. Schon von Anfang an befand sich eine Zweigbibliothek des Museums im Serapeon, während die Priester vielfach Mitglieder des Museums waren. Auch diente der Serapistempel als Wallfahrtsort für die Weltrömer aus allen Provinzen des Reiches. Denn die Verehrung des Serapis hatte sich nicht nur über ganz Ägypten, sondern auch über Asien, Thrakien, Griechenland und Italien verbreitet.

Eunapios erzählt: „Alexandrien war durch den Serapistempel eine heilige Stadt. Die Fremden, die seinetwegen von allen Seiten zuströmten, kamen an Zahl der Menge der Einwohner gleich.“ — Hier fand die antike Gelehrsamkeit eine letzte Zuflucht im Schutze der von aller Welt anerkannten Heiligkeit der geweihten Stätte.

Bald aber führte das Christentum einen vollständigen Umsturz der Verhältnisse herbei. Das Christentum vertrug sich weder mit dem Heidentum noch mit dem Judentum. Seit dem Übertritt Konstantins des Großen breitete es sich aller Orten aus, und der

hellenische Kultus ward vom Staat eingeschränkt. Die Wiederbelebungsversuche des Hellenismus durch die neuplatonische Lehre, anfangs von Erfolg begleitet, erwiesen sich zuletzt als vergeblich.

An diesem Kampfe des Hellenismus gegen das Christentum beteiligte sich in hervorragender Weise auch Hypatia, die Tochter Theons. Durch die Macht ihres gewaltigen Geistes gelangte in Alexandrien und Ägypten Philosophie und Wissenschaft der Griechen einmal noch zu neuem Glanze. Theon, der Vater der Hypatia, war Mitglied des Museums. Zur Unterscheidung von einem Fachgenossen hieß er „der Jüngere". Er war Mathematiker, Astronom und Naturhistoriker.

Hypatia wurde 370 n. Chr. geboren. Ihr Bruder hieß Epiphanios. Theon selbst unterrichtete Hypatia sorgfältig und diese bemächtigte sich bald mit Eifer der Wissenschaften des Vaters. Der Schriftsteller Damaskios berichtet, daß Hypatia aber edleren Geistes war, als ihr Vater und nach strenger philosophischer Ausbildung strebte. Sie nahm bei den ersten Gelehrten Alexandriens Unterricht, auch in der Philophie. Sie studierte alle philosophischen Systeme mit gleicher Gründlichkeit, bekannte sich selbst aber zur neuplatonischen Philosophie.

Zur Jungfrau herangewachsen, verband Hypatia die höchsten Vorzüge des Geistes und Charakters mit einer ungewöhnlichen Schönheit. Alle Gebildeten huldigten ihr, und sogar die Christen achteten ihre Bescheidenheit und Sittenreinheit. Sie war hochbegeistert für Philosophie und Wissenschaft der Väter. Im Zauber ihrer Schönheit, Bildung und Tugend erschien Hypatia den Heiden wie eine lichtvolle Göttin, welche auf Erden wandelte, um das heitere Hellenentum gegen das finstere Christentum zu schützen.

Die Verteidigung und Verherrlichung des Hellenentumes ward Lebensaufgabe dieser erhabenen Philosophin. Als Hypatia, ungefähr 21 Jahre alt, sich zum Antritt ihrer Lehrtätigkeit vorbereitete, indem sie Vorträge über Philosophie und Geometrie hielt, trat ein Ereignis ein, welches sie mit tiefstem Abscheu gegen das Christentum erfüllte. Ein Erlaß des Kaisers Theodosius des Ersten befahl, daß in Alexandrien alle heidnischen Tempel und Götzenbilder zu zerstören seien. Theophilos, der Patriarch von Alexandrien, hatte diese Maßregel beim Kaiser durchgesetzt.

Seit zwei Jahren war es bereits wiederholt zu blutigen Auftritten zwischen Heiden und Christen gekommen. Theophilos, brutal und herrschsüchtig, hatte beim Umbau einer alten Basilika die Geräte und Symbole des Bachoskultus aufgefunden und in Prozession durch die Straßen von Alexandrien führen lassen, um sie dem Spott des Christenpöbels preiszugeben. Die Heiden, darüber im höchsten Grade empört, fielen mordend und plündernd über die Christen her. Es entstand ein Bürgerkrieg, welcher auf beiden Seiten mit äußerster Erbitterung und vieler Grausamkeit geführt wurde. Erst nach einiger Zeit gelang es, die Ruhe wieder herzustellen.

Über diese Begebenheit war dem Kaiser berichtet worden. Als dessen Entscheidung über die Angelegenheit eintraf, versammel-

ten sich auf öffentlichem Platze beide Parteien unbewaffnet, um den Spruch des Kaisers zu vernehmen. Derselbe enthielt zwar keine Bestrafung der Empörer, ordnete aber die Zerstörung aller heidnischen Tempel und Götzenbilder in Alexandrien an. Die Christen triumphierten, und die Heiden eilten schweigend und gedemütigt hinweg, um der Rache der Christen zu entgehen.

Theophilos, der Patriarch, ward mit Vollstreckung des Urteils beauftragt, und Militär und Verwaltungsbehörden wurden angewiesen, ihm dabei hilfreich zur Seite zu stehen. Das erste, was der Patriarch zerstörte, war der Serapistempel, welchen er als Zentrale des Heidentumes auf das äußerste haßte. Die unterirdischen Gewölbe widerstanden seiner Zerstörungswut. Aber alles über der Erde Sichtbare ließ Theophilos niederreißen. Auch die Riesenfigur des Serapis, welche sich im Tempel befand, ward zertrümmert, obwohl vor dieser auch die Christen eine heilige Scheu hatten, da sie in ihr das Sinnbild eines mächtigen rächenden Dämons sahen. Zudem ging die Sage, die frevelhafte Berührung dieses Götterbildes werde die sofortige Auflösung der Erde in das ursprüngliche Chaos zur Folge haben. Und in gewissem, übertragenem Sinne ging diese Weissagung auch bald in Erfüllung.

Anfangs wollte keiner sich an der Figur vergreifen, bis ein christlicher Soldat die Sache wagte. Mittelst einer Leiter erklomm er den Serapis und zerschmetterte ihm die Kinnladen. Voll abergläubischer Angst und Furcht hatte der Christenpöbel zugesehen. Schweigend und lautlos wartete man auf das Entsetzliche. Als man aber merkte, die Welt gehe nicht unter, fielen auch andere Soldaten über den Gott her und schlugen ihn bald in Stücke.

Unter Triumphgeheul wurden die Trümmer des Serapis durch die Stadt geschleift und schimpflich mißhandelt. Der zerschundene Rumpf aber ward zuletzt im Amphitheater öffentlich verbrannt. Die übrigen Tempel und Götterbilder traf nun rasch eine gleiche Vernichtung. Die goldenen und silbernen Statuen und Gefäße ließ Theophilos einschmelzen, und die Bibliothek des Serapeons fiel teils der Vernichtung zum Opfer, teils ward sie zerstreut. Einige Götterbilder, welche der Zerstörung entgangen waren, wurden bald darauf getauft und in christliche Heilige verwandelt. Der Dichter Palladas verhöhnt diese Tatsache mit folgenden ironischen Worten:

„Da sie Christen sind geworden,
Unsrer Götter hehre Schar,
Läßt man ab, auch sie zu morden,
Sie entgingen der Gefahr!“

Durch Zerstörung des Serapistempels verlor die antike Gelehrsamkeit ihr Obdach und die Heiden büßten ihr Heiligtum ein. Ein Jahr darauf ward auch die Verehrung der Heidengötter im eigenen Hause gesetzlich verboten. Aber noch vermied man, dieses Verbot mit Gewalt zu unterstützen, da die meisten Senatorenfamilien im oströmischen Reiche sich noch immer zum Heidentum bekannten und die bedeutendsten Ämter des Staates inne hatten. Somit be-

stand das Heidentum auch ohne Tempel und öffentlichen Kultus noch längere Zeit fort.

Auch die Häupter der heidnischen Partei zu Alexandrien rafften sich wieder auf und schöpften neue Hoffnung. Mutig und entschlossen entfaltete vor allen Hypatia das heiliger Banner strahlender antiker Philosophie und Wissenschaft. Zwar haßte sie das Christentum mit allen Fasern ihres edlen Seins, aber der christliche Kultus stand im siegreichen Lichte ihrer umfassenden Weisheit viel zu tief und war ihrer aristokratischen Seele viel zu demokratisch, als daß sie, die stolze Edeljungfrau, sich herabgelassen hätte, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Hypatia verschmähte gegenüber dem Christentum jede gehässige Anfeindung und suchte mit göttlich erhabener Ruhe und Würde hellenisches Denken und hellenische Wissenschaft zu neuem Ansehen und majestätischem Wert zu erheben. Es hatte auch ganz den Anschein, als ob dauernder Erfolg ihr Streben kröne. Im eigenen Hause setzte sie ihre Vorträge fort, und bald füllten Jünglinge und Männer aus allen Ländern der damaligen Kulturwelt ihren Hörsaal.

Die Mitwelt der Hypatia berichtet, daß Hypatia alle Denker ihrer Zeit an Wissen und Gelehrsamkeit mit königlicher Überlegenheit überragte. Ihre Stimme war von herrlichem musikalischem Wohllaut und ihr Vortrag voll Tiefe, voll blitzender Geistesfülle und blühender Anmut. Im Umgang gab sie sich, wie eine geborene Königin, natürlich liebenswürdig und leutselig, sodaß hoch und niedrig ihr mit gleicher Verehrung und Zuneigung nahte. Die ersten Männer und Gewalthaber von Alexandria traten mit Hypatia in Verkehr. Selbst der kaiserliche Präfekt Orestes besuchte die Vorträge der Hypatia, und diese wiederum hatte Zutritt zu den Versammlungen des Rates.

Sokrates Scholastikos erzählt: „Sie scheute sich nicht, in einer Versammlung von Männern zu erscheinen. Denn alle hatten eine ehrfurchtsvolle Scheu vor ihr. Alle gebildeten Heiden verkehrten in ihrem Hause. Es gehörte zum guten Ton in Alexandria, zu philosophieren und mit der Philosophin Umgang zu haben.“ So ward Hypatia die hohe Priesterin der noch ziemlich zahlreichen heidnischen Gemeinde. Hypatia stand in Alexandrien im Mittelpunkt aller antiken Bestrebungen.

Der Name Hypatias lebte beständig im Munde aller Denker. Zahlreiche Hymnen waren im Umlauf, ihr der Göttlichen zum Preise. Palladas der Dichter, vormals nie ein Schwärmer, welcher die Frauen sonst nicht sehr günstig beurteilte und sie in zahlreichen Epigrammen verspottet hatte, war gänzlich vom himmlischen Zauber der Hypatia hingerissen. Er verglich sie mit dem Sternbild der Jungfrau und besang sie in folgenden Versen:

„Wenn ich dich sehe, dein Wort vernehme, bet' ich dich an,
Der hehren Jungfrau sternbedecktes Haus erblickend!
Denn auf den Himmel nur erstreckt sich all dein Tun,
Du, jeder Rede Zier und Schmuck, Hypatia,
Der höchsten Weisheit reiner unbefleckter Stern!“

Die meisten Jünglinge, welche zu ihren Füßen saßen, erglühten in mystischer Liebe zu ihr und viele von ihnen in tiefster Leidenschaft. Aber Hypatia wies jeden Antrag zurück. Sie thronte als das weibliche Ebenbild des Plato und des Apollonios von Tyana. Denn auch in anderer Weise wandelte sie durchs Leben wie der strahlende Apollonios und der göttliche Plato, wie alle weisen Edeldenker Griechenlands, erhaben über die Verirrungen einer tierischen Menschheit. Auch das Wesen der Hypatia war erfüllt von den Idealen des Pythagoras und der Weihe unsterblicher Brahmanen.

Als sich Suidas, einer ihrer Schüler, einst unheilbar in Hypatia verliebte, befreite sie denselben von seiner Leidenschaft durch die Macht der Musik. Ebenfalls als bekannte Schüler Hypatias werden genannt: Auxentios, Athanasios, Euoptios, Herkulianos, Hesychios, Olympios und Synesios. Dieser Letzte gilt als der hervorragendste Hörer Hypatias. Er war ein geistreicher Philosoph, Redner und Dichter. Später ward er leider Christ und Bischof von Ptolemais.

Synesios hatte bereits in seiner Heimat Kyrene eine sorgfältige Erziehung genossen. Zur weiteren Ausbildung kam er mit seinem Bruder Euoptios nach Alexandria, um dort in den „heiligen Zirkel“ von Hypatias Schülern aufgenommen zu werden. Synesios verdankte der Hypatia fast ausschließlich seine philosophische und literarische Bildung und seinen Ruhm bei der Mitwelt. Er gehörte zu jenen, welche der Hypatia auf Tod und Leben bis zum letzten Atemzuge ergeben waren. Selbst nach seinem Übertritt zum Christentum gedachte er in alter Treue seiner erhabenen Lehrerin. Zahlreiche Briefe an Hypatia selbst, an seinen älteren Bruder Euoptios und an seine Freunde legen davon Zeugnis ab. Ein Schreiben an Euoptios enthält den Satz: „Grüße die hochehrwürdige und göttliche Philosophin und den glücklichen Kreis, welcher auf ihre erhabene Stimme lauscht.“ —

Ein Brief des Synesios an Hypatia selbst lautet: „Wenn den Gestorbenen man auch vergißt in Aïdes Wohnung, so werde ich dagegen auch dort meiner lieben Hypatia gedenken. Von den Leiden meines Vaterlandes umringt, bin ich jetzt seiner überdrüssig. Täglich sehe ich feindliche Waffen, Menschen, hingeschlachtet wie Opfervieh und eine von der Fäulnis der Leichen verpestete Luft. Muß ich doch selbst erwarten, daß es mir ebenso geht. Wer kann da noch Hoffnung haben, wenn sogar die uns umgebende Luft so schaudervoll ist. Verdunkelt ist sie von dem Schatten fleischfressender Vögel, — aber dennoch hänge ich mit Liebe an meiner Heimat. Was soll ich auch tun als geborener Lybier, wenn ich nicht die unrühmlichen Gräber meiner Vorfahren vor Augen sehe? Allein deinetwegen, glaube ich, könnte ich mein Vaterland verachten und sobald ich dazu Zeit gewinne, auswandern.“

Synesios, im Hinblick auf die Kriegswirren seiner Heimat von Hypatia wahrscheinlich beraten, nach Alexandrien zu kommen, blieb in der Heimat, organisierte eine Bürgerwehr und stellte

dadurch die Ruhe wieder her. Es existieren viele Briefe von ihm an Hypatia. Synesios war verheiratet und noch Heide, als er auf den bischöflichen Stuhl von Ptolemais berufen ward. Nach einigem Zögern, vielen Bedenken und Vorbehalten wurde Synesios schwach und nahm die reich dotierte Würde an. Mit der Taufe empfing er zugleich die Bischofsweihe. Hypatia war über diesen meisterhaften Farbenwechsel schmerzlich erstaunt, umsomehr als sich Synesios vordem als eifriger Gegner des Christentumes hervortat und gegen christliche Theologie und christliches Mönchswesen heftig zu Felde zog. Er hatte sich eben plötzlich gemausert. Man berichtet, daß weder Ehrgeiz noch Sucht nach äußerem Glanz ihn zu diesem Schritt bewog. Seine Frau Gemahlin, eine christliche Alexandrinerin, welche Synesios durch Einfluß des fanatischen Patriarchen Theophilos heiratete, soll die Bekehrung dieses verstockten Heiden zum Christentum vollbracht haben. Offenbar war dies eine planmäßige Überlistung von seiten des Patriarchen, welcher den angesehenen heidnischen Philosophen unschädlich machen und für das Christentum gewinnen wollte.

So betrübt Hypatia über den Abfall des Synesios vom heiligen Zirkel edler Heiden auch sein mochte, sie machte ihm keine verweisenden Vorwürfe. Wahrscheinlich durchschaute sie den traurigen Zusammenhang der Dinge und beklagte ihn im stillen als Opfer eines verhängnisvollen ironischen Schicksals. Sie entzog ihm ihre Freundschaft nicht, da sie den Synesios seinem Wesen nach für einen edlen Menschen hielt. Auch Synesios ließ sich durch seinen Übertritt zum Christentum nicht abhalten, Hypatia nach wie vor zu ehren und mit ihr in Briefwechsel zu stehen. Ein Brief aus dieser bischöflichen Zeit des Synesios an Hypatia lautet:

„Vom Krankenlager aus diktiere ich diesen Brief an Dich und wünsche; daß Du ihn gesund empfangen mögest, Du, meine Mutter, meine Schwester und Lehrerin, und durch dies alles meine Wohltäterin, der Inbegriff alles dessen, was es für mich Ehrwürdiges gibt. Meine körperliche Schwäche rührt von einem Seelenleiden her. Die Erinnerung an den Verlust meiner Kinder reibt mich allmählich auf. Nur solange hätte Synesios am Leben bleiben sollen, als er frei war von den Leiden des Lebens. Diese sind nun mit einem Male, wie ein aufgehaltener Strom über mich hereingebrochen und die Annehmlichkeit meines Lebens ist in das Gegenteil verkehrt. O, daß doch das Leben oder die Erinnerung an das Grab meiner Kinder ein Ende nehme! Bleibe Du nur gesund und grüße mir Deine glücklichen Freunde vom Vater Theon und dem Bruder Anastasios ab, alle der Reihe nach. Und wenn einer dazugetreten ist, der Dir lieb ist, ich muß es ihm Dank wissen, daß er Dir lieb ist. Grüße auch ihn wie meinen liebsten Freund von mir."

Dieser arme sogenannte Bischof Synesios ist sehr zu bedauern. Dem Geiste nach fühlte er sich noch immer seinen heidnischen Freunden verwandt. Das Christentum bot ihm offenbar keinerlei Trost. Seine Freunde aber zogen sich wahrscheinlich

mehr und mehr von ihm, als einem Abtrünnigen, zurück. Dies schimmert ziemlich deutlich aus folgendem Briefe hervor, welcher ebenfalls an Hypatia gerichtet ist:

„Dir selbst und durch Dich den hochbeglückten Genossen meinen Gruß, glückliche Herrin! Schon lange wollte ich Euch den Vorwurf machen, daß ich keines Briefes mehr gewürdigt werde. Von Euch allen sehe ich mich gänzlich verlassen, obwohl ich nichts Unrechtes begangen habe. Aber ich bin in den meisten Dingen so unglücklich, als ein Mensch nur sein kann. Bekäme ich aber Briefe von Euch und erführe, was Ihr treibt, würde ich nicht halb so unglücklich sein, denn ich wäre dann durch Euch glücklich. Jetzt gehört auch dies mit zu meinen Leiden. Zugleich mit meinen Kindern bin ich auch meiner Freunde und des Wohlwollens aller beraubt worden. Was aber das Schlimmste ist, auch von Deinem göttlichen Geist seh' ich mich verlassen, welchen ich mir allein zu erhalten wußte und der mächtiger ist, sowohl wie mein gegenwärtiges Unglück, als wie die Strömungen des Geschickes überhaupt."

Das Todesjahr des Synesios ist unbekannt. Nur soviel ist gewiß, daß er Hypatias' Tod nicht mehr, wohl aber noch das Patriarchat des Kyrillos erlebte. Trotzdem er als Bischof amtete, konnte er nicht an das Christentum glauben. Das Dogma von der Auferstehung des Fleisches war dem Bischof Synesios widerwärtig, und obwohl er wiederholt von den kirchlichen Behörden streng aufgefordert ward, seine Ehe zu lösen, blieb er dennoch hartnäckig bei seiner Frau. Trotzdem hat sich die Legende seiner bemächtigt, welche ihn als wundertätigen Mann darstellt. —

Zu höchsten Ehren gelangte Hypatia, als sie ca. 400 n. Chr., dreißig Jahre alt, auf den öffentlichen Lehrstuhl für neuplatonische Philosophie in Alexandrien berufen und auf Staatskosten bezahlt wurde. Das war eine unerhörte Auszeichnung und eine offene Rechtfertigung des Heidentums. Die Heiden triumphierten, und die Christen, mit der Geistlichkeit an der Spitze, ergrimmten darüber grenzenlos. Diese Begebenheit steht vollständig mit der damaligen Zeitströmung und der allgemeinen Verfolgung des Heidentumes in Widerspruch. Bestimmtes ist aber nicht bekannt, was zur Aufklärung dienen könnte. Und so wird vermutet, daß Eudoxia, die energische Gemahlin des willenlosen schwachen Kaisers Arkadios, als Frau vom Ruhme Hypatias und von deren Geistesgröße geschmeichelt, beim Kaiser die Ehrung der Philosophin durchsetzte. Es konnte dies um so weniger Schwierigkeit machen, als auch Orestes, der Präfekt von Alexandrien, Freund der Hypatia war.

Als öffentliche Lehrerin der neuplatonischen Philosophie und Meisterin der neuplatonischen Schule erklärte Hypatia auch das System des Aristoteles und suchte es mit dem des Plotin zu vereinigen. Denn Hypatia entwickelte mehr wissenschaftliche Gesinnung, als die Philosophin Asklepigenea, welche gleichzeitig zu Athen lehrte. Das Lieblingsstudium Hypatias blieb aber stets die reine Mathematik. Und ihr Ruhm als geniale Kennerin der Mathe-

matik überwog noch ihren Ruhm als Philosophin. Kappadoxos sagt, daß Hypatia ihren Vater Theon in der Sternkunde weit übertroffen habe. Desgleichen erzählt Hesychios von Hypatias hervorragenden astronomischen Kenntnissen.

Suidas berichtet, daß Hypatia nach alter Philosophenart ihre Wirksamkeit nicht nur auf den Hörsaal beschränkte. Auch Hypatia wandelte im weißen hellenischen Philosophenmantel durch die Straßen von Alexandrien und erklärte denen, welche sie um Rat fragten, die Schriften der Philosophen.

Synesios sagt in einem Brief, während Athen verödet sei, gingen in Ägypten die Saaten auf, welche Hypatia gesäet habe. Der Zudrang zu den Vorträgen Hypatias' aus allen Weltteilen ward zuletzt ein enormer. Sie war der Stolz Alexandriens und der Ruhm Ägyptens.

Da gelangte Theodosius der Zweite auf den Thron des oströmischen Reiches. Dieser setzte mit Härte und Energie die Unterdrückung des Heidentumes fort. Dem fanatischen Theophilos folgte der noch unduldsamere heilige Kyrillos als Patriarch von Alexandria, welcher die Heiden unversöhnlich haßte. Die Reibereien zwischen Heiden und Christen begannen von neuem. Ebenso hatte der heilige Kyrillos seinen Haß auf die Juden geworfen. Sie waren ihm offenbar ebenfalls zu klug und zu gelehrt. Er plante, die Juden mit Gewalt aus Alexandria zu vertreiben. Als Folge der Wühlereien des heiligen Patriarchen entstand endlich ein allgemeiner Tumult, den der Statthalter Orestes nur mit großer Mühe erstickte. Zugleich ergriff er Partei für die Juden, welche von jeher mit zum Adel der Bevölkerung von Alexandrien gehörten und gleiche Rechte mit dem hellenisch-ägyptischen Adel besaßen. Dem Patriarchen gegenüber verbat sich Orestes künftig ähnliche Hetzereien.

Von diesem Vorfall an war der Friede zwischen Präfekt und Patriarch zu Ende. Der heilige Kyrillos sann auf Rache. Suidas berichtet: „Einst traf es sich, daß Kyrillos am Hause der Hypatia vorbeiging und an den Toren ein großes Gedränge sah von gehenden, kommenden und bleibenden Menschen und Pferden. Als er sich erkundigte, was diese Menge zu bedeuten habe und warum ein solcher Lärm vor dem Hause stattfinde, berichtete ihm sein Gefolge, daß die Philosophin Hypatia soeben lehre und daß dies ihr Haus sei."

Der heilige Kyrillos beschloß nun die Ermordung der Hypatia auf die verruchteste Weise. Er ließ die Mönche von Nitria und den Einöden der Umgebung herbeiholen. Diese mußten die Stadt durchziehen und den christlichen Pöbel unter allerlei Vorspiegelungen gegen Hypatia aufreizen. Ohne jeden Beweis bezeichnete man Hypatia als diejenige, welche an der Feindschaft des Präfekten und des Patriarchen schuld sei. Ihre präzisen astronomischen Kenntnisse stellte man als Frevel gegen Gott, als Vermessenheit in den Sternen lesen zu wollen, hin. Ihre andere Wissenschaft ward als Teufelskunst ausgeschrien und ihre Sittenreinheit als höllischer Betrug.

Als der heilige Kyrillos Pöbel und Geistlichkeit genügend in Wut versetzt hatte, übertrug er die nähere Ausführung der Tat einem angehenden fanatischen Priester namens Petrus. Den Heiden aber war das Vorhaben mit Erfolg verheimlicht worden.

Eines Tages im März des Jahres 415 zog Petrus an der Spitze einer tobenden Horde von Priestern, Mönchen und Christenpöbel nach dem Hause der Hypatia, ohne daß diese oder die ihrigen sich um den Lärm kümmerten. Denn in Alexandria waren damals Tumulte nichts seltenes. Vor dem Hause der Philosophin wartete der Wagen ihrer gewohnten Ausfahrt. Als dieser sich in Bewegung setzte, stürzte unter Anführung des Petrus, heulend und tobend wie wilde Tiere, eine Rotte Menschen auf den Wagen los. Man hielt die Pferde an. Hypatia, vor Staunen und Entsetzen wie erstarrt, ward aus dem Wagen gerissen und in die nächste Kirche geschleift. Dort fetzten ihr die entmenschten Anhänger Jesu alle Kleider vom Leibe und töteten sie auf qualvollste Art mit Ziegelstücken und Muschelschalen. Sie trennten die Glieder vom Leibe und verstümmelten die Leiche auf kannibalische Weise. Die einzelnen Stücke des zerrissenen Körpers wurden unter tobendem Jubel nach dem Platze Kinaron gebracht und hier verbrannt.

Zum Lohn für diese hamitische Tat ward Kyrillos unter die Heiligen versetzt. Nach dem Tode der Hypatia lehrte noch eine andere Philosophin, Aedesia, die Gattin des Neuplatonikers Hermias. Aber der Niedergang des Hellenentumes nahm jetzt unaufhaltsam und rasch seinen Verlauf. 85 Jahre später rottete Justinian durch einen strengen Erlaß das Heidentum vollständig aus.

Doch auch das Christentum erreichte im oströmischen Reich sein Ende, als die Türken einfielen. Die Fanatiker des Islam behandelten die Christen verdientermaßen nicht besser, als diese einst mit den Heiden verfuhren. In Ägypten, in Konstantinopel, in Kleinasien, selbst in Griechenland wurde der Halbmond aufgepflanzt. Das ganze oströmische Reich kam unter die Herrschaft der Osmanen.

Nach Gobineau sind die Türken ein arisch-finnisches Mischvolk. Wahrscheinlich waren in den Tagen ihres Glanzes die arischen Elemente in der Führung der Türken noch die vorwiegenden. Seitdem hat sich die Rassenmischung innerhalb dieses Volkes mehr ausgeglichen, sodaß auch die Führung mehr Finnentum in sich hat. Außerdem ist aber der Adel der Türken vom Hamitentum Asiens und Ägyptens nicht unberührt geblieben und durch Mischung mit demselben noch an Rassenwert gesunken.

Das weströmische Reich war zur Zeit, als Hypatia in Alexandrien lehrte, bereits in Auflösung begriffen. Im Jahre 410 eroberten die Westgoten Rom, nachdem schon längere Zeit Germanenscharen Oberitalien überflutet hatten. Fünfundvierzig Jahre später kamen die Vandalen und wiederum einundzwanzig Jahre darauf die Truppen Odoakers. Gobineau bemerkt zu jenen Vorgängen folgendes:

„Die Besitzergreifung der Germanen vom weströmischen Reiche

war das gesetzmäßige Werk einer segensvollen Notwendigkeit. Seit langem bestand die entnervte Demokratie nur noch Dank der beständigen Verlegung der unumschränkten Gewalt in die Hände der Krieger. Diese Maßregel hatte schließlich nicht mehr ausgereicht. Der allgemeine Verfall war zu groß geworden. Da wurden der alten Welt ganze Völker von Vormündern geschenkt. Diese neuen Rassen hielten sie und kneteten sie und ließen sie mit vollstem Erfolge die Verjüngung des Aeson durchmachen. Denn Rom verdankte von seinem Entstehen an seine Größe nur der allgemeinen Erschöpfung aller alten Völker."

Kelten und Slaven.

Die Urvölker von ganz Europa waren, wie diejenigen Italiens, gelbe finnische Herden, welche, ursprünglich aus Amerika stammend, über Nordasien in alle Gegenden Europas vordrangen. Allem Anschein nach wurden einige Finnenvölker frühzeitig von Ariern geführt und beherrscht. Allmählich trat eine Vermischung dieser Arier mit den Finnen ein. Die Arier versanken im Finnentum, und als die Mischung im Laufe langer Zeit sich ausgeglichen hatte, waren dadurch die Völker der Slaven entstanden, welche den Chinesen an Rasse ziemlich verwandt sind und sich nur dadurch von ihnen unterscheiden, daß sie ein wenig Ariertum mehr in sich haben. Dagegen sind sie frei von Negertum, während die Chinesen, vom Süden ihres Reiches her, auch einen Teil schwarzen Blutes in sich aufnahmen.

Die Slaven sind nach Gobineau das älteste arisch-finnische Mischvolk. Sie sind, sich selbst überlassen, im Charakter den Chinesen sehr ähnlich. Sie lieben Ruhe und Frieden, wenn sie nicht von einer arischen Energie beherrscht und in den Krieg geführt werden. Unter sich leben sie, wie dies bei einer bereits ausgeglichenen Mischung nicht anders sein kann, demokratisch, ja man kann sagen sozialdemokratisch. Sie sind ausgesprochene Herdenmenschen mit ausgeprägtem Herdeninstinkt.

So lange die Slaven noch minderwertigere Völker zu Nachbarn hatten, mögen auch sie die Herren und Eroberer gespielt haben. Offenbar waren die Slaven die Herren der Finnenvölker und die Finnen ihre Arbeitssklaven. Später tauchten aber jüngere arisch-finnische Mischvölker auf, die Kelten, welche weniger Finnentum in sich hatten als die Slaven, und welche sich darum herrischer, mächtiger und energischer zeigten.

Die Slaven bewohnten von Alters her, nachdem die Urordnung der Rassenverteilung verfiel, das ganze europäische Rußland und drangen auch nach Westeuropa vor. Denn Gobineau erklärt ja die Iberer und Siculer der Vorzeit für Slaven. Wo nicht Slaven damals sich angesiedelt hatten, wie in Nordfrankreich, dem heutigen Norddeutschland, Skandinavien und auf den britischen Inseln, da wohnten nur gelbe Finnen. Dagegen waren die Donauländer ebenfalls von Slaven besetzt, welche dort die Finnen unterjocht hielten.

Als nun die Kelten auftauchten, bemächtigten sich diese nicht nur aller Länder, wo sie nur Finnen vorfanden, — sie unterjochten auch die meisten Slavenvölker, sodaß die Slaven hinfort einen keltischen Adel erhielten. Die Slaven, als Unterworfene, wurden in ihren untersten Elementen zu den Finnen herabgedrückt und vermischten sich gänzlich mit ihnen. Die Slaven wären daher, wie in Italien die ältesten Rasener, der chinesischen Rasse gleich geworden, wenn nicht die keltischen Eroberer durch Vermischung ebenfalls beständig im Slaventum untergingen und dadurch die allzu finnische Entartung der Rasse wieder ausglichen.

War ein Keltenadel zu sehr slavisiert, dann verlor er die Energie, sich Angriffen gegenüber zu verteidigen. Er versank im Volke, und neue arische Eroberer bildeten den Adel. Dieses Spiel des Schicksals wiederholte sich sehr oft im Laufe der Jahrtausende, sowohl bei slavischen, wie auch später bei keltischen Völkern.

Die reinen Keltenvölker verbreiteten sich in grauen Zeiten über Griechenland, Italien, die Donaugebiete, Deutschland, Frankreich und England. In Spanien und Südfrankreich unterjochten sie die Iberer. In Frankreich und England mischten sich die Kelten allmählich mit den Finnen, nachdem ihnen diese längere Zeit als Sklaven gedient hatten. Wo Slaven waren, gingen die Kelten noch schneller im unterjochten Volke unter, als bei den Finnenvölkern. Weil ihnen die Slaven weit verwandter waren und näher standen, als die reinen Finnen, so hatten die Kelten natürlich weit weniger Abneigung zu überwinden, sich mit ihnen zu mischen.

Die Slaven haben in der Völkergeschichte niemals eine aktive Rolle gespielt, außer wo sie arische Führer hatten. Die Kelten dagegen erinnern in ihrem Auftreten vielfach an die alten Hinduarier, an die ältesten Semiten, Hellenen und Germanen. Auch die Urkelten werden als blond beschrieben, mit roten Bärten und blauen Augen. Sie kämpften ebenfalls auf Kriegswagen, trugen metallene Schwerter und Rüstungen, züchteten Pferde und bauten Städte, Festungen, Tempel und Paläste. Die Kelten besaßen später in Gallien eine Meeresflotte und traten im Lauf der Völkergeschichte in Asien wie in Europa wiederholt erobernd auf. Sie gründeten in den slavischen Ländern viele Städte, darunter auch das heutige Krakau.

Die Gallier hatten eine Schrift, ein Münzwesen und waren tüchtig in Industrie, Handel und Gewerbe. Soweit die Kelten nicht in Asien, Griechenland, im slavischen Osteuropa, in Italien und Spanien mit anderen Völkermischungen verschmolzen, bewohnten sie vormals Europa von den Ufern der Ost- und Nordsee bis an die Meerenge von Gibraltar, von Irland bis Rußland.

Die materielle Kultur der Kelten stand auf achtungswerter Höhe. Sie war vielseitig gegliedert und ausgebildet. Auch ihr Militärwesen kommt dem der Germanen sehr nahe. Nur eine geistige Kultur, eine Philosophie, Kunst und Wissenschaft haben sie nicht hinterlassen. Die Slaven haben selbstverständlich eben-

sowenig eine Geisteskultur gehabt, und ihre materielle Kultur beschränkte sich nur auf Ackerbau, Viehzucht, Flußschiffahrt, Bergbau und einige notwendige Handwerke.

Die Kelten Frankreichs und Englands wurden im Flug ihrer geistigen Entwicklung durch Vermischung mit den dortigen Finnen zu sehr gehemmt, wodurch unter ihnen entschieden eine Verrohung der Sitten und der Gesinnung eintrat. Die keltischen Priester standen durch ihren Aberglauben den finnischen Schamanen weit näher, als den Philosophen der Arier. Besonders der Kultus der britischen und nordgallischen Kelten ward durch ihre Mischung mit den Finnen ein roher kannibalischer. Menschenopfer waren bei diesen Kelten an der Tagesordnung. Sie verschlangen mit Gier riesige Mengen Fleisch und fröhnten einer bedenklichen Trunksucht, welche besonders die niederen Volksklassen, die sich dem Finnentum am verwandtesten fühlten, moralisch zuletzt vollständig entwertete.

Die Verfassung der keltischen Völker war, wie bei allen arischen Völkern, welche minderwertige Völker unterjochten, eine streng feudale. Wohl gelang es den gallischen Kelten, vorübergehend in Oberitalien Fuß zu fassen. Als zahlreiches Heer hatten sie es dort aber nur mit vereinzelten kleinen Völkern zu tun, welche seit Auflösung des rasenischen Bundes in keinem nationalen Zusammenhang mehr standen. Als die Römer erstarkten und ganz Italien, Spanien, Nordafrika und Griechenland besaßen, konnten die Kelten der überlegenen Heeresmacht der Römer, welche aus allen Gauen der besiegten Länder ihre Legionen herbeiführten, nicht mehr widerstehen.

Cäsar war es, dessen militärisches Genie die Gallier und die Kelten Britanniens besiegte. Zugleich aber wußte Cäsar die gallische Kultur zu würdigen. Er erkannte auch die militärischen Vorzüge der Gallier an. Die römischen Elitetruppen bestanden künftig aus Galliern, bis diese sich später von germanischen Söldnern verdrängt sahen. Von den Tagen Cäsars an wurden die Gallier und auch die nördlichen Kelten mehr oder weniger romanisiert. Ja, die südliche Hälfte Galliens ward sogar hamitisiert. Bei den Nordkelten setzten sich später germanische Eroberer fest, sodaß die Kelten vollständig im Germanentum, Slaventum und Romanentum versanken.

Unter den Kelten selbst scheinen ebenfalls vielfach Kriege und Unterjochungen stattgefunden zu haben. Cäsar berichtet, daß im ersten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung England zwei Arten von keltischer Bevölkerung hatte. Die eine Art der Kelten wohnte im Innern der Insel, die andere rührte von ununterbrochener Einwanderung germanisierter Belgier oder Kelten her. Diesen Eroberern sollen die keltischen Münzen Englands angehören.

Die älteren Kelten galten für sehr barbarisch. Sie bekleideten sich mit Tierhäuten, und die Vielmännerei war fast allgemein unter ihnen. Auch tätowierten sie sich wie Indianer und teilten diesen Gebrauch sogar den neu eingewanderten belgischen Kelten mit.

Als heruntergekommenste Kelten werden die Irländer bezeichnet. Strabo, Diodor von Sizilien und der heilige Hieronymus berichten von den irischen Kelten, daß sie Kannibalen seien. Sie fraßen außer den erschlagenen Feinden sogar ihre bejahrten Verwandten auf.

Cäsar fand in keltischen Ländern bereits Brücken und Straßen vor. Man baute dort außer in Holz und Stein auch in Backstein. Die Gallier hatten Möbel aus Holz, allerlei Geräte und kostbare Schmucksachen. In sehr alten Zeiten sollen an den keltischen Küsten die Phönizier und Karthager Handelsniederlassungen gehabt haben.

Die keltischen Länder scheinen vormals eng bevölkert gewesen zu sein. Ihre Kultur verdankten die Kelten jenen Zeiten, in welchen ihre Rasse noch ziemlich arisch war. Daß auch sie der Vermischung unterlagen, beweist ihr tiefes Sinken in jenen Ländern, wo sie nur Finnen antrafen. Sicher wären Slaven wie Kelten gänzlich in finnischen Stumpfsinn versunken, wenn nicht neue arische Völker Europa überflutet und sie zu Dienern ihrer höheren Intelligenz gemacht hätten. Diese arischen Völker sind die germanischen Stämme der Saken und Geten.

Die Germanen.

Wie das Volk der Kelten sich ursprünglich irgendwo im Süden Sibiriens gebildet zu haben scheint, ehe es nach Westen zog, so stammen, alten Quellen zufolge, die germanischen Völker wahrscheinlich aus einer an Südwest-Sibirien südöstlich angrenzenden Gegend. Vermutlich waren die Vorfahren unserer Ahnen lange Zeiten hindurch ursprünglich westlich oder nordwestlich vom Indus ansässig. Die alten Geten, Saken oder Asen, den alten Indern und Chinesen schon bekannt, bildeten zwar nicht, wie einst die Perser, direkt ein Volk mit den Hindu-Ariern, — aber sie wohnten, aus der gemeinsamen nordasiatischen Urheimat vertrieben, sicher einige tausend Jahre in deren nächster Nähe.

Die Namen der Geten und Saken sollen in der Bedeutung auf denselben Sinn hinauslaufen wie das Wort Arier. Auch sie sind Ehrenmänner. Der Umstand, daß die altnordische Sprache dem Sanskrit weit verwandter ist als die Sprachen der Slaven, Kelten und Semiten, beweist ebenfalls, daß die Vorfahren der Germanen am längsten sich in der Nähe der Hinduarier aufhielten. Offenbar gehörten sie zu jenen Vratjastämmen, welche westlich vom Indus wohnten und sich der brahmanischen Ordnung nicht fügen wollten. Die alten Saken und Geten werden infolgedessen auch nicht fern von den Zoroastriern ansässig gewesen sein, als diese sich erzürnt von den Indern trennten. Ihnen benachbart weilten lange Zeit vermutlich auch die Vorfahren der Hellenen.

Die Sprachverwandtschaft dieser Völker beruht nicht allein nur auf Rassenverwandtschaft. Denn diese arische Verwandtschaft ist ja bei Semiten, Kelten und den arischen Vorfahren der Slaven ursprünglich auch vorhanden. Es ist weit glaubhafter, daß vor

allem ein längeres benachbartes Zusammenwohnen diese Sprachverwandtschaft und die Ähnlichkeit metaphysischer Begriffe heranbildete.

Die Vorfahren der Nordwest-Arier waren den Chinesen unter dem Namen Yueti und Khute bekannt, und wahrscheinlich ist ein Teil von ihnen in diesem gelben Sumpfe untergegangen. Bei den Indern hießen dieselben Völker Kheta und Saka. Die Namen der Geten und Saken verwandelten sich später in die der Goten und Sachsen. Daß aber diese Namen nur zwei Ausdrücke für ein und dasselbe Volk sind, beweist der Umstand, daß Abkömmlinge der Geten, welche den Namen Roxolanen führten, sich bei ihrer Trennung in zwei Heere wieder Geten und Saken nannten. Hierauf zogen die neuen Saken nach Norwegen, die Geten aber nach Pommern und Schweden.

Von diesen Roxolanen also, welche östlich vom Don das alte Gardarike gegründet, und von dort durch andere Arier vertrieben, Skandinavien besetzt hatten, stammen alle nordeuropäischen Völker ab, die wir als germanische bezeichnen. Ihnen durch gemeinsame Abstammung ganz eng verwandt waren die Ost- und Westgoten im Süden Rußlands. Man kann sagen, sie waren dasselbe Volk in anderer Gegend.

Alle diese Namen der Skythen, Asen, Alanen, Sarmaten, Roxolanen, Massageten, Skytogeten, Indogeten und andere Bezeichnungen sind nur Lokalnamen für ein und dasselbe arische Volk. Jene Vorfahren der Germanen hatten am Kaspischen Meer, am Schwarzen Meer und im heutigen Rußland und Polen mächtige Reiche gegründet mit volkreichen Städten und stolzen Festungen. Sie waren in der äußeren Erscheinung bereits genau so gerüstet, gegürtet und bewehrt wie ihre Enkel, unsere germanischen Ritter des Mittelalters. Sie regierten durch Adelsherrschaft mit einem Wahlkönig an der Spitze, dessen Herrschaft oft eine erbliche ward, wenn es ihm glückte, neue Gebiete zu erobern.

So hatten die Stämme der Westarier vor zweitausend Jahren längst fast alle slavischen Völker Rußlands und Polens unterworfen. Soweit vormaliger keltischer Adel vorhanden war, machten die kaukasischen Arier diesen zu ihren höheren Dienern. Von jenen Ariern oder Asen war ein Asgard am Kaspischen Meer und ein anderes Asagarda am Schwarzen Meere gegründet worden. Auch das heutige Warschau ist ursprünglich ihre Schöpfung. Vom Gardarike der Roxolanen habe ich schon gesprochen. Sie teilten sich, als sie Gardarike verließen, in die Heere der Saken und Geten, der späteren Sachsen und skandinavischen Goten. Damit beginnt die Geschichte des spezielleren Germanentumes.

Die Geschichte der arischen Bruderstämme der skandinavischen Germanen erreichte sowieso ihr baldiges Ende. Die Ost- und Westgoten wanderten, gedrängt durch die Hunnen, nach dem Süden Europas, wo sie im Romanentum entarteten. Andere Arier sind von den Hunnen mit fort gerissen worden, und die übrigen sind im Slaventum versunken. Dieses Slavofinnentum Rußlands ist für

weiße Völker ein ebenso tiefer unergründlicher Sumpf, wie das Hamitentum Südasiens und Afrikas. Haben doch im neunten Jahrhundert n. Chr. norwegische Waräger abermals Osteuropa unter arische Herrschaft gebracht und dadurch das heutige russische Reich begründet. Der Hochadel Rußlands, soweit er nicht slavisch entartete, ist von germanischer Abstammung, desgleichen der polnische Adel, wie überhaupt der Adel der meisten slavischen Völker. —

Von ihren Stammsitzen in Norwegen, Schweden und Pommern sandten die Saken und Geten bald ihre überzählige Jugend aus, sich eine neue Heimat zu suchen. So entstanden die zahlreichen germanischen Völker und Stämme, von denen die meisten längst verschollen sind. Einige der nordischen Kriegerscharen bemächtigten sich keltischer Völker und bildeten deren Adel.

Zu diesen Kelten mit finnischer Unterbevölkerung, welche nordischen Adel erhielten, gehörten frühzeitig die Dänen, die Belgier, die Kimbern, Teutonen und Ambronen. Später kamen auch die romanisierten gallischen und britischen Kelten unter sakische Führung. Jene keltischen Völker, welche germanischen Adel hatten, sind meist dadurch kenntlich, daß sie plötzlich kriegerisch wurden.

Die ersten Völker, welche im römischen Weltreich auf diese Art von sich reden machten, sind die Kimbern und Teutonen. Im Jahre 113 v. Chr. fielen sie in Oberitalien ein, überall plündernd und verwüstend. Das römische Heer, welches ihnen entgegengesandt ward, schlugen sie. Dann wandten sie sich zurück nach den Alpen. Hier vereinigten sie sich mit den Tigurinern, einem keltisch-helvetischen Stamm und durchzogen Gallien, überall unter Schrecken und Entsetzen Tribut erzwingend.

Am Niederrhein traten den Kimbern und Teutonen die Belgier streitbar entgegen. Denn diese hatten ebenfalls einen nordmännischen Adel und waren ihnen an Führung und Rasse gleichwertig. Die Kimbern und Teutonen, dies erkennend, benahmen sich auch so klug, nicht weiter mit den Belgiern anzubinden. Sie schweiften in den südlichen Gegenden Galliens umher. Dort trafen sie den Konsul Silanus. An ihn und an den römischen Senat richteten sie die Bitte, die Römer sollten ihnen Land zur Niederlassung gewähren, sie wollten ihnen dafür als Gegenleistung in jedem Kampfe beistehen.

Als man ihr Begehren abschlug, übergaben die Kimbern und Teutonen ihre Habe einer Wache von mehreren tausend Kriegern und brachen sofort nach Italien auf. Schon zitterten die Römer und wähnten täglich, die Barbaren würden vor ihren Toren erscheinen. Aber diese hatten unterwegs ihren Plan geändert, durchzogen Spanien und verließen es beutebeladen. Konsul Marius hatte sich inzwischen an der Rhone verschanzt, seine hamitisch entnervten Legionen zu Zucht und Abhärtung gezwungen und wartete auf die Feinde.

Die Barbaren, nichts Arges ahnend, durch ihr beständiges Waffenglück verwöhnt, trennten sich an der spanischen Grenze. Die Kimbern zogen nach der Donau ab, und die Tiguriner kehrten

in ihre helvetische Heimat zurück. Die Teutonen schickten sich an, mit den Ambronen Italien zu überfallen. Mit Kampfgeschrei schwärmten sie um das Lager des Marius und forderten ihn zum Kampfe auf. Aber Marius ließ sich weder durch Spott noch Hohn aus seiner festen Position herauslocken.

So zogen Teutonen und Ambronen am Lager der Römer vorbei. Sechs Tage dauerte der Vorbeimarsch, und die Barbaren riefen oft den Römern auf ihren Wällen zu, ob sie an ihre Frauen in Rom einen Gruß bestellen sollten. Als alle abgezogen waren, verließ auch Marius sein Lager und verfolgte sie. Bei Aix in der Provence tobte die Schlacht. Aber die ungestüme Tapferkeit der nordmännisch geführten Teutonen mußte diesmal der römischen List weichen. Marius ließ die Feinde heimlich umgehen und ihnen seine Legionen in den Rücken fallen. Da faßte Schrecken und Bestürzung die Teutonen, sie wurden zersprengt und getötet. Wenige nur nahmen die Römer gefangen, unter ihnen den Führer Teutobach.

Nach den Berichten der Römer, welche die Gefangenen zu Rom im Triumphzug einherschreiten ließen, ward in jener Schlacht, 100 Jahre v. Chr., die ganze teutonische Nation vertilgt. Denn in jenen Zeiten zogen besonders bei den Wandervölkern Frauen und Kinder ebenfalls mit in den Krieg und verteidigten die Wagenburg. Auch römische Soldaten hatten vielfach Familie bei sich.

Die Kimbern durchwanderten unterdes die Alpen und gelangten in die Täler von Trient. Das römische Heer hatte sich an beiden Ufern der Etsch verschanzt. Halb nackt fuhren die Kimbern auf ihren Schilden zu Tale. Lutatius Catulus, der Konsul, welcher das sah, überschritt den Fluß, um die Kimbern am Übergang zu hindern. Aber diese stürmten in die reißende Etsch, um mit ihren Schilden den Strom zu hemmen. Dann rollten sie Felstrümmer und bewurzelte Bäume in das Flußbett, sodaß der Konsul unter Preisgabe seines Lagers sich erschreckt zur Flucht wandte.

Jetzt stand den Kimbern der Weg nach Oberitalien offen. Hier angekommen, schwelgten sie siegestrunken in den Reichtümern und Genüssen des Landes. Halb erschlafft fand sie Marius vor, welcher mittlerweile von Gallien zurück gekehrt war. Von Marius zum Kampfe aufgefordert, lehnten sie diesen ab und forderten das eroberte Oberitalien für sich und ihre teutonischen Brüder als Lehen. Aber höhnend ließ Marius den kimbrischen Abgesandten die teutonischen Gefangenen vorführen und rief ihnen zu, er wolle den Kimbern das gleiche gewähren, was er den Teutonen angetan habe. Darob entbrannten die Kimbern in Wut und rüsteten zur Schlacht.

Bojorix, einer der kimbrischen Hauptleute, sprengte nach der Väter Sitte heran und setzte Zeit und Ort zum Kampfe fest. Im Flachland bei Vercelli kam es zur Schlacht. Aber auch die Kimbern wurden besiegt. Bojorix fiel im Kampfe. Die kimbrischen Mannen wurden meist erschlagen, die übrigen gefangen genommen. Zuletzt kämpften noch die Frauen von ihrer Wagenburg herab. Als sie sich verloren sahen, töteten sie ihre Kinder und ließen sich

dann ebenfalls kämpfend erschlagen. Denn sie zogen den Tod einer schimpflichen Knechtschaft vor.

Die Kimbern, den dänischen Kelten verwandt, waren ursprünglich in Jütland ansässig gewesen, ehe sie von germanischer Unternehmungslust zu Abenteuern verführt wurden. Die Teutonen, ebenfalls Kelten, wohnten, den Kimbern benachbart, an der Ostsee. Die Namen dieser Völker sind keltisch und nicht germanisch. Denn die kleinen Germanenscharen, welche keltische und slavische Völker unterjochten, nahmen gewöhnlich den Namen und bald auch die Sprache ihrer Untertanen an. Der Name der Deutschen ist von dem der Teutonen abgeleitet. Auch die neudeutsche Sprache ist mehr keltoslavisch als altskandinavisch, ebenso die dänische, welche zugleich viele finnische Wurzeln enthalten soll.

Außer bisher genannten germanisierten Keltenvölkern sind aus ältesten Zeiten, noch ehe das Wort „Germane“ existierte, die Helvetier der Alpengebiete bekannt und an diese anstoßend, die Bojer, welche alles Land am rechten Donauufer inne hatten. Helvetier wie Bojer lebten in großen stadtähnlichen Dörfern und trieben Handel und Gewerbe. Zwischen Donau und Nordsee wohnten verschiedene Völker unter dem Sammelnamen Sueven, deren mächtigster Stamm, die Markomannen, ursprünglich in Böhmen seßhaft war. Fast alle jene Völker wurden nach und nach von skandinavischem Adel beherrscht und durch diesen in kriegerische Unternehmungen verwickelt.

Helvetier und Bojer sollen ursprünglich aus der Maingegend herstammen. Alle diese Kelten waren wegen beständig wachsender Bevölkerung, besonders aber wegen der zahlreichen Nachkommen ihres nordischen Adels, zum Erwerben neuer Gebiete gezwungen, damit auch der junge überzählige Adel zu standesgemäßem Besitz gelange. Denn ein Edler ohne Besitz oder ein Gutsbesitzer ohne Edeltum war damals nicht denkbar. Zugleich mit seinem Besitz und seiner Habe verlor der Held auch seinen Adel. Das ist uralter arischer Brauch. So dachten die Hindu, Iranier, Hellenen und Semiten, so dachten auch Saken, Goten und ihre Enkel.

Jene Keltenvölker mit neuem nordländischem Rückgrat hatten es besonders auf die verweichlichten Gallier und Oberitaliker abgesehen. Auch die helvetischen Tiguriner zogen eines Tages zu Tausenden aus und überfielen Gallien. Bojer, welche vorher bei Noreja vergeblich ihr Glück versuchten, schlossen sich ihnen an. Cäsar, welcher damals das römische Gallien verwaltete, das Helvetier und Bojer durchziehen wollten, trat ihnen jedoch entgegen und schlug sie zurück. Da aber die Äduer, von suevischen Feinden hart bedrängt, sich nach tapferen Bundesgenossen sehnten, so baten sie Cäsar, er möge die Bojer unter ihnen wohnen lassen. Cäsar gewährte die Bitte. Die Helvetier mußten in ihre Täler zurückkehren. Schon in früheren Zeiten hatten Bojer das Reich Bojohemum, Böhmen, nördlich von der Donau, gegründet, waren jedoch 80 Jahre v. Chr. von den Markomannen vertrieben worden.

Die Gesandten der Äduer meldeten dem Cäsar außerdem,

ganz Gallien sei in Gefahr, eine Beute der Germanen zu werden. Denn im Kampf der Äduer mit den Avernern hätten Averner und Sequaner die Germanen vom anderen Ufer des Rheines zu Hilfe gerufen. Ursprünglich seien nur fünfzehntausend Germanen herbeigekommen. Aber bald wären, angelockt vom fruchtbaren Boden Galliens, weit mehr von diesen Völkern nachgefolgt, welche gegen ihre ehemaligen Bundesgenossen wie gegen ihre Feinde gleiche Härte walten ließen. Der König dieser Germanen heiße Ariovist. Bereits 120 000 Germanen hätten sich in Gallien niedergelassen und noch rufe Ariovist immer neue Scharen herbei. Ganz Gallien werde der Gewalt der Germanen unterliegen, wenn Cäsar die Gefahr nicht abwende. Denn die Germanen überträfen die Gallier an Roheit, Tapferkeit und Übung im beständigen Kriege. Auch an Gestalt, Sprache und Sitte seien diese Germanen sehr von den Galliern verschieden.

Cäsar erkannte aus dieser Sachlage, daß man Gallien entweder den Germanen überlassen oder es für Rom erwerben müsse. Schnell entwarf er seinen Plan. Er versprach den Gesandten Hilfe und ließ den Ariovist sofort um eine Unterredung bitten. Dieser war unter dem Konsulat des Cäsar als König suevischer Mannen und als Freund der Römer begrüßt worden. Unter seiner Herrschaft ward der Name Arimanni, Heermanni, von den Kelten Germanni ausgesprochen, in Europa zum erstenmal bekannt. Das Wort war Kelten und Römern der Sammelname für alle zwischen Rhein und Weichsel wohnenden Völker. Man teilte sie ein in Ingävonen, Istävonen und Hermionen. Diese Germanen waren der Hauptmasse der Bevölkerung nach Kelten mit finnenhaften Leibeigenen. Beherrscht ward jedes dieser Völker durch einen mehr oder weniger zahlreichen Adel von skandinavischer Abkunft.

Ariovist, von Cäsar gerufen, erschien. Cäsar befahl ihm, ferner keine Germanen mehr über den Rhein nach Gallien zu senden. Ariovist dürfe künftig weder die Äduer noch deren Bundesgenossen mit Krieg beunruhigen. Diese seien jetzt unter dem Schutze Roms. Er, Cäsar, werde jede feindliche Handlung Ariovists als Beleidigung rächen.

Ariovist erwiderte dem Cäsar, der Sieger verfüge nach Belieben über den Besiegten. Dieses Recht wolle auch er ausüben. Solange die Äduer als Unterworfene gehorchen, werde er sie nicht beunruhigen. Wolle Cäsar jedoch Krieg, so werde er bald erfahren, welche Aufgabe es sei, mit einem Volke zu streiten, welches seit vierzehn Jahren beständig im Kampfe liege und keine Nacht unter einem Dach geschlafen habe.

Daraufhin beschloß Cäsar, den Ariovist rasch zu überfallen, ehe dieser neue Germanentruppen über den Rhein zu Hilfe rufen konnte. Er ermunterte seine Soldaten, welche vor der Energie und Tapferkeit der Germanen ungeheuere Furcht hatten und rückte in Eilmärschen vor. Ehe Ariovist es noch vermutete, stand er diesem gegenüber. Ariovist staunte und verlangte nun selbst nach jenen Verhandlungen, welche er früher verweigerte. Cäsar bestand jedoch auf Entscheidung durch das Schwert.

Durch Wahrsagerinnen war Ariovist gewarnt worden, den Kampf nicht vor Neumond zu wagen. Cäsar, dem dies hinterbracht ward, drang nun sogleich vor. Hierdurch gezwungen, mußte auch Ariovist seine Mannen zur Schlacht rufen. Er reihte Volk an Volk. Haruden, Markomannen, Sedusen und Sueven bildeten sein Heer. Außerdem verfügte er über die Rheinvölker der Triboken, Remeter und Vangionen. Im Hintergrunde stand die Wagenburg, von Frauen und Kindern besetzt. Denn die Frauen hatten gebeten, man möge sie nicht den Römern preisgeben.

Mann an Mann drangen die beiden Heere aufeinander ein. Anfangs siegte Ariovist auf dem rechten Flügel. Der linke Flügel deckte sich, eng geschlossen, von oben her mit Schilden gegen die Spieße und Pfeile der Römer. Da sprangen die Römer auf die Schilde der Germanen, trennten, von oben her auf die Germanen einhauend, deren Massen und verjagten sie. Die Römer des linken Flügels, dadurch frei geworden, eilten nach dem rechten Flügel, wo Ariovist noch immer im Vorteil war. Jetzt flohen alle Germanen in wilder Flucht nach dem Rheine. Wenige nur entkamen auf Kähnen oder durch Schwimmen, darunter auch Ariovist, über dessen weiteres Schicksal nie wieder Kunde vernommen ward. Die meisten Germanen wurden getötet, darunter auch die Gemahlin des Ariovist. Als die heranziehenden Hilfstruppen jenseit des Rheines das Unglück der Germanen vernahmen, kehrten sie ins Innere des Landes zurück.

Die Belgier, ebenfalls von einem germanischen Adel beherrscht, hörten mit Bangen von den Taten Cäsars am Niederrhein. Sie beschlossen, ihn an weiteren Eroberungen zu hindern und beizeiten ihre Unabhängigkeit zu wahren. Die germanischen Adelsstämme der Belgier waren vormals von jenseit des Rheines in Belgien eingedrungen. Als ihre mächtigsten Geschlechter nannte man die Bellovaken, Suessionen und Nervier, die Atrebaten, Ambionen, Morinen, Menapier und Eburonen. Sie alle galten den Galliern als Germanen. Auch den Römern waren sie längst bekannt.

Diese belgischen Heere schlossen einen Bund und übertrugen dem Fürsten der Suessionen den Oberbefehl. Sie gaben sich gegenseitig Geiseln und riefen auch die Germanen jenseits des Rheines zum Kampfe herbei. Cäsar, welcher bald Kunde von dem Vorhaben der Belgier erhielt, beschloß, dieselben eiligst zu überfallen und den Bund zu sprengen. Auf dem Marsch gegen die Belgier begriffen, empfing er unterwegs die Gesandten der Usipeten und Tenchtheren. Diese Völker waren von den Sueven des inneren Germaniens aus ihrem Eigentum verjagt worden. An den Rhein gelangt, hatten sie die Menapier auf beiden Seiten des Stromes besiegt, teilweise vertrieben und sich in ihren Gauen niedergelassen.

Cäsar wollte die Eindringlinge nicht dulden. Aber die Gesandten baten, er möge ihnen das eroberte Land zum Wohnen überlassen oder ihnen ein anderes geben. Anderenfalls würden sie ihr Recht erkämpfen. Sie würden vor niemand zurückweichen mit Ausnahme der Sueven, welche niemand besiegen könne. Cäsar

gab ausweichende Antwort. Er rückte immer weiter vor. Seine Vorhut kämpfte bereits mit den Usipeten und Tenchtheren, und diese siegten. Da aber ihre Reiterei auf einem Streifzuge begriffen und nicht anwesend war, so wagten sie weiteres nicht zu unternehmen. Alle Edlen begaben sich zu Cäsar ins Lager, baten wegen des voreiligen Kampfes um Entschuldigung und verlangten Waffenstillstand, bis sie wegen ihrer anderweitigen Ansiedlung von den umliegenden Völkern Nachricht hätten und über das Schicksal ihrer Reiterei unterrichtet wären.

Cäsar hörte alles an, verpflichtete sich aber zu nichts und behielt die Edlen im Lager. Während dessen ließ er die feindlichen Scharen, welche auf die Rückkehr ihrer Führer warteten, überfallen und zum größten Teil niedermetzeln. Nur wenige flüchteten über den Rhein zu den Sigambern, wo auch die Reiterei der Usipeten und Tenchtheren Schutz suchte, als sie, heimgekehrt, das Schicksal ihrer Mannen vernahm.

Cäsar verlangte nun von den Sigambern übermütig die Auslieferung der Reiter. Die Sigamber aber ließen ihm sagen, am Rhein ende die Herrschaft der Römer, er habe nichts in ihrem Lande zu sagen. Aber die Ubier, Nachbarn der Sigamber, huldigten dem Cäsar und boten ihm Geiseln an. Auch baten sie ihn, er möge den Rhein überschreiten und sie von der Herrschaft der Sueven befreien, was allein schon durch seinen Anblick geschehen werde.

Cäsar ersah hieraus, daß die Germanen unter sich in Uneinigkeit lebten und beschloß, den Rhein zu überschreiten. Mit Staunen sahen die Uferbewohner im Laufe von wenigen Tagen eine Brücke über den reißenden Strom entstehen, — die erste Brücke, welche sich in seinen Fluten spiegelte.

Die Sigamber wichen zurück. Als Cäsar den Übergang bewerkstelligt hatte, fand er drüben weder Dorf noch Haus, hörte aber, die Sueven hätten auf die Nachricht von seinem Eindringen Boten an alle Stämme gesandt. Frauen und Kinder wären in die Wälder geflüchtet und alle waffenfähigen Mannen an einen Ort beschieden, um vereint über die Römer herzufallen.

Als Cäsar das vernahm, kehrte er nach dem gallischen Ufer zurück, brach hinter sich die Brücke wieder ab und beschloß, zunächst Gallien gänzlich zu unterwerfen. Er sah aber zugleich, daß er über Gallien nur Herr werde, wenn er vor allem die germanischen Stämme besiege, welche bereits in Gallien heimisch geworden waren und die aus ihrer alten Heimat stets neuen Zufluß erhielten. Diese neuen Ankömmlinge reizten die schon unterworfenen gallischen Stämme immer wieder zu neuem Kampfe auf.

Mit aller Energie führte Cäsar Krieg gegen die Völker am Niederrhein. Er schlug jedes Volk für sich und immer eines nach dem andern. Die schwersten Kämpfe mußte Cäsar mit den Treviren und mit Ambiorix, dem Fürsten der Eburonen, bestehen. Dieser rief immer wieder neue Hilfsvölker über den Rhein herüber und trat den Römern mit soviel List und Tapferkeit entgegen, daß

Cäsar nur noch darauf sann, wie er den Ambiorix demütige und die Germanen vom Überschreiten des Rheines abhalten könne.

Cäsar überbrückte von neuem den Strom und ward von den Ubiern abermals in Freundschaft begrüßt. Aber auch diesmal wagte er nicht, den Sueven, welche den Eburonen am meisten Hilfe brachten, ins Innere des Landes nachzufolgen. Nach dem gallischen Ufer zurückgekehrt, ließ er diesmal einen Teil der Brücke stehen, um die Germanen in Furcht zu halten. Cäsar suchte die Freundschaft einiger Stämme, und sehr bald stritten die Germanen unter sich für ihn und gegen ihn. So besiegte er endlich die Eburonen. Sie wurden gänzlich aufgerieben, ihr Name ging unter. In gleicher Weise bezwang Cäsar die Gallier, welche jetzt vergebens gegen die Römerherrschaft ankämpften.

Als ganz Gallien vom Rhein bis an die Meere unterworfen war, hatte Cäsar die Genugtuung, daß ihm auch auf germanischer Seite des Rheines mehrere Völker gehorchten. Gerade diese germanischen Völker standen dem Cäsar in seinem Siegeslauf am meisten bei. Die Herrschaft Roms in ganz Gallien war endgültig befestigt. Cäsar segelte auf keltischen Schiffen nach Britannien und setzte hier das Werk der Eroberung fort. Als Cäsar dann den Kampf gegen Pompejus um die Alleinherrschaft im römischen Reiche kämpfte, verdankte er den Sieg bei Pharsalus hauptsächlich der germanischen Reiterei, die in seinem Solde mit ihm zog. Seit jenem Tage ward keine Schlacht mehr von den Römern geschlagen, an welcher sich nicht Germanen beteiligten.

Nach Cäsars Tode herrschten über Gallien und Belgien römische Statthalter. Diejenigen germanischen Völker aber, welche den Römern Beistand geleistet, waren beständig der Rache der anderen Germanen preisgegeben. Besonders die Ubier wurden so hart von den Sueven bedrängt, daß der Statthalter Agrippa es für geraten hielt, sie herüber zu rufen und auf dem linken Rheinufer anzusiedeln. Zugleich sollten die Ubier eine Abwehr bilden gegen den Ansturm der Germanen von jenseits. Später ward in der Ansiedlung der Ubier eine römische Kolonie gegründet, aus welcher das heutige Köln entstand.

Als die Gallier und Belgier Nachricht erhielten vom Tode Cäsars und vom römischen Bürgerkrieg, welcher um die Oberherrschaft geführt wurde, da regte sich in ihnen die Lust, das römische Joch wieder abzuschütteln. Zuerst empörten sich die Morinen nebst anderen Belgiern und riefen zum Beistand Sueven über den Rhein herbei. Doch die Statthalter standen gerüstet und erstickten den Aufstand. Da aber die Germanen hinter dem rechten Rheinufer sich als zu feindselige und unruhige Nachbarn zeigten, bei jeder Gelegenheit bereit, in Gallien einzufallen, so beschlossen die Römer, ihre Grenzen nach Germanien hin zu erweitern.

Octavianus Augustus, der Enkel von Cäsars Schwester, war es, welcher, in Rom zur Oberherrschaft gelangt, diesen Plan ausführte. Zunächst ward das freundschaftliche Verhältnis mit vielen Germanen im Rheingau erneuert. Römische Kaufleute zogen häufig

über den Strom, brachten den noch freien Germanen Waren und gewöhnten sie an neue Bedürfnisse. Hatten die Germanen früher den Wein verabscheut, weil er berauscht, so gewöhnte man sich nun allmählich an dieses römische Laster und gab Tierfelle, Wachs und Honig dafür hin. Eines Tages aber waren Kaufleute als Betrüger erschlagen worden, und Augustus befahl, diese Freveltat zu rächen.

Vinicius, der Statthalter, verwüstete das Land der Sigamber. Als er die Sigamber für unterworfen hielt, sandte er Boten aus, um Steuern zu erheben. Die Steuereinnehmer wurden jedoch gefangen und ans Kreuz geschlagen. Darauf vereinigten sich Sigamber, Usipeten und Tenchtheren, brachen in Gallien ein und verheerten das linke Rheinufer. Da kam Augustus selbst nach Gallien und legte auf dem linken Rheinufer Kolonien und Festungen an. Auf dem Strom unterhielt er eine Kriegsflotte. Damals entstanden mehrere Pflanzstädte, wie Worms, Speier und Trier. Durch solche Maßregeln befestigte Augustus die römische Macht. Jeder Aufstand konnte jetzt leicht unterdrückt werden.

Augustus teilte nun Gallien in verschiedene Provinzen ein. Die Provinzen am Niederrhein nannte er Belgien, die stromaufwärts gelegenen aber zweites und erstes Germanien. Denn hier wohnten die germanischen Völker, welche schon früher den Rhein überschritten und sich dort niedergelassen hatten.

Als in Gallien die Verhältnisse geordnet waren, befehdete Augustus die Völker an der Donau und deren Umgegend. Pannonien und das Norreich wurden zur römischen Provinz gemacht. Zuletzt sandte Augustus seine beiden Stiefsöhne Drusus und Tiberius gegen die Alpenvölker. Denn jene wagten zuweilen Einfälle nach Oberitalien. Drusus drang über Trient zu den Helvetiern vor, Tiberius von Gallien aus. Der Kampf war sehr hartnäckig. Auf dem Bodensee ward eine römische Kriegsflotte erbaut und durch diese die Umgebung unterworfen. Höfe und Weiler, Dörfer und Gauen der Helvetier und Bojer kamen unter die Botmäßigkeit der Römer. Zugleich führten die Römer die besten jungen Krieger aus dem Lande fort. Die neu eroberten Länder von den Alpen bis zur Donau nannten die Römer hohes Rhätien und Niederrhätien oder Vindelicien. Gegen Osten hin, die Donau hinunter, schloß sich Norikum an. Viele Bojer wanderten auch ins freie Germanien hinüber. Die übrigen Bojer und die Helvetier verhielten sich still, bis sie sich später zu neuen Taten aufrafften.

Durch solche Erfolge an den Grenzen ermutigt, faßten die Römer den Vorsatz, das germanische Volk auch im Innern des Landes zu bezwingen. Der Anlaß dazu ward bald geschaffen. Sigamber, Usipeten und Tenchtheren fielen von neuem in Gallien ein, von gallischen Germanen gerufen. Denn jene waren über die Tributverpflichtungen aufgebracht, mit welchen sie von den Römern belastet wurden.

Drusus, welcher in Gallien residierte, schlug die Germanen zurück und verfolgte sie über den Rhein in ihr eigenes Land. Er

durchzog mehrere Gaue, von seiner Flotte unterstützt. Rhein und Yssel ließ er durch einen Kanal verbinden, wodurch er seiner Flotte den Zugang zur Zuidersee eröffnete. Die Flotte mußte an den Küsten der Nordsee hinsegeln, während er zu Lande vordrang und mehrere Germanenstämme unterwarf. Bataver und Friesen unterstützten hierbei den Drusus als Bundesgenossen.

Die Friesen waren nach Gobineau Nachkommen der altskandinavischen Jötunen, eines stark mit gelbem Finnentum gemischten Volkes. Zu jener Zeit hatten sie jedoch bereits einen germanischen Adel. Diese Friesen bahnten dem Drusus mit den Batavern den Weg und deckten ihm den Rücken. Durch die Uneinigkeit der Germanen in hohem Grade unterstützt, ward Drusus in seinen Eroberungen vom Glück begünstigt. Die eroberten Gebiete schützte er durch den Bau einiger Festungen. Als Sieger kehrte er nach Gallien zurück, um im nächsten Jahre sein Werk fortzusetzen, zumal er vernahm, daß die germanischen Völker unter einander selbst im Kriege lägen.

Unterdes hatte sich, zur Abwehr der römischen Bedrückung, ein Bund gebildet, dem mehrere Germanenvölker beitraten. Nur die Katten, bereits Freunde der Römer, verweigerten den Beitritt. Alsbald erhoben sich die Sigamber feindselig gegen die Katten. Drusus kam ihnen jedoch zu Hilfe. Er warf die Usipeten nieder und verwüstete das Land der Sigamber bis an die Weser. Der nahende Winter und Mangel an Lebensmitteln zwang ihn, umzukehren. Drusus schützte seine Eroberungen und die Gebiete der Katten durch Burgen und beschloß, künftig unter Mithilfe der Katten weitere Länder zu erobern.

Kaum war Drusus nach Gallien zurückgekehrt, als die Katten, die sich nach ihrer alten Freiheit sehnten, die Verbindung mit den Römern abbrachen, sich dem germanischen Bunde anschlossen und den Kampf begannen. Drusus kam, siegte und verwüstete weithin die Länder. So drang er bis zur Elbe vor und pflanzte dort den römischen Adler auf. Aber auf dem Rückweg stürzte Drusus mit dem Pferde, und zehn Tage später starb er.

Auf diese Trauernachricht hin eilte Augustus mit Tiberius nach Gallien. Augustus sorgte für die Ruhe in Gallien, und Tiberius mußte mit großer Heeresmacht über den Rhein nach Germanien vorrücken. Jetzt sandten alle Völker der Umgebung Friedensboten an Augustus. Aber der Kaiser wies alle Angebote zurück, weil die Sigamber unter den Gesandten fehlten. Endlich erschienen auch die Edlen dieses Volkes. Da nahm sie Augustus gefangen und verteilte sie einzeln in die verschiedenen Städte Galliens. Dort nagte der Schmerz und die Sehnsucht nach der Heimat so an ihnen, daß sie sich aus Verzweiflung alle töteten, damit ihre Stammesgenossen, in Gewißheit über ihr Schicksal, den Kampf mit den Römern erneuern könnten.

Doch Tiberius bezwang Gau für Gau und führte vierzigtausend Gefangene nach Gallien. Nachdem lange Zeit die Cherusker tapfer Widerstand geleistet hatten, wichen auch sie der Gewalt, List und

Überredungskunst der Römer und schlossen mit ihnen ein Bündnis. Die Chauken und Langobarden wurden ebenfalls für die Römer gewonnen.

Nordgermanien war nun bis zur Elbe unterworfen und römische Provinz geworden, und Kaiser Augustus ließ im ganzen Lande, besonders aber an den Flüssen, Zwingburgen errichten. Er zog die germanischen Fürsten und deren Söhne an sein Hoflager, wo er sie mit Ehren und Auszeichnungen überhäufte und zum Eintritt ins römische Heer bewog. Vielen Germanen imponierte der Glanz des Hoflebens und die Freundschaft des Kaisers. In Scharen wanderten sie nach Rom, wo man sie in römischer Kriegskunst ausbildete. Die schönsten und kräftigsten Germanenjünglinge nahm der Kaiser in seine Leibwache auf, und die germanischen Völker gewöhnten sich allmählich an römische Sitten.

Der Nordwesten, Westen und Süden von Germanien stand unter römischer Herrschaft. Den mittleren Teil des Landes hatten die Römer noch nicht betreten. Hier herrschte Marbod, ein junger Fürst aus dem Adel der Markomannen. Wahrscheinlich als Geisel nach Rom gekommen, war er von Augustus mit großer Auszeichnung behandelt worden. Aber in die Heimat zurückgekehrt, trat Marbod an die Spitze der Sueven und warf sich zu deren König auf. Offenbar hatte ihm das Kaisertum dem Wesen nach Achtung abgewonnen. Er wollte sich ebenfalls ein großes Reich schaffen, unabhängig von den Römern. Zu diesem Zweck suchte er die Stämme der Sueven zu einen, was ihm teils durch Überredung, teils durch Waffengewalt gelang. Dann zog er sich aus der Nähe der Römer in das innere Land zurück, um Zwistigkeiten mit ihnen zu vermeiden und schlug seinen Sitz in dem von Bergen umschlossenen Böhmen auf.

Hier gründete Marbod nach römischem Vorbild sein Reich. Er umgab sich mit einer Leibwache nach römischer Art. Und während er die Zahl der ihm verbündeten Stämme vergrößerte und sein Heer heranbildete, heuchelte er den Römern Freundschaft. Schon hatte Marbod auch die Langobarden dem großen Suevenbunde gewonnen und andere Stämme in ihrer Freiheit beeinträchtigt. Da wandten sich Semnonen und Hermunduren an Augustus um Hilfe.

Der Kaiser sandte seinen Statthalter Dominitius Ahenobarbus mit Heeresmacht den Semnonen zu Hilfe. Den Hermunduren, welche Auswanderung einer Unterwerfung unter Marbod vorzogen, und die nun heimatlos umherirrten, wies der Statthalter Wohnstätten zwischen Main und Donau an. Dann kehrte er zurück, ohne mit Marbod gekämpft zu haben, denn dieser war weiter nach Osten entwichen.

Der Kaiser aber wollte unter allen Umständen den Marbod vernichten, ehe er noch mächtiger würde. Um ihn sicher zu überwinden, sollte Marbod vom Norden aus vom Statthalter Sentius Saturnius und von Pannonien her von Tiberius angegriffen werden, welcher bereits mit Heeresmacht an der Donau lagerte. Aber in

Illyrien brachen Unruhen aus. Tiberius mußte dorthin aufbrechen, und so ließ man Marbod unbehelligt.

Während dieser Zeit bildete sich im Norden Deutschlands, soweit er den Römern gehorchte, unter Führung der Cherusken ein Geheimbund, welcher die alte Freiheit wieder herstellen wollte. Denn Quintilius Varus, der in jener Gegend gierig Tribut erpreßte, um sich persönlich zu bereichern und welcher germanische Sitte und Sprache plötzlich ausrotten wollte, hatte die Germanen tödlich beleidigt.

Als Seele dieses Geheimbundes waltete Armin, der jugendliche Sohn des Cheruskenfürsten Sigmar. Vormals im Heer der Römer Anführer der römischen Germanensöldner, war Armin vom Kaiser sogar mit der Würde eines römischen Patriziers ausgezeichnet worden. Armin kannte die Art seiner Feinde und wußte am besten mit ihnen umzugehen. Alle kleinen Völker zwischen Weser und Elbe schlossen sich seinem Bunde an. Die angesehensten dieser Stämme waren außer den Cherusken die Brukteren, Marsen und Katten. Während man Zeit, Ort und Plan des Aufstandes festsetzte, ward Varus durch geheuchelte Huldigungen sicher gemacht. Zwar verriet der Cheruskenfürst Segest dem Varus die drohende Verschwörung. Aber jener glaubte ihm nicht, verschmähte übermütig den Rat des Segest und fühlte sich in seiner Macht sicher.

Als der Tag der Empörung herangekommen, trat nach geheimer Verabredung ein Stamm, welcher an der Ems wohnte, in Aufstand und überfiel dort die Römer. Sofort war Varus entschlossen, auf dem nächsten Wege, durch Wald und Moor, gegen die Aufrührer zu Felde zu ziehen. Er nahm beim nächtlichen Gastmahl Abschied von Armin und seinen Genossen und befahl ihm, mit dem germanischen Heerbann zu folgen. Da warnte Segest nochmals und verlangte seine und aller Verschwörer Gefangennahme, bis die Angelegenheit untersucht worden sei. Doch Varus überhörte jeden Rat und zog davon.

Sofort versammelte Armin seine Genossen, ermordete mit ihnen alle zurückgebliebenen Römer und eilte auf ihm bekannten nahen Wegen dem Varus nach. In schwerfälliger Marschordnung hatte Varus sich unterdes in langer Reihe mit Packwagen, Pferden, Frauen und Kindern durch die Wildnis fortbewegt. Beständig hoffte er das Ende des Waldes zu erreichen. Plötzlich sah er unvermutet Feinde auf sich anstürmen. Vergeblich suchte er ein festes Lager zu bilden und sich zu schützen. Die Germanen ließen ihm dazu nicht Zeit. So zog Varus durch Sturm und Regen kämpfend vorwärts, vielfach durch entwurzelte Bäume aufgehalten.

Stets von Feinden beunruhigt, kam Varus am Abend endlich unter bedenklichen Verlusten auf einem freien Platze an. Hier ließ er alles Entbehrliche verbrennen, sodaß er am nächsten Tage besser durch Wald und Moor ziehen konnte, jedoch ebenfalls fortwährend vom Feinde belästigt. Nach kurzer Nachtruhe nahte am Morgen des dritten Tages das entscheidende Ende. Immer neue Germanenscharen eilten herbei, durchbrachen die Reihen der Römer

und erbeuteten zwei Adler. Varus, bereits verwundet, suchte sich mit der Reiterei durchzuschlagen. Aber weder Flucht noch Widerstand war möglich. Die meisten Reiter wurden niedergehauen oder gingen, in die Sümpfe gehetzt, zugrunde. Das Fußvolk zog, beständig kämpfend, langsam weiter. Als Varus keine Hoffnung auf Rettung mehr hatte, stürzte er sich in sein Schwert. Die überlebenden Römer ergaben sich den siegreichen Feinden.

Die Germanen übten keine Gnade. Sie schlachteten die vornehmsten Römer auf ihren Altären dem Wotan und quälten die römischen Richter unter grausamsten Martern zu Tode. Ganze römische Geschlechter, welche die Aussicht auf Ruhm und Beute nach Germanien gelockt hatte, gingen damals elend zugrunde oder mußten Leibeigene der Germanen werden. Den gefallenen Pferden wurden die Köpfe abgeschlagen, die erkämpften Adler an Bäumen aufgehangen und die reichen Erbeutungen an Waffen und Geschmeide an die Sieger verteilt. Das Haupt des Varus sandte Armin an Marbod und dieser schickte es nach Rom. Diese Befreiungstat der Germanen geschah im Jahre 9 n. Chr.

Entsetzen packte die Römer, als sie Kunde empfingen, daß die drei tapfersten römischen Legionen an der Weser gefallen seien. Der Kaiser, damals schon alt, brach in laute Klagen aus, jagte alle Germanen aus seinem Dienst und aus Italien fort und rüstete den Tiberius mit großer Heeresmacht gegen die Feinde aus, welche er schon auf dem Anmarsch über die Alpen oder über den Rhein wähnte.

Aber die verbündeten Germanen begnügten sich nach Niederschlagen der Fremdherrschaft damit, die Zwingburgen zu zerstören und alle Römer aus dem Lande zu vertreiben. Nicht einmal ihre Brüder jenseit des Rheines riefen sie zum Kampfe auf. Sie kehrten ruhig wieder zu ihrem gewohnten Leben zurück.

Als Tiberius nach Gallien kam, fand er sowohl dieses Land, wie auch das römische Germanien im tiefsten Frieden. Dann zog er über den Strom, kehrte aber bald wieder zurück, übergab dem Sohn des Drusus, dem Germanikus, die Verwaltung Galliens und begab sich nach Rom. Dort erlangte Tiberius, 14 Jahre n. Chr., als Augustus starb, die Herrschaft über das römische Reich.

Germanikus, die murrenden Legionen zu beschäftigen, zog über den Rhein, überfiel bei einem Feste die nichtsahnenden Marsen, verheerte ihr Land und die Gauen der Katten, worauf er nicht ohne Gefahren nach Gallien zurückkehrte. Mittlerweile waren unter den Germanen abermals Zwistigkeiten ausgebrochen. Segest wollte nach dem Siege Armins von neuem die Herrschaft der Römer aufrichten. Armin aber hatte dem Segest seine Tochter Thusnelda entführt und sie zur Frau genommen. Da überfiel Segest den Armin und führte ihn gefangen mit sich fort. Armins Freunde jedoch befreiten diesen wieder und belagerten nun den Segest. Segest sandte heimlich Boten an Germanikus, daß er ihm helfe. Germanikus, bereits im Begriff, wieder in Germanien einzufallen, kam herbei, befreite den Segest und geleitete ihn mit seiner ganzen Familie,

bei der sich auch Thusnelda befand, nebst allem Gefolge nach Gallien.

Armin, darüber empört, rief durch alle Gauen die Germanen zu neuem Kampfe herbei, und bald stand er mit einem Heere zwischen Ems und Weser den Römern gegenüber. Fast wäre es den Römern hier ergangen wie den Legionen des Varus. Nur dem blinden Ungestüm der Germanen und der List des römischen Feldherrn Cäcinna verdankte das römische Heer seine Rettung.

Hierauf erschien Germanikus mit noch größerer Heeresmacht. Zugleich segelte seine Flotte an der Nordseeküste hin und drang in die Weser ein. Alles Land zwischen der Lippe und Ems ward verheert. Als die Römer zu der Stelle gelangten, wo Varus mit seinen Legionen zugrunde gegangen war, bestatteten sie mit Ehren die vorhandenen Überreste. Die Adler, welche man fand, trug man aufs neue den Legionen voran. Die Zwingburgen wurden wieder aufgerichtet und die Römerherrschaft abermals begründet.

Vergebens suchte Armin die Germanen zu vereinen. Ihre inneren Zwiste dauerten fort. Armins eigener Bruder zog römische Dienste vor. Germanen aus Gallien und vom rechten Rheinufer kämpften lieber gegen Armin an der Seite der Römer und erleichterten jenen den Sieg. Oft stürzte sich Armin mitten in den Kampf. Aber die größere Kriegsgewandtheit der Römer entriß ihm den Sieg. Einst rettete sich Armin nur durch die Schnelligkeit seines Rosses und weil sein Gesicht durch Blut unkenntlich gemacht war.

Immer wieder vernichteten die Germanen die Siegesaltäre der Römer und ihre Festungen. Da begann Germanikus einen regelrechten Vernichtungskrieg gegen seine Feinde. Es wurden keine Gefangenen mehr gemacht, sondern alles, was nicht fliehen konnte, ward getötet. Entmutigt unterwarfen sich die an Gallien angrenzenden Völker. Schon hoffte Germanikus, im nächsten Kriege das ganze nördliche Germanien zu erobern, — da rief ihn Tiberius, welcher seinem Neffen aus Eifersucht die kriegerischen Erfolge nicht gönnte, nach Rom zurück. Er ließ ihm sagen, der Siege und Niederlagen seien genug, man könne die Barbaren jetzt ihren eigenen Zerwürfnissen überlassen. Als Germanikus in Rom einzog, feierte er einen glänzenden Triumph.

Marbod, welcher allen Kämpfen unbeteiligt zugesehen hatte, war während dieser Zeit nur darauf bedacht gewesen, seine Herrschaft zu erweitern und zu festigen. Er benahm sich etwas despotisch, und das waren die Germanen bei ihren Fürsten bisher nicht gewöhnt. Die Semnonen und Langobarden fielen von ihm ab und schlossen sich dem cheruskischen Bunde an. Dagegen trat Hinkmar, Armins Oheim, zu Marbod über. So kam es zwischen Armin und Marbod zum Kampfe. Aber dieser Kampf blieb unentschieden. Als sich Marbod zurückzog und nicht wagte, mit Armin ein zweites Mal zu kämpfen, fielen abermals viele Anhänger von ihm ab und gingen zu Armin über.

Hierauf rief Marbod die Römer gegen Armin zu Hilfe. Tiberius sandte seinen Sohn Drusus, zwischen beiden Gegnern Frieden zu stiften, gleichzeitig aber für römische Interessen tätig zu sein. Auch ließ er dem Marbod sagen, er wundere sich, daß Marbod die Hilfe der Römer suche, da er den Römern doch niemals geholfen habe.

Kaum hatte Drusus den Frieden hergestellt, überzog Katwald, heimlich von den Römern unterstüzt, Marbods Land mit Krieg. Katwald war ein Gotenfürst, welchen Marbod früher aus seiner Herrschaft vertrieben hatte. Rasch siegte Katwald mit Hilfe der Häupter des Landes, welche er für sich gewann. Marbod floh mit den letzten Getreuen über die Donau nach Noricum und rief den Kaiser Tiberius um Hilfe an. Doch Tiberius gewährte ihm nur in Italien sichere Zuflucht und sobald es ihm beliebe, freien Abzug. So begab sich Marbod, durch die Umstände dazu gezwungen, nach Ravenna, wo er achtzehn Jahre später verlassen starb. Drusus wurde in Rom wie ein Sieger empfangen, weil er zum Vorteil der Römer so klug gehandelt hatte.

Bald nach Marbods Flucht ward Armin beschuldigt, daß er nach Alleinherrschaft über die Germanen strebe. Haß und Neid der Mißgünstigen unter den Germanen traf ihn. Adgandester, der Kattenfürst, erbat sich von Tiberius sogar Gift, damit er den Armin aus dem Wege räumen könne. Doch der Kaiser schlug ihm sein Begehren ab, weil solche Kampfesweise Roms nicht würdig sei. Da Armin die Macht, welche mehreren Fürsten zukam, in seiner Person vereinen wollte, so kämpften seine zur Mitherrschaft berechtigten Verwandten gegen ihn. Er fiel, 21 n. Chr., durch Hinterlist, erst siebenunddreißig Jahre alt.

Katwald blieb ebenfalls nicht lange König der Sueven. Die Hermunduren überzogen sein Land mit Krieg. Geschlagen und vertrieben, suchte Katwald bei den Römern Zuflucht, welche ihm Frejus in Gallien als Aufenthalt anwiesen. Auch ihn begleitete, wie vorher den Marbod, sein ganzes Gefolge in die Verbannung. Der Kaiser hielt es jedoch für gefährlich, diese zahlreichen Gefolge in der Nähe der Fürsten zu lassen. Er verlieh ihnen Sitze am rechten Donauufer in Oberungarn und gab ihnen den Quaden Vannius zum König.

Nach dem Fall der beiden Fürsten Marbod und Armin zerfielen die Bündnisse der Sueven und Cherusken. Die einzelnen Stämme hausten wieder, wie früher, jeder für sich. Die Römer sorgten dafür, daß Streit und Mißgunst zwischen den Germanen nie aufhöre und kein neuer Bund zustande komme. Andererseits jedoch bewirkte die Härte und Habsucht der Römer, mit welcher sie sogar unter den ihnen treu ergebenen Stämmen am unteren Mittelrhein und am Niederrhein walteten, daß die Germanen im Haß gegen ihre Bedrücker einig wurden.

Nach wenigen Jahren der Ruhe erhoben sich zuerst die Friesen. Sie hatten alljährlich eine gewisse Anzahl Ochsenhäute als Tribut entrichtet. Doch übermütig verlangten die Römer immer größere

Mengen. Dann begehrten sie als Ersatz die Ochsen selbst, forderten Acker und endlich Frauen und Kinder als Sklaven. So kam es im Jahre 28 n. Chr. zum Aufstand. Die Soldaten, welche den Tribut holen sollten, hängte man an Bäumen auf. Die Zwingburgen wurden belagert und zerstört. Die römische Besatzung ward teils ermordet, teils vertrieben.

Tiberius konnte die Tat nicht rächen und mußte die Friesen unbehelligt lassen. Das Reich war zu groß geworden. Die Verwaltung und die Aufrechterhaltung der Ordnung im Reiche selber nahm die Legionen in Anspruch. Auch die Üppigkeit der Machthaber lähmte die Kriegslust.

Als Caligula Kaiser ward, unternahm er eine Fahrt über den Rhein. Kaum hatte er jedoch die germanischen Wälder erblickt und erschreckt von der Annäherung der Germanen gehört, als sich seine Legionen dicht um ihn scharen und ihn aufs gallische Ufer über die Brücke zurücktragen mußten. Dann kaufte Caligula Germanen als Sklaven oder ließ sie durch List fangen und führte sie im Triumphe mit sich. Man gab es in Rom vollständig auf, die noch freien Germanen zu unterjochen und war nur bestrebt, sie von Einfällen in römische Gebiete abzuhalten. Dies mit wenig Kosten zu erreichen, griff man zur Bestechung und List. Stamm wurde gegen Stamm, Gefolge gegen Gefolge aufgereizt, sodaß durch die beständigen Fehden zwischen den einzelnen Germanenvölkern bei vielen Stämmen der ganze Adel im Kampfe fiel. Mit dem Adel verschwand aber das eigentliche edelarische Germanentum. Was übrig blieb, bestand aus Kelten und keltisierten Finnen. Bereits damals begann der Verfall des wahren Germanentumes.

Die Cherusken hatten durch innere Schlächtereien ihr ganzes Königsgeschlecht verloren. Nur ein Sprosse, Italus, Armins Neffe, lebte noch. Dieser war in Rom geboren und aufgewachsen. Die Cherusken beriefen ihn zur Königswürde und begrüßten ihn mit großem Jubel. Da Italus aber kaum cheruskisch sprechen konnte, deutsche Sitten nicht kannte und vorwiegend nach römischer Art waltete, so rebellierten die germanisierten keltofinnischen Untertanen, die sich für Germanen hielten, gegen ihn und jagten ihn fort.

Italus flüchtete zu den Langobarden. Mit Hilfe derselben kehrte er zurück, konnte jedoch seine Herrschaft abermals nur kurze Zeit behaupten. Er mußte wiederum fliehen und kam nicht wieder. Dadurch hatten die Cherusken das letzte vollwertige Germanentum aus sich herausgebissen. Sie verloren allmählich an Macht und Ansehen. Einst die Ersten und Tapfersten, wurden sie später von den germanischen Völkern verachtet. Dies ist der sicherste Beweis, daß die späteren Cherusken keine Germanen, sondern nur Keltofinnen waren. Denn mit dem Germanentum eines Stammes gingen in der Regel auch die edleren keltischen Elemente zugrunde, welche als dienende Genossen der Germanen an allen Taten und Abenteuern teilnahmen.

Die Veranlassung zu Kämpfen war bei den Germanenvölkern eine sehr mannigfache. Katten und Hermunduren rauften gegen-

seitig wegen Salzquellen. Die Chauken belästigten auf leichten Kähnen die gallische Küste. Die Katten fielen vom Rhein her in gallische Gebiete ein. Die Friesen hatten ihre Sümpfe verlassen und fruchtbarere Gaue besetzt. Aber die Römer schlugen alle zurück.

Lange Zeit waren die Bataven den Römern treu ergeben gewesen. Unter Neros Herrschaft standen zwei batavische Fürstensöhne, Julius Paulus und Claudius Civilis, in hohem Ansehen bei den Römern. Aber diese bevorzugte Stellung ward ihnen zum Verderben. Ihre wachsende Macht erregte Befürchtungen. Julius Paulus wurde der Empörung beschuldigt und hingerichtet. Civilis, gefangen nach Rom gebracht, wußte seine Freiheit wieder zu erlangen und entkam in seine Heimat, wo er die bereits unzufriedenen Bataven zum offenen Kampfe aufforderte. Die Römer hatten sich wegen ihrer harten Bedrückungen längst bei den Bataven verhaßt gemacht. Sie zwangen alte schwache Männer zum Kriegsdienst, damit diese sich durch hohes Lösegeld loskaufen sollten. Schöne Knaben führten sie zu verbrecherischen Zwecken nach Rom.

Civilis, voll glühenden Hasses gegen die Römer, lud die vornehmsten Bataver zu einem Fest in den Wald. Als ihm die Stunde günstig schien, teilte Civilis den Versammelten seinen Plan mit. Er mahnte sie zur Gegenwehr, da sie nicht mehr wie Bundesgenossen, sondern wie Sklaven behandelt würden. Alle Anwesenden erklärten sich begeistert einverstanden. Die römischen Legionen wurden bald darauf überfallen, niedergemetzelt und zerstreut. Ihre Flotte auf dem Rhein ward geraubt, wobei den Bataven die Nervier und andere Germanen beistanden, die auf römischen Schiffen als Söldner dienten.

Der römische Statthalter in Gallien berief seine Legionen und rückte gegen Civilis vor. Aber im Augenblick des beginnenden Kampfes verließen die germanischen Hilfstruppen der Ubier und Treviren das römische Heer. Bestürzt entflohen die Römer. Scharen von Bataven und andern Germanen, bereits auf dem Wege nach Rom, kehrten nach Empfang dieser Siegesnachricht schnell nach der Heimat zurück, die sie auf nächstem Wege zu erreichen suchten. Römer, welche sich ihnen widersetzten, schlugen sie nieder. Civilis ließ scheinbar ganz Batavien dem neuen Kaiser Vespasian huldigen und forderte auch die römischen Legionen dazu auf. Da diese sich weigerten, begann er sofort den Kampf. Täglich wuchs die Macht des Civilis, und bald erkannte man, daß Civilis nicht für Vespasian kämpfte, sondern für die germanische Freiheit.

Denn als Vespasian seine Gegner besiegt und die Legionen am Rhein ihm gehuldigt, ward auch Civilis zur Huldigung und Niederlegung der Waffen aufgefordert. Civilis antwortete ausweichend und gewann die den Römern verbündeten Ubier und Treviren für sich, welche sich ihm nun anschlossen. Die Ubier von Köln, welche bereits ihren alten Namen abgelegt hatten, nahmen ihn wieder an. Leider waren diese und andere Völker in Sprache

und Sitte bereits römisch geworden. Außer den Völkern, welche freiwillig durch Überredung dem Bunde beitraten, wurden noch andere Stämme dazu gezwungen. Velleda, eine germanische Priesterin, verkündete den Germanen den Sieg und den Untergang der römischen Legionen.

Diese Weissagung ging zwar nicht in Erfüllung, denn die Uneinigkeit der Germanen war auch diesmal den Römern wieder von Nutzen. Aber ermüdet von langem Kampf, boten die Römer den Bataven den Frieden an. Die Bataven willigten ein und traten wieder in das alte Verhältnis zu den Römern zurück. Jetzt suchten die Römer aufs Neue ihre Herrschaft in Germanien auszubreiten. Die Völker dieses Landes aber kämpften bald unter sich, bald gegen die Römer.

Um diese Zeit lebte zu Rom Tacitus, der Geschichtsschreiber der Römer. Ihm und Julius Cäsar verdanken wir viele Nachrichten über die vormaligen Sitten und Zustände Germaniens und seiner Bewohner. Vieles davon ist allerdings nur mit Vorsicht und Berichtigung aufzunehmen. Denn Tacitus hat Germanien nie gesehen, und Cäsar lernte dieses Land ebenfalls nur an seinen Grenzen kennen.

Nach römischen Berichten war das Land voll Waldungen, welche sich oft viele Tagereisen weit über Berge und Ebenen ausdehnten. Mehrere Bergketten durchzogen Germanien und senkten sich gegen Norden, wo das Meer flaches Land umspülte, in weite Gauen hinab. Viele Ströme mit ihren Nebenflüssen, die häufig ihre Betten wechselten, ergossen sich ins Meer. Große Seen breiteten sich am Fuße der Alpen aus, und riesige Sümpfe und Moräste füllten die Niederungen am nördlichen Meere. Der größte Strom floß durch Felsentäler und Ebenen nach Osten hinaus ins Schwarze Meer.

In den weiten Urwäldern hausten Hirsche, Rehe, Schweine, Elentiere, Wölfe, Bären und der Auerochse, das größte europäische Landsäugetier, welches jetzt nur noch im Kaukasus wild lebt. Die Gebirge bevölkerten Steinböcke, Gemsen und anderes Wild. In den Ebenen, von üppigen Weiden bedeckt, tummelten sich Herden von wilden Pferden. Sie waren klein und unansehnlich von Gestalt, gezähmt aber von großer Schnelligkeit und Ausdauer.

Das Klima galt für rauh und trübe. Die Römer erzählten daheim in Italien, Griechenland, Asien oder Afrika mit Schauder von dem schrecklichen Lande, in welchem die Flüsse zufroren, erst spät im Frühjahr auftauten und in reißender Strömung durch feuchtkalte Wälder rauschten. Sie schilderten, daß weder die Traube und Feige, noch andre süße Früchte dort wüchsen, sondern nur Holzäpfel und Schlehen. Dem langen Winter folge ein nasser, blütenloser Frühling und ein kurzer Sommer, dessen Hitze aus den Wäldern schädliche Fieberdünste aufsteigen lasse. Das Land sei arm und ohne Beutewert. Welche Völker dieses Land in Vorzeiten bewohnt hatten, wußte niemand zu sagen.

Die Germanen zur Zeit des Tacitus werden als hohe Gestalten

mit blauen Augen und trutzigem Blick beschrieben. Die Hautfarbe wird als weiß, das Haar als schlicht und blond geschildert. So dachte man sich aber nur die Herren. Aus den römischen und nordischen Schilderungen, Knechte und Leibeigene betreffend, sind unschwer die Finnenmischlinge herauszukennen. Zudem waren die einzelnen Stämme, gemäß der Menge ihres Keltentumes, auch nach römischen Berichten sehr verschieden von einander.

Die an Rhein und Donau wohnenden Völker, keltischer als die übrigen, übertrafen im Landbau, in der Hauswirtschaft und in allerlei Handwerk die andern Stämme. Im Innern des Landes unterschied Cäsar Sassen und Sueven. Die Sassen wohnten nördlich, die Sueven östlich von den Galliern. Die Sassen lebten in festen Wohnsitzen und trieben Ackerbau und Viehzucht. Die Sueven waren ein kriegerisches Hirtenvolk, stets in Bewegung und immer in Krieg verwickelt. Sie hatten kein persönliches Eigentum. Alljährlich ward das Land neu an die Sippen verteilt. Als Grund dafür berichtet Cäsar, dieses Volk wolle nicht anhänglich an den Boden werden, damit nicht die Kriegslust in ihm ersterbe. Auch solle deshalb kein erblicher Grundbesitz aufkommen, damit nicht die Mächtigen denselben auf Kosten der weniger Mächtigen für sich allein in Anspruch nehmen möchten. Es sei Absicht dieses Volkes, keine bequemen Wohnungen zu haben, welche vor Hitze und Kälte schützen. Sie fürchteten, sich dadurch zu verweichlichen, in Gier nach Reichtum und in Parteihaß zu verfallen. Keiner solle sich über den andern erheben. Darum solle jeden das gleiche harte Geschick treffen.

Demgemäß beschränkten sich die Sassen nur auf Abwehr. Die Sueven dagegen strebten nach Eroberung. Die Sassen führten lange Schilde und riesige Lanzen mit sich. Die Sueven hatten kurze Schilde und kurze Lanzen. Das Haar trugen beide Völker lang, aber verschieden geordnet. Die keltofinnischen Leibeigenen und Unfreien mußten das Haar verschnitten tragen. Die echten Germanen siedelten sich in zerstreut liegenden Freihöfen an. Jeder wohnte dort, wo es ihm an Fluß, Quelle, Hügel oder Wald gefiel.

Die Völker, welche in Dörfern und Städten lebten, dürfen mit Sicherheit als Kelten, Slaven oder slavokeltische Finnen taxiert werden. Und je größer die Städte und Dörfer, desto finnisch minderwertiger war deren Rasse. Der Germane haßte das Zusammenwohnen in größeren Gemeinwesen. Der Zug nach der Stadt ist ein deutliches Kennzeichen für die Entartung und den Verfall des echten Germanentumes, für sein Untersinken und Aufgehen in minderwertigen Rassen.

Die Wohnung des Germanen bestand aus einem Blockhaus, kunstlos aus Holzbalken zusammengefügt, dessen Halle knapp vor Sturm und Regen schützte. In der Mitte der Halle prasselte das Feuer, dessen Rauch sich ohne Kamin beliebig einen Ausweg suchte. In der Halle hauste die Familie. Das Gesinde hatte ebenfalls Zutritt und vielfach auch das Vieh. Nur die Vornehmen waren reicher mit Gebäuden versehen, jedoch ebenfalls sehr einfach und urwüchsig eingerichtet.

Männer wie Frauen bekleideten sich mit einem Tierfell, das an der Schulter geheftet ward. Nacken, Brust und Füße blieben frei. Die Frauen einiger Stämme trugen auch Stoffe aus Rinde oder Leinwand. Als Nahrung dienten Früchte und Wurzeln des Waldes, Käse und Fleisch von zahmen oder wild schweifenden Tieren. Man wußte aus Korn Brot zu machen, verstand Salz zu gewinnen und aus Honig Meth, aus Gerste Bier zu bereiten. Man trank aus Bechern oder aus den Hörnern des Auerochsen.

Die Viehhaltung und der Feldbau wurden vom keltofinnischen Gesinde besorgt. Die Frau stand dem Hauswesen vor, wobei ihr die Töchter zur Hand gingen. Der Mann schlief bis zum hellen Tage. Dann nahm er im kalten Flusse ein Bad. Während des Tages ging er mit den größeren Söhnen zur Jagd. Die Festlichkeiten gestalteten sich gewöhnlich zu Trinkgelagen, ein Beweis, daß auch die Germanen bereits direkt oder indirekt Finnentum in sich hatten. Mit Leidenschaft sollen sie dem Würfelspiel ergeben gewesen sein, und mancher Germane soll gelegentlich sein ganzes Vermögen, Frau und Kinder und die persönliche Freiheit verspielt haben. Die Feste der Germanen wurden durch Waffentänze nackter Jünglinge verherrlicht.

Groß war die Gastfreundschaft der Germanen. Sie empfingen jeden Wandrer freundlich und bewirteten ihn reichlich. Der Germane vermählte sich erst nach dem dreißigsten Lebensjahr. Zeitige Ehe ward verachtet. Der Freier brachte der Braut Schild und Speer, Roß und Rinder. Jeder Germane nahm nur eine Frau. Nur wenige Fürsten hatten zur persönlichen Auszeichnung mehrere Frauen. Das sollte andeuten, daß sie den Wert vieler Männer in sich vereinigten.

Eheirrung kam sehr selten vor und verfiel harter Strafe. Der Mann durfte solcher Frau die Haare abschneiden und sie als Verbrecherin aus dem Hause prügeln. Dann trieb er sie bis zum nächsten Freihof, wo sie ebenso behandelt wurde. Im übrigen war die Frau frei, geachtet und hochgeehrt. Zucht, Ordnung, Tätigkeit, Freiheitssinn und häusliches Wirken hafteten am Germanen wie angeboren. Der Hausherr waltete, wie bei den Hinduariern zugleich als Priester und Richter seines Machtkreises. Bedarfsdinge, welche das Hauswesen nicht selbst erzeugte, gewann man durch Tausch. Denn Geld kannte man vor Römerzeiten nicht. Der junge Held übte sich außer im Gebrauch der Waffen auch im Runenritzen, in den Gesängen der Ahnen, im Spiel der einfachen Harfe und oft auch im Erfinden neuer kunstvoller Strophen.

Diese Heldensänge glichen in der Art ganz denen der Hindu, der Perser und der nördlichen Hellenen. Sie waren auch bei den Germanen die Annalen für die Taten des Stammes. Seit Jahrhunderten und Jahrtausenden erzeugte das Heldenleben dieser Rasse zugleich die Dichtkunst, welche alle Angehörigen des germanischen Stammes pflegten. Zur höheren Wirkung des feierlichen Wortes ward dasselbe durch Gesang und Saitenspiel unterstützt. Die herrliche, reich entwickelte Kunst Richard Wagners, sie war im be-

geisterten Wortsang der Germanen, im Heldenliede aller edlen Arier seit Jahrtausenden vorgebildet. Die Namen und Worte der altgermanischen Heldensänge tönten wohlklingend und musikalisch. Als Tugenden priesen sie in ihren Liedern Krieg und Sieg, Tapferkeit, Liebe und Milde.

Die Zeit rechnete man nicht nach Tagen, sondern nach Nächten und Monden. Als Arznei bei Krankheiten und Wunden dienten Kräuter. Bei Todesfällen währte die Trauer kurz, aber das Andenken dauerte immer. Die Toten wurden teils begraben, teils verbrannt. Bei der Feuerbestattung von Fürsten verwendete man seltne kostbare Hölzer.

Die Religion der Germanen war der alt-arische Pantheismus, die metaphysische Betrachtung der Naturkräfte. Keltofinnischer Einfluß und keltofinnische Blutmischung verdunkelte aber den geistigen Horizont der Germanen, sodaß ihr Kultus vielfach dem der Kelten verwandt wurde, wenn sie nicht überhaupt gänzlich die Anschauungen ihrer Knechte annahmen. Auch darin kennzeichnet sich die Entartung des Germanentumes, welche seinem Verfall vorausging.

Dementsprechend zeigt die Religion der verschiedenen Stämme abweichende Verschiedenheiten. Cäsar sagt: „Die Germanen verehren keine andern Götter, als die, welche sie sehen und durch deren Hilfe ihre Werke offenkundig gedeihen. Ihre Götter sind Sonne, Mond und Vulkan. Von andern Göttern haben sie noch nichts gehört. Sie haben keine Priester wie die Gallier und wissen nichts von Opfern."

Hundert Jahre später berichtete Tacitus: „Von allen Göttern verehren die Germanen am meisten den Merkur. Übrigens glauben sie, man könne die Götter weder innerhalb der Tempelwände einschließen, noch in menschlicher Weise abbilden, denn die Götter seien zu erhaben. Sie weihen den Göttern Haine und Wälder und benennen diese stillen Heiligtume nach ihnen."

Die altnordische Mythologie gleicht in vieler Beziehung der altgriechischen und altindischen. Im Anfang war weder Himmel noch Erde. Nur leerer Raum dehnte sich aus. Dieser Raum hieß Ginungagap und wurde durch den Riesen Ymir dargestellt. Ymir ward erschlagen, und aus seinen Gliedern entstanden Odin, Wili und We. Odin ist gleichbedeutend mit Wotan, dem Streitvater und Schlachtengott der Germanen. We ist die Welt. Außerdem brachte der erschlagene Leib Ymirs noch zwei Bäume hervor, eine Esche und eine Ulme, aus welchen wiederum die ersten Menschen Askr und Embla entstanden. Die Nachkommen Ymirs sind das älteste Göttergeschlecht, welchem als zweites die Asen folgten. An der Spitze der Asen steht Odin oder Wotan mit seiner Gemahlin Frigg oder Freya. Unter Odin stehen die Gottheiten Thor, Baldur und Nanna, Freyr, Tyr, Bragi und Iduna. Außerdem bevölkern den altnordischen Kosmos noch Nornen, Riesen und Zwerge, mit welchen die Götter beständig im Kampfe liegen, der mit dem Untergang der Welt durch Feuer endet.

Die Germanen glaubten an eine Fortdauer nach dem Tode. Nach Hela, der kalten finsteren Unterwelt gelangten nur Unrühmliche, keltische und keltofinnische Knechte. Der Germanenheld aber, nachdem er im Kampfe gefallen, ward von Wotan in Walhalls festlichem Saal empfangen, wie einst der arische Hinduheld von Indra in Svarga, der strahlenden Götterburg. Edle Frauen der Göttin Freya nahmen den Helden in lichtvollem Gemache auf.

Auf fremdländische und keltofinnische Sitten läßt folgender Bericht des Tacitus schließen: „Ein Teil der Sueven verehrt die Isis in Gestalt eines Kahnes. Bei den Semnonen, dem vornehmsten Stamme der Sueven, kommen die Mitglieder des Bundes zu gewissen Zeiten zusammen, schlachten nach altbarbarischer Kriegersitte einen Menschen und feiern so ihren schauerlichen Gottesdienst. Nur gefesselt naht man dem heiligen Haine. Demjenigen, welcher fällt, ist es nicht erlaubt, aufzustehen. Er wird hinausgewälzt.“

Andere Stämmen hatten eine Insel im Meer zum Sitz eines neuen Gottesdienstes erkoren. Dort ward in einem heiligen Haine die Hertha verehrt. Auf einem verhüllten Wagen, den nur der Priester berühren durfte, führte man das Bild der Göttin herbei. Solange die Feier dauerte und die Göttin der Erde gleichsam unter Menschen weilte, war überall Freude und Friede. Dann kehrte der Wagen mit der Göttin in den Hain zurück. Wagen und Göttin wurden gewaschen. Aber jene, welche die Reinigung besorgten, verschlang das Meer.

An der Spitze der meisten germanischen Stämme stand ein König aus dem Geschlechte Odins. Die Abkunft von reinstem Ariertum, welche sich nur wenige Geschlechter Jahrtausende hindurch bewahren konnten, war es, welche als Abstammung von Odin galt. Auch Inder, Griechen und Ägypter hatten solche Vorstellung von der göttlichen Abkunft ihrer Fürsten und Edlen. Es war dies aller Orten eine Erinnerung an das reine Ur-Ariertum. Einzig diese Abkunft, deren Stammbäume den germanischen Völkern noch jahrhundertelang bekannt blieben, begründete den Adel der fürstlichen und königlichen Geschlechter.

Der König war der gemeinsame Vater des Stammes und als solcher heilig und unverletzlich. Nur aus göttlicher, altarischer Familie durfte der König gewählt werden. In Stellvertretung der Götter galt der König als Regent, als oberster Richter und Vertreter des Volkes. In Volksversammlungen hatte der König das beantragende und prüfende Wort. Die Versammlung aber faßte Beschluß. Denn auch die andern Helden betrachteten sich noch als Arimanni, als arische Männer, als Germanen, obgleich sie nicht direkt von Göttern abstammten. Jeder dieser Helden herrschte auf seinem Odal wie der König selber, welcher gleichfalls nichts weiter besaß, als ein mehr oder weniger großes Freigut, das Odal. Des Königs Würde erstreckte sich mehr auf die Repräsentation, als auf die Herrschaft über die Freiherren.

Später entstand das Königtum auch auf folgende Art. Zog ein Teil des übervölkerten Stammes in den Krieg, so wählte man

aus edelstem Geschlechte den Graf. Dieser erhielt den Oberbefehl. Die Kriegsbeute ward gleichmäßig nach Verdienst verteilt. Oft machte der Graf seinen Helden aus eigenem Vermögen noch Geschenke und bewirtete sie festlich. Nur wenn man Land eroberte, so gehörte dies dem Grafen, welcher nun als des eroberten Gebietes Konungr oder König herrschte. Dieses Königreich wurde in Lehen eingeteilt, welche Feudal hießen. Junge Adelssöhne, welche kein Odal zu erwarten hatten, bewarben sich um ein Feudal. Dafür waren sie dem König zur Heeresfolge verpflichtet. Leisteten sie nicht Heeresfolge, gingen sie ihres Feudals wieder verlustig. Auch war das Feudal gesetzlich nicht erblich. Es hing von dem Willen des Königs ab, ob er den Sohn mit dem Feudal des verstorbenen Vaters belehnen wollte.

So entstand neben dem alten arimannischen Odalsystem das Feudalsystem. Der Inhaber eines Feudalsitzes waltete nicht als Freiherr. Er mußte dem König Abgaben zahlen. Das Odal dagegen war ein Fürstentum im Kleinen ohne Abgaben und ohne andere priesterliche und richterliche Obergewalt, als die seines Besitzers. Zum Odal wie zum Feudal gehörte als leibeigen auch die eingesessene keltische und keltofinnische Vorbevölkerung des Gaues.

Einige germanische Völker hatten mehrere Fürsten, von denen jeder unabhängig vom andern seinen Landesteil regierte. Doch nannten die Römer nur den einen König, welcher über einen ganzen Stamm die Oberleitung hatte, die andern galten nur als Fürsten. Außer der Königswürde bestand nach wie vor die Würde des Grafen und die des Herzogs oder Heerführers. Aber diese Würden blieben Ränge, welche nur in Kriegszeiten Geltung erhielten. Der Graf war Führer eines Gaues, der Herzog Führer mehrerer Gauen. Nach beendigtem Kriege kehrten beide ohne besondere Macht auf ihr Odal zurück.

Stets ein Gefolge um sich zu haben, ward nur dem Fürsten gestattet. Im Frieden bildete dies Gefolge seinen Ehrenhofstaat, im Kriege seine Schutzwache. Es war bei den Germanen alter Brauch, den Fürsten Geschenke an Pferden, Rindern und Früchten zu machen. Man wollte sie dadurch ehren, sowie auch ihre Bedürfnisse decken helfen, damit sie ihr großes Gefolge ernähren konnten. Denn das Gefolge ward vom Fürsten ausgerüstet und unterhalten. Dafür begleitete dasselbe seinen Herrn überall hin, machte jedes Abenteuer, jede Jagd und jeden Beutezug mit. Trat der Herr in den Dienst eines Mächtigeren, zog das Gefolge ebenfalls mit. Ohne den Herrn kehrten die Seinen nicht aus der Schlacht zurück. Nach dem Siege teilte der Fürst mit seinem Gefolge die Beute. Dieses war nach Tapferkeit und Gunst in Ränge eingeteilt, wodurch im Gefolge stets ein gewisser Ehrgeiz und Wetteifer lebendig blieb. Aber auch die Fürsten setzten ihre Ehre darein, die tapfersten und ruhmvollsten Helden um sich zu versammeln. Da das Odal und auch das Feudal immer nur dem ältesten der Söhne zufiel, so dienten meist die jüngeren Söhne des Adels im Gefolge des Fürsten.

Außer der niederen Gerichtsbarkeit auf dem Odal oder Feudal, welche sich auf die unmündige Familie des Herrn und auf seine keltofinnischen Leibeigenen erstreckte, gab es noch ein Gaugericht. Dieses sprach in Streitfällen über alle freien Germanen Recht. Vor dem Gaugericht erschienen der Kläger und der Beklagte. Auserwählte Richter sprachen das Urteil. Jeder Schaden mußte dem Geschädigten ersetzt werden. Selbst Todschlag ward der Sippe des Erschlagenen durch festgesetzte Zahlung in materiellen Werten vergütet. Nur wenn diese Zahlung nicht erfolgte, trat das Recht der Blutrache in Kraft.

Die Blutrache erstreckte sich meist auf viele Generationen. Jeder Todschlag verpflichtete die eine Sippe zur Ersatzleistung, die andere zur Fehde. Die Vergütung entrichtete man in Vieh. Da aber das einzelne Vieh wenig Wert hatte, so galt nur eine größere Zahl als Buße. Auch Königsmord konnte durch Buße gesühnt werden. Das war schon altindischer Brauch. Nur wer am ganzen Volke sich verging oder dieses in Gefahr brachte, mußte den Tod erleiden. Verräter und Überläufer wurden gehangen, Feiglinge im Sumpfe erstickt.

Ein Fall, welcher zweifelhaft und nicht klar genug war, um durch richterliches Urteil entschieden werden zu können, ward dem Gottesurteil, dem Ordale unterworfen. Dieses Gottesurteil ging, wie bei den alten Römern, aus dem Flug der Vögel hervor, aus dem Werfen von Runenstäben, aus dem Wiehern der Rosse und anderen Zufälligkeiten.

Die Gemeindeversammlungen fanden zur Zeit des Vollmondes oder des Neumondes statt. Dann beriet man die gemeinsamen Angelegenheiten. Dies geschah beim Trinkgelage, zu welchem einer nach dem andern unpünktlich erschien, wann es ihm beliebte. Erst zuletzt, wenn alle sich gegenseitig gemütlich ausgesprochen hatten, wurde ernsthaft Rat gehalten. Kein Jüngling durfte Waffen führen, wenn er nicht zuvor vor versammelter Gemeinde vom Vater, vom Fürsten oder von einem Verwandten für waffenfähig erklärt und mit Waffen betraut worden war.

Bei diesen Zusammenkünften wurde das Gauhaupt gewählt und Krieg oder Frieden beschlossen. In den Krieg zogen auch Frauen und Kinder mit, welche die Wagenburg hüteten. Die Hauptmacht des Heeres stellte das Fußvolk dar. Doch hatten viele Stämme durch ihre Reiterei großen Ruf erlangt. Vor der Schlacht ward ein Kriegsgesang angestimmt, erst leise, dann immer voller anschwellend. Die Schlachtordnung der Germanen war eine keilförmige. Sie griffen in dichtgedrängter Masse den Feind an, zuweilen auch in einzelne Scharen aufgelöst. Die kühnsten und schnellsten Fußgänger drangen, unter die Reiter gemengt, auf den Feind ein. Im Anlauf und Zurückweichen hingen sich die Fußstreiter an den Hals des Rosses. Sie schützten im Kampfe den Reiter und schwangen sich während des Fliehens mit aufs Pferd.

Viele Germanen fochten mit nacktem Oberkörper und ohne Kopfbedeckung. Die linke Seite deckte ein langer Schild aus Holz

oder Weidengeflecht mit einer Farbe bemalt. Manche Krieger gaben sich gern ein schreckhaftes Aussehen, indem sie das gehörnte Fell eines Auerochsen oder das Fell eines wilden Tieres über den Kopf zogen. Jeder Kämpfer führte einen Wurfspieß mit sich, dessen er sich für Nähe und Ferne bediente. Wer im Kampfe den Schild verlor, ward ehrlos und tötete sich oft selbst. Die Schlacht galt für ein großes Gottesurteil. Dem Feind, welchen man zum Kampf aufforderte, überließ man Zeit und Ort des Kampfes zu bestimmen. Die Frauen sangen auf ihrer Wagenburg während der ganzen Schlacht die Kriegshymne. Oft kämpften sie an Seite der Männer, wenn sie sahen, daß die Schlacht verloren ging, und starben den Heldentod. —

Während der Römerherrschaft entstanden allmählich jene riesigen Schutzwälle, deren Trümmer noch heute sichtbar sind. An passenden Plätzen legten die Römer überall Zwingburgen, Städte und Dörfer an. Zwischen den einzelnen Waffenplätzen wurden Ketten von Wachttürmen errichtet, sodaß bei Tage mittelst Rauchsäulen, bei Nacht durch Feuerzeichen Nachrichten über drohende Gefahren von fernen Gegenden her rasch vermittelt werden konnten. Besonders zusammenhängend waren diese Wachttürme im Donaulande gegenüber den Sueven.

Am rechten Ufer der Donau ließ bereits Augustus eine Kette von Kastellen errichten, welche bis ans schwarze Meer hinab reichten. Trajan und Probus aber ließen am linken Ufer der Donau und darüber hinaus Bollwerke bauen und die beiden Ufer durch Brücken verbinden. Auch Pfahlgräben wurden angelegt und durch starke Schutzwehr befestigt. Kaiser Hadrian, welcher diese Provinz vielfach zu Fuß bereiste, soll den Plan zu diesen Gräben entworfen und Probus soll ihn dann ausgeführt haben. Das abergläubische Volk nannte diese Wehrgräben später die Teufelsmauer.

Die Gesamtanlage der Wehrgräben begann bei Kehlheim am linken Donauufer und zog sich ununterbrochen über Berge und Täler, durch Ebenen und Moräste bis zum Rheine hin, wo sie mit den römischen Wehrwällen der Rheingaue zusammenstießen. Ehemalige römische Legionäre walteten als Wächter dieser Grenzwälle. Sie erhielten Felder, Wälder, Ackergeräte und Sklaven als erbliches Eigentum. Die Kastelle und Festungen an den Grenzen und im Innern des Landes waren unter einander mit vorzüglich gebauten Straßen verbunden, welche stets in gutem Zustande erhalten wurden. Sie dienten dem Heere auf dessen Märschen, sowie auch den Kaufleuten als sichere Verbindung mit dem römischen Reiche.

Als das Land vor Überfällen geschützt war, wohnlich und fruchtbar sich erwies, siedelten sich einzelne römische Familien an und auch größere Gruppen von Farmern aus Italien. Zugleich brachten sie die materielle Kultur ihrer Heimat mit. Es entstanden gewerbreiche Städte, welche, Sicherheit für Leben und Eigentum gewährend, die Besiegten mit der römischen Herrschaft versöhnten. Eine Vermischung der römischen Kolonisten mit den

Vorbewohnern des Landes durch freundschaftlichen Verkehr und Heirat wurde immer allgemeiner. Der Verfall des Germanentumes ward in jenen Gegenden allerdings dadurch besiegelt. Die Vermischung ging um so rascher von statten, als alle diese Völker sowieso mehr keltisch als germanisch und den Römern infolgedessen sehr rassenverwandt waren. Die Grenzgermanen brachten in das neue Mischvolk ein wenig nordmännisches Ariertum, die Römer eine ansehnliche Menge verdünntes Hamitentum mit.

Die wichtigsten römischen Kolonien dieser Art waren Wien, Passau, Salzburg und Regensburg. Augsburg galt als hervorragendste Kolonie Niederrhätiens. Es war Sitz des römischen Statthalters jener Provinz und das Zentrum der Heerstraßen, die von Italien, von Gallien und Norikum hier zusammenliefen. Diese Stadt ahmte damals Rom im Kleinen nach. Sie war durch Tempel, Kapellen und Staatspaläste geschmückt. Die Götter Roms hatten hier ihren Kultus. Würdenträger und Staatsbeamte gebärdeten sich so römisch wie möglich, auch wenn sie germanischen Wäldern entstammten.

In allen römischen Städten Germaniens waren römische Kunsthandwerker und Industriearbeiter tätig. Man hat später viele Götterbilder, Altäre, Denksteine, Waffen und Schmucksachen, sowie Gefäße aus Ton und Erz gefunden, Mosaikböden und bemalte Wände, welche einen Begriff davon geben, wie wohnlich sich die Römer in Germanien eingerichtet hatten.

Auch die germanische Bodenkultur veredelten die Römer. Der Bau der Weinrebe und guten Obstarten ward gepflegt. Donau und Rhein, Inn, Main und andere Flüsse nebst den Verkehrsstraßen, belebte ein reger Handel. Die Salzlager wurden ausgebeutet. An warmen Quellen und Salzquellen entstanden Badeorte. Jede Pflanzstätte ward ein Abbild Roms und dieses bildete den Mittelpunkt für alle römisch-germanischen Beziehungen. Sitten, Gesetze, religiöses Leben und bürgerlicher Verkehr gestalteten sich römisch. Viele römische Worte fanden dadurch in die germanischen Sprachen Eingang.

Das unterworfene Germanien nannten die Römer Zehntland, weil es ihnen den zehnten Teil seines Ertrages als Zins abliefern mußte. Die vorzügliche Kultur dieser Landstriche, verbunden mit ihrem Wohlstand, reizte die freien unabhängigen Germanen natürlich zu öfteren Einfällen. Sie drangen über den Rhein vor und versuchten sich dort anzusiedeln. Andere traten legionenweise ins Heer der Römer ein und dienten um Sold oder Landbesitz. Die römischen Kaiser, seit der Thronbesteigung des Germanensprößlings Julius Verus im Jahre 235 n. Chr. fast alle germanischer Abkunft, konnten sich der vielen Germanen kaum erwehren, mochten sie als Freunde oder Feinde erscheinen.

Seit dieser Zeit ließen sich die Germanen, nachdem sie als Söldner gedient hatten, schon lange vor den Masseneinfällen der Germanenvölker, zu vielen Hunderttausenden in Italien, Gallien und anderen Gegenden des römischen Reiches ansiedeln. Später

wurden die Germanen sogar nach ihrer Ansiedlung noch als römische Soldaten betrachtet und erhielten ihren Sold fort. Der Andrang der Germanen zum römischen Heeresdienst ward infolgedessen immer gefahrdrohender. Ganze Heere erschienen in Italien und verlangten Landbesitz und Besoldung. Da sie bei Nichtbewilligung mit Gewalttaten drohten, mußten die geplagten Kaiser immer wieder Rat schaffen, ihre zudringlichen Stammesvettern anständig zu versorgen.

Allmählich verloren sich in den germanischen Wäldern die Namen der älteren Germanenstämme. Es bildeten sich aus Bündnissen und Verschmelzungen neue Völker. Cherusken, Angrivarier, Chauken, Angeln und andere Stämme waren gegen Ende des dritten Jahrhunderts zum Volke der Sachsen verschmolzen und machten zu Lande wie zur See den Römern die Herrschaft streitig. Nördlich von der Donau erstanden aufs neue die Markomannen. Am Niederrhein hatte sich der Bund der Franken gebildet und von Helvetien aus bis zum Rhein und Neckar das Volk der Alemannen. Im östlichen Mittelpunkt hausten noch immer die Sueven. Von allen Seiten drangen diese jetzt wieder in die römischen Gebiete ein.

Die Römer, in ihrem Wohlleben, hatten längst das Kriegführen und die Tapferkeit verlernt. In höchster Not bewaffneten sie sogar die Sklaven, welche sonst keine Waffen tragen durften. Vor Schreck wandten sie sich an Wahrsager und Zauberer. Denn das Römertum, einst stark rasenisch gemischt, war in diesen Gegenden aufs neue mit keltofinnischem Schamanentum durchsetzt worden. Da verordnete ein solcher Wahrsager, man solle, um zu siegen, zwei Löwen unter Gebeten und Opferungen in die Donau werfen. Die Markomannen aber schlugen die Bestien wie Hunde mit Knütteln tot und lachten die Römer aus.

In dringendster Gefahr wandten die Römer auch diesmal wieder ihr altes probates Mittel an. Sie schlossen mit einzelnen Stämmen Frieden und hetzten durch List und Bestechung Germanen gegen Germanen. So hatten sie wieder leidlich Ruhe und berichteten nach Rom von ihren großen Siegen über die wilden Germanen. Aber diese gerieten immer mehr in Bewegung und Fluß. Denn von Osten her kündeten erobernde Völkerscharen bereits die nahende Völkerwanderung.

Die Germanen.

I. Fortsetzung.

In den Jahren zwischen 238 bis 274 plünderten die Goten Thrakien, Mösien, Kleinasien, Griechenland und ließen sich dann in Dazien zwischen Donau, Karpathen, Theiß und Dnjester nieder. Der Kaiser Dezius fiel in einer Schlacht gegen sie. Scharen dieser Goten waren bis Asien vorgedrungen und hatten den berühmten Tempel der Diana zu Ephesus verbrannt. Am schwarzen Meere und am linken Donauufer siedelten sich unter Hermanrich, aus dem Stamme der Therwingen, die Ostgoten an, an deren Gebiet

das der Westgoten unter Führung ihres Königs Athanarich grenzte. Durch Verträge mit den Römern sicherten sie sich den Besitz ihres Landes, lebten einige Zeit in Frieden und nahmen das Christentum an. Ihr Bischof Ulfilas übersetzte sogar die Bibel ins Gotische. Auf ihren Raubfahrten führten sie viele Christen, darunter auch Priester, als Gefangene mit sich. Diese machten nun ihrerseits die Goten zu Gefangenen des Christentumes und breiteten dasselbe unter ihnen aus.

Nach kaum hundertjährigem Bestehen ward das Gotenreich in seiner jungen aufstrebenden Entwicklung jäh gehemmt. Von Asien her drang das gelbe finnische Hunnenvolk, nach Gobineaus Meinung von arischen Abenteurern geführt, nach Europa vor. Diese Hunnen waren ein wildes häßliches Reitervolk, welches auf schnellen, zäh ausdauernden Rossen mit rasendem Ungestüm anstürmte. Sie trafen zuerst auf die Alanen, ein altes sarmatisches Reitervolk, welches, gleich den ehemaligen Roxolanen, von den uralten arischen Khetas abstammte und somit auch den Germanen eng verwandt war. Die Alanen, vom Heranbrausen der Hunnen aus ihrem Lande am Kaukasus vertrieben, stürmten, vereint mit den Siegern, auf die Goten los.

Der alte König Hermanrich warf sich den Feinden entgegen, ward aber besiegt und stürzte sich aus Verzweiflung über seine Niederlage ins eigene Schwert. Das Volk der Ostgoten unterwarf sich zunächst den Siegern. Die Westgoten wurden ebenfalls geschlagen. Der König Athanarich flüchtete ins wilde Gebirge. Viele westgotische Scharen rotteten sich jedoch schnell wieder zusammen und retteten sich unter neu gewählten Führern an die Donau. Dort wandten sie sich an den Kaiser Valens, baten um Ländereien am rechten Donauufer und gelobten treue Christen und Freunde der Römer zu werden. Die Römer versprachen, auf ihre Wünsche einzugehen. Die Westgoten mußten die Waffen niederlegen und wurden wehrlos über den Strom gefahren. Am anderen Ufer war aber nichts für ihre Ansiedlung vorbereitet. Um Lebensmittel zu erhalten, mußten die Goten die eigenen Kinder als Sklaven hingeben.

Nicht lange währte es, so erhoben sich die Westgoten gegen ihre Peiniger und griffen zu den Waffen. Sofort machten alle germanischen und gotischen Söldner, die dort im römischen Heere dienten, gemeinsame Sache mit ihnen. Die Römer wurden allerorten geschlagen. Die Sieger verwüsteten Thrakien, Mazedonien Thessalien, und die Römer verkrochen sich währenddessen hinter ihre Wälle und Mauern. Da brach der Kaiser Valens im Jahre 378 persönlich mit Heeresmacht gegen die Ostgoten auf. Er verlor die Schlacht bei Adrianopel und fiel. Nun suchten die Goten Konstantinopel zu stürmen, aber sie konnten gegen die starken Mauern dieser Stadt nichts ausrichten.

Als Gratian, jetzt Kaiser geworden, Kunde erhielt von der Niederlage bei Adrianopel und vom Tode seines Oheims, geriet er in Verzweiflung; denn am Rhein und an der Donau rüttelten

die Germanen ebenfalls an den Toren des morschen römischen Reiches. Ein einziger Mann konnte die unermeßlichen Wirren nicht mehr übersehen. Gratian wählte daher zum Mitregenten und Kaiser des Ostens Theodosius, einen erprobten jungen Feldherrn und edlen Charakter. Gratian selbst begab sich nach Gallien, wo er von aufrührerischen Legionen erschlagen wurde. Diese riefen nun den Maximus zum Kaiser aus, verkauften ihn jedoch bald darauf gefesselt an Theodosius.

Theodosius waltete nun als Alleinherrscher im römischen Reiche. Nach seinem Tode jedoch zerfiel dasselbe für immer. Arkadius sollte den Osten des Reiches regieren, Honorius den Westen. Beide waren minderjährige Söhne des Theodosius. Rufin, ein Gallier, ward Vormund des Arkadius, Stilicho, ein Vandale, Vormund des Honorius. Beide Vormünder lagen aber aus Neid und Eifersucht in beständigem Streit und achteten weder auf ihre Mündel, noch auf das Reich.

Die Goten, welchen Theodosius durch Verträge Tribut versprochen, damit sie Frieden halten sollten, hatten seit längerer Zeit diesen Tribut nicht mehr empfangen. Sie scharten sich unter ihrem Fürsten Alarich, aus dem Königsgeschlechte der Balten, zusammen und plünderten Mazedonien, Thessalien, Illyrien und Griechenland. Einige ihrer Heere suchten die Küsten Kleinasiens heim. Sie zerstörten Städte und Tempel. Korinth, Argos und Sparta wurden erobert. Theben konnten sie wegen seiner festen Mauern nicht nehmen. Athen unterwarf sich und wurde geschont.

Rufin, der Vormund des Arkadius, welcher den Krieg auf Stilicho abwälzen wollte, veranlaßte die Goten, nach Italien aufzubrechen, welches ohne militärischen Schutz sei. Denn die Germanen waren abermals in Gallien eingefallen und Stilicho mußte dort gegen sie kämpfen. Der junge Kaiser Honorius flüchtete nach Ravenna und berief den Stilicho nach Italien. Dieser überließ den Rheingau den Franken und fiel am Osterfeste 403, während die Goten ihre Andacht verrichteten, über sie her.

Der Kampf blieb unentschieden. Die Goten zogen zwar ab, dafür kamen aber Vandalen, nach Gobineau ein arisch-finnisches Mischvolk, welches in der Gegend des Riesengebirges lebte. Auch die Reiterscharen der Alanen und Sueven unter Rhadagais brachen in Italien ein. Stilicho vernichtete sie mit Hilfe gotischer und hunnischer Söldner. Der Rest zog nach Gallien ab und plünderte dort. Andere traten in römische Dienste.

Stilicho faßte nun den Plan, das römische Reich mit Hilfe der Goten aufrecht zu erhalten und sie sämtlich als Söldner zu gewinnen. Er unterhandelte deswegen mit Alarich und wollte ihm jede Forderung bewilligen, wenn er Italien künftig vor den Einfällen der Germanen schützen würde. Aber die kaiserlichen Räte widersprachen diesem Plane. Sie ließen Stilicho als Vaterlandsverräter hinrichten und geboten, nur römisch-katholische Christen dürften fortan im Dienste des Kaisers stehen. Da die Goten, als tapferste römische Soldaten, dem arianischen Christentum angehörten,

welches Jesus nur als Menschen anerkannte, so wurden sie aus dem Heere entlassen.

Damit brach über Rom das Verderben herein. Denn die entlassenen Goten eilten zu Alarich, der von der Donau her neue Gotenscharen herbeigerufen. Er überstieg die Alpen, zog vor Ravenna vorüber und eilte nach Rom, welches seit Hannibal kein äußerer Feind mehr bedroht hatte. Die Römer beschlossen, sich solange zu wehren, bis der Kaiser zu Hilfe käme. Aber Hunger und Pest wüteten in Rom, und der Kaiser kam nicht. Da zahlten die Römer dem Alarich fünftausend Pfund Gold, dreißigtausend Pfund Silber, viertausend seidene Gewänder und dreihundert Ballen Scharlachtuch, damit er die Stadt verschone. Alarich ließ sich erweichen und zog ab. Den Römern aber entliefen eine Menge Sklaven, welche mit Alarich zogen. Ataulf, der Schwager des Alarich, brachte außerdem neue Gotenscharen mit.

Alarich verlangte jetzt vom Kaiser Honorius für sich und seine Goten die norischen Ländereien zur Niederlassung. Da sie ihm verweigert wurden, zog er wieder vor Rom, setzte dort den Attalus als Kaiser ein, jagte ihn aber wieder fort und unterhandelte abermals mit Honorius. Honorius ließ sich auch diesmal nicht bewegen, dem Alarich zu Willen zu sein.

Da Ravenna zu stark befestigt war, zog Alarich zum dritten Male nach Rom. Durch Verrat gelang es ihm, die Stadt zu erstürmen und einzunehmen. Dann zog er mit seinem Heere nach Unteritalien, um nach Sizilien und Afrika hinüber zu fahren. Aber bei Cosenza starb er, erst vierunddreißig Jahre alt. Ihren Fürsten noch im Tode zu ehren, leiteten die Goten den Busento ab. Mitten im Flußbett gruben sie das Grab und senkten den Toten, mit Kostbarkeiten königlich geschmückt, hinein. Dann ließen sie den Fluß wieder in sein altes Bett strömen. Die Sklaven, welche das Grab gegraben, wurden getötet, damit niemand die Gruft des Helden entehre und ihn in seiner Ruhe störe.

Ataulf, jetzt König, zog nach Gallien und dann nach Spanien, wo bereits viele Vandalen, Alanen und Sueven umherschweiften, um sich seßhaft zu machen. Nach dem Tode des Ataulf ward Wallia Gotenkönig. Dieser setzte die Kämpfe gegen die früher eingewanderten Germanen fort. Er gründete das Reich der Westgoten in Spanien und im südwestlichen Gallien, mit Toulouse als Hauptstadt. Die Vandalen, durch Wallia vertrieben, setzten unter ihrem König Geiserich nach Afrika über. Außer den Goten waren jetzt nur noch Alanen und Sueven in Spanien seßhaft.

Die Burgunder, vormals mit Sueven, Vandalen und Alanen verbündet, blieben in Gallien zurück und siedelten sich im Gebiet der Rhone an, die Franken am Niederrhein. Weiter aufwärts wohnten die Alemannen. So waren fast alle westlichen Provinzen für die römischen Kaiser verloren gegangen.

Die Hunnen hatten, nach Vertreibung der Goten, sich an der unteren Donau einigermaßen ruhig verhalten. Sie zerfielen in mehrere Stämme. Einzelne Scharen gingen als Söldner zu den

Römern, andere streiften als Nomaden umher. Da gewann Attila, einer ihrer Fürsten, welcher allein herrschen wollte, das Übergewicht. Er ermordete seinen Bruder Bleda, stellte sich an die Spitze der Hunnen und brach, von grenzenlosem Ehrgeiz durchdrungen, auf, um das Römerreich an sich zu reißen.

Während seine Vasallen schwelgten und sich mit Kostbarkeiten schmückten, kleidete sich Attila ganz einfach und lebte auch sonst geradezu spartanisch. In der Fülle des Glanzes und der Macht tut das nur ein Denker, in welchem das Ariertum vorwiegt. Wenig arisierte Hamiten und Finnen werden, wenn es ihnen gut geht, Sybariten. Und so mag Gobineau wohl recht haben, wenn er behauptet, die Hunnen wären Europa nie gefährlich geworden, wenn sie nicht durch arische Krieger zusammengehalten und geführt worden wären.

Attila, der König Etzel des Nibelungenliedes, blieb inmitten des Freudetaumels der Seinen immer napoleonisch ernst. Sein Sinnen war nur auf das Erringen der Weltherrschaft gerichtet. Er gab vor, das Schwert des Germanen Marbod gefunden zu haben, was ebenfalls ein arischer Zug ist. Andernfalls wäre ein mongolisches Vorbild sein Ideal gewesen. Das Schwert des Marbod sollte seinen Siegen voranleuchten. Auf seinem gewaltigen Zuge riß Attila viele kleine Germanenstämme mit sich fort. Niemand konnte seinem Ansturm widerstehen. Seinem großartigen Heere von einer halben Million wilder Krieger schlossen sich die ihm unterworfenen Ostgoten unter ihren Fürsten Walamir, Theodomir und Widimir an, sowie die Rugier, Scyren, Thüringer und andere germanische Scharen. Mitten durch Germanien nach Gallien ging sein Weg. Viele Städte am Rhein sanken in Trümmer. Die Burgunder, welche der Kriegsmacht Attilas kühn entgegentraten, wurden besiegt und zurückgedrängt. Die Franken wurden überrannt und ein Teil dieses Stammes schloß sich dem Attila an, welcher bis Orleans vordrang.

Damals herrschte nach dem Tode des Honorius, statt ihres minderjährigen Sohnes, Placidia, des Honorius Schwester, über das römische Weltreich. Von Rom war keine Hilfe zu erwarten. Aetius, der römische Statthalter in Gallien, unterhandelte daher mit den Westgoten sowie anderen germanischen Stämmen und rief sie zum Beistand auf. Infolgedessen wich Attila mit seinem Heere ein wenig zurück und wartete in der katalaunischen Ebene bei Chalons an der Marne, wo er Raum genug hatte, sich auszubreiten, auf den Feind.

Aetius kam, besetzte rasch eine Anhöhe, welche Übersicht über die ganze Gegend darbot und hielt dort stand, trotz der Bemühungen Attilas, ihn zum Weichen zu bringen. Endlich kam es zur Schlacht. Allen voran führte Theodorich die Westgoten mit germanischem Ungestüm ins Treffen. Aber noch ehe er den Feind erreichte, sank er hin, von einem Pfeile getroffen. Durch den Tod ihres Königs zu höchster Wut entflammt, stürzten sich die Goten auf die Hunnen. Doch der Widerstand der Feinde war ebenso

grimmig. Tausende sanken tot nieder, die Schlacht blieb unentschieden, und die Nacht unterbrach den Kampf.

Attila eilte ins Lager zurück und ließ, echt indoarisch, einen großen Scheiterhaufen errichten, um in den Flammen sein Grab zu finden, wenn der nächste Tag ihm Unglück bringen würde. Als der Morgen angebrochen war, wagte er nicht, den Kampf zu beginnen. Er mißtraute den germanischen Stämmen, welche er gezwungen mit sich führte und die in der Schlacht sehr flau und ohne Eifer für ihn gestritten hatten. So behauptete Aetius mit den ihm verbündeten Germanen das Schlachtfeld.

Die Goten hatten ihren gefallenen Heldenkönig unter Klagen und Weihgesängen zur Erde bestattet und seinen Sohn Thorismund zum König erhoben. Als sie nun, erfüllt von Rachegedanken, sich aufs neue in den Kampf stürzen wollten, verhinderte dies Aetius. Denn er fürchtete jetzt weniger den gedemütigten Attila, als die Macht siegender Westgoten. Aetius überredete sie, in ihr Land zurückzukehren.

Attila sah, daß niemand ihn angriff und verfolgte, brach das Lager ab und zog sich über den Rhein zurück, wo ihn einige germanische Stämme bereits verließen, um sich auf beiden Donauufern anzusiedeln. Er wandte sich jetzt nach Italien. Nach heißem Kampfe eroberte er Aquileja und legte es in Trümmer. Hierauf plünderte er Oberitalien und ließ es als Wüste hinter sich zurück. Die meisten Bewohner flohen. Einige wandten sich nach den Inseln des Adriatischen Meeres, wo sie nachmals den Grund zum späteren Venedig legten.

Rom zitterte. Weder die Legionen, noch der Kaiser, noch der Senat hatten den Mut, den schrecklichen Barbaren entgegenzutreten. Da raffte sich Papst Leo auf, nahm den Bischofstab zur Hand und ging furchtlos ins hunnische Lager zu Attila. Und wie die Brahmanen Indiens ohne Hilfe der Krieger das Negertum des Landes durch die Macht ihrer geistigen Überlegenheit besiegt hatten, so wußte auch Papst Leo der Große den gewaltigen Attila zu überwinden und Rom zu retten. Er brachte ihm versöhnende Geschenke und stellte ihm mit rührender Milde vor, Rom werde von Gott selbst beschützt, kein Feind könne ungestraft in die Stadt eindringen. Nur wenige Tage habe Alarich die Eroberung der Stadt überlebt und Ataulf sei mitten in seiner Siegeslaufbahn gefallen.

Attila ließ durch des Papstes Worte sein hartes Gemüt erweichen. Viel mochte dazu der Umstand beitragen, daß es für sein so zahlreiches Heer in Italien an Lebensmitteln mangelte und daß ein großes Sterben das Land heimsuchte. Er zog sich über die Alpen zurück und streifte an der Donau umher. Zwei Jahre später, 453 n. Chr., ward er von einer germanischen Jungfrau, deren Vater Attila erschlagen hatte, in der Hochzeitsnacht ermordet. Seine Söhne erwiesen sich als zu schwach, das große Heer beisammen zu halten. Der Hauptgrund ihrer Schwäche war ihre Uneinigkeit.

Alle germanischen Völker schüttelten das fremde Joch ab und verließen nach und nach die Hunnen, nachdem die Gepiden das Beispiel dazu gegeben hatten. Alle zogen sie nun umher, Beute zu machen oder neue Wohnsitze zu finden. Die Germanen nahe den nördlichen Meeren, welche vom Anprall der Hunnen verschont worden waren, machten es ebenso. Das römische Reich, immer mehr in seinem Innersten erschüttert, mußte die äußersten Provinzen ihrem Schicksal überlassen. Bereits fünfzig Jahre früher waren zum ersten Male die keltischen Pikten und Schotten wieder in Britannien eingefallen, nachdem die Römer diese Räuber lange Zeit abzuwehren gewußt hatten. Die von den Römern plötzlich nicht mehr beschützten Briten, der Kriegführung gänzlich entwöhnt, fühlten sich den wilden, fast kannibalischen Eindringlingen auf die Dauer nicht gewachsen und riefen im Jahre 449 vom Festland die Sachsen zu Hilfe. Diese, vereint mit den holsteinischen Angeln und Jüten, fuhren unter Führung ihrer Fürsten Horsa und Hengist nach Britannien hinüber und schlugen die Schotten und Pikten zurück.

Einmal im Lande, ließen sich jedoch die Sachsen und Angeln nicht bewegen, dasselbe wieder zu verlassen. Im Gegenteil, sie riefen neue Stammesgenossen herüber, um sich besser behaupten zu können. Kein Römer und kein Brite konnte diese Germanen von der Insel vertreiben. Man gewöhnte sich dort und in den umliegenden Ländern sehr bald an die Herrschaft der Angelsachsen und nannte ihren Wohnort Angelland, woraus später das Wort England wurde.

So waren die Grenzen des weströmischen Reiches, noch außer der Abtrennung des oströmischen Gebietes, immer enger geworden. Im Innern wüteten Zwist, Argwohn und Treulosigkeit. Aetius, der Statthalter in Gallien, welcher durch Zerstreuung der germanischen Völker den jähen Untergang Roms nochmals tapfer und klug abgewehrt hatte, wurde auf Veranlassung des Kaisers Valentinian infolge falschen Verdachtes ermordet. Der Kaiser selbst fiel bald darauf durch die Hand des Maximus Petronius, der sich mit Eudoxia, der Witwe des Ermordeten, vermählte, um sich den Thron zu sichern. Eudoxia, welche dem Mörder nur gezwungen folgte, rief aus Rache den Vandalenkönig Geiserich nach Italien. Zum Entsetzen der Römer landete Geiserich mit einer großen Flotte an der italischen Küste und marschierte sofort nach Rom.

Maximus, welcher fliehen wollte, ward vom erzürnten Volke noch unter den Toren zurückgehalten und niedergemetzelt. Geiserich eroberte Rom und hielt siegreichen Einzug. Zwei Wochen plünderten die Vandalen Rom und schleppten alles nach Afrika, was vorher die Goten nicht genommen hatten. Auch Eudoxia nahm Geiserich mit nach dem Vandalenreiche und vermählte sie seinem Sohne Hunerich. Die nachfolgenden römischen Kaiser regierten nur vorübergehend, solange sie durch germanische Truppen oder Verbündete geduldet und geschützt wurden. Denn mitten im Reiche waren überall germanische Völker anwesend.

Alanen, Sueven und Westgoten hausten in Spanien. Westgoten, Franken und Burgunder saßen in Gallien. Zwischen Rhein und Donau wohnten Helvetier, Alemannen und Sueven, an der Ost- und Nordsee bis zur Mitte des Landes Sachsen und Friesen. Südlich weilten die Thüringer und im Donautal bis hinunter nach Pannonien die Bayern, als Nachkommen der Bojer, vermischt mit zurückgekehrten Markomannen, deren Väter einst aus dieser Gegend vertrieben worden waren. Die Ostgoten aber lagerten in Oberitalien. Im Jahre 476 kam an der Spitze von Scyren, Rugen und Herulen der germanische Heerführer Odoaker nach Italien. Er setzte den Kaiser Romulus ab. Seine Truppen riefen ihn zum König von Italien aus, und Odoaker behauptete sich während der nächsten dreizehn Jahre in diesem Lande als Herr und Gebieter.

Von allen germanischen Völkern zeigten sich nach dem großen Hunnensturme die Franken vorläufig als das mächtigste. Ursprünglich von Nordgermanien an den Rhein gewandert, hatten sie dort noch immer den Hauptsitz ihrer Macht, indem sie, mit ehemaligen anderen Stämmen verschmolzen, alle Gegenden um Lippe, Roer, Sieg und Lahn bis weiter nach Batavien bewohnten. Man kannte die Franken als einen Völkerbund, dessen verschiedene Gruppen von mehreren Fürsten regiert wurden.

Die Gallier unterschieden die am Rhein seßhaften Franken als Salier und die in Gallien besoldeten oder auf Raub ausziehenden Stämme als Ripuarier. Die Franken waren von allen Germanen am meisten durch die römische Kultur umgewandelt worden. Man hielt die Franken für die gebildetsten, aber auch für die romanisch verderbtesten Germanen. Ihre ersten bedeutenden Fürsten waren Faramund, Klodio und Meroveus. Von Letzterem stammte das Königsgeschlecht der Merovinger ab. Dem Meroveus folgten Childerich und Chlodwig. Mit Chlodwig begann die Glanzzeit der Franken. Denn seine Vorfahren hatten noch in Sold und Dienst der gallischen Statthalterschaft gestanden und nur durch ihr glänzendes Gefolge die andern Frankenfürsten übertroffen.

Seit durch Odoakers Einfall in Italien kein weströmischer Kaiser mehr herrschte, fühlte sich Syagrius, der römische Statthalter, in Gallien als Herrscher des Landes. Doch Chlodwig erkannte ihn als solchen nicht an. Er erhob sich gegen ihn und besiegte ihn im Jahre 486 bei Soissons. Syagrius floh zu Alarich, dem König der Westgoten. Chlodwig verlangte seine Auslieferung. Alarich gewährte sie, und Syagrius wurde hingerichtet. Jetzt war die Römerherrschaft in Gallien für immer vernichtet. Alle römischen Besatzungen streckten die Waffen und huldigten dem Chlodwig, welcher nun an Stelle der römischen Kaiser und ihrer Statthalter waltete. Die alte Bevölkerung ward ihm tributpflichtig.

Auch den Franken gegenüber nahm Chlodwig jetzt eine hervorragende und eigenmächtige Stellung ein. Er strebte, nach Römerart zu herrschen und schreckte weder vor List noch vor Grausamkeit zurück. Noch waren die Franken Heiden und Chlodwig ebenfalls.

Nur seine Gemahlin Klothilde, aus fürstlich burgundischem Geschlechte, war Christin. Im Verein mit den Priestern hatte sie oft Bekehrungsversuche gemacht. Aber Chlodwig wies das Christentum hartnäckig von sich und duldete nur, daß seine Kinder getauft wurden. Als diese jedoch bald darauf starben, gab er der Taufe die Schuld und war dem Christentum noch abgeneigter, als vorher.

Im Jahre 496 riefen die Uferfranken Chlodwig zu Hilfe. Denn diese wurden von den Alemannen hart bedrängt. Chlodwig erschien, und bei Zülpich kam es zur Schlacht. Als die Franken wankten und Chlodwig vergebens zu seinen Göttern flehte, betete er zu Jesus als Schlachtengott und gelobte Christ zu werden, wenn er gerettet würde. Darauf stürzte er sich von neuem ins Schlachtgewühl, und die Mannen, durch sein Beispiel angefeuert, folgten.

Der Alemannenfürst fiel, und damit sank der Mut seines Volkes. Die Alemannen ergaben sich und erkannten Chlodwig als Herren an. Sie behielten ihre Stammverfassung, kämpften aber in Zukunft in Chlodwigs Heer. Nur einen Teil des Grundeigentumes mußten die Fürsten und Adligen der Alemannen dem Chlodwig in dessen Privatbesitz abtreten, wodurch der Grund zum reichen Krongut der Frankenkönige gelegt wurde.

Am nächsten Osterfeste ließ sich Chlodwig zu Rheims mit seinen Schwestern und dreitausend Getreuen seiner Hofhaltung vom Bischof Remigius taufen. Den Galliern galt Chlodwig nun erst als rechtmäßiger König. Doch dieser wurde durch das Christentum in seiner Gesinnung nicht milder. Er blieb so lasterhaft und gewalttätig, wie vorher. Aber ein prächtiger Vorwand war der Katholizismus jetzt für Chlodwig, mit heiliger Entrüstung über die Goten herfallen zu können. Denn die Westgoten waren arianische Christen, welche nur ein Menschentum Jesu, aber nicht die Gottheit Christi anerkannten. Dagegen waren die Gallier, welche im Süden unter gotischer Herrschaft standen, längst gut katholisch und besonders aus religiöser Meinungsverschiedenheit mit ihrem gotischen Adel sehr unzufrieden. Chlodwig benutzte das listig.

Im Jahre 507 brach der Krieg aus. Bei Poitiers kam es zur Schlacht. Die Westgoten wurden geschlagen. Alarich, ihr König, fiel. Gesalich, sein Nachfolger, schloß Frieden mit den Franken und zog sich nach Spanien zurück. Gern hätte Chlodwig schon jetzt alles Land nördlich von den Pyrenäen mit dem Frankenreiche vereinigt. Aber Theodorich, der König der Ostgoten, war in zu drohender Nähe und wollte das nicht leiden. Dafür hielt sich Chlodwig am Rheine schadlos. Er ließ Sigibert, den Fürst der Uferfranken, durch dessen Sohn Chlodimir und diesen wieder durch Gesandte ermorden. Dann kam er selbst herbei, nahm die reichen Schätze an sich, und die überraschten Uferfranken mußten ihn als König anerkennen.

Als Chlodwig das erreicht hatte, brachte er das Gebiet und das Vermögen seines Vetters Chararich an sich. Den Vetter und dessen Sohn aber setzte er gefangen und ließ ihnen das lange Haupthaar, das Zeichen des freien Mannes und Fürsten, abschneiden.

Als der Vater über diese Schmach klagte, tröstete ihn der Sohn mit den Worten: „Bald wächst das abgeschnittene Laub am grünen Holze wieder!“ Chlodwig erfuhr diesen Ausspruch und ließ Vater und Sohn töten. Auf ähnliche Weise ließ Chlodwig jeden Frankenfürsten öffentlich oder heimlich umbringen, bis er allgemein als König anerkannt ward. Fast den ganzen alten Adel hatte er ausgerottet und damit das fränkische Germanentum. Was übrig blieb, waren Kelten.

Bei Festlichkeiten trug Chlodwig zuletzt Krone und Purpurmantel. Er saß prunkvoll zur Tafel und hielt einen glänzenden Hofstaat. Die alten römischen Patrizierfamilien wurden an den Hof gezogen und betrachteten ihre Bevorzugung als Anerkennung ihrer edlen Abkunft. Sie wußten die höchsten Ämter zu erlangen, und die Franken staunten ihren König an, welcher sich wie ein römischer Kaiser zu benehmen wußte. Als Chlodwig im Jahre 511 starb, feierten die Priester sein Andenken als das ihres Wohltäters, als eines Heiligen und eines ersten rechtgläubigen Christen unter den germanischen Fürsten. Dem nahen und fernen Ausland aber galt der Name der Franken lange Zeit als Bezeichnung für alle Germanen ohne Unterschied des Stammes, und die Sarazenen nannten bald alle Europäer Franken. —

Während der Herrschaft Chlodwigs im Westen, saßen im Osten an der unteren Donau die Ostgoten als gefährliche Nachbarn des oströmischen Reiches. Um den Frieden zu erhalten, zahlten die energielosen oströmischen Kaiser alljährlich an die Ostgoten großen Tribut. Einst machte Kaiser Leo den Versuch, die Zahlungen einzustellen. Aber die Ostgoten plünderten darauf sein Land bis nahe an Konstantinopel. Hierauf zahlte er schnell allen rückständigen Tribut, und beide Parteien gaben sich zur Besiegelung des Friedens gegenseitig Geiseln. Unter diesen Geiseln befand sich auch der siebenjährige Theodorich, aus dem Geschlecht der Amaler, welcher nun in Konstantinopel erzogen ward und als achtzehnjähriger Jüngling zu seinem Volke zurückkehrte. Bald tat er sich auf kühnen Kriegszügen gegen die Sarmaten hervor und war auch durch persönliche Vorzüge wohl gelitten.

Kaiser Zeno fürchtete allmählich den jungen Helden. Um ihn aus dem Osten zu entfernen, verlieh er ihm den Titel eines Konsuls, gab ihm Italien als ein Lehen, das er sich erwerben dürfe und forderte ihn auf, dort seinem Tatendrang zu folgen. Theodorich brach mit dem ganzen Volke auf und wandte sich nach Italien. Odoaker trat ihm entgegen, ward aber geschlagen und mußte sich nach Ravenna zurückziehen. Dort verteidigte er sich drei Jahre lang. Dann unterhandelte er mit dem Sieger und überlieferte sich der Gnade desselben. Bei einem Gastmahl ward er jedoch samt seinem Edelgefolge von Theodorich erschlagen. Zum Verdruß des oströmischen Kaisers, welcher gehofft hatte, die Ostgoten würden in Italien durch Odoaker zugrunde gehen oder stark geschwächt werden, ging die Herrschaft über Italien nun in die Hände der Ostgoten über.

Theodorich regierte würdig in dem eroberten Italien. Er schützte Sprache und Art seines Volkes durch Gesetze und nahm den dritten Teil alles kulturfähigen Landes für sich in Anspruch. Die übrigen zwei Drittel überließ er den alten Bewohnern. Über die Provinzen setzte er Herzöge. Den Besiegten war er, von weisen Räten umgeben, ein milder Herr, und die nördlichen Grenzvölker schützte er gegen die Übergriffe des Frankenkönigs. Da Theodorich bei seinem Tode, im Jahre 526, keinen Sohn hinterließ, regierte seine verwitwete Tochter Amalasuintha für ihren minderjährigen Sohn. Als dieser jung starb, ward Amalasuintha Königin. Da sich jedoch feindliche Parteien gegen sie erhoben, nahm sie den Theodahat als Mitregenten an, welcher bald darauf alle der Amalasuintha ergebenen Edlen umbrachte. Sie selbst führte er gefangen nach einer Insel, wo er sie ermorden ließ.

Zu dieser Zeit regierte über das oströmische Reich Justinian. Dieser sah mit Vergnügen die Uneinigkeit unter den Goten. Er sandte seinen Feldherrn Belisar, welcher das Vandalenreich in Afrika vernichtet und dasselbe zur oströmischen Provinz gemacht hatte, nach Italien, um auch dieses Land wieder seinem Reiche anzugliedern. Unter dem Vorwand, er wolle den Tod der Amalasuintha rächen, forderte Belisar die Ostgoten zum Kampf auf. Vorher hatte er bereits Sizilien weggenommen und Neapel unterworfen. Der Frankenkönig war durch Geschenke bewogen worden, den Goten nicht beizustehen.

Theodahat unterhandelte mit Justinian und gelobte ihm vergebens Treue und Unterwerfung. Belisar kam immer näher und die Goten erhoben den tapfern Vitiges zum König. Theodahat, welcher nach Ravenna zu entfliehen suchte, ward unterwegs ermordet. Vitiges, der neue König, schickte aufs neue Gesandte an Justinian und bat um Frieden, da der Tod der Amalasuintha jetzt gerächt sei. Auch zu den Franken wurden Gesandte geschickt, um sie zur Rettung ihrer germanischen Brüder aufzufordern. Andere Boten gingen zu den Persern, um sie zu bitten, den Justinian von der andern Seite her anzugreifen.

Die Franken waren nicht gesonnen, selbst am Kampfe teilzunehmen, sandten aber die Burgunder zuhilfe. Diese belagerten mit den Goten Mailand, begannen aber bald, auf eigene Faust zu plündern und kehrten dann wieder in die Heimat zurück. Da Belisar in Uneinigkeit und Eifersucht mit seinem Mitführer Narses lebte, hatten die Goten einige Zeit Erfolg. Aber Justinian berief den Narses ab, und nun führte Belisar den Krieg allein.

Plötzlich kam der Frankenkönig Theudebert mit großer Heeresmacht nach Italien. Die Goten sahen ihm freudig entgegen. Aber die Franken zogen mit Ungestüm ins Lager ein, und fielen, statt die gehoffte Hilfe zu bringen, mordend über die arglosen Goten her. Entsetzt flüchteten diese nach Ravenna. Die Franken wandten sich nun gegen Belisar und schlugen ihn. Trotzdem konnten die Franken Italien nicht gewinnen. Vernichtende Seuchen brachen in ihrem Heere aus und richteten dasselbe zugrunde. Nur einige

Berggegenden im Süden Germaniens und einige Alemannenstämme, welche sich ihrer Herrschaft seither noch entzogen hatten, waren von ihnen unterworfen worden.

Nachdem die Goten den Totilas zu ihrem Feldherrn gewählt, wurden sie wieder siegreich. Sie zogen hinab nach Unteritalien und gewannen Neapel. Da raffte Belisar sich von neuem auf und drängte sie wieder zurück. Von den Alpen her drang Narses inzwischen mit Langobardenscharen vor. Die Langobarden, von Nordgermanien stammend, hatten sich nach langem Umherstreifen an der untern Donau niedergelassen. Sie hatten die kleineren Germanenvölker der Herulen und Gepiden, sowie andere Stämme geschlagen und unterjocht, wodurch sie zu Macht und Ansehen gelangten. Nachdem Totilas sich mit dem Heer des Gotenherzogs Tejas vereinigt, kam es im Jahre 552 bei Tagina am Fuße der Apenninen zu einer Schlacht, welche bis in die Nacht hinein dauerte. Totilas ward durch einen Pfeil tötlich verwundet. Mit Mühe rettete sich Tejas mit dem Rest der Goten.

Bereits waren einige Herzöge der Alemannen unterwegs, den Goten Hilfe zu bringen, als auch Tejas in Unteritalien im Kampfe fiel. Die letzten der Ostgoten baten Narses um freien Abzug, und dieser gewährte die Bitte. Auf dem Wege über die Alpen schlossen sich die Goten den daherziehenden Burgunderherzögen Bucelin und Leutharis an. Die vereinigten Heere bedrohten Oberitalien mit Raub und Mord. Dann zog Leutharis mit einem Heer am Adriatischen Meere hin, Bucelin am tyrrhenischen Meere. In Unteritalien gedachten sich die Heere wieder zu vereinigen. Bei Otranto jedoch brach im Heer des Leutharis, dessen Mannen durch allerlei Ausschweifungen widerstandslos geworden waren, ein großes Sterben aus. Da kehrte Leutharis um und rettete die erbeuteten Schätze nach Oberitalien. Aber am Gardasee erlag er mit dem ganzen Heer der Seuche.

Unterdes wartete Bucelin bei Kapua auf ihn. Statt des Leutharis erblickte Bucelin jedoch plötzlich den Narses mit seiner Heeresmacht. In der nun folgenden Schlacht ward das ganze Heer des Bucelin aufgerieben. Nur fünf Mann sollen sich in die Heimat zurück gerettet haben. Italien aber erkannte die Herrschaft des oströmischen Kaisers an und Narses verwaltete das Land als Statthalter. Das Reich der Ostgoten war vernichtet. Die wenigen in Italien zerstreuten Goten verschwanden in der Menge der alten Bevölkerung und gingen darin durch Vermischung unter.

Genau so gestaltete sich der Verfall der Westgoten. Auch bei ihnen schwand germanische Sprache und Sitte immer mehr dahin. Als gegen Ende des sechsten Jahrhunderts ihr König Reccard starb, welchen die Historiker die Lust und Wonne seiner Untertanen nannten, überwog in seinem Reiche bereits der Typus der alten römischen Spanier. Und hundert Jahre später verschwand mit dem Tode Roderichs das westgotische Reich und der Name der Westgoten für immer. Ebenso waren Alanen und Sueven in der spanischen Bevölkerung, die Vandalen in der afrikanischen

Bevölkerung versunken. In Gallien vermischten sich die Franken längst mit den Vorbewohnern des Landes. Ebenso erging es den Germanenstämmen an Rhein und Donau. Eigentlich mischten sich nur finnische Kelten mit hamitisierten Kelten. Denn das skandinavische Geten- und Sakentum, das echte Germanentum, war durch Kämpfe und Abenteuer, sowie durch gegenseitigen Mord und Totschlag stark vermindert worden.

Das Frankenreich zerfiel nach Chlodwigs Tode zunächst in vier Länder. In diese teilten sich die vier Söhne des Königs. Ebenso teilten sie sich in das Gefolge und in den übrigen Nachlaß. Theuderich, der Älteste, regierte in Metz und herrschte über die Uferfranken und Alemannen. Sein Land hieß Austrasien oder Ostfranken. Die Länder westlich, seinen Brüdern gehörig, hießen Neustrien oder Westfranken.

Theuderich trachtete, wie sein Vater, zunächst nach neuen Eroberungen. Seine erste Fehde galt den Thüringern, welche nach der Völkerwanderung das Fichtelgebirge bewohnten und ein ansehnliches Volk waren. Sie wurden von drei Brüdern, Baderich, Berthar und Hermannfrid, regiert. Hermannfrid, mit einer Nichte des Ostgoten Theodorich vermählt, ermordete auf Wunsch seiner Frau den Bruder Berthar. Er nahm dessen Land weg und zog dann auch gegen Baderich zu Felde. Dieser aber kämpfte so tapfer gegen den hinterlistigen Bruder, daß Hermannfrid die Ostfranken zu Hilfe rief und dem Theuderich die Hälfte des Landes als Siegespreis versprach. Theuderich tötete im Treffen den Baderich. Aber Hermannfried betrog ihn um das versprochene Land und Theuderich kehrte mit Rachegedanken heim.

Nach einiger Zeit versammelte Theuderich seine Mannen, führte ihnen die Feindseligkeit und Treulosigkeit der Thüringer zu Gemüte und forderte sie zur Heeresfolge gegen die Verhaßten auf. Alemannen und Sachsen wurden ebenfalls zur Teilnahme am Kriege eingeladen. An der Unstrut trafen die Gegner aufeinander. Die Thüringer wurden geschlagen. Doch Hermannfrid wußte sich trotzdem zu halten. Da lud ihn Theuderich zu einem friedlichen Vergleich nach Zülpich ein. Er nahm ihn gastlich auf. Als sie jedoch eines Tages im Gespräch auf der Stadtmauer sich ergingen, stieß Theuderich den Hermannfrid plötzlich in die Tiefe hinab. Dann eilte er schnell nach Thüringen und unterwarf das Land im Jahre 554.

Vordem waren Theuderichs Brüder in Burgund eingebrochen. Dort herrschte seit achtunddreißig Jahren König Sigismund, welcher sein Land lange friedlich regierte. Als Sigismund jedoch nach dem Tode seiner Gemahlin Ostrogotha, einer Tochter Theodorichs, sich aufs neue vermählte, war der Friede in Haus und Land gebrochen. Die zweite Gattin klagte den ältesten Sohn Sigismunds, den Sigerich an, er strebe nach der Herrschaft. Der Vater, welcher das glaubte, ließ den Sohn ermorden. Als Sigismund die Tücke seiner Frau erkannte, war es zu spät. Sein Denken und Sinnen aber war von jetzt an ein haßerfülltes.

Klotilde, die Mutter der Frankenkönige, riet ihren Söhnen,

jene Wirren in Burgund zu nützen. Unter dem Vorwand von Erbansprüchen kam es zum Kampf, den Sigismund verlor. In Gefangenschaft geraten, ward er samt Frau und Kindern von Chlodomir ermordet. Bald aber fiel auch Chlodomir in einem neuen Kampfe gegen die Burgunder. Statt Chlodomirs Tod zu rächen, fielen seine drei Brüder ins Land ein, um dasselbe an sich zu reißen, obwohl Chlodomir drei unmündige Söhne hinterlassen hatte.

Von diesen errang Childebert den Vorzug. Er heiratete die Gattin des getöteten Bruders. Von dieser verlangte er bald darauf, sie solle ihren Söhnen das lange Haar abschneiden und sie dadurch zu Knechten machen. Als die entsetzte Mutter verzweifelt ausrief: „lieber tot als geschoren", — ermordete Chlotar, der andere Bruder, der mit Childebert im Einverständnis war, die beiden ältesten Söhne Chlodomirs. Der jüngste ward, von Getreuen seines Vaters lange verborgen gehalten, späterhin Priester.

Nach jahrelangen Bruderkämpfen und Bürgerkriegen vereinigte Chlotar das gesamte Frankenreich wieder unter sich. Aber bereits zwei Jahre später, im Jahre 558 starb er. Auch er hinterließ vier Söhne, von denen Charibert in Paris, Gunthram in Orleans, Sigibert in Metz über Austrasien und Chilperich in Soissons regierte. So war das Frankenreich von neuem zerfallen und mußte unter neuen Kämpfen leiden.

Charibert und Gunthram lebten nur dem Vergnügen. Sie wählten Frauen unter den Töchtern des Landes und entließen sie willkürlich. Doch Sigibert war kriegerisch und beutelustig. Er zog den Avaren entgegen, einem mongolischen Volk, welches jetzt in Europa einfiel und bereits in Thüringen hauste. Während aber Sigibert die Avaren besiegte, ward sein eigenes Land von seinem Bruder Chilperich überfallen, der bei der Teilung sich betrogen wähnte. Sigibert, in die Heimat zurückgekehrt, warf den feindlichen Bruder wieder aus dem Lande hinaus und schloß einen Vergleich mit ihm.

Als Sigibert sich hierauf mit Brunhilde, der Tochter des Westgoten-Königs Athanagild vermählte, wollte sein Bruder Chilperich deren Schwester Gaswintha zur Frau haben. Chilperich schied sich von seiner Gemahlin Fredegunde und den andern Frauen und heiratete Gaswintha, welche jedoch nach kurzer Zeit ermordet aufgefunden wurde. Darauf erklärte Chilperich Fredegunde wieder als rechtmäßige Frau, die aber von Brunhilde, Gaswinthas Schwester, fortan mit unversöhnlichem Haß verfolgt ward.

Da starb Charibert, und nun gesellte sich noch der Zank um das Erbe hinzu. Chilperich verbündete sich mit Gunthram. Aber Sigibert rief die Germanen jenseits des Rheines zur Heeresfolge auf und siegte über seine beiden Brüder. Nach alter Sitte wollte er sich durch Schilderhebung als alleinigen König der Franken anerkennen lassen. Als die Feier bereits im Gange war, nahten jedoch wie zur Huldigung zwei Männer und durchbohrten den Sigibert auf heimliches Anstiften der Fredegunde mit vergifteten Dolchen.

Nach der Tat rettete einer der Getreuen Sigiberts dessen

Sohn Childebert nach Metz, um ihn dort als Erben Austrasiens zu erziehen. Merowech, der Sohn Chilperichs aber vermählte sich mit Sigiberts Witwe Brunhilde. Da ließ Fredegunde auch ihn und alle älteren Söhne Chilperichs ermorden. Zuletzt brachte sie sogar den Gemahl meuchlings um, damit er ihre offenkundige Untreue nicht rächen könne. Nach dieser Tat flüchtete Fredegunde mit ihrem Sohne Chlotar in ein Kloster, wo sie vor Nachstellungen geschützt war.

Brunhilde umgab sich in Austrasien mit einem großen römischen Gefolge, um sich die Hilfe der Römer zu sichern, falls ihre Herrschaft angefochten würde. Vergeblich empörten sich die dadurch erzürnten Franken. Aus allen Angriffen und Verschwörungen, die gegen sie gerichtet waren, ging Brunhilde jedesmal mächtiger hervor, als sie vorher gewesen. Da starb im Jahre 596 Childebert, ihr Sohn. Man sagt, daß er durch Gift umgekommen sei.

Brunhildens Enkel, Theudebert und Theuderich, teilten das Reich. Theudebert nahm Austrasien, Theuderich Burgund. Brunhilde blieb anfangs bei Theudebert, ward aber sehr bald vertrieben und flüchtete zu Theuderich, welcher sich gänzlich von ihr beherrschen ließ. Sie zog Römer als Günstlinge und Würdenträger an den Hof. Wer ihr feindselig gesonnen war, den ließ sie töten, zog seine Güter ein und belehnte ihre Günstlinge damit. Ihre Enkel reizte sie zum Kampfe gegen einander, in welchem Theuderich, ihr Schützer, siegte.

Im Begriff, auch gegen Chlotar, den Sohn Chilperichs zu kämpfen, dessen Mutter Fredegunde inzwischen gestorben war, starb Theuderich im Jahre 613 plötzlich unvermutet zu Metz. Augenblicklich ließ Brunhilde seinen ältesten Sohn zum König ausrufen, damit dieser den Kampf gegen den verhaßten Chlotar fortsetze. Das Heer war aber der Herrschaft Brunhildens überdrüssig. Als die Schlacht beginnen sollte, liefen plötzlich alle Streiter davon. Ihre vier Urenkel wurden ermordet und das ganze Frankenreich huldigte dem Chlotar.

Chlotar nahm Brunhilde gefangen, ließ sie foltern und auf einem Kamel zur Schau durch das Heerlager führen. Dann ward sie an ein wildes Pferd gebunden und von diesem zu Tode geschleift. Der verstümmelte Leichnam wurde verbrannt. Das Frankenreich aber blieb unter Chlotar II. ein einiges Reich. —

Während dieser Wirren im Frankenreiche, hervorgerufen durch das Gezänk germanischer Fürstensöhne und Fürstinnen, herrschte auch in Italien beständige Unruhe. Seit dem Untergang der Ostgoten hatten sich dort die Dinge abermals geändert. Narses, welcher Statthalter des von ihm eroberten Italiens geworden war und welcher zuletzt auch noch die Heruler am Fuße der Alpen unterwarf, schaltete eigenmächtig wie ein Fürst im Lande. Kaiser Justinian, argwöhnisch geworden, wollte ihn heimrufen. Empört darüber, rief Narses zu seiner Hilfe gegen den Kaiser die Langobarden wieder zurück, welche er nach dem gemeinsamen Sieg über die Goten nur mit Mühe aus dem Lande hinaus gebeten hatte.

Augenblicklich brachen die Langobarden aus ihren pannonischen Gauen auf. Unter ihrem König Alboin wanderten sie mit Weib, Kind und aller Habe, im Verein mit andern Germanenstämmen, darunter besonders Sachsen, im Jahre 568 nach Italien. Unterwegs ließ Alboin in Friaul seinen Neffen Gisulf zurück und gab ihm die Herrschaft über dieses Gebiet, welches die heutige Provinz Udine, die Grafschaften Görz und Gradiska und den Idrianer Bezirk von Krain umfaßte. Dadurch deckte sich Alboin den Rücken. Er eroberte Mailand und alle umliegenden Städte, mit Ausnahme von Pavia, welches er unter Bewachung einer kleinen Belagerungsschar uneinnehmbar am Wege liegen lassen mußte.

Dann nahm Alboin alles Land weg bis auf Rom, Ravenna und einige Festungen am Meer. Nach Oberitalien zurückgekehrt, zog er auch in Pavia ein und machte die Stadt zum Sitz seiner Gewalt. Drei Jahre später ward Alboin jedoch auf Anstiften seiner Gemahlin Rosamunde, welche die heimliche Geliebte seines Waffenträgers Helmichis war, von diesem erstochen. Den Haß seiner Frau hatte sich Alboin dadurch zugezogen, daß er nach alter Sitte bei feierlichen Gelagen aus dem Schädel ihres Vaters trank, den er in der Schlacht erschlagen hatte.

Nach Alboin wurde Kleph König. Aber bereits nach achtzehn Monaten ward auch dieser von seinem Diener ermordet. Hierauf waren die Langobarden zehn Jahre lang ohne König. Mehr als dreißig Herzöge, darunter als mächtigste die von Friaul und Benevent, herrschten mit ihren Mannen, jeder nach Willkür. Sie ermordeten und verjagten die alten reichen Patrizier und nahmen vom hörigen Bauern den dritten Teil des Ertrages. Bald gingen sie auf neue Eroberungen aus und versuchten, die Franken aus den Alpengebirgen zu verdrängen. Diesen Kampf nährte heimlich der oströmische Kaiser in der Hoffnung, dadurch Italien wieder zu gewinnen. Seine Gesandten gingen mit reichen Geschenken zu den Franken, um sie zu einem größeren Krieg gegen die Langobarden zu bewegen, die unter Faucald, dem Herzog von Spoleto, eine Flotte gebaut und Neapel erobert hatten.

Um den Franken besser gewachsen zu sein, wählten die Langobarden nun wieder einen König. Autharis, der tapfere Sohn Klephs, vereinte das Langobardenreich wieder unter seiner Oberhoheit, gab Gesetze, schuf Ordnung im Lande und suchte mit den Franken Frieden zu schließen. Als seine Bemühungen scheiterten, verbündete sich Autharis mit den Bayern, deren Gebiet an das seine grenzte, indem unter diesem Sammelnamen die Bewohner Räthiens und Noricums verstanden wurden.

Die Bayern bestanden damals aus Markomannen, Herulen, Scyren, Turcelingen, andern Germanokelten und den alteingesessenen Keltoromanen. Regiert wurden sie von einem König aus dem Geschlecht der Agilolfinger. Dieser König residierte in Regensburg als freier Fürst, bis er unter die Botmäßigkeit der Franken geriet, wie vor ihm die Alemannen, Thüringer und Friesen.

Die Bayernkönige waren vielfach mit den Frankenkönigen ver-

wandt. Theodo hatte Regintraut, die Tochter Theodeberts zur Frau. Theodebert aber war der Sohn des Frankenkönigs Theuderich. Theodo ward durch seine fränkische Gattin zum Christentum bekehrt, und sein Sohn Garibald lebte später einige Zeit am fränkischen Hofe, wo er sich mit der Witwe des Königs Theudebald vermählte.

Da erschienen eines Tages zu Regensburg Gesandte der Langobarden und warben für ihren König Autharis um Theudelinde, die Tochter Theodos. So wurde Theudelinde, welche bereits vorher dem Frankenkönig Childebert II. verlobt war, aber, wegen der Ehewirren in Gallien, sicht nicht dorthin gewagt hatte, die Frau des Langobardenkönigs.

Durch Brunhilde und den oströmischen Kaiser angestachelt, zogen nun die Franken gegen die Langobarden zu Felde und fielen in Oberitalien ein. Uneinigkeit und Genußsucht ließen sie aber nicht zum Siegen kommen. Dagegen geriet Bayern unter vollständige Herrschaft der Franken. Thassilo, der nächste Bayernfürst, besaß nicht mehr den Rang eines Königs, sondern nur den eines Herzogs.

So waren die Franken, trotz innerer Unruhen, nach außen hin mächtig. Gelehrige Schüler der Römer, hatten die Franken das Christentum angenommen, das sie freilich auf seltsame Weise ausübten. Besonders bevorzugten sie den Eidbruch. Darum ließen ihre Priester den Eid vielfach auf Hostien und Reliquien schwören, indem man denselben Zauberkraft zuschrieb. Aber auch das half nicht. Meist lebten die Könige in Vielweiberei oder wechselten die Frauen nach Belieben, welche einander wiederum beständig mit Dolch und Gift verfolgten.

Macht, Reichtum und Weltlust waren die Götzen der Fürsten und ihrer Untergebenen. Je inniger die Vermischung der Franken mit den Romanen wurde, desto mehr schwand alte germanische Sitte. Die Sieger, welche die Verfassung der Gallier annahmen, redeten bald auch deren Sprache. Nur einzelne Frankenkönige bevorzugten die germanische Sprache und verfaßten Dichtungen nach germanischer Art. Aber sie konnten den Untergang des Germanentums in Gallien nicht mehr aufhalten.

Als der alte Frankenadel unterging, bildete sich ein neuer Dienstadel. Alte römische Patrizierfamilien gelangten bei Hofe zu Würden, weil sie für viele Dienstangelegenheiten am besten zu brauchen waren. Selbst Leibeigene kamen oft zu einflußreicher Stellung und heimsten Vermögen ein. Es entstand eine Leibwache und im Anschluß an dieselbe ein stehendes Heer. Heer und Dienstadel wurden durch Gewährung von Lehensgütern aus dem großen Krongute besoldet.

Wie in uralten Zeiten, so galt der König noch immer als oberster Richter. In seiner Vertretung waltete der Hofrichter, auch Palast- oder Pfalzgraf genannt. Der Kämmerer hütete den königlichen Schatz, die Einkünfte und das Münzwesen. Der Marschall hielt die Reiterei in Ordnung und war, gleich den Herzögen, ein oberster Heerführer. Der Truchseß verpflegte das engere Gefolge des Hofes. Der Schenk waltete als Oberkellermeister und hatte

das Gefolge mit Wein, Bier und Meth zu versorgen. Auf den Krongütern wohnten alle für den königlichen Dienst notwendigen Handwerker als Bedienstete. Ganz in derselben Weise lebten die übrigen vornehmen Franken auf ihren Gütern.

Die größte Güterbesitzerin war im Frankenreiche frühzeitig schon die Kirche. Und die Gläubigkeit wohlhabender Frömmlinge machte sie immer reicher. Die Könige, welche mit Vergnügen den großen Einfluß der Kirche auf das Volk sahen, gewährten den Kirchgütern eigene Gerichtsbarkeit und entzogen sie der Gewalt der Grafen. Die Kirchengüter mit ihren Rechten wurden bald zu mächtigen Herrschaften. Die Bischöfe ließen durch Dienstmannen diese Güter verwalten und gehörten infolge ihres Besitzes mit zum hohen Reichsadel.

Vornehme Franken oder Römer bewarben sich daher sehr oft um ein verwaistes Bistum. Hatten sie dieses nebst Würde erhalten, lebten sie nach wie vor meist bei Hofe und überließen die geistliche Bürde ihren Untergebenen. Zu einer der einflußreichsten Stellungen bei Hofe gestaltete sich die des Erzkaplans oder Erzkanzlers. Er waltete als Meister über das ganze Urkundenwesen, sowohl was Ausfertigung, als auch was die Aufbewahrung anbetraf.

Viele Bischöfe waren so angesehen, daß sie im königlichen Rate saßen. Oft wurden ihnen die wichtigsten Angelegenheiten zur Beratung und Entscheidung übergeben. Mehr und mehr trachteten die Könige danach, die Bischöfe der Krone dienstbar zu machen, da sie die Bedeutung der kirchlichen Macht erkannten. Ursprünglich ernannte den Bischof die Geistlichkeit der Provinz, worauf die Gemeinden das Recht hatten, die Wahl zu verwerfen oder zu bestätigen. Das Bestreben der Könige, den Bischof zu wählen, gelang aber allmählich. Geistlichkeit und Volk traten gegen die Entscheidung des Königs in den Hintergrund. So wurde die Kirche immer mehr dem königlichen Willen nutzbar gemacht. Wie bei den Franken, entwickelten sich später auch bei den deutschen Völkern ähnliche Verhältnisse.

In jenen Tagen jedoch waren in Germanien die Zustände noch einigermaßen urwüchsig. Wurde durch einen Stammeszweig ein Dorf angelegt, bekam jeder Freie ein von der Straße her zugängliches Landgut, von gleicher Größe und gleichem Wert, wie es die anderen in Besitz nahmen. Auf diesem Gut baute der Grundherr mit seinen Hörigen Haus und Hof, Ställe und Scheunen. Die Stammesfürsten und die Herren des fürstlichen Gefolges erhielten bei der Urverteilung größere Güter, Außerdem durfte der König über alles Land als Eigentum verfügen, das niemand in Besitz genommen hatte. Jeder umgrenzte sein Gut mit einem Zaun oder Haag von Strauchwerk. Zu jedem Dorf gehörte noch gemeinsame Viehweide und gemeinsamer Wald. Diesen gemeinsamen Besitz nannte man Allmende. Ebenso blieben Wasser und Wege in Gemeinbesitz.

Ursprünglich waren viele Güter nur Lehen. Mit der Zeit wurden sie aber zu festem erblichen Familienbesitz, welchen man eine Herrschaft nannte. Mitbürger einer Gemeinde konnte nur derjenige werden, der eine Herrschaft erwarb oder dessen Ankunft

und Niederlassung eine gewisse Anzahl von Jahren hindurch niemand angefochten hatte. Denn anfangs war in jeder Gemeinde noch viel Grund und Boden zu neuen Ansiedlungen vorhanden.

Jeder Gemeinde lag innerhalb ihrer Marken die Pflicht gegenseitiger Haftung, Unterstützung und Aufrechterhaltung des Friedens ob. Über alles, was Hab und Gut betraf, hatte bei Streitigkeiten das Markgericht zu entscheiden, welches vorher angesagt ward. Alle anwesenden Markgenossen sprachen das Urteil. Der Markvorsteher leitete die Versammlung.. Jeder Grundherr bewirtschaftete sein Gut nach Belieben ohne Gemeindezwang. — Das Gemeindegut unterlag der Dreifelderwirtschaft.

In solcher Weise siedelten sich die Germanen vor und nach der Völkerwanderung an. Auch während der Römerherrschaft bestanden diese altherkömmlichen Gewohnheiten, nur daß während dieser Zeit auf jedem Gut die Abgabe an die römische Verwaltung lastete. Nach dem Sturz der Römerherrschaft wurden beim Vordringen der Germanen die römischen Bewohner einer Gegend ebenso zu Leibeigenen oder Hörigen gemacht, wie in Vorzeiten die Keltofinnen. Die Leibeigenen mußten den Siegern und deren Nachkommen das Land bebauen und Abgaben entrichten. Einen Teil ihres ehemaligen Eigentumes durften sie für den eigenen Familienbedarf bebauen.

Diese wohltätige naturgemäße Ordnung war nach der Völkerwanderung nicht nur in den ehemaligen römischen Provinzen herrschend, sondern in ganz Deutschland. Der Schwächere hatte dem Mächtigeren zu gehorchen. Er arbeitete für ihn oder hatte ihm Zins zu zahlen, wenn er ihm nicht zu beidem verpflichtet war. Ein Fürst, welcher bei der Verteilung des Gebietes viele Herrschaften und ganze Bauerngemeinden erhielt, ließ seine Güter durch die eingesessenen Bauern bebauen, oder er nahm, wie vormals die römischen Eigentümer, Zins und Abgaben. Der Großgrundherr lebte der Verwaltung seines Besitzes, dem Spiel, der Jagd und dem Krieg. Nur der Gemeindefreie, der kleine Gutsbesitzer, bebaute sein Gut mit wenigen Hörigen und seiner Familie selbst.

Wie das freie Land, so fielen auch die römischen Städte Germaniens allmählich in die Hände der Germanen, wobei viele Städte zerstört wurden und vom Erdboden verschwanden. In den Städten, welche diese Kämpfe überdauerten, erhielten sich zwar einzelne römische Familien und deren Nachkommen noch lange Zeit. Doch bald überwog die germanisierte Bevölkerung. Der Wechsel der Herrschaft hatte hier, abweichend vom Lande der Gallofranken, auch einen Wechsel der Sprache und Sitte zur Folge. Während Sprache und Sitte in Gallien romanokeltisch blieben, wurden sie in Deutschland germanokeltisch. Am meisten römisch blieben die Gewerbetreibenden, welche nur sehr allmählich germanokeltisiert wurden.

Die germanischen Landschaften zerfielen in Gaue und diese wieder in Hundertschaften. Die Hundertschaften waren Genossenschaften von Herrschaftshöfen bis zu hundert an Zahl. Hatte die Landschaft oder die Gauversammlung Krieg beschlossen, so sandte

jede Hundertschaft ihre Heeresfolge. Krieg wurde nur zur Sicherung oder Wiederherstellung des Friedens geführt. In Vorzeiten entstand auch Krieg, wenn der junge überzählige Adel sich neue Odals und Feudals suchte. Als aber bereits überall Germanenabkömmlinge in Europa die Herrschaft behaupteten, ward dieser Beweggrund zur Kriegführung immer seltener. Wie in uralten Zeiten, so befehligte auch nach der Völkerwanderung der Gaugraf die Gaukämpfer. Herzöge und Könige geboten über das gesamte Heer.

Die regelmäßigen Gauversammlungen waren noch immer zugleich das Gaugericht, welches über Buße und Strafe entschied, sobald sich jemand am Frieden einer Hundertschaft vergangen hatte. Jedem Grundherrn stand es zu, auf dem Gautage sein Recht und seine Freiheit zu wahren. Nur der Grundbesitz berechtigte zur Teilnahme an der Gauversammlung. Selbst die erwachsenen Söhne, welche, wehrfähig und freigeboren, Glieder der Gemeinde waren, konnten ihr Recht nicht selbst schützen, solange sie nicht Grundbesitz hatten. Die Freiheit wurzelte im Grundbesitz.

Somit galt der Grundherr zugleich als Vertreter seiner ganzen Familie. Hiermit hing wieder die Ordnung der Erbfolge zusammen. Niemand konnte nach Willkür über seine Herrschaft verfügen. Er blieb gebunden an die Ansprüche der Sippe auf das Stammvermögen. Um Zersplitterung des Stammgutes zu vermeiden, ward es schon früh Sitte, nur Einem der männlichen Nachkommen die Herrschaft zu vererben. Dieser Haupterbe war meist der älteste Sohn. —

Die Grundherren walteten zur Frankenzeit in Germanien noch als die angesehensten und mächtigsten Vertreter der Nation. Söhne und deren Nachkommen, welche in Ermanglung eigener Herrschaft an Fürstenhöfen, in Kriegsheeren oder in Gau- und Landesverwaltungen Dienste suchen mußten, standen damals noch, besondere Ausnahmen abgerechnet, den Grundherren an Würde nach. Anders hatten sich die Dinge im Frankenreiche gestaltet, welches von Anfang an das römische Kaiserreich im Kleinen nachahmte.

Im Frankenreiche bildeten Hof- und Dienstadel bereits eine fühlbare Macht. Die Würdenträger leiteten dort durch Rat und Tat die Angelegenheiten des Landes. Sie erhoben sich als Hochadel über den gewöhnlichen freien Franken und fränkischen Grundherrn. Der alte, für den Monat März anberaumte Landtag hörte allmählich auf oder ward nur der Form wegen abgehalten und dazu benutzt, dem König eine allgemeine Huldigung darzubringen. Dieser erschien zu dem Schaufeste auf einem mit Ochsen bespannten Wagen und nahm die altherkömmlichen Geschenke huldreich entgegen. Dann kehrte er zu anderen Vergnügungen in den Palast zurück. Der Hofadel sorgte dafür, daß kein König mehr in Weisheit und Kraft herrschte. Der junge König wurde früh durch unweise Weltlust gefesselt und geschwächt, sodaß er meist zeitig starb. Für den minderjährigen Sohn schalteten dann wieder um so freier die Hofleute im Lande.

An der Spitze dieses talentvollen höheren königlichen Gesindes stand der Major Domus, der Maier. Er amtete als Verwalter und Oberaufseher des königlichen Hauses und alles dessen, was damit zusammenhing. Er vertrat den König in wichtigen Angelegenheiten, brachte allmählich dessen gesamte Macht an sich und ließ ihm nur noch den leeren Namen übrig. Bildeten sich mehrere Höfe unter Söhnen eines fränkischen Königs, so waltete an jedem Hofe ein Hausmaier, bis ein Hausmaiergeschlecht in Austrasien so mächtig wurde, daß es zugleich bei mehreren Königen sein Amt ausübte. Es war das Geschlecht der Pipine, welches, dem der Merovinger nahe verwandt, dieses zuletzt an Macht und Ansehen überragte.

Als der erste Hervorragende dieses Geschlechts wird Karlmann genannt, welcher 580 bis 610 seines Amtes waltete. Nach ihm ward sein Sohn Pipin von Landen Major Domus, welcher sich nach einem Schloßgut an der Maas nannte. Dessen Sohn Grimoald wagte als Hausmaier bereits den Versuch, die Merovinger zu entthronen und den eigenen Sohn Childebert auf den austrasischen Thron zu erheben. Aber des Königs Leute wollten lieber unter einem alten energielosen Geschlecht weiter ihr Wesen treiben, als unter einem neuen kraftvolleren Geschlecht der Willkür desselben gehorchen. Sie überfielen den Grimoald und lieferten ihn an den König von Neustrien aus, wo er im Gefängnis starb. Die reichen Güter kamen in den Besitz seiner Schwestern, von denen Begga den größten Teil ihrem Gemahl Ansegis zubrachte. Dieser Ansegis, anfangs ebenfalls Hausmaier, später Bischof von Metz, wurde nachmals als Heiliger verehrt. Er stammte aus römischem Patriziergeschlecht.

Der Sohn der Begga und des Ansegis, Pipin von Heristal, ward wieder Hausmaier in Austrasien. Er wußte die erlangte Macht gewandt zu befestigen und zu erweitern. Die meisten Getreuen des Königs traten nach und nach zu ihm über und wurden sein Anhang. Selbst Adel und Geistlichkeit Neustriens riefen ihn zu Hilfe. Er zog mit Heeresmacht nach Paris, ermordete den Hausmaier des Königs und bekam den König selbst ganz in seine Gewalt. Obwohl auch er nur Herzog genannt wurde, war er dem Wesen nach bereits König von Frankreich.

Pipin von Heristal setzte als Hausmaier über Neustrien seinen Sohn Grimoald ein, ernannte Bischöfe und Grafen und verteilte Lehen und Würden. Dadurch gewann er sich beständig Anhänger. Priester und Volk waren ihm wegen seiner Frömmigkeit zugetan. Er machte alljährlich barfuß eine Wallfahrt, hielt im Lande streng auf Gerechtigkeit, Ruhe und Ordnung und duldete weder Fehden noch Raubzüge. Auch das Märzfeld, die Versammlung der freien Franken stellte er wieder her. Auf dem Märztage ließ er beraten, was Kirchen, Witwen, Waisen und Gemeinden förderlich sei.

Als Ratbod, der Friesenfürst, im Frankenreiche einfiel, schlug ihn Pipin zurück und nahm zur Sicherung des Friedens Geiseln von ihm. Dann zog er gegen die Alemannen und gegen die Bayern

und ließ sie aufs neue die Oberherrschaft der Franken anerkennen. Aber auch Pipin ging nicht ganz ohne Unglück, Haß und Neid durchs Leben. Sein ältester Sohn starb vor ihm. Als er selbst schwer erkrankt war und sein zweiter Sohn Grimoald aus Neustrien zu ihm eilen wollte, ward dieser zu Lüttich vor dem Altar einer Kirche ermordet. An Stelle des Ermordeten ernannte Pipin rasch seinen Enkel Theudebald zum Hausmaier in Neustrien. Aber jener war, gleich seinem König Dagobert III., noch ein Kind. Die Feinde des Pipin erhoben sich, und somit begann wieder der Parteikampf.

Als im Jahre 714 Pipin starb, ward sein Enkel in Neustrien gestürzt. Man wählte einen neuen Hausmaier, und die Neustrier zogen gegen Pipins Getreue in Austrasien zu Felde. Die Austrasier wurden geschlagen. Pipins Enkel, Theudebald, starb, und Zwietracht und Kämpfe erfüllten das Reich. In diesen Nöten erhoben die Austrasier Karl Martell, den Sohn einer Nebenfrau Pipins, zum Major Domus und Heerführer.

Plektrude, die rechtmäßige Frau Pipins, hatte den Karl seither in Gefangenschaft gehalten. Er war noch sehr jung, doch setzten seine Anhänger große Hoffnungen auf ihn. Karl Martell schlug im Kampfe die Neustrier, und Plektrude lieferte ihm die Güter und Schätze seines Vaters aus, worauf sie sich mit ihrer Tochter nach Bayern begab. Karl benutzte das erworbene Vermögen, um seine Anhänger zu vermehren und sich im Wohlwollen der alten zu befestigen. Nachdem er die Sachsen besiegt hatte, ward er im Jahre 719 als Hausmaier in Austrasien und Neustrien anerkannt.

Zu dieser Zeit drohte den Franken, und zugleich dem ganzen Abendlande, eine neue Gefahr. In Asien hatte Mohammed hundert Jahre früher eine neue Religion, den Islam begründet, welche ganz dem hamitschen Wesen der dortigen Völker entsprach. Seine Nachfolger verbreiteten die neue Lehre mit Wort und Schwert in Kleinasien. Dann drangen sie immer weiter vor. Sie unterwarfen das nördliche Afrika im Sturme und drangen in Spanien ein. Die Westgoten, durch Blutvermischung bereits Spanier geworden, hatten die alte germanische Tapferkeit eingebüßt und erlagen den arabischen Mauren. Ganz Spanien, bis auf einige nördliche Provinzen, huldigte den Siegern im Jahre 707. Als die Mauren in Spanien seßhaft waren, drangen sie vom Meere her auch in Frankreich ein, dessen ganzer Südwesten ihnen zur Beute fiel.

Herzog Cudo von Aquitanien, welcher nicht mehr Rat wußte, rief den tapferen Hausmaier Karl Martell zu Hilfe. Dieser kam mit einem fränkischen Heere und beobachtete sieben Tage die Bewegungen der Araber bei Tours an der Loire. Dann griff er plötzlich an. Die Araber, trotzdem sie mit Wut und Begeisterung kämpften, konnten die eng geschlossenen Reihen der Franken nicht durchbrechen. Bei Anbruch der Nacht galt die Schlacht als unentschieden. Am nächsten Morgen aber sahen die Franken auf dem Schlachtfelde nur Leichen. Die Feinde waren abgezogen. Karl Martell hatte Europa vor der Gewalt des Halbmondes gerettet.

Um weitere Einfälle der Araber zu verhindern, zog Karl im nächsten Jahre mit seinem Heere nach Burgund. Zugleich stärkte er hier die fränkische Oberhoheit wieder. Dann wandte er sich gegen die Friesen, welche beständig in Franken einfielen. Er besiegte sie und schlug ihre heidnischen Heiligtümer in Trümmer. Der Friesenherzog ward getötet und das Volk für einige Zeit den Franken unterworfen. Aquitanien erkannte die Oberherrschaft der Franken ebenfalls an, und auch Schwaben und Bayern huldigten ihnen aufs neue. Die Sachsen lebten noch in alter heidnischer Unabhängigkeit fort. Einige Stämme nur hatte Karl bezwungen und die anderen an Weser und Elbe davor zurückgeschreckt, beständig im Frankenreiche einzufallen. Um auch die Sachsen, gleich anderen Germanen, zu zähmen, unterstützte Karl Martell den frommen bekehrungseifrigen Winfrid, welcher später als Bonifazius berühmt wurde.

Winfrid stammte aus angelsächsischem Adelsgeschlecht. Geboren 680, ward er Priester und zog aus, den Heiden das Christentum zu verkünden. Vorher aber ging er nach Rom, dort die Quelle kennen zu lernen, aus welcher sich das sogenannte Heil über England ergossen hatte. Papst Gregor II. nahm ihn freundlich auf und gab ihm Weisung. Von Rom aus zog Winfrid lehrend durch Bayern und Thüringen nach Friesland. Dort fand er seinen Landsmann Willibrord, welcher schon seit vielen Jahren unter den Heiden lebte und bemüht war, ihnen das Christentum zu verkünden.

Winfrid wählte keine bleibende Lehrstätte. Er blieb Wanderlehrer, gewann viele Anhänger und gab freudig dem Papste Nachricht von seinem Wirken. Da rief ihn der Papst abermals nach Rom und weihte ihn zum Bischof. Zugleich empfahl er Winfrid an den machtvollen Hausmaier Karl, an die Fürsten von Thüringen und Sachsen und ermahnte sie alle, dem Winfrid als seinem Abgesandten in jeder Weise zu gehorchen.

Winfrid kam mit diesen Briefen nach Franken zu Karl. Dieser nahm ihn freundlich auf und gab ihm sicheres Geleite mit auf den Weg. Beschützt und empfohlen durch Karl, den Sieger über die Araber, setzte Winfrid mit Erfolg seine Wanderung zur Bekehrung der heidnischen Germanen fort. So gelangte er auch nach Geismar im Lande der Hessen. Dort war eine alte Eiche hochverehrtes Heiligtum. Winfrid nahm eine Axt zur Hand und hieb auf den Baum ein. Als der Baum gefallen und viele Zuschauer darauf harrten, daß die Götter den verhaßten Frevler strafen würden, diesem aber nichts Übles geschah, fingen einige Heiden an, den neuen Gott und seinen Verkünder für mächtiger zu halten, als die alten Götter und glaubten an die Lehre des Winfrid. Das Holz des gefällten Baumes verwandte Winfrid zum Bau eines Bethauses. Dann wanderte Winfrid nach anderen Gegenden Germaniens und fand hier überall Spuren des Christentumes. Aber dieses Christentum war von verschiedenen Lehrern verschieden gelehrt worden.

Hatte doch die christliche Lehre schon unter der Römerherr-

schaft in den Alpenländern, in den Gauen an der Donau und am Rhein Eingang gefunden. Besonders war das Christentum durch christliche Soldaten, Handelsleute und Werkleute in die Städte eingedrungen. Als mehrere Kaiser das Christentum verfolgen ließen, erlitten auch im römischen Germanien viele Christen lieber den Märtyrertod, als daß sie zum Widerruf zu bewegen waren. Bereits war Lorch an der Donau Bischofsitz geworden, von welchem aus sich das Christentum immer weiter ausbreitete. Aber der Verfall des römischen Reiches machte dem Christentum in Germanien wieder ein Ende. Die hereinbrechenden germanischen Heidenvölker rotteten das Christentum fast gänzlich aus. Denn der Geist eines echten Germanentumes wirkt dem romanischen Christentum gegenüber vernichtend.

Erst als König Theodo von Bayern durch seine fränkische Gemahlin Regintraut dem Christentum gewonnen ward und sich taufen ließ, fand das Christentum aufs neue Eingang in Germanien. Damals ward der Bischof Rupert von Worms an das Hoflager zu Regensburg berufen. Als er es wieder verließ, durchwanderte er ganz Bayern bis hinab an die äußerste Donau und predigte die christliche Lehre. Theodo gab ihm Erlaubnis, wo es ihm gut dünke, seinen Bischofsitz aufzuschlagen, Kirchen zu bauen und alles zu tun, was zur Verbreitung und Befestigung des Christentumes beitrage.

Hierauf ließ sich Rupert am Eingang ins Gebirge auf den Trümmern des römischen Juvavium an der Salzach nieder und gründete dort mit seinen Mönchen ein Kloster. Auch Pfarren errichtete er und bestimmte seinen Nachfolger. Sein Genosse im Aposteltum war der heilige Vital. Das von Rupert gegründete Kloster nannte er St. Peter, und die Stadt, welche bei demselben entstand, hieß Salzburg.

Zur selben Zeit verbreitete sich das Christentum auch bei den Alemannen. Denn dort bestanden bereits die Bistümer Worms, Straßburg und Konstanz. Bereits im Anfang des sechsten Jahrhunderts soll der heilige Fridolin nicht nur im Westen, sondern auch auf dem rechten Rheinufer, in Helvetien und Alemannien, Kirchen und Klöster gegründet haben. Nach ihm kam Kolumban aus Irland und ließ sich mit zehn Gefährten am Abhang der Vogesen nieder.

Vorher hatte Kolumban auf einem Felsen der Hebriden ein Kloster nebst Schule gegründet und viele Pikten und Schotten bekehrt. Auch von den Vogesen aus entfaltete er seine Tätigkeit. Der Ruf seines heiligen Lebens verbreitete sich so, daß sogar König Theuderich ihn besuchte. Kolumban suchte das Gewissen des Königs zu wecken. Er hielt ihm sein schimpfliches Leben vor und ermahnte ihn, eine rechtmäßige Gemahlin zu nehmen. Brunhilde erfuhr das und ließ den Apostel aus den Vogesen fortjagen.

Kolumban suchte nun einen neuen Lehrsitz und predigte mit seinem Schüler Gall am Bodensee. Als er aber bei einem heidnischen Opferfeste die heiligen Gefäße der Germanen zerschlug und

ins Wasser warf, bewirkte diese christliche Sanftmut, daß man ihn auch dort verjagte. Nur mit Mühe rettete sich Kolumban mit Gall nach Arbon. Hier trafen sie einen Christenpriester namens Willmar. Dieser führte die beiden Apostel nach dem zerstörten Römerplatz Bregen. Dort legten sie auf der Mehrerau ihre Zellen an und lehrten drei Jahre lang die daselbst seßhaften heidnischen Germanen. Sie pflanzten Fruchtbäume, rodeten Wälder, trockneten Sümpfe und bemühten sich, dem Volke Wohltaten zu erweisen. Eines Tages aber legten sie Feuer an einen heidnischen Tempel. Wegen dieser verwegenen Brandstiftung mußten die beiden Heiligen abermals flüchten. Kolumban wandte sich nach Italien zu den Langobarden. Gall fuhr über das Wasser nach Arbon, ging von da weiter aufwärts ins Waldgebirge, rief Gläubige herbei und baute mit ihnen Zelle an Zelle.

Bald kamen die Bewohner der Gegend zu den Einsiedlern, um in geistlichen und weltlichen Dingen ihren Rat zu hören. Einst heilte Gall die Tochter des Herzogs Gunzo von schwerer Krankheit. Dafür ehrte ihn der Herzog und beschenkte ihn mit vielem Lande. Allmählich ward aus den Zellen der Brüder ein großes Kloster, unter dessen Schutz später die Stadt St. Gallen entstand.

Zwei Schüler Galls, Mangold und Theodor, wandten sich ostwärts vom Bodensee, um den Germanen auf ehemalig römischem Gebiet das Christentum zu verkünden. Theodor weilte in der Nähe von Kempten, wo schon der Priester Tozzo wirkte. Mangold ließ sich am See nieder. Dort entstand das Kloster St. Mang mit der Stadt gleichen Namens. Am westlichen Abhang des Schwarzwaldes lehrte Trupert im Breisgau. Kilian, Koloman und Totnan taten desgleichen im Spessart bei Würzburg. Kilian erlitt sogar den Märtyrertod, ebenso Emmeran in der Nähe von Regensburg. Auf diese Art war in den ehemaligen römischen Provinzen das Christentum abermals verbreitet worden.

Nur im alten Urgermanien mühten sich die Apostel lange Zeit mit sehr geringem Erfolg. Der Rasse der nördlichen Germanen widerstrebte das Christentum. Auch Ratbod, der Friesenfürst, hatte dem Priester gelauscht. Schon glaubte der fromme Mann ihn bekehrt zu haben. Als die Taufe vollzogen werden sollte und Ratbod bereits im Wasser war, um den Segen zu empfangen, frug er plötzlich, wie sich das Schicksal seiner Ahnen gestaltet habe. Als ihm die Antwort ward, als Heiden seien seine Ahnen in der Hölle, sprang Ratbod wütend aus dem Wasser und rief: „Wohlan, so will auch ich bei den Tapfern sein!“

Die Talentlosigkeit der noch wenig entarteten nördlichen Germanen für christliche Theologie mochte es auch verschuldet haben, daß Winfrid auf seinen Pfaden so abweichende Anschauungen unter den wenigen Christen des Nordens vorfand. Um eine Einheit herzustellen, rief Winfrid aus England Gehilfen herbei und schuf Ordnung in den Kirchensprengeln Salzburg, Freising, Eichstätt, Regensburg, Passau und Würzburg. Er hielt regelmäßige Kirchenversammlungen ab und leitete als Erzbischof deren Be-

ratungen. Winfrid war es, welcher die Herrschaft des Papstes in Deutschland begründete.

Als erzbischöflichen Sitz erhielt Winfrid im Jahre 745 Mainz zugewiesen. Außerdem wurden alle neugegründeten Bistümer, sowie die Bistümer in Alemannien, ebenso Worms, Speier und Utrecht seiner Oberleitung unterstellt. Winfrid gründete mit seinen Schülern mehrere Klöster, darunter auch das zu Fulda, wo er am liebsten weilte, weil hier vier germanische Völker an einander grenzten, welche er zu bekehren hoffte. —

Das Klosterwesen stammt ursprünglich aus Indien, wo es nebst dem Gebrauch der Glocken, der Tonsur und der Beichte, sich zuerst bei den Buddhisten in größerem Umfang ausbreitete. Die Uranfänge des Klosterwesens aber waren schon im vorbuddhistischen brahmanischen Einsiedlerwesen und im samanischen Sektenwesen vorhanden. So ist auch der Bischofstab dem Seelenhirtenstabe der Brahmanen entlehnt. Von Indien aus verbreiteten sich die Klöster lange vor dem Christentum zunächst über Kleinasien. Schon die Essener, Terapeuten und Pythagoräer hatten derartige Einrichtungen, ebenso die Gymnosophisten Ägyptens. Bei den alten jüdischen Essenern war 500 Jahre v. Chr. sogar längst die Taufe und die Konfirmation üblich.

Im nördlichen Europa kamen die Klöster zuerst in Gallien und Britannien auf. Noch Jahrhunderte hindurch amteten Mönche als Bischöfe und zugleich als Äbte der Klöster. Als der Adel dem Christentum gewonnen ward, begünstigte er das Errichten von Klöstern als heilsam und nützlich für Volk und Land. Rechts vom Rheine entstanden die ersten Klöster zuerst in Süddeutschland. Dann verbreiteten sie sich über den Norden. Die Klöster hießen auch Orden, weil ihre Insassen nach einer gewissen Ordnung lebten. Die erste dieser Ordnungen war in Deutschland die des heiligen Benedikt. Auf der Synode im Jahre 742 sorgte Winfrid dafür, daß alle Einsiedler und Klausner sich in diesem Orden vereinigten.

Wie einst in Indien, zur Zeit Buddhas, die Klöster besonders durch die Wohltätigkeit vornehmer und wohlhabender Frauen gediehen, so geschah das gleiche auch in Deutschland. Die ersten Zellen, welche den Klöstern vorangingen, befanden sich in schwer zugänglichen Waldgebirgen, an Felsabhängen, in Schluchten, an Strömen und an Seen. Später bildete jedes Kloster mit seinen Gütern eine geschlossene Gemeinde, die von einem Oberen oder einer Oberin nach der Ordensregel regiert wurde.

In den Klöstern wurde Landbau, Gartenbau, Handwerk und Gewerbe, Kunst und Wissenschaft gepflegt, soweit man in jenen finsteren Zeiten von einer Wissenschaft reden kann. Immerhin waren die Klöster Kulturbringer und belehrende Vorbilder für Landwirtschaft, Milchwirtschaft und Viehzucht, für Bienenpflege und Fischzucht. Die Bienenzucht ward sowohl wegen des Wachses, welches man zu Kerzen brauchte, als auch wegen des Honigs sehr eifrig betrieben. Ebenso war die Fischzucht eine Notwendigkeit für die Klöster.

Denn während der vielen katholischen Fastentage durften die damaligen Christen, besonders aber die Mönche, kein Fleisch essen. Da die Völker Europas, darunter auch die Germanen, solche Enthaltsamkeit infolge ihrer Art und ihrer vormaligen Gewohnheiten nicht durchführen konnten, so wurden die Fische, weil unglücklicherweise kaltes Blut in ihren Adern rinnt, von den Theologen Europas irrtümlich für Gemüse gehalten.

Man aß also an Fastentagen ungeheure Mengen von Fischen. Daß dadurch der geheime und weise Zweck des Fastens nicht nur vollständig aufgehoben, sondern sogar in sein Gegenteil verkehrt ward, das beunruhigte im Norden Europas weder die finnisch entwerteten, noch im Süden Europas die hamitisch verkommenen Völker. Die Ironie eines solch sophistischen Fastens liegt eben darin, daß die Fischnahrung in weit höherem Grade alles das bewirkt, was die gewöhnliche tägliche Nahrung jener Völker zur Folge hat und was durch ein wirkliches Fasten verhindert werden soll.

Daß man schon damals während des Fastens noch in mehreren andern Nahrungsmitteln und Getränken sündigte, die dem Urzweck des Fastens grell widersprachen, ist im Hinblick auf Europäer selbstverständlich. Immerhin übte das Fasten auch in dieser unvollkommenen, ja geradezu hohnvollen Art, auf die Charaktere insofern wenigstens eine erzieherische Wirkung aus, als die Fastenden gezwungen waren, während solcher Tage und Wochen wenigstens die Willkür in der Mannigfaltigkeit ihrer Genüsse ein wenig zu beschränken.

Den Klöstern wurden infolge ihrer kulturfördernden Eigenschaften viele Ländereien verliehen. In späteren Zeiten sind die Klöster wegen ihres reichen Besitzes, und wegen ihrer fetten Einkünfte daraus, oft beneidet und mißgünstig angegriffen worden. Indes muß man bedenken, daß diese Ländereien sehr geringen Wert hatten. Erst der unermüdliche Fleiß der damaligen Mönche und die Energie, Fürsorge und Tatkraft ihrer Oberen schuf aus jenen ursprünglich sumpfigen, wilden, ertraglosen Einöden ertragreiche, blühende Gefilde. Die Klöster verdankten ihr Vermögen ursprünglich der Arbeit, welche sie an ihre Güter wendeten.

Die Klöster waren zugleich Priesterschulen und später auch Erziehungsanstalten für weltliche Jugend. Von den Klöstern aus wurden einzelne Priester weit und breit in Dörfern angesiedelt, damit diejenigen Schäfchen, welche zu fern vom Kloster wohnten, nicht ohne beständige Lehre und Befestigung im neuen Glauben seien. Jeden Morgen las der Dorfpriester nach Klosterregel die Frühmesse, erklärte die Evangelien, oder er hielt eine Predigt. An den Vesperdienst schloß sich meist eine Kinderlehre an. Predigt, Unterricht und Beichte wurde in deutscher Sprache, die Messe und der übrige Kirchendienst nur lateinisch abgehalten, wodurch sich das Latein zur europäischen Gelehrten- und Priestersprache entwickelte.

Das Christentum war nun der Form nach, unter Anlehnung an heidnische Feste und Gebräuche, zwar in Germanien vorherrschend

geworden. Aber Sitten und Gesetze blieben nach wie vor heidnische. Das Christentum konnte seine aristokratievernichtende, rassenmischende, demokratisierende Absicht nur langsam in die Tat umsetzen.

Vergeblich predigte das Christentum die Gleichheit aller Menschen. Vergeblich tadelte die Kirche die Reichen und Mächtigen und feindete sie beim Volke an, um die Alleinherrschaft über eine gleichgemischte untertänige Bevölkerung an sich zu reißen. So rasch konnte das durch Jahrtausende geheiligte Herkommen erblicher Würden und Ränge nicht beseitigt werden. Wie im alten Indien, so waren diese Ränge auch in Europa auf den Rassenunterschieden begründet und nicht aus der Welt zu schaffen. Es mußten sich die Priester mit der weltlichen Macht wohl oder übel in die Herrschaft teilen. Ja, die Herrschaft der Kirche, welcher neben Sprößlingen niederer Rasse auch viele Adlige angehörten, wurde mehr oder weniger selbst eine weltliche. Statt daß der demokratische Geist des Christentumes die Völker ergriff, drang vorläufig das aristokratische Wesen der Germanen in die Kirche ein.

Die alten urgermanischen Gewohnheitsrechte hatten sich seit nebelhaften Zeiten ungeschrieben von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt, wie bei den Vögeln die Gewohnheit des Nesterbauens. Als die Frankenkönige die germanischen Völker unterwarfen, ließen sie die Gesetze derselben in lateinischer Sprache aufschreiben, weil Latein anfangs die Sprache des Frankenreiches war. Diese geschriebenen fränkischen Germanengesetze erlangten, mit geringen Änderungen und mit deutschen Wörtern versehen, bald bei allen germanischen Völkern Geltung. So soll das altbayrische Gesetz mit dem Gesetz der Westgoten und Alemannen fast übereinstimmen.

Wie in Indien und im alten Ägypten, und wie dies bei Völkern, welche aus mehreren Rassen und Mischungen bestehen, nicht anders sein kann, — so wies auch noch im jungen christlichen Deutschland die Geburt jedem Deutschen seinen Stand an. Der Stand aber deckte sich damals und deckt sich vielfach auch noch heute fast immer mit dem Rassenursprung des einzelnen. Wo der Sprößling einer niederen Rasse in einen höheren Stand geraten ist, oder wo der Sprößling einer edlen Rasse in niedriger Sphäre aufwächst, ist das für den Kenner so deutlich sichtbar, daß er mit ziemlicher Sicherheit darauf hindeuten kann.

Wo eine edle Rasse mit minderwertigen Rassen sich gemischt hat, werden noch viele jahrhundertelang, und vielleicht noch länger, außer den Mischlingstypen die verschiedenen Urtypen der Urväter wiedergeboren werden. Diese Tatsache bringt in solchem Mischvolk eigentümliche Gärungszustände und mannigfache, anscheinend verworrene Verhältnisse mit sich, welche nur mit Hilfe der Rassenkunde verstanden und unter Umständen auch gelöst werden können.

Das deutsche Volk bestand, ebenso wie die andern germanisierten Völker der Gallier, Spanier, Italiener, Russen, Dänen, Skandinavier, Engländer, Belgier und Holländer im Beginn seines Christentumes aus den vier Ständen der Edlen, Freien, Hörigen

und Leibeigenen. Das Land gehörte nur den Adeligen, Edlen oder Vollfreien. Nur sie galten als Herren.

Die Freien, zu welchen auch die Freigelassenen zählten, hatten keinen Großgrundbesitz. Die Hörigen waren nur dem Leibe nach frei, indem sie das Recht der Freizügigkeit genossen. Ließen sie sich jedoch wo nieder, so waren sie dem Grundherrn, in dessen Gebiet sie weilten, zu Zins und Dienst verpflichtet. Die Leibeigenen waren, den Nutztieren gleich, als Ware vollständiges Eigentum ihres Herrn, welcher sie wie ein Tier nach Gefallen verschenken, verkaufen, schlagen oder erschlagen durfte.

Vielfach sorgte die Berechnung des eigenen Vorteiles und das angeborene Wohlwollen des Adligen für eine gute Behandlung der Leibeigenen weit mehr, als die Religion. Aber verschiedene Umstände hinderten trotz Christentum, daß die Leibeigenen Europas ebenso mild und nachsichtig behandelt wurden, wie die Sudras oder Sklaven bei den Indern. Die Leibeigenen waren an den Grund gefesselt, wie die Bäume. Sie gingen mit dem Herrensitz in die Hände des Nachfolgers über samt ihren Kindern. Nur die Edlen und Vollfreien hatten ein Recht auf Rat und Entscheidung in öffentlichen Angelegenheiten.

Trotz aller Kriege und Völkerwanderungen hatten im Laufe der Jahrhunderte nur die Edlen und Freien Land und Aufenthalt beständig vertauscht. Die Leibeigenen, die keltisierten Nachkommen der gelben Finnen, blieben dauernd im Lande und wechselten nur oft die Herren. Diese Keltofinnen, deren Nachkommenschaft unser heutiges niederstes nordeuropäisches Proletariat ist, waren das tierische Grundelement, dessen Blut zunächst, durch Mischung mit den Hörigen, durch die Hörigen zu den Freien gelangte, und welches durch die Freien sich sogar den Edlen mitteilte, — ähnlich, wie das Hamitentum die Edelrassen Asiens und Südeuropas allmählich entwertete! Und das Christentum mit seiner Lehre von der Gleichheit aller Menschen und mit seiner Behauptung, daß in erster Linie die geistig Armen für das Himmelreich befähigt seien, hat nicht wenig zur Beschleunigung einer nachteiligen Rassenmischung und damit zu einem Verfall des adligen Germantumes beigetragen.

Aus dem damaligen Verlauf der Dinge ist klar ersichtlich, daß nur die Alt-Adligen und Fürsten reine Germanen sind und dadurch wiederum dem Ur-Arier von allen Völkern Europas am nächsten stehen. Die Freien waren Nachkommen vormaliger keltischer Eroberer und Edelleute. Diese wurden durch den neuen Germanenadel zur zweiten Stelle herabgedrückt. Ebenso mögen in vormals römischen Provinzen die Nachkommen vieler ehemaligen vornehmen Römer zu diesem zweiten Stande der Freien gehört haben.

Die Hörigen sind, wie aus alten Quellen ersichtlich ist, vielfach Mischlingsnachkommen der Gutsherren aus deren Verkehr mit leibeigenen Mägden. Man wollte diese Sprößlinge nicht zur Leibeigenschaft verdammen. Das widerstrebte den adligen Vätern. Als adlig konnten sie aber ebensowenig gelten. Es scheint sogar

Schwierigkeiten bereitet zu haben, diese Söhne und Töchter keltofinnischer oder slavischer Mütter ohne weiteres als Freie zu betrachten, weil der Stand der Freien, als von edlerer Abkunft, dies wahrscheinlich nicht duldete. So ward der Stand der Hörigen geschaffen, zu welchem in ehemaligen römischen Provinzen noch ehemals bürgerliche römische Elemente gehörten.

Im Norden zählten zu den Hörigen auch die Nachkommen eines durch wiederholte Eroberung des Landes immer tiefer herabgedrückten vormaligen Kelten- oder Slavenadels. Jedenfalls hatte dieses Ständewesen viel Ähnlichkeit mit dem indischen und vielleicht noch mehr mit dem altägyptischen Kastenwesen. Denn während in Indien weder Frauen noch Männer in andere Kasten heiraten durften, war es in Ägypten den Frauen erlaubt, durch Eheschließung mit dem Mann einer anderen Kaste in diese einzutreten. Besonders längere Zeit nach Einführung des Christentumes wurden solche Fälle, daß Männer von höherem Range mit Frauen aus niederem Stande in die Ehe traten, auch in Deutschland immer häufiger!

Sicher ist, daß die Standesunterschiede in Nordeuropa ursprünglich im Rassenunterschied begründet sind. Auch das steht fest, daß nach der Völkerwanderung in Europa nur der Adel, und am längsten in Deutschland und England, germanisch war, von Skandinavien, als dem Stammland der Germanen, abgesehen. Das freie Bürgertum war vorwiegend keltisch und in den ehemaligen Römerprovinzen auch romanisch. Erst sehr allmählich ist eine Vermischung verarmten germanischen Adels mit reich gewordenem oder geadeltem Bürgertum Tatsache geworden.

Der Wert des Ranges und der Geburt trat auch zutage, wenn es sich um Festsetzung der Buße wegen Todschlag, Körperverletzung und Verstümmelung handelte. Das Sühnegeld war, wenn ein Freier geschädigt wurde, um ein Drittel geringer, als wenn es sich um einen Edlen handelte. Der Hörige ward wieder um ein Drittel oder um die Hälfte geringer gewertet, als der gewöhnliche Freie. Den Schaden, welchen der Leibeigene anrichtete, mußte dessen Herr bezahlen. Den Schaden, welcher einem Leibeigenen geschah, vergütete man dem Herrn desselben.

Allmählich trat auch in Deutschland der Dienstadel im Ansehen neben den Gutsadel. Wer sich im Dienste oder im Gefolge des Königs befand, ward in Sühnefällen höher gewertet, als der gemeine Freie, auch wenn er Romane oder Kelte war. Alle deutschen Völker, welche unter fränkischer Oberhoheit standen, machten sehr bald diese Anschauung zum Gesetz.

Jeder Deutsche vermählte sich herkömmlicherweise mit einer Jungfrau seines Standes, damit den Nachkommen dieser Stand verblieb. Denn die Kinder des Freien, welcher eine Hörige oder Leibeigene heiratete, sanken in den Stand der Frau herab. Die Freie, welche einen Leibeigenen zum Mann nahm, wurde mit ihren Kindern leibeigen. Nur die Gutsherren machten mit ihren illegitimen Sprößlingen zuweilen eine Ausnahme. Ebenso behielt eine

Freie bei den Alemannen laut Gesetz ihren Stand, wenn sie einen Leibeigenen der Kirche heiratete.

Mit Ausnahme der vollständig romanisierten Merovinger hielten besonders die germanischen Fürstengeschlechter daran fest, durch die Ehe einzig nur wieder mit Fürstengeschlechtern in Blutsverwandtschaft zu treten. So kann man heute in Nordeuropa mit einigen Ausnahmen nur noch die Fürstenfamilien und wenige Adelsgeschlechter als wirkliche Germanen betrachten. Der höhere Bürgerstand ist germanisiertes Keltentum. Alles übrige Volk ist in Deutschland teils keltofinnischer, meistenteils aber slavischer und slavofinnischer Rasse. Denn im achten Jahrhundert wurde Deutschland plötzlich von den Slaven und von Avaren gelber finnischer Rasse überschwemmt und in Besitz genommen, sodaß der Rassenwert Germaniens tiefer sank, als je vorher. Ich komme bald ausführlicher auf dieses Unglück zu sprechen. —

Der Deutsche, welcher in den Tagen der Frankenherrschaft eine Braut heimführte, mußte den Eltern oder dem Vormund den sogenannten Brautschatz zahlen, durch welchen er gewissermaßen die Braut erkaufte. Außerdem mußte er der jungen Frau am Morgen nach der Brautnacht ein Geschenk machen, welches die Morgengabe genannt wurde. Nach dem Tode des Mannes blieben Brautschatz, Ausstattung und Morgengabe Eigentum der Frau. Es galt allgemein der Grundsatz, daß nur der heiraten solle, der Frau und Kinder standesgemäß ernähren könne.

Der Witwe blieb mit den Kindern die volle Nutznießung der Güter. Besonders jeder Edle setzte schon vor der Eheschließung für den Fall seines Todes gewisse Einkünfte aus für den standesgemäßen Unterhalt seiner Gattin. Die Achtung gegenüber den Frauen war bei den alten Germanen jener Zeit eine so bedeutende, daß die körperliche Schädigung, welche einer Frau zugefügt ward, doppelt so hoch gebüßt werden mußte, als wenn es sich um einen Mann handelte. Auch Angriffe auf die weibliche Ehre wurden sehr streng geahndet.

Das Christentum war im Anfang seiner Verbreitung, besonders im Norden Deutschlands, wo heute meist Protestanten sitzen, auffallend verhaßt. Winfrid selbst schrieb darüber an den Papst: „Ohne den Schutz des Frankenfürsten kann ich das Volk nicht leiten und weder Priester und Mönche, noch Nonnen schützen. Ohne seinen Auftrag und ohne die Furcht vor ihm, kann ich heidnische Gebräuche und Götzendienst nicht hindern.“ — Das Leben der Geistlichen und Kirchendiener mußte durch hohes Sühnegeld und härteste Strafen gesichert werden.

Wenn ein Verbrecher in die Kirche flüchtete, durfte ihn die Geistlichkeit nicht ausliefern. Wer einen Flüchtigen gewaltsam aus der Kirche holte, mußte dies gegenüber der Kirche und gegenüber dem weltlichen Richter als Frevel büßen.

Streng war es dem Freien, Hörigen und Leibeigenen untersagt, am Sonntag oder Feiertag werkmäßig zu arbeiten. Ein Gesetz darüber lautet: „Dem freien Manne, der am Sonntag die

Ochsen einspannt und mit dem Wagen zur Arbeit fährt, soll zur Strafe der rechtsgehende Ochs genommen werden. Arbeitet er sonst, so soll es ihm zweimal untersagt werden. Wenn er sich nicht bessert, soll er mit fünfzig Streichen auf dem Rücken gezüchtigt werden. Wenn er es dann nicht läßt, soll er den dritten Teil seiner Güter und endlich die Freiheit verlieren."

Ein anderes Gesetz, die Vermehrung und den Schutz der Kirchengüter betreffend lautet: „Niemand soll einem freien Manne wehren, sein Hab und Gut zum Heil seiner Seele der Kirche zu geben, von dem Teile nämlich, der ihm bleibt, wenn er mit seinen Söhnen geteilt hat. Die Schenkung soll schriftlich abgefaßt und durch Zeugen bestätigt werden. Dann soll der Geber dieselbe als Opfer auf den Altar legen. Fortan hat weder er, noch sonst jemand Anspruch darauf, außer, wenn ihm der Kirchenvogt das geschenkte Gut ganz oder zum Teil als Lehen überlassen will." —

Ein Diebstahl, an der Kirche begangen, mußte nach alemannischem Gesetze siebenundzwanzigfach ersetzt werden. Jeder andere Diebstahl ward neunfach gebüßt. In derselben Weise wie Kirchendiebstahl ahndete man in Bayern den Diebstahl im Hofe des Herzogs, in gleicher Weise den in einer Mühle oder in einer Schmiede, da diese Orte allgemein zugänglich seien. Das Gericht wurde an regelmäßigen Tagen öffentlich abgehalten unter Vorsitz des Grafen als Stellvertreters des Königs. Das Urteil fällten aber alle Anwesenden oder einige Schöffen. Den Spruch vollzog der Graf. Wer mit dem Spruch nicht einverstanden war, konnte sich an das Hofgericht, an den Pfalzgrafen oder an den König wenden.

Die Todesstrafe stand nur auf Landesverrat und auf Empörungen im Heere, welche Tötungen nach sich zogen. Dagegen konnte auch in der ersten christlichen Zeit der Mord eines Herzogs oder eines Bischofs nach urarischem Brauch noch mit Gold gesühnt werden. Das bayerische Gesetz sagte darüber: „Wer einen Bischof ums Leben bringt, der soll nach der Größe desselben einen Rock von Blei machen. Und was der wiegt, soviel soll der Täter an Gold erlegen. Oder er soll geben, was er hat, bis die ganze Schuld bezahlt ist. Und hat er nicht so viel, so soll er sich und sein Weib und seine Kinder derselben Kirche in Knechtschaft hingeben. Und das Geld soll auf ewig zum Nutzen derselben Kirche liegen bleiben." —

Das Gericht verurteilte oder sprach frei. Unentscheidbare Angelegenheiten wurden auch in der christlichen Zeit noch dem Gottesurteil übergeben, dem Ordale. Als Gottesurteil galt der Kesselfang, das Herausnehmen eines Gegenstandes aus siedendem Wasser und der Zweikampf. Ein Gesetz sagt darüber: „Wenn zwischen Grenznachbarn Streit entsteht, da nämlich keine deutlichen Zeichen an den Bäumen, Bergen oder Flüssen sichtbar sind und der eine sagt: ‚Bis hierher haben es meine Vorfahren als Eigentum besessen' — der andere aber diesen Platz für sich anspricht und kein anderer Beweis aufzufinden und kein friedlicher Vergleich möglich ist, so sollen sie sich einander Gottes Urteil geloben, jedoch

ohne ihre Kämpfer durch das Los zu wählen. Wem Gott als dem Stärkeren den Sieg verleihen wird, dem soll auch der Anteil gehören, den er anspricht.“ Weder das Christentum noch die Gesetzgebung konnte den Glauben an die Untrüglichkeit der Gottesurteile im deutschen Volke erschüttern. Der Kirche blieb nichts anderes übrig, als dieses uralte Herkommen durch kirchliche Zeremonien zu heiligen.

Ein geringer Diebstahl konnte, wenn nicht durch Eid des Beschuldigten und durch Eid von Zeugen die Unschuld bewiesen wurde, ebenfalls durch gerichtlichen Zweikampf beurteilt werden. Allmählich kamen zur Schwertprobe und zur Probe des Kesselfanges noch die Proben des kalten Wassers, des glühenden Eisens und andere. Erst im Verlauf der Zeiten verschwanden diese Ungeheuerlichkeiten wieder.

Den Eid durfte einzig der Richter fordern, wenn er die Wahrheit nicht ergründen konnte. Meineid ward bei einigen Völkern so gebüßt, als habe der Meineidige sein Leben verwirkt. Wer als Angeklagter der gerichtlichen Vorladung nicht folgte und seine Buße nach der Verurteilung nicht bezahlte, wurde nach vierzig Tagen vor den König geladen. Erschien er auch dann nicht, so galt er als friedlos, rechtlos und geächtet. —

Die Germanen.

II. Fortsetzung.

Die meisten deutschen Völker waren unter die Oberherrschaft des Karl Martell gekommen. Nur die Langobarden erkannten keine Oberhoheit an. Sie hatten sich immer weiter gegen Mittel- und Unteritalien hin ausgebreitet. Zuletzt bedrohten sie Rom. Diese Stadt war damals ein Freistaat geworden, in welchem der Papst nicht nur geistlich, sondern auch weltlich herrschte. Zwar betrachteten die Kaiser von Konstantinopel Italien und Rom noch immer als ihr Eigentum, aber sie waren nicht imstande, das Land zu unterwerfen.

König Luitprand hatte die fast unabhängig gewordenen langobardischen Herzöge unter seiner Regierung wieder vereinigt. Gegen Mitte des achten Jahrhunderts umfaßte das Langobardenreich Italien vom Fuße der Alpen bis hinunter nach Sizilien und Sardinien. Nur Rom blieb noch unabhängig. Luitprand war so mächtig, daß Karl Martell es für geraten hielt, mit ihm in Frieden und Freundschaft zu leben. Er sandte sogar seinen Sohn Pipin zu ihm, damit Luitprand ihm zum erstenmal das Haupthaar schneide und dadurch sein zweiter Vater werde.

Der Papst, welchem um die Selbständigkeit Roms bangte, war bestrebt, diese Freundschaft zu lösen. Da Karl Martell bereits den Winfrid auf des Papstes Wunsch so mächtig unterstützt hatte, sandte der Papst Boten an Karl, ließ ihm die Schlüssel zum heiligen Grabe nebst vielen Geschenken überreichen und bat um den

Schutz der Franken gegen die Bedrückung der Langobarden. Außerdem versprach der Papst, er wolle dem Kaiser von Konstantinopel ganz entsagen, sich unter den Schutz der Franken stellen und Karl Martell als Konsul und Schutzherr anerkennen.

Karl Martell war erfreut über diese Huldigung. Dennoch wagte er nicht, das freundliche Verhältnis zu den Langobarden zu trüben und dadurch sein Ansehen im Frankenreiche zu gefährden. Karl hatte viele Gegner, besonders unter den Priestern, weil er seine Schützlinge und Freunde zu häufig mit Kirchengütern belohnte und einige sogar als Bischöfe einsetzte. Jene waren keine Geistlichen, sondern Weltleute, welche nur die Einkünfte ihres Amtes bezogen, aber nichts dafür leisteten. Immer mehr waren auch die gemeinen Freien übersehen worden. Sie verarmten, und auf den Märztagen führten die Anhänger und das Gefolge Karls das Wort und faßten Beschlüsse. Des Königs Name ward kaum genannt, er war vollständig zum mißachteten Schatten geworden.

Karl, wegen seiner Tapferkeit nachmals Martell, der Hammer, genannt, starb im Jahre 741. Kurz vor seinem Hinscheiden übergab er die Verwaltung des Frankenreiches seinen beiden Söhnen Karlmann und Pipin. Der jüngere Sohn Grifo, den ihm die bayerische Fürstentochter Sonichilde geboren hatte, wurde mit einem geringen Anteil abgefunden. Nach altem berühmten Beispiel aber gönnten Karlmann und Pipin dem Grifo auch sein Minderteil nicht. Sie hielten ihn gefangen und verbannten seine Mutter in ein Kloster. Seine Schwester Chiltrude entfloh nach Bayern und vermählte sich mit dem Herzog Odilo, mit welchem sie durch ihre Mutter wahrscheinlich bereits verlobt worden war.

Odilo verbündete sich mit dem Alemannenherzog Theutbald und mit den Großen des Frankenreiches, welche sich alle bereit erklärten, Karlmann und Pipin zu verdrängen. Dann wandten sie sich nach Alemannien und Bayern und zwangen die Herzöge zur Huldigung. Auch die Sachsen wurden abermals zur Ruhe gewiesen. Sie gelobten Frieden zu halten und sich taufen zu lassen.

Bald aber brachen Sachsen und Alemannen von neuem den Frieden. Da zog Karlmann nach Alemannien, berief die Adligen zu einer Versammlung und ließ sie, als des Treuebruchs schuldig, sämtlich ermorden. Er scheint diese Tat jedoch sehr bald bereut zu haben, denn er entsagte der Mitherrschaft und begab sich nach Italien, wo er Mönch ward. Nun entließ Pipin seinen Bruder Grifo aus der Gefangenschaft und überließ ihm einige Krongüter.

Grifo verlangte jedoch Anteil an der Regierung. Er rief zu seinem Beistand die Sachsen herbei. Als Pipin dieselben rasch zurückwies, ging Grifo nach Bayern, wo Odilo gestorben und Thassilo II. noch Kind war. Hier verband sich Grifo mit dem Alemannenherzog Lantfrid und dem begüterten Grafen Suitger, um in Bayern als Herzog walten zu können.

Pipin kam aber sehr bald unvermutet nach Bayern, besiegte die Verschwörer und führte Grifo und Lantfrid gefangen nach dem Frankenreiche. Daheim suchte er sich mit seinem Bruder Grifo

wieder zu versöhnen und setzte ihn über einen Teil von Neustrien als Herzog ein. Grifo blieb unzufrieden und flüchtete mit seinen Anhängern zu den Langobarden. Auf dem Wege nach Italien ward er jedoch im Jahre 750 erschlagen. Lantfrid starb im Frankenreiche. Alemannien erhielt keinen Herzog mehr und wurde durch einen Grafen verwaltet, welchen Pipin scharf überwachen ließ. Die Sachsen waren wieder geschlagen worden und gelobten, alljährlich 300 Pferde als Tribut zu liefern.

Der Major Domus Pipin blieb jetzt Alleinherrscher im weiten Frankenreiche, welches ganz Gallien umfaßte und rechts vom Rheine alle Gebiete von den Alpen bis zur Nordsee. Edle, Priester und Völker, alle gehorchten seinem Gebot. Pipin sandte daher Boten an den Papst, dessen Würde besonders durch Winfrids Wirken für heilig galt, und ließ ihn fragen, ob nicht demjenigen auch der Name eines Königs gebühre, welcher bereits die Macht eines Königs besitze. Zacharias, der Papst, anwortete zustimmend. Hierauf berief im Jahre 752 Pipin eine Reichsversammlung nach Soissons. Dort ließ er das Schreiben des Papstes verlesen, worauf Pipin nach alter Sitte auf den Schild erhoben und zum König ausgerufen wurde. Winfrid, der Apostel Bonifazius, kam persönlich herbei, um Pipin zu salben. Der seitherige Schattenkönig Childerich III., der letzte der Merovinger, ward in ein Kloster gebracht. Hausmaier wurden von jetzt an nicht mehr eingesetzt.

Winfrid wandte sich nach der Königsfeier mit großem Gefolge zu Schiff nach Friesland. Zu Mainz hatte er als Nachfolger seinen Schüler Lullus eingesetzt. Zu Fulda war sein Jünger Sturm Abt geworden und Wigbert in Hersfeld. Burchhard stand der Kirche zu Würzburg vor. Winfrid selbst wollte im Lande der Wirksamkeit seiner Jugendjahre das Bekehrungswerk fortsetzen. Auf einem großen Schiff segelte er mit seinen Getreuen den Rhein hinunter. Ueberall wanderte die fromme Schar in Friesland umher. An Plätzen, welche bei den Friesen für heilig galten, wurden Kirchen erbaut, während Winfrid mit den Seinen im Zeltlager lebte.

Als Tausende für das Christentum gewonnen waren, ward ein Tag für die allgemeine Taufe bestimmt. Der Tag erschien. Aber statt friedlicher Täuflinge traten dem Winfrid und seiner Schar Horden von Kriegern entgegen, fielen über Winfrid und die Seinen her und metzelten sie wütend nieder. Nur sehr wenige kamen mit dem Leben davon. Winfrid büßte seine Eingriffe in die politische und geistige Freiheit der nördlichen Germanen mit dem Leben. Nach vollbrachter Tat erschienen die Täuflinge auf dem Platz. Sie hoben den Leichnam Winfrids auf und trugen ihn in feierlichem Zuge nach Fulda zur Bestattung.

Für Pipin nahte bald die Gelegenheit, dem Papst seine Dankbarkeit zu beweisen. Der Langobardenkönig Aistulf bedrohte Rom und forderte von jedem Einwohner jährlich ein Goldstück als Abgabe. Vergebens bat Papst Stephan III. um Nachsicht und Milde. Vergebens wandte sich der Papst auch nach Konstantinopel um Unterstützung. Zuerst schickte er Boten an Pipin und folgte diesen

persönlich nach Frankreich, um Pipin zur Hilfe zu bewegen. Pipin hieß den Papst freundlich willkommen und ließ sich nebst seinen Söhnen mit großer Feierlichkeit aufs neue als König der Franken salben. Bei dieser Feier verfluchte der gefällige Papst im voraus schon alle, welche je einen König aus anderem Geschlechte wählen würden.

Als Gegenleistung verbriefte Pipin dem Papst die weltliche Herrschaft im Herzogtum Rom und versprach, ihm noch weitere Gebiete zu unterwerfen. Vom Langobardenkönig Aistulf aber verlangte Pipin, daß er von jetzt ab mit Rom in Frieden lebe und alles zurückgebe, was er der Stadt genommen habe. Da Aistulf sich weigerte, zog Pipin sofort gegen ihn zu Felde und zwang ihn im Jahre 756, die Oberherrschaft der Franken anzuerkennen. Der Papst erhielt große Landstriche in der Umgebung Roms, welche er für ewige Zeiten unter dem Schutze Petri und des Frankenkönigs als Kirchenstaat besitzen sollte. Der Kaiser von Konstantinopel, welcher seine alten Ansprüche jetzt wieder geltend machte, ward schweigend übersehen. Bald nach dem Friedenschluß starb Aistulf, und mit Genehmigung Pipins wurde Desiderius Langobardenkönig.

Da die Sachsen beständig im Frankenreiche einfielen und fortwährend zurückgeworfen werden mußten, kämpfte Bayerns junger Herzog, Thassilo II., jetzt im Heere Pipins. Thassilo war am fränkischen Hofe erzogen worden. Frühzeitig von seinem Oheim Pipin für mündig erklärt, mußte er diesem Treue schwören und Heerfolge leisten. Als aber die Sachsenkämpfe nicht enden wollten und Waifar, der Herzog von Aquitanien, sich der Oberherrschaft Pipins entzog, ahmte Thassilo, durch dessen Beispiel ermuntert, dasselbe nach. Er eilte nach Bayern und waltete dort als selbständiger Herzog. Pipin, im Krieg mit vielen Feinden, mußte es geschehen lassen. Dagegen ward Waifar aus seinem Lande vertrieben und erschlagen.

Als Pipin sein Ende nahen fühlte, rief er Edle, Grafen, Bischöfe und Herzöge herbei und teilte unter ihrer Zustimmung das Reich zwischen seinen Söhnen Karl und Karlmann. Diese brachen nach ihren Ländern auf und ließen sich von den Bischöfen als Könige salben. Da Karlmann bereits drei Jahre später starb, so ward Karl, später der Große genannt, vom Jahre 771 an, wie sein Vater Pipin, Alleinherrscher im Frankenreiche.

Der erste Krieg, den König Karl noch zu Lebzeiten Karlmanns führen mußte, war gegen Aquitanien gerichtet. Auf die Kunde vom Tode seines Sohnes Waifar verließ der alte Herzog Hunold das Kloster, in welches er sich zurückgezogen hatte und zog gegen die Franken zu Felde. Sofort eilte Karl ihm entgegen, indem er seinen Bruder zu Hilfe rief. Dieser zögerte, und Karl wandte sich mit wenigen Truppen allein gegen Hunold. Hunold ward geschlagen und flüchtete zu den Wasken, deren Herzog ihn dem Sieger auslieferte, worauf der Waskenherzog ebenfalls dem König huldigte.

Das gute Einvernehmen zwischen Karl und Karlmann war

nun gestört. Ihre Mutter Bertha verhinderte nur mit Mühe den Bruderkrieg. Selbst mit den Langobarden wollte Bertha in Frieden leben. Sie veranlaßte Karl, seine erste Gemahlin zu verstoßen und sich mit einer Tochter des Langobardenkönigs Desiderius zu vermählen. Der Papst war allerdings sehr unzufrieden darüber, daß Karl sich mit seinen Feinden verbunden hatte. Doch bald kamen die Dinge anders.

Karlmann starb, und ein wenig voreilig flüchtete seine Witwe mit ihren Söhnen und Höflingen nach Italien, wo sie den Desiderius um Schutz anflehte. Desiderius empfing sie freundlich und verlangte vom Papst, er solle die Söhne Karlmanns als Könige der Franken salben. Der Papst jedoch verweigerte dies standhaft.

Inzwischen war Karl der Große auf dem Reichstag als König des gesamten Frankenreiches anerkannt worden. Er sandte seine Gemahlin wieder heim zu ihrem Vater Desiderius und bedrohte ihn mit Krieg. Da jedoch die Sachsen, welche sich nach wie vor feindselig gegen das Christentum verhielten, wieder im Frankenreiche einfielen, mußte Karl zunächst gegen die Sachsen zu Felde ziehen. Er drang mit einem großen Heer, von vielen Priestern begleitet, durch Hessen vor. An der Diemel legte er die Festung Eresburg an. Dann zerstörte er das Nationalheiligtum der Sachsen, den heiligen Hain mit der Irmensäule, und drang rasch bis zur Weser vor. Dort schloß er gegen Auslieferung von Geiseln Frieden mit den Sachsen und befestigte die Grenzen mit Zwingburgen.

Da Papst Hadrian schlimmer als je von den Langobarden bedrängt wurde, so gebot Karl dem Desiderius, den Kirchenstaat wieder frei zu geben. Desiderius weigerte sich, und Karl überraschte die Langobarden, indem er ihnen mit großer Heeresmacht plötzlich in den Rücken fiel, während sie ihn von den üblichen Alpenübergängen her erwartet hatten. Die Langobarden flohen. Desiderius flüchtete nach Pavia und gab alles Land dem Sieger preis.

Während Karl Pavia von seinen Truppen belagern ließ, begab er sich mit großem Gefolge nach Rom und ward dort mit hohen Ehren empfangen. Er verbriefte dem Papst abermals den ihm vom Pipin zugesprochenen Kirchenstaat. Dann wandte er sich zurück nach Oberitalien, wo er zuerst Verona, den Aufenthaltsort seiner Schwägerin und ihrer Söhne, sowie Pavia eroberte, wo Desiderius mit den Seinen sich verbarg. Karl führte beide Familien gefangen nach Frankreich und sperrte sie in Klöster ein. Zwar entkam ein Sohn des Desiderius nach Konstantinopel, aber er suchte künftig vergeblich sein väterliches Reich wiederzuerlangen.

Karl der Große war nun König der Langobarden. Er ließ ihnen ihre alten Gesetze, doch gab er ihnen auch neue. Auf den Reichstagen hatten jetzt Bischöfe und Äbte den größten Einfluß. An die Kirchen mußte der Zehnt entrichtet werden und Geschenke an sie zum Heil der Seelen wurden gebräuchlich. Es ward mit Strenge der Heerbann und der Königsfriede eingeführt und im Frieden das Tragen der Waffen verboten. Die Langobarden

wurden durch fränkische Soldaten und Beamte in Unterwürfigkeit erhalten.

Inzwischen hatten die Sachsen die Eresburg überfallen und zerstört. Außerdem verbrannten sie Fritzlar und verwüsteten Hessen. Als Karl das erfuhr, eilte er nach Deutschland. Nachdem er eine Vorhut gegen sie entsendet, brach er im nächsten Jahre mit ganzer Heeresmacht gegen sie auf. Er wollte endlich den Feind durch überlegene Gewalt mit einem Male bewältigen. Er drang von Köln her über Siegburg vor, baute die Eresburg wieder auf und zog nach der Weser. Dort suchten ihm die Sachsen den Übergang zu wehren, aber vergeblich. Im Jahre 775 erzwang Karl die Unterwerfung der Sachsen und ließ den Frieden durch Geiseln sichern.

Mittlerweile hatte sich in Italien der von Karl zum Statthalter ernannte Herzog von Friaul als selbständiger Fürst von Karl losgesagt. Karl eilte daher nach Italien, wo er den Empörer besiegte, welcher im Kampfe fiel. Nachdem Karl über Winter in Italien aufs neue seine Herrschaft befestigte, mußte er im Frühjahr wieder gegen die Sachsen ziehen. Stamm für Stamm der germanischen Sachsen erhob sich in ungebrochener Kraft gegen den Römermischling Karl und gegen die Herrschaft des verhaßten Christentumes.

Die Seele dieser Kämpfe war der glorreiche Sachsenfürst Widukind. Immer von neuem entrollte er die Fahne edelarischer Heidenfreiheit. So oft auch einzelne Sachsenstämme dem Frankenkönig und seiner römischen Kirche huldigten und sich taufen ließen, stets erschien Widukind und half ihnen ihr schmachvolles Joch abschütteln. Nach jedem verlorenen Kampfe flüchtete Widukind vor der fränkischen Übermacht zu den Dänen. Auch diesmal war Widukind entwichen. Karl blieb nun, im Jahre 777, längere Zeit im Sachsenlande. Er errichtete Kirchen und andere Zwingburgen und war fest entschlossen, das Heidentum zu vernichten und jeden germanischen Widerstand zu brechen. Ein ganzes Heer priesterlicher Römlinge rückte ins Land ein, um unter Karls Schutz das Christentum zu predigen und die Gemüter der Germanen zu entmannen.

Die Sachsen fügten sich diesem Doppeljoch nur mit heimlicher Wut und innerstem Widerstreben. Was das Christentum den Sachsen zwiefach widerwärtig erscheinen ließ, war der Umstand, daß sie die Priester für römische Blutsauger hielten. Auch die Sachsen sollten der Kirche jetzt die Zehntensteuer errichten, wie einstmals die unterjochten Germanen den Römern. Im Grunde genommen waren die Römer abermals in verkappter Gestalt ins freie Germanien eingedrungen. Karl der Große war kein Germane, sondern ein Römerkaiser. Und dessen war er sich auch vollkommen bewußt. Denn sein Streben war nicht darauf gerichtet, ein germanisches Reich zu gründen, sondern er wollte das alte römische Reich wieder aufrichten.

Die Sachsen betrachteten die Zehntensteuer, welche sie der Kirche errichten mußten, als eine Schmach für die Nation und nahmen jede Gelegenheit wahr, die Zwingherrschaft abzuschütteln. Schon Winfrid hatte sich beim Papst beklagt, daß die Zehntensteuer der Verbreitung des Christentums hinderlich sei. Karl dem

Großen war es aber im tiefsten Innern weniger um die Ausbreitung des Christentumes zu tun, als um die Befestigung und Ausbreitung der frankorömischen Weltherrschaft. Das Christentum war nur das äußere Mittel, den verhüllten Zweck seiner Kampfesweise zu heiligen.

Als abermals der Widerstand der Sachsen gebrochen war, zog Karl mit einem Heere nach Spanien, um auch dort das Christentum zu verbreiten. Welche Ironie, eine Religion wie das Christentum, die von Salbung, Nächstenliebe und Feindesliebe förmlich überfließt, mit dem Säbel in der Faust verbreiten zu wollen, verbunden mit hartem Steuerzwang!

Weit folgerichtiger war der Islam gestaltet. Er durfte sich Krieg und Bedrückung Andersgläubiger erlauben, denn diese Religion gebietet das. Auch die germanische Religion, die Lehre vom Kampf und Ringen der kosmischen Gewalten im Einheitszwange ihrer Gegensätze, heiligte den Krieg und gab ein Recht auf kriegerisches Heldenleben. So läßt Richard Wagner in diesem Sinne Wotan zu Frika sagen:

„Mir wahrlich mute nicht zu,
Daß mit Zwang ich halte, was dir nicht haftet!
Denn wo kühn Kräfte sich regen,
Da rat ich offen zum Krieg!“

Das Brahmanentum Indiens erkannte den Krieg ebenfalls als eine bittre Naturnotwendigkeit an. Der altindische Buddhismus verabscheute zwar den Krieg, und der Buddhist floh ihn. Aber er fand die Existenz des Krieges in der Causalität der Dinge begründet und zählte ihn zu den unvermeidlichen Folgen der Weltexistenz. Darum flüchtete der Buddhist in die Nichtexistenz, in die Unwelt, um allen Leiden des Daseins entrückt zu sein.

Das sanftmutölige Christentum erklärte den Krieg für ein Verbrechen, war aber von frühesten Zeiten an beständig bemüht, seine heißgeliebten Feinde mit Mord, Raub und Brand an apostolische Milde zu gewöhnen. Denn wen ein christlicher Agitator lieb hat, den züchtigt er. —

Die Araber, welche seither Spanien beherrscht hatten, erkannten noch immer die Oberherrschaft des Kalifen von Bagdad an. Als aber die Abbasiden von Bagdad die fürstlichen Omajaden grausam hinmordeten, flüchtete Abdorahman, ein Sproß der Omajaden von Damaskus, nach Spanien, wo er zu Korduba residierte. Die meisten Statthalter des Landes erkannten Abdorahman als Kalifen an. Nur Ibina Carob in Saragossa wollte selbstherrlich walten. Da ihm jedoch Zweifel kamen, ob er sich mit seinen Kräften werde behaupten können, faßte er den Beschluß, lieber den mächtigen Frankenkönig, als Abdorahman, den Flüchtling, anzuerkennen. Ibina Carob begab sich infolgedessen nach Paderborn, wo Karl der Große Reichstag hielt. Er flehte um Karls Hilfe und krümmte sich vor ihm als Oberherrn.

Karl war so gnädig, sofort mit Heeresmacht nach Spanien aufzubrechen, wobei er als umsichtiger Feldherr nicht vergaß, eine Legion geistlicher Zehntenschinder mitzunehmen. Pamplona und

Saragossa wurden von Karl erobert. Damit glaubte er in Spanien genügend Fuß gefaßt zu haben. Er übergab das Land dem Emir Ibina Carob als Lehen, ließ zu dessen Schutze einen Teil des Heeres zurück und zog durch die Gebirge nach Frankreich. Glücklich entging er den Nachstellungen der Feinde. Aber seine Nachhut, unter welcher sich auch Roland, sein Vertrauter, befand, ward von den Wasken überfallen und erschlagen.

Zugleich mit dieser Unglückskunde kam eine andere schlimme Botschaft. Die Sachsen hatten sich in alter germanischer Herrlichkeit von Neuem gegen die Herrschaft der Franken und gegen die schleichende christliche Gleichheitslehre erhoben, welche dem Tiermenschentum der leibeigenen und hörigen Finnen volle Menschenrechte versprach. Im Lande der Rassenungleichkeit verhieß das Christentum finnischer Tierheit ein Menschenrecht durch den Glauben, welches einzig und allein die königliche Rasse der adligen Germanen vor dem Welt- und Naturgesetz in Europa jetzt zu beanspruchen hatte. Kein Wunder war es, wenn der germanische Adel der Sachsen das Christentum als eine römische Majestätsbeleidigung seiner göttergleichen Rasse empfand. Das Germanentum sollte jetzt durch die Macht eines asiatischen Irrtumes auf die Stufe des ihm leibeigenen minderwertigen Finnentumes herabgedrückt werden.

Im hamitisierten Asien, wo die verworrenste Rassenmischung längst zu einem annähernden Ausgleich der Rassenungleichheit geführt hatte, mochte das Christentum eher am Platze sein, — für das nordische Germanentum war es eine Lüge, eine gewaltsame Aufreizung zur Rassenanarchie, ein Versuch, die Hoheit des Germanentumes zu entthronen. Sowenig wie ein Hund der Bruder eines Edelgermanen ist, sowenig konnte der Germanenadel sich seinem finnischen Proletariate verwandt fühlen. Und nun kam die Kirche und wollte diese kulturfördernde, natürliche Kluft gewaltsam und barbarisch mit entehrender Brüderlichkeit überbrücken. Ja, sogar Tribut, wie ein Höriger, sollte der Edelgermane dieser Kirche zahlen, die ihn zu ihrem Leibeigenen machen wollte. Wie mancher Priester war der entlaufene Sohn eines Leibeigenen. Entfesselter gelblicher Finnen-Pöbel setzte jetzt den Fuß auf den Nacken hochfürstlicher Sakensöhne.

Mit heiliger nationaler Begeisterung erhoben sich die Sachsen von neuem. Sie metzelten die Priester nieder, zerstörten die Kirchen und fielen nach Überschreitung des Rheines im Frankenreiche ein, wo sie überall das Gleiche taten und eine grauenvolle Verwüstung hinterließen. Schon aus weiter Ferne rief Karl durch Eilboten zur Heeresfolge auf. Dennoch kam er zu spät auf dem Schauplatz des Unheils an, er fand die Rächer beleidigter Germanenwürde nicht mehr vor. Die Gegend war wieder ruhig, als wäre nichts geschehen. Jetzt blieb Karl zwei Jahre lang nahe dem Sachsenlande wohnen. Er nahm Geiseln und sandte Priester umher, das Volk aufs Neue zu bekehren.

Als im ganzen Reiche scheinbar tiefster Friede herrschte, zog Karl im Jahre 780 wieder nach Italien. Er feierte das Osterfest

781 in Rom, wo Papst Hadrian Karls jüngsten Sohn Pipin taufte. Den ältesten Sohn Ludwig salbte der Papst als künftigen König.

In Rom sah Karl, welcher sich seither fast ausschließlich nur mit Krieg befaßt hatte, beim römischen Volke mit Bewunderung die Künste des Friedens. Da beschloß er, auch in seinen Ländern Bildung, Kunst und Wissenschaft heimisch zu machen. Er suchte die gelehrtesten und erfahrensten Männer für sich zu gewinnen und nahm Kirchensänger, Schreiber und Rechner mit nach dem Frankenlande.

Während seines Aufenthaltes in Rom sandte Karl auch Gesandte an den Herzog Thassilo II. von Bayern und forderte ihn auf, ihm zu huldigen. Thassilo hatte bisher wieder als selbstherrlicher Herzog gewaltet. Zwar sandte er seine Heerscharen zum Aufgebot nach Spanien. Aber die inneren Angelegenheiten seines Landes erledigte er ohne fremde Einmischung nach eigenem Ermessen. Nach Untergang des Langobardenreiches wollte er sogar sein Land bis über die Alpen hinaus erweitern, wodurch er mit den fränkischen Statthaltern in Streit geriet. Jetzt erinnerten ihn die Gesandten Karls und des Papstes an seinen Vasalleneid, den er dem Vater Karls geschworen. Da er seine Ohnmacht Karl gegenüber fühlte, gab Thassilo nach und huldigte Karl dem Großen nach dessen Rückkehr aus Rom. Zur Sicherung seines Eides gab er Geiseln.

Im Sachsenlande waren nach Karls Abzug von neuem die alten Kämpfe ausgebrochen. Widukind, der unerreichbare, nimmer rastende Genius germanischer Heldenfreiheit, hatte überall die Kriegsfackel entzündet und das gesamte Heer der Franken nebst den vier Grafen, welche es führten, erschlagen. Zornig eilte Karl nach der Weser. Aber auch diesmal fand er den Feind nicht mehr vor. Widukind war längst wieder in Sicherheit, und das Land lag ruhig und friedlich vor Karls Augen. Um die Wut Karls zu besänftigen, übergaben ihm die Gaugrafen über viertausend Germanen als der Empörung schuldig. Karl ließ sie bei Verden umringen und unter milden Stoßgebeten für ihr nachirdisches Seelenheil zur Ehre Jesu sämtlich abschlachten.

Ein einziger Racheschrei durchzitterte die Sachsenlande. Wie ein Mann erhoben sich alle Sachsen und flehten mit heißer Inbrunst zu Wotan, daß er ihnen beistehe. Sie gelobten, ihrem Gotte auf dem heiligen Harzberge nach dem Siege feierlich alle fränkischen Gefangenen zollweise zu schlachten, damit die Metzgertat des Germanenteufels Karl würdig bestraft werde.

Da bot Karl, genannt der Große, die gesammte waffenfähige Mannschaft aller seiner Länder auf und zog mit dieser Übermacht gegen die Minderheit der Sachsenscharen. Er schlug sie in zwei großen Schlachten. Von der Eresburg aus, welche sein Sammel- und Waffenplatz war, durchstreifte Karl selbst im Winter das Land nach allen Seiten, um seine Feinde zu demütigen. Aber noch lebten Widukind, Alboin und andere Sachsenfürsten in schrankenloser Freiheit.

Karl sandte daher Boten mit freundlichen Anerbietungen an die Fürsten ab und gab ihnen Geiseln, damit sie in Sicherheit zu ihm kämen, um sich mit ihm zu versöhnen. Als die Fürsten bei Karl erschienen, soll Widukind für seine Götter lange im Zweikampf gekämpft haben. Nach langem Widerstand besiegt, an sich und dem Weltlauf verzweifelnd, soll er sich mit seinen Waffenbrüdern im Jahre 785 haben taufen lassen. Königlich beschenkt entließ Karl die Germanenfürsten, von denen seither keine Kunde mehr laut ward. Der große Sachsenkampf war wieder einmal beendet worden. Karl sandte durch Eilboten dem Papst die Siegeskunde. Und dieser ordnete in der ganzen Christenheit drei Dank- und Bettage an, weil nun auch das edle Sachsentum dem Schicksal ausgeliefert war, im Sumpfe eines unedlen Finnentumes allmählich unterzusinken. Der Verfall des Germanentumes konnte jetzt, von der römischen Kirche beschleunigt, weiter um sich greifen.

Im Spätherbst 786 zog Karl wiederum nach Italien und zwang den Herzog Aragis von Benevent zur Huldigung. Das Osterfest 787 feierte Karl in Rom. Zu dieser Zeit erschienen Gesandte des Thassilo und flehten den Papst an, ihren Herzog mit König Karl zu versöhnen. Denn ein neuer Streit hatte sich entsponnen, und Papst wie König drohten mit Acht und Bann, wenn Thassilo seinen Eid bräche. Thassilo ward nun nach Worms eingeladen. Da er nicht erschien, zog Karl mit drei Heeren nach Bayern. Nicht genügend zum Kampfe gerüstet, kam Thassilo unterwürfig ins Lager Karls. Er schwur von neuem Treue und gab einen seiner Söhne und viele Edlen dem König als Geiseln. König Karl entließ darauf seinen Vasallen Thassillo mit großen Geschenken.

Unzufrieden und zürnend kehrte Thassilo aus dem Lager heim. Seine Gemahlin, eine Tochter des Langobardenkönigs Desiderius, stachelte ihn auf, ihres Vaters Schmach und seine eigene zu rächen. Heimlich warb Thassilo die Alemannen und Sachsen. Selbst die Avaren rief er zuhilfe. Er wähnte, Karl überraschen zu können. Nach Ingelheim auf den Reichstag berufen, leistete Thassilo dem Rufe Folge, da er seine Werbungen für unentdeckt hielt. Aber wegen wiederholten Treuebruchs angeklagt und verurteilt, wurde ihm das lange Haupthaar abgeschnitten. Hierauf verwies ihn Karl mit seiner gesamten Familie im Jahre 788 ins Kloster. Bayern mit allen von Thassilo erworbenen Nebenländern ward eine Provinz des Frankenreiches und fortan durch Grafen verwaltet.

Nachdem Karl selbst in Bayern geweilt, um hier nach seiner Art alles anzuordnen, bereitete er einen größeren Feldzug gegen die Avaren vor. Dieses wilde gelbe Nomadenvolk hatte sich seit Auflösung des Hunnenreiches in Norikum und Pannonien festgesetzt. Vereint mit den Bulgaren dehnten die Avaren ihre Raubzüge mehrfach bis ins Frankenreich aus.

Die deutschen Länder vor den Einfällen der gelben Räuber zu schützen und sie zu unterwerfen, zog Karl im Frühjahr 791 von Regensburg aus. Am linken Donauufer marschierten die Ostfranken, Friesen, Thüringer und Sachsen stromabwärts, am rechten Ufer

die Franken, Alemannen und Bayern. An der Enns lagerte das gesamte Heer, betete und fastete, um dem großen Kampfe gewachsen zu sein. Dann stürmten die Krieger gegen den Feind. Die Avaren flohen, und bis an den Raabfluß fiel alles Land in die Gewalt Karls. Nachdem er den größten Teil des Heeres entlassen hatte, kehrte Karl auf kürzesten Wegen heim, indem die Böhmen seinen Durchzug dulden mußten. Pipin, Karls Sohn, blieb im Lande der Avaren, das nun die Ostmark Bayerns ward, welche künftig ein Graf beschützen und verwalten mußte.

Längere Zeit in Regensburg weilend, überspannte Karl dort den Fluß mit einer Schiffsbrücke und plante Kanäle, welche den Rhein mit der Donau verbinden sollten. Aber die Wahl des Platzes war eine ungeeignete. Regengüsse hemmten das Werk. Und mitten in diesen Mißerfolgen traf den König die Kunde, die Sachsen seien wieder im Aufstande begriffen. Sie hatten die Friesen überfallen, und sie beinahe gänzlich vernichtet, als diese aus dem Avarenkriege heimkehrten. Sie hatten abermals alle christlichen Kirchen zerstört und die Priester, welche nicht flüchteten, sämtlich erschlagen.

Gleichzeitig kam die Nachricht aus Spanien, die Araber wären jenseits der Pyrenäen in fränkisches Gebiet eingefallen und hätten dasselbe verwüstet. Da verließ Karl Bayern und begab sich an den Rhein. Er schickte einige Grafen mit Heeresmacht nach Spanien, wo dieselben die alte Ordnung wieder herstellten. Noch ehe er jedoch zum letzten entscheidenden Kampfe gegen die Sachsen auszog, berief Karl im Jahre 794 ein Konzil aller Bischöfe und Äbte seines Reiches nach Frankfurt, um wegen Meinungsverschiedenheiten über das Wesen Jesu, welche der spanische Bischof Felix erregt hatte, beraten und entscheiden zu lassen. Die Auffassung des Felix ward verworfen. Karl aber mahnte bei dieser Gelegenheit die geistlichen Herren, sie sollten nicht allzusehr den göttlichen Geheimnissen nachgrübeln, sondern ohne weiteres alles glauben, was jetzt endgiltig überliefert sei.

Auf derselben Versammlung war Thassilo, aus dem Kloster gerufen, erschienen. Er bat wie aus eigenem Entschluß heraus den König, dieser möge gnädigst geruhen, das Herzogtum Bayern mit allen seinen Ansprüchen auf dasselbe huldreichst als Geschenk entgegenzunehmen. Karl ließ dem Thassilo daraufhin großmütig Gnade angedeihen und wies ihm und seinen Söhnen einige kleine Lehen in Bayern an. Dieser unglückliche Herzog Thassilo, aus dem uralten Germanengeschlecht der Schyren, vom Römersprößling Karl seines Landes beraubt, ist Ahnherr der Wittelsbacher und der Hohenzollern.

Nachdem zu Frankfurt alle Angelegenheiten erledigt waren, zog Karl mit großer Heeresmacht gegen die Sachsen. Er verpflichtete sie zu Gehorsam und nahm als Bürgen der Unterwerfung neuerdings Geiseln. Dann setzte er wieder christliche Priester in die Ämter ein und baute an der Weser eine neue feste Zwingburg. Da der Herd des Widerstandes sich stets im Norden befand, so zog Karl diesmal bis in die nördlichsten Gegenden hinauf und

unterwarf auch deren Bewohner. Er blieb mehrere Jahre in der Nähe des Rheines, um jeden Aufstand sofort im Keime zu unterdrücken.

Zuletzt arbeitete er nach altasiatischem und römischem Rezept. Weil stets neue Kämpfe ausbrachen, übersiedelte er eine große Menge sächsischer Familien nach dem Innern Frankreichs, wodurch dieses Land aufs neue einen Zufluß edlen Germanenblutes erhielt. Dafür machte Karl im Sachsenland viele Franken ansässig und verminderte dadurch den Wert der Rasse. Vor allem aber war ihm darum zu tun, den Zusammenhang der Empörer zu durchbrechen und ihre Energie und Tatkraft zu lähmen. Einzig durch dieses Mittel gelang es ihm, im Norden den Frieden zu sichern und das Christentum ungestört zu verbreiten. Im übrigen behielten die Sachsen ihre alten Gesetze und Freiheiten und zahlten nur die geistliche Zehntensteuer. Sie beschworen die christliche Lehre und versprachen Geistlichen und Behörden Gehorsam. Hierauf erklärte Karl die Sachsen für eines Volkes mit den Franken.

Karl gründete zur Verbreitung und Befestigung des Christentumes die Bistümer Paderborn, Münster, Bremen, Verden, Halberstadt und andere. Zur Sicherung dieser Anstalten und ihrer Priester erließ er neue strenge Gesetze. Ein solches lautet: „Den christlichen Kirchen gebührt dieselbe Ehre, wie einst den heiligen Hainen. Den Tod erleidet, wer sie schändet, beraubt oder verbrennt, wer ohne wichtigen Grund die vierzigtägigen Fasten bricht, wer einen Geistlichen tötet, oder wer gleich den Heiden glaubt, es sei ein Mann oder ein Weib ein Zauberer oder eine Hexe, wer einen Menschen verzehrt, wer einen Leichnam verbrennt, wer ein Heide bleiben will, wer nach alter Weise anbetet und opfert, wer sich gegen den König oder gegen die Christen verschwört oder seines Herren Tochter raubt.“ — Außerdem verbot Karl alle Volksversammlungen, weil diese eine Quelle des Gemeingeistes der Sachsen seien und ihres Widerstandes.

Nach endgültiger Unterwerfung der Sachsen huldigten auch die Friesen der Frankenherrschaft und nahmen das Christentum an. Von jetzt ab zog Karl nicht mehr selbst zum Kampfe aus, sondern ließ die Grenzen seines Reiches durch seine Söhne beschützen und ausdehnen. Pipin war beständig im Kampfe mit den Avaren. Tudun, einer der Avarenfürsten, kam endlich mit seinem Gefolge zu Karl. Er huldigte ihm und ließ sich taufen. Die übrigen Avaren, vielfach unter sich verfeindet, wurden allmählich ebenfalls bezwungen. Die reichen Schätze, welche man in ihren ringförmigen Lagern erbeutete, verteilte Karl an die Kirchen und unter seine Getreuen. Die Avaren mußten das Christentum annehmen. In ihrem Lande, das vielfach durch die langen wilden Kriege verödet war, siedelte Karl viele Bayern mit ihren Familien an.

Die Avaren waren aber trotz ihrer Niederlage für die Rassenqualität Deutschlands bereits entscheidende Schicksalsursache geworden. Denn ihr Ansturm hatte die Slaven des Ostens aus ihren Sitzen verdrängt, und diese überschwemmten fast das ganze heutige

Deutschland mit Ausnahme jener Gegenden im engeren Machtbereich der Franken. Alle Länder jenseits der Elbe und der bayerischen Grenze gehörten damals nicht zum Frankenreiche, und selbst Bayern hing vor endgültiger Entthronung Thassilos II. nur vorübergehend und sehr locker mit dem Frankenreiche zusammen. Gobineau sagt über diese Ansiedlung der Slaven und Avaren im heutigen Deutschland und Österreich folgendes:

„Slavische Massen, durch die Völkererschütterungen mit fortgerissen, wurden zwischen die skandinavischen Länder und Südeuropa geworfen. Diese Slaven, Opfer der Katastrophen, welche die höheren Rassen hin und her warfen, gelangten in Länder, welche ihren Ahnen bereits vor vielen Jahrhunderten bekannt gewesen waren. Vielleicht drangen sie sogar weiter vor, als jene zweitausend Jahre vor unserer Zeitrechnung. Sie gingen wieder über die Elbe, zogen die Donau hinauf und erschienen im Herzen von Deutschland. Von ihrem Adel geführt, der sich aus einem starken Gemisch von Geten, Sarmaten und Kelten zusammensetzte, von denen sie vor Zeiten unterjocht wurden, waren sie mit hunnischen Scharen verschmolzen. Sie besetzten den ganzen Osten und im Norden ganz Holstein bis zur Eider. Im Westen strebten sie der Saale zu und machten diese schließlich zu ihrer Grenze, während sie sich im Süden in Böhmen, Steiermark und Kärnten ausbreiteten. Auf der einen Seite erreichten sie das Adriatische Meer, auf der andern Seite den Main. Sie überschwemmten die beiden Erzherzogtümer Österreich, wie auch Thüringen, Bayern und Schwaben. Dann stiegen sie bis in die Rheingegend hinab und drangen in die Schweiz ein. Diese bis dahin immer unterdrückten wendischen Völker wurden solchermaßen wohl oder übel zu Eroberern, und die Mischungen, die sie charakterisierten, machten ihnen anfänglich diesen Beruf nicht allzuschwer. Die Umstände wirkten mächtig zu ihren Gunsten und brachten die Dinge dahin, daß das germanische Element in ganz Deutschland bedeutend geschwächt wurde und einigermaßen geschlossen nur in Friesland, Westfalen, Hannover und in den Rheinlanden vom Meer bis gegen Basel hin verblieb. So stand es im achten Jahrhundert. Wiewohl die Einfälle der Sachsen und die fränkischen Ansiedlungen der drei oder vier folgenden Jahrhunderte diesen Zustand ein wenig verändert haben, blieb es darum doch für die Zukunft ausgemacht, daß die Masse der deutschen Völker für immer ihrer hauptsächlichsten germanischen Elemente beraubt war. Nicht allein die slavischen Einfälle der Hunnenzeit trugen zu dieser Umgestaltung bei. Sie wurde zum großen Teil auch durch die allereigenste Beschaffenheit der germanischen Gruppen selbst herbeigeführt. Durch und durch gemischt, und weit entfernt, nur Krieger edler Abkunft zu zählen, zogen sie, wie wir sehen, in ihrem Gefolge zahlreiche keltische und wendische Sklavenscharen hinter sich her. Wenn ihre Völker auswanderten oder zugrunde gingen, so wurde hauptsächlich der vornehmere Teil derselben hiervon betroffen. Verloren hingegen die slavischen Völker ihre Edlen, so wurden sie dadurch nur um so freier von jenem Einflusse der Arianisierung, der

sie ihrer wahren Natur entfremdete. Aus diesen beiden Gründen, dem Verschwinden der Germanen einerseits, der Erschöpfung der wendischen Aristokratien andererseits, erwiesen sich die Bevölkerungen Deutschlands schießlich als sehr wenig germanisiert.“ —

Wie man diese Frage auch durchforschen mag, Deutschlands Bevölkerung enthält seit jener Zeit sehr wenig Germanentum. Da jedoch der Adel der Slaven getisch-sarmatischer Abstammung war, so ist wenigstens dieser slavische Adel, als eines Ursprunges mit dem Germanentum, diesem an Rassenwert ebenbürtig. Tatsache ist, daß Italien, Frankreich und England nach allen Völkerwirren durchschnittlich eine mittlere Bevölkerung von höherem Rassenwert hatten, als Deutschland. Denn die Kelten sind eine weit wertvollere Rasse, als die Slaven, welche an Rassenwert nur wenig höher stehen, als die Chinesen.

Das vormals altadelige Keltentum, und besonders das germanisierte Keltentum, steht an materieller Kulturenergie dem Germanentum nicht allzufern. Die Slaven aber sind nicht höher zu veranschlagen, als die keltisierten Finnen, welche die Leibeigenen der Germanen waren, — umsomehr als zugleich mit ihnen, außer ihrem ehemaligen keltischen Adel und dem jüngeren sarmatisch-getischen Adel, sehr viele gelbe hunnische und avarische Elemente mit einwanderten.

Die Germanen.

III. Fortsetzung.

Für Karl den Großen war es natürlich ein Leichtes, die Slaven ebenfalls zu beherrschen, sobald er die ihm näher wohnenden Sachsen und Friesen dauernd überwunden hatte. Während sein Sohn Ludwig auch die Araber Spaniens aufs neue der fränkischen Herrschaft unterwarf und diese in Spanien sogar erweiterte, wandte sich der dritte Sohn Karl gegen die slavischen Sorben, welche zwischen Elbe und Saale wohnten. Er gewann die Herrschaft über sie, nahm Geiseln und legte die Festungen Magdeburg und Halle an. Über die sorbische und wendische Mark setzte der junge Karl besondere Grafen. Die Böhmen, als slavische Hauptmacht, wurden ebenfalls in Krieg verwickelt, um sie dadurch dem Christentum zu gewinnen und sie unter Botmäßigkeit der fränkischen Herrschaft zu bringen.

Nachdem Karl viele Jahre hindurch fast beständig im Lager gelebt hatte, weilte er jetzt in ruhigeren Zeiten und bei herannahendem Alter am liebsten in Ingelheim und Aachen. Aachen ward nun seine Residenz. Hier hatte er durch italienische Baumeister einen Palast und einen Dom errichten lassen. Die Säulen dazu waren ein Geschenk des Papstes. Aachen, welches Karl, der sich als römischer Kaiser fühlte, am liebsten Neu-Rom nennen hörte, wurde mit schönen Gebäuden geschmückt. Häufig badete er hier in den warmen Quellen.

Im Jahre 795 vernahm Karl zu Aachen die Kunde vom Tod seines päpstlichen Freundes Hadrian. Er soll in Erinnerung an ihn sogar geweint haben. Den neuen Papst mahnte Karl von Aachen aus, wie er zum Heil der Kirche regieren solle. Aber dieser Papst, Leo III., ward während eines feierlichen Umzuges von seinen Feinden schimpflich mißhandelt und ins Gefängnis gesperrt. Wieder in Freiheit gesetzt, eilte der Papst nach Paderborn zu Karl, um dessen Schutz zu erflehen. Karl ließ ihn mit großem Gefolge wieder zurück nach Rom geleiten und die Zwistigkeiten dort untersuchen. Im folgenden Jahre begab er sich persönlich mit Heeresmacht nach Rom. Der Papst huldigte dort dem König und reinigte sich mit einem Eid von den Verbrechen, deren man ihn bezichtigte. Auf die Fürbitte des Papstes bestrafte Karl dessen Feinde nur mit Verbannung, da die Ruhe bereits wieder hergestellt war.

Der Papst ward von der Umgebung Karls in dessen Absichten, Kaiser zu werden, eingeweiht. Da er dies bei der Machtfülle Karls nicht hindern konnte und er dessen Schutz nötig hatte, kam er dem Gang der Dinge freiwillig entgegen. Am Weihnachtsfest 800, welches Karl mit Tausenden seines Gefolges in der Peterskirche zu Rom feierte, setzte ihm der Papst die Kaiserkrone aufs Haupt, und die Menge jubelte ihm als Carolus Augustus, dem Kaiser der Römer, zu. Karl, der Römersprößling, hatte jetzt sein Ziel erreicht, er herrschte als römischer Kaiser.

Karl Martells Großvater war der Römer Ansegis gewesen, seine Mutter die römische Nebenfrau Apiz. So war Karl der Große, als Enkel Karl Martells, weit mehr Römer als Franke. Germanien wurde samt Gallien abermals von einem römischen Kaiser geknebelt, nur mit dem Unterschied, daß ein Teil seiner Legionen, statt in kriegerischem Gewande auszuziehen, in der Kutte auf Eroberung umherschlich.

Der Kaiser von Konstantinopel erhob zwar Einspruch gegen Karls Kaiserkrönung. Doch dieser ignorierte das vollständig. Als indirekte Antwort ließ er sogar durch seinen Sohn Pipin den Herzog von Benevent zur Unterwerfung zwingen. Damit zeigte er deutlich, daß er ganz Italien unter seiner Oberhoheit vereinen wolle.

Auch in Deutschland waltete Karl der Große nach seiner Rückkehr jetzt mit erhöhter Würde und Macht. Das Kaisertum sollte ihm ein Mittel sein, die ganze römisch-katholische Christenheit in weltlichem Sinne zu beherrschen, wie das Papsttum dies im geistlichen Sinne tat. Der Papst hätte gern seine weltliche Macht über den Kirchenstaat hinaus ausgedehnt. Aber damit war Karl nicht einverstanden. Selbst seinem Freunde Hadrian gegenüber blieb er in diesem Punkte hart. Der Papst sollte mit allen seinen Besitzungen im Schutze des Kaisers stehen. Wohl salbte der Papst den König und Kaiser, — die Würde des Kaisers hatte er nicht zu vergeben. Der König, wie der Kaiser, war einzig von Gottes Gnaden.

Im Besitze seiner neuen Würde sandte Karl im ganzen Reiche Gesandte umher und ließ sich von jedem Untertanen, der über

zwölf Jahre alt war, Treue schwören. Er machte die seitherige fränkische Stammverfassung nun zur Staatsverfassung. Vom Ebro bis zur Theiß, von der Eider bis Sizilien sollten, wie vormals im alten römischen Reiche, jetzt auch im neuen römischen Reiche alle Völker ein Ganzes bilden. Als Mittel, diesen Zustand aufrecht zu erhalten, betrachtete Karl die katholische Religion. Darum erließ er fortwährend Mahnungen an die Geistlichkeit, wahre Streiter der Kirche zu sein, im Innern rein und heilig, im Äußeren ehrbar und gelehrt, treu in Tat und Lehre.

Um den Völkern ihre neuen römischen Bürgerpflichten dauernd einzuprägen, legte Kaiser Karl bei allen Klöstern, Domen und Kirchen, Schulen an. In diesen Schulen wurden nicht nur die Kinder vornehmer Leute unterrichtet, sondern auch die Kinder geringer Eltern sollten darin Aufnahme finden. Die Lehrgegenstände waren: Römischer Kirchengesang, Schreiben, Rechnen und Grammatik. Der Unterricht sollte unentgeltlich erteilt werden, mit Ausnahme dessen, was die Eltern freiwillig geben wollten. Da unter den Geistlichen viele ungebildete Finnensprößlinge waren, so mahnte Karl die Erzbischöfe dringend, auf die Bildung der Geistlichkeit ihr Augenmerk zu lenken. Er erkundigte sich nach dem Lebenswandel der Bischöfe und Priester, und nachdem er sich mit Sachverständigen beraten hatte, schrieb er ihnen vor, was sie lehren und predigen sollten.

Karl selbst suchte sich ebenfalls beständig zu bilden und berief die bedeutendsten Männer der damaligen Zeit an seinen Hof. Vor allen ehrte er Alkuin, welcher ihn in Beredsamkeit, Zahlenlehre und Himmelskunde unterrichtete. Alkuin war Karls liebster Freund und Ratgeber. Er weilte fast immer bei ihm, und erst im Alter zog er sich als Abt nach Tours zurück. Zugleich mit Alkuin wirkte Peter von Pisa, Leidrad der Bayer, Paul der Diakon und der Baukünstler Einhard, welcher später das Leben Karls des Großen beschrieb. Den Verein dieser und anderer Männer nannte Kaiser Karl die Akademie.

Karl soll die Sprache der Griechen und Römer wie seine Muttersprache beherrscht haben. Obwohl notorisch mehr Römer von Herkunft, spielte er sich als Frankenkönig auf den Germanen heraus. Er zeigte sich stolz auf seine angeblich germanische Abstammung und ließ die deutschen Heldenlieder, die im Volksmunde lebten, aufschreiben und sammeln, was aber die Kirche vielfach heimlich erschwerte und hinderte. Er war darauf bedacht, daß deutsche Sprache und Sitte, bereits mehr germanokeltisch als nordisch-skandinavisch, rein erhalten blieb. Den Monaten und Winden gab er eigene deutsche Namen. Der Geistlichkeit befahl er, an Sonn- und Festtagen das Evangelium deutsch zu predigen. Doch ward die deutsche Sprache in ihrer Weiterentwicklung auch ferner vom Keltentum, vom Keltofinnentum und besonders auch vom überwuchernden Slaventum beeinflußt.

Kaiser Karl hatte nacheinander fünf rechtmäßige Frauen und noch viele Nebenfrauen. Er war seinen vielen Kindern ein zärt-

licher Vater, besonders seinen durch ihre Schönheit und romanofränkische Leichtfertigkeit berühmten Töchtern. Er duldete aber nicht, daß sie sich vermählten, indem er behauptete, daß er ohne sie nicht leben könne. Nur eine einzige Tochter ward an seinen Geheimschreiber Angelbert verheiratet. Gegen die freie Art der anderen Töchter war er sehr nachsichtig. Er ließ sie, gleich den Söhnen, in allen Künsten erziehen, die er selber liebte. Die Söhne wurden außerdem in kriegerischen Übungen, in Reiten, Jagen und Schwimmen unterrichtet, die Töchter an Spindel und Rocken gewöhnt.

Die Lebensweise am Hofe Karls und auch seine eigene soll eine sehr einfache und mäßige gewesen sein. An Werktagen ging Karl wie ein gemeiner Franke in Wams und Leinwandhose umher. Die Stoffe dazu wurden von der Hausfrau gewebt. Außerdem trug er einen Rock mit seidenen Streifen. Über Strümpfe und Hosen waren kreuzweise farbige Binden gebunden. Zuweilen hüllte er sich in einen weißen oder grünen Tuchmantel. Karl umgürtete sich stets mit einem Schwert. Im Winter kleidete er sich in ein Wams von Otterfell.

Kostspielige Moden und Nachahmung fremder Gebräuche, wie sie beim Adel vielfach üblich waren, verachtete Karl. In kaiserlicher Pracht zeigte er sich nur an Festtagen. Dann trug er, wie die Kaiser von Konstantinopel, ein golddurchwirktes langes Untergewand, Schuhe mit Edelsteinen geschmückt, am Mantel goldene Haften, das Schwert mit Edelsteinen besetzt, auf dem Haupt die goldene Krone.

Die Hofhaltung war wie diejenige eines deutschen Gutsbesitzers, nur ins Große übertragen. Sie ward aus dem Ertrag der großen Krongüter bestritten, die das Gesinde bewirtschaftete. Dazu gehörten alle Leibeigenen, alle Hörigen, alle Handwerker und Arbeitsfrauen, ferner Förster, Fohlenhüter, Kellner und andere Unterbeamte. An der Spitze aller stand der vom König ernannte Hofrichter. Er besorgte die oberste Leitung aller Hofangelegenheiten, sowie die Rechtspflege.

Durch Unterwerfung slavischer, wendischer und avarischer Völker wuchsen die Einkünfte Karls, der alles unbebaute, wilde herrenlose Land in Besitz nahm, immer gewaltiger an. Denn Karl ließ durch Kolonisten jene Wüsteneien in Güter verwandeln, deren jedes seinen eigenen Maier hatte. Bald ahmten andere große Gutsbesitzer dieses Verfahren nach, und aus den Maierhöfen, fern vom Stammhofe, entstanden allmählich Dörfer und nachmals aus diesen sogar Märkte und Städte. Die ersten Ansiedler waren gewöhnlich ein Müller und ein Schmied. Zu diesen gesellte sich dann bald ein Bäcker, ein Schenkwirt und ein Bader. Sie wurden sämtlich dem Edlen zinspflichtig, auf dessen Grund und Boden sie sich niederließen, mochten sie Freie oder Leibeigene sein.

Die Güter Karls sollen andern Gütern gegenüber Musterwirtschaften gewesen sein. Er führte selbst strenge Aufsicht über Einnahmen und Ausgaben. Sein Gesinde ward väterlich behandelt

und Nachlässigkeit nicht mit Schlägen, sondern durch Entziehung aller Fleischspeisen und geistigen Getränke bestraft. Karls Einnahmen wurden noch bedeutend vermehrt durch die beständigen, zahlreichen Geschenke der geistlichen und weltlichen Würdenträger.

Zölle bestanden im Reiche Karls nur an den Grenzen und auch hier nur für gewisse Gegenstände, besonders für Waffen. Der Freie zahlte weder Steuer noch Abgabe. Dafür hatte er die Pflicht der Heerfolge im Kriege. Da aber Karl beständig Krieg führte, so bot er die Freien alljährlich auf. Ein Schreiben Karls vom Jahre 802 an den Abt des Klosters Nieder-Altaich gibt Kunde davon, was er bei Gelegenheit solchen Aufgebotes vom Freien verlangte:

„Wir gebieten Dir, Dich am 17. Juni in Staßfurt an der Bode, als dem festgesetzten Sammelorte, pünktlich einzufinden. Du sollst aber mit Deinen Leuten so vorbereitet dahin kommen, daß Du von da, wohin immer der Befehl ergeht, schlagfertig ziehen kannst. Ihr sollt Euch mit Waffen und Gerät und anderen Kriegserfordernissen an Lebensmitteln und Kleidern versehen, daß jeder Reiter Schild und Lanze, ein zweihändiges und ein kurzes Schwert, Bogen und Köcher mit Pfeilen habe. Auf Euren Wagen sollt Ihr haben: Hacken, Beile, Bohrer, Äxte, Grabscheite, eiserne Schaufeln und was sonst im Kriege nötig ist. Die Wagenvorräte müssen vom Sammelplatze an auf drei Monate reichen, Waffen und Kleider auf ein halbes Jahr. Insbesondere aber gebieten Wir Euch, wohl darauf zu achten, daß Ihr in guter Ordnung zu dem angegebenen Orte ziehet, durch welchen Teil Unseres Reiches Euch der nächste Weg führt. Ihr sollt Euch nämlich nicht unterstehen, irgend etwas zu nehmen, außer Futter für das Vieh und Holz und Wasser. Die Leute eines jeden von Euch sollen bis zur Ankunft am Sammelplatze immer neben den Wagen und Reitern gehen, damit die Abwesenheit des Herrn nicht Gelegenheit zu Übertretungen gebe. Was Du sonst an Unseren Hof zu liefern hast, das sende Uns in Mitte Mai dahin, wo wir Uns aufhalten, wenn etwa Dein Zug gerade dahin trifft, daß Du Uns dasselbe persönlich übergeben kannst. Dies wünschen wir sehr. Laß Dir keine Nachlässigkeit zuschulden kommen, so Dir Unsere Gnade lieb ist.“ —

Jeder Feldzug kostete dem Ausziehenden mindestens ca. 300 Mark, da weder der König noch der Staat ihm etwas lieferte. Jeder mußte dem Aufgebot nachkommen, und die Grafen durften es keinem gegen Geschenke erlassen. Alle Lehensmänner des Königs mußten ins Feld ziehen. Jeder, der ein freies Erbe besaß, auch wenn es nur drei bis fünf Morgen Landes waren, mußte rüsten. Wer zwölf Morgen Landes hatte, mußte im Harnisch erscheinen. Von Zweien, welche zusammen vier Morgen Landes zu Eigen hatten, mußte Einer dem Aufgebot folgen. Wer kein liegendes Gut hatte, zahlte je nach seinem Vermögen.

Je ferner das Ziel des Kriegszuges war, desto weniger Freie wurden aufgeboten. Daher stellten die Sachsen gegen Spanien nur

den sechsten Mann, gegen Böhmen nur den dritten Mann. Aber gegen die benachbarten Sorben zogen alle Sachsen ins Feld. Wer dem Aufgebot des Königs nicht folgte, der sollte es in gleicher Weise büßen, als ob er mit einer Bande Raub und Gewalt geübt oder Feuer angelegt hätte. Wer vor der Zeit das Heer verließ, büßte es mit dem Tode. Mangelhafte Bewaffnung und lässige Kriegsausrüstung ward streng bestraft.

Da dieser persönliche Kriegsdienst, verbunden mit Lieferung von Gespann und Lebensmitteln zu schwer auf die gemeinen Freien drückte, umsomehr als die Grafen und Mächtigen alle Forderungen auf die Niederen abwälzten, so war eine rasche Verarmung des Volkes und ein Hinschwinden der Freien die unausbleibliche Folge. Die ärmeren freien Männer, soweit nicht die beständigen Kriege auch diese edleren keltischen Elemente aufgerieben hatten, zogen es bald vor, unter möglichst vorteilhaften Bedingungen ihren freien Besitz vollständig aufzugeben. Sie gaben ihr Gut der Kirche, dem Könige oder dem Grafen und erhielten es dann als Zinsgut oder Lehen zurück. Viele wurden sogar Leibeigene, um dem beständigen Kriegsdienst zu entgehen.

Der arme Freie ward im Verhältnis zum Begüterten so oft aufgeboten, daß ihm seine Freiheit als Unglück erschien und die Leibeigenschaft als Erlösung. Dadurch schwand jedoch das freie Volk dahin und das Grundeigentum ging an wenige über, welche ihre Güter als Lehen verteilten und so dem unfreien Volke gegenüber die Herren waren. Als im Laufe der Zeit immer weniger Freie beim Heerbann und zur Beratung der Gesetze erschienen, forschte der römische Kaiser Karl nach der Ursache und entdeckte, daß seine freien Germanen sich vor seiner römischen Blutsaugerei in die Leibeigenschaft der Kirche und der Gaugrafen geflüchtet.

Das war dem Kaiser aber auch nicht angenehm. So hatte er sich den Verlauf der Dinge durchaus nicht vorgestellt. Denn mit dem steigenden Besitz stieg auch die Macht der Kirche und der Hochedlen. Karl war höchst ungnädig gelaunt über diesen Güter- und Menschenschacher. Besonders bei den Bischöfen frug der Kaiser an: „Heißt das die Welt verlassen, wenn Ihr bloß keine Waffen tragt und Euch nicht vermählt, jedoch immer danach trachtet, Euer Vermögen zu vergrößern, und wenn Ihr alle Mittel anwendet, besonders die Kranken zu gewinnen und den rechtmäßigen Erben das Gut entziehet? Ich habe Euch die Waffen nicht genommen, um Euer Ansehen zu mindern, sondern um Euch daran zu erinnern, daß Ihr Lehrer des Volkes und Streiter mit geistlichen Waffen sein sollet!“

Karl verfügte jetzt, daß Freie fortan nur mit seiner persönlichen Erlaubnis ihr Gut an Kirchen oder Grafen verschenken dürften, weil sie dabei meist nur von der Absicht geleitet würden, dem Kriegsdienst zu entfliehen. Den Grafen ward noch besonders eingeschärft, daß sie die königlichen Lehengüter sich nicht als Eigentum anmaßen sollten. Auch dürften sie die Güter des Königs nicht mit persönlichen Dienstleistungen für sich belasten oder sich

die Freien leibeigen und zinsbar machen. Sie hätten gewissenhaft Recht zu sprechen und nicht in Eigenmacht zu walten.

Da jedoch das Reich zu groß war und Karl nicht allen Mißbrauch übersehen konnte, welcher im Reiche Wurzel faßte, so sandte er geistliche und weltliche Vertrauensmänner aus, die in allen Teilen des Reiches das Walten der Grafen untersuchen mußten. Dringenden Notständen hatten die Boten aus eigener Machtvollkommenheit sofort abzuhelfen. Anderes sollte ihm berichtet und seiner Entscheidung überlassen werden. Manches Übel ward durch diese Maßregel wieder beseitigt.

Damit die allgemein üblichen Fehden und die Blutrache nach Möglichkeit beschränkt würden, verbot der Kaiser das Tragen der Waffen in Friedenszeiten. Auch zum Landgerichte durfte niemand mit Waffen kommen. Die Grafen mußten allmonatlich das Gaugericht abhalten und sich der Nöte der Armen, Witwen und Waisen annehmen. Die Richter hatten nüchtern ihres Amtes zu walten. Wer einen Eid oder ein Zeugnis ablegen wollte, sollte dies nicht tun, wenn er betrunken sei.

Die Sendboten, welche der Kaiser zur Prüfung der Dinge umhersandte, achteten besonders darauf, daß die christliche Lehre nicht mit heidnischen Gebräuchen und Gedanken verschmolzen würde. Das Leben der Sendboten ward durch dreifaches Edelwehrgeld versichert, was ihr Ansehen erhöhte.

Während der Kaiser die inneren Angelegenheiten des Reiches überwachte, sorgten seine Söhne für die Erweiterung und Befestigung des Reiches nach außen. Die Böhmen wurden mehrfach mit Krieg überzogen und waren teilweise schon unterworfen. Selbst Korsika ward von einer Flotte erobert und gegen das Eindringen der Araber mit Schutzmauern versehen. Um die öfteren Raubzüge der Dänen zu verhindern, ließ Karl einige Festungen an der Eider anlegen und auch dort eine Flotte ausrüsten.

Der Ruhm Karls, als eines großen mächtigen Kaisers, erklang in weiten Fernen. Von nah und fern erschienen hohe Würdenträger, um Karl im Namen ihrer Herren zu huldigen. Zweimal kamen Gesandte des mächtigen Chalifen Harun al Raschid aus Asien mit kostbaren Geschenken von Gewürzen und Salben. Auch ein großes Zelt brachten sie mit und eine im Abendlande noch nie gesehene Uhr aus Metall, sowie die Schlüssel des heiligen Grabes zu Jerusalem. Cordulf, der aus Northumberland vertriebene König, fand ebenfalls beim Kaiser freundliche Aufnahme. Zuletzt erkannte auch Kaiser Nicephorus von Konstantinopel Karl als Seinesgleichen an und nannte ihn Kaiser und Bruder.

Hauptsächlich Karl der Große trug durch das Ansehen seines Reiches dazu bei, daß alle Europäer im Orient Franken genannt wurden. Innerhalb seines Reiches war Karl ein echter Selbstherrscher. Auf den Reichstagen, welche sehr bald nur noch große Gutsherren, Bischöfe und Würdenträger besuchten, galt hauptsächlich der Wille Karls. Die meisten Erlasse und Gesetze gingen von ihm aus. Und demütig erklärten einst die Bischöfe auf

einem Reichstag zu Mainz, daß sie seiner Hilfe und seiner Lehre bedürften.

Karl wachte energisch über Ruhe und Frieden im Innern des Landes. Er allein ließ Münzen schlagen. Er sorgte für gute und gesicherte Wege und schützte die Kaufleute vor ungerechten Zöllen. Nur da waren Zölle gestattet, wo sich Brücken, Fähren und Märkte befanden. Als wichtigste Handelsplätze nannte man Bardewig, Magdeburg, Erfurt, Forchheim, Bremberg und Regensburg.

Im alten Gallien, am Rhein und an der Donau blühten die alten Römerstädte wieder auf, die sich im Wandel der Zeiten erhalten hatten. In vielen dieser Städte waren Juden ansässig. Trotzdem sie sich dem allgemeinen Hasse ausgesetzt sahen, wußten sie sich dennoch zu behaupten. Den Kelten, Keltofinnen und Slaven an Energie und Intelligenz weit überlegen, fühlten sie natürlich sehr bald, daß sie von edlerer Rasse stammten, als der europäische Pöbel, und daß einzig die Germanen edler Herkunft außer ihnen noch ein Recht zum Herrschen geltend machen konnten. Die Germanen als jüngere Edelrasse herrschten durch die Gewalt des Schwertes, — die Juden als ältere Edelrasse suchten durch die Macht des Geldes die minderwertigen Rassen des Frankenreiches in Abhängigkeit zu bringen.

Wie die Germanen überall in Europa auf Thronen und Edelsitzen als herrschende Fremdlinge sich heimisch machten, so taten in ihrer Weise desgleichen auch die Juden. Wie die Germanen von ihrem Stammsitz Skandinavien aus sich über Europa und in neuerer Zeit über die Erde herrschend verbreiteten, so traten neben ihnen von Palästina aus die Juden in ihrer Art die Weltherrschaft an. Und diese Herrschaft scheint den Galliern bereits damals ebenso fühlbar gewesen zu sein, wie die Herrschaft der germanischen Frankensöhne.

Die Germanen waren den Juden an Kühnheit und militärischen Talenten überlegen. Die Juden aber überragten die Germanen an Erfahrenheit und Klugheit. Abgesehen davon, daß die Juden im alten Frankenreiche nicht nur Geldmagnaten und Handelsfürsten wurden, traten sie auch als Leuchten der Wissenschaft hervor. Die meisten Ärzte und Astronomen der damaligen Zeit waren Juden, ebenso viele angesehene Schreiber von nichtgeistlicher Herkunft.

Die wahre Klugheit der Juden bestand darin, daß sie, ihr Edeltum wahrend, sich mit eiserner Konsequenz davor hüteten, mit der minderwertigen Tiermenschheit Asiens und Europas eine Mischung einzugehen. Zwar riß in Vorzeiten wiederholt hamitische Mischung unter ihnen ein, aber mit diktatorischer Strenge geboten sie zum Schutz und zur Erhaltung ihrer Rasse dem Übel stets wieder Einhalt, daß es nicht weiter um sich griffe. Ja, wiederholt haben die Juden unreine Familien und ganze Stämme, welche zuviel Hamitentum in sich aufgenommen, aus dem Judentum verstoßen.

Wie die obersten germanisierten Schichten Deutschlands und anderer Länder mit dem Finnentum zu kämpfen haben, das sie in sich verwebten, und das sie unaufhaltsam dem Untergange zuführt, wenn sie sich nicht zu einer energischen Selbstläuterung aufraffen, — ebenso haben die Juden in sich und unter sich bis zu gewissem Grade unter dem Hamitentum zu leiden, welches ihr Edelariertum in vielen Individuen zuweilen verdunkelt.

Wer aber die Rassen vorurteilsfrei in ihren Vorzügen, ihrer Energie und in ihrer Tatkraft betrachtet, kann unmöglich deshalb Antisemit werden, weil er die Juden herrschen sieht. Das ist das gute Recht ihrer überlegenen Edelrasse, deren Kulturwert hoch über dem Menschenwert der Kelten, Slaven und Finnen hinausragt. Nur der Germane ist ihnen in Europa ebenbürtig.

Was an den Juden dem Unkundigen zuweilen mit Recht als unedel erscheint, ist nicht auf Rechnung ihres edelarischen Semitentumes zu setzen, sondern hat seinen Ursprung in ihrer hamitischen Beimischung, welche aber nicht in allen Juden aktiv ist, — ebensowenig wie in allen Germanen oder Germanokelten sich das ererbte tierische Finnentum bemerkbar macht.

Wer sich gelegentlich mit Recht über Juden zu beklagen hat, ist dennoch nicht berechtigt, Antisemit zu werden, sondern er darf mit einiger Befugnis höchstens Antihamit sein. Antihamit aber kann mit großem moralischem Vorteil auch jeder Jude werden, welchem bei seinen Stammesgenossen manches mißfällt.

Mit gleicher Notwendigkeit, wie Jemand sich als Antihamit fühlt, muß er sich jedoch, wenn er gerecht sein will, zum Antifinnen entwickeln. Ja, in Nordeuropa ist es für eine aristokratische edelarische Natur weit wichtiger, Antifinne zu werden, als Antihamit zu sein. Das Finnentum ist es, welches in Gestalt einer demokratisch entfesselten Herde für uns Germanen und Germanokelten weit gefahrdrohender ist, als die geringen Spuren entfesselten Hamitentumes. Die Bekämpfung des Hamitentumes überlassen wir am besten den Edelariern unter den Juden, welche dasselbe am besten zu zähmen wissen werden.

Schon zu Zeiten Kaiser Karls war die Auflehnung gegen die Oberhoheit der Juden keine geringe. Aber alle Versuche, die Juden zu vertreiben oder sie zur Annahme des Christentumes und fränkischer Sitte zu bewegen, scheiterte am zähen Widerstande ihrer zielbewußten überlegenen Rasse. Endlich war das Keltofinnentum des Kampfes müde. Die germanische Aristokratie aber fühlte heimlich die Intelligenz und Brauchbarkeit dieser Rasse, welche die majestätischen Eigenschaften des Germanentumes so trefflich ergänzte. Sie schützte die Juden in auffälliger Weise.

Freilich forderte man vom Juden hohes Schutzgeld für den König. Aber im Einverständnis mit dem König gaben die Großen des Reiches den Juden auch reichlich Gelegenheit, dieses Schutzgeld bei einigem Fleiß spielend zu verdienen. Wie sich die Juden mit aristokratischer Würde von der Art der abendländischen Menge abschlossen, so wurden sie zwar ebenfalls von allen fränkischen

Ämtern und Würden ausgeschlossen, besorgten dafür jedoch den Handel und die Geldgeschäfte. Durch die Macht ihres Geldes herrschten sie heimlich über manches Amt und manche Würde.

Die Germanen.

IV. Fortsetzung.

Kaiser Karl war fast in allen Unternehmungen vom Glück begünstigt. Stets entging er allen Gefahren des Krieges und allen heimlichen Nachstellungen und Verschwörungen. Er hatte alle Aussicht, sein mächtiges Reich glanzvoll und unangefochten seinen Söhnen zu hinterlassen. Auf einer Versammlung der fränkischen Großen im Jahre 806 bestimmte Karl jedem seiner Söhne einen künftigen Anteil. Die Teilung ließ er von der Reichsversammlung und vom Papst bestätigen. Aber wenige Jahre später starb Pipin und bald darauf auch der älteste Sohn Karl. Nur der dritte und schwächste Sohn Ludwig blieb ihm noch und sein Enkel Bernhard, der Sohn Pipins.

Durch diese Verluste tief gebeugt, verfügte Karl abermals über sein Vermögen. Zwei Drittel seines großen Schatzes bestimmte er für die einundzwanzig Erzbistümer seines Reiches. Vom letzten Drittel vermachte er zwei Viertel seinen Kindern und Enkeln, ein Viertel den Armen und das letzte Viertel ebenfalls den Bistümern. Im Jahre 813 rief Karl seinen Sohn Ludwig aus Aquitanien nach Aachen. Hier ernannte er ihn unter Beistimmung der Großen des Reiches zu seinem Mitregenten und zu seinem Nachfolger. Er legte ihm öffentlich ans Herz, Priester und Kirche zu schützen. Auch mahnte er ihn daran, daß er das Haupt der Kirche seines Reiches sei und befahl ihm während feierlichen Kirchendienstes, sich die Krone selbst aufs Haupt zu setzen. Hierauf ward Ludwig gesalbt und gleich seinem Vater als Herr und Kaiser begrüßt. Dem Enkel Bernhard sollte unter Oberhoheit Ludwigs Italien verbleiben. Nach dieser Feier kehrte Ludwig nach Aquitanien zurück.

Kaiser Karl wurde bald darauf von einer Krankheit befallen. Vergebens suchte der Kaiser das Leiden durch Fasten zu bannen. Gefaßt sah er nun dem nahenden Tode entgegen, welcher ihn am 28. Januar 814 hinweg raffte. Seine Leiche ward einbalsamiert und im Münster zu Aachen in einer Gruft vor dem Hochaltare, auf goldenem Throne sitzend und vom Kaisermantel umgeben, beigesetzt. Auf die Knie legte man ihm das goldene Evangelienbuch, das Stachelband, welches er heimlich auf dem Leibe getragen und die Pilgertasche, die er auf seinen Romreisen mit sich führte. Daneben ward ein goldenes Scepter nebst Schild gehängt, worauf man das Grab schloß und versiegelte.

Schon die Mitwelt hatte den Verblichenen den Großen genannt. Die Nachwelt bewahrte ihm diesen ehrenden Beinamen. Als Kaiser im engeren Sinne und im römischen Sinne betrachtet, ist Karl allerdings ein großer Herrscher gewesen mit vielen großen

Eigenschaften. Er war ein römischer Despot, welcher viel Gutes wollte. Nur war das, was Kaiser Karl für das Gute hielt, in den Augen Anderer nicht immer das Gute. Es ist aber Art der Tyrannen, daß sie jeden Gegenwillen, der energisch gegen sie ankämpft, mit allen Mitteln zu brechen suchen. Dieser Gewalttat machte sich Karl gegenüber dem freien heidnischen Germanentum schuldig.

Sein Wirken diente in hervorragender Weise der Rassenmischung, dem Untersinken einer energievollen Edelrasse im Finnensumpfe des europäischen Festlandes. Karl der Große war der Feind, Henker und Mörder eines fürstlichen Germanentumes in den Gauen Deutschlands und Italiens. Seine ruchloseste Tat aber war, daß er die heidnische Geistesfreiheit des norddeutschen Germanenadels durch gewaltsame Einführung des Christentumes für fast tausend Jahre in geistige Knechtschaft umwandelte.

Wohl könnte das Christentum, und ganz besonders der Katholizismus, wenn er als Moralreligion und nicht als Glaubensreligion ins Leben treten würde, ein sehr brauchbarer vortrefflicher Kultus für die breite Masse des Volkes sein, für Keltofinnen, Slaven und Finnen. Für adlige Germanen und selbst für Germanokelten, für Fürsten, Adlige und Denker aber ist das Christentum in jeder Form bedrückend.

Freischwebende philosophische Betrachtung einzig ziemt dem Königsgeist des fürstlichen Germanen. Der Pfaffe soll sein Diener sein, welcher die unvernünftigen Finnen zügelt, aber nicht sein Herr. Selbst im demokratischen China muß es das Volk ertragen, daß die höheren Stände andere Religionen haben. Im alten Indien, in Ägypten und in Griechenland war es ebenso. Auch in Europa muß das Volk daran gewöhnt werden, daß die höheren Stände in die „Mysterien“ eingeweiht sind, daß der Pöbel aber, weil er der Tierheit näher steht, zu dumm ist, um ein freies Denken über den Zusammenhang und Lauf der Dinge zu ertragen. —

Dreißig Tage nach dem Hinscheiden Karls des Großen zog sein Sohn Ludwig in Aachen ein, von den Würdenträgern und Edlen mit großen Ehren empfangen. Er begann seine Regierung mit Würde und Kraft. Vom leichtfertigen Hofleben seit seiner frühesten Jugend fern, ward er als König von Aquitanien von Geistlichen in notwendigem Wissen und weitgehender christlicher Frömmigkeit erzogen. Ludwig, später der Fromme genannt, vollstreckte zunächst den letzten Willen seines Vaters. Er gab den Kirchen und den Armen, was für sie bestimmt war. Das Übrige teilte er mit seinen Schwestern. Dann aber bat er seine lockeren Schwestern, den Hof eiligst zu verlassen. Er übergab die armen Dulderinnen einigen Klöstern, damit sie dort ein frommes Leben führen und als Bräute Jesu ihre irdischen Gönner vergessen lernen sollten. Als die Schwestern fort waren, jagte Ludwig auch alle anderen leichtlebigen Damen, die sich bei Hofe eingenistet hatten, samt ihren Liebhabern davon.

Die kleinen Halbbrüder zog Ludwig väterlich an seinen Tisch.

Gütig empfing er seinen Neffen Bernhard und bestätigte ihm die Unterherrschaft über Italien, wohin er ihn mit reichen Geschenken entließ. Als das Volk Klage wegen erlittener Unterdrückung an ihn richtete, sandte Ludwig redliche Kriegsleute in alle Provinzen des großen Reiches, damit sie ohne Ansehen der Person verbesserte Ordnung schaffen sollten. Diese Sendboten fanden viele Gemaßregelten vor, welche durch willkürliche Grafen und andere Machthaber Freiheit oder Vermögen eingebüßt hatten. Sie sorgten dafür, daß alles Unrecht wieder gut gemacht ward und nahmen alle Verfolgten in Schutz. Den Friesen und Sachsen gewährte Ludwig das alte Erbrecht, welches Karl der Große ihnen genommen. Dadurch gewann Ludwig die Zuneigung jener Stämme. Alsbald sandte Ludwig auch seine Söhne nach allen Teilen des Reiches, die rasche und redliche Ausführung seiner Befehle zu beaufsichtigen. An den Grenzen stellte er die Sicherheit her. Die slavischen Völker, welche, geführt von ihrem getischen Adel, das Frankenreich beständig belästigten, wurden besiegt und zum Frieden gezwungen.

Besonders waren dem Kaiser Ludwig die Priester zugetan, da er die Kirchen mit Spenden überhäufte. Als Leo III. starb und Stephan III. Papst wurde, sandte dieser sofort Boten an den Kaiser und bat um die Bestätigung und Anerkennung seiner Wahl. Auch ließ er das römische Volk Ludwig dem Frommen, als Oberherren, Treue schwören. Dann brach der Papst selbst auf, um persönlich seine Freundschaft zu befestigen.

Kaiser Ludwig empfing den Papst zu Rheims mit größter Ehrfurcht und Demut und ließ sich nebst seiner Gemahlin von ihm salben und krönen. Über den Erfolg seiner Fahrt hoch erfreut, trat Stephan III. die Rückreise nach Rom an. Kaiser Ludwig aber lag jetzt noch weit mehr als früher seinen Andachtspeinigungen ob. In seinem religiösen Wahnsinn ließ er sogar die germanischen Heldenlieder vernichten, welche sein Vater Karl gesammelt hatte. Somit gingen durch die Gehirnumnachtung dieses Römersprößlings die ältesten germanischen Gesänge der Nachwelt verloren. In seiner christlichen Glaubenswut fürchtete Ludwig der Fromme, die germanischen Heldenlieder würden dem Heidentum fort und fort neue Nahrung geben.

Die Sorge für das Reich überließ Ludwig, nachdem der Papst das Getriebe seiner Frömmigkeit neu geölt hatte, jetzt gänzlich seiner Umgebung. Er befaßte sich nur noch damit, seinen Günstlingen und den Kirchen unaufhörlich Geschenke auszuteilen. Unglücklicherweise stürzte am grünen Donnerstage 817 ein bedeckter Gang ein, durch welchen Ludwig aus der Kirche in den Palast zurückkehrte. Das Dach fiel über ihm und seinem Gefolge zusammen, ohne Jemand gefährlich zu beschädigen. Von seiner wunderbaren Errettung überzeugt, versumpfte Ludwig nun vollends in seinen geistlichen Halluzinationen. Er berief eine große Versammlung aller Würdenträger und Edlen seines Reiches nach Aachen und war entschlossen, die Regierung seinen Söhnen abzutreten.

Wegen dieses Vorhabens wurde ein dreitätiges Fasten mit Gebet angeordnet. Hierauf ernannte Ludwig seinen neununddreißigjährigen Sohn Lothar zum Mitregenten und Kaiser. Sein zweiter Sohn Pipin ward König von Aquitanien, sein dritter Sohn Ludwig König in Bayern. Doch sollte das ganze Reich ungeteilt bleiben. Die jüngeren Brüder standen unter der Oberhoheit des ältesten Bruders.

Von jetzt ab war der Friede des Reiches gebrochen und Ludwig, statt geistliche Ruhe zu geniessen, ward beständig durch weltlichen Streit und Hader in Aufregung versetzt. Da man Lothars Anteil an der Regierung nicht genau festgesetzt hatte, bildeten sich sofort zwei Parteien. Die jüngeren Söhne waren mit ihrem Lose ebenfalls unzufrieden. In Italien stachelten die Edlen Bernhard, den Neffen des Kaisers auf, sich für unabhängig zu erklären. Ludwig zog jedoch rasch mit Heeresmacht gegen ihn. Bernhard bereute seine Tat und ergab sich ohne Kampf. Ludwig ließ ihn mit seinen Anhängern nach Frankreich abführen. Hier verurteilte eine Reichsversammlung alle zum Tode. Ludwig bestätigte das Urteil nicht. Auf Betreiben seiner Gemahlin Irmengard ward aber Bernhard und einigen seiner Freunde das Augenlicht genommen, die anderen verbannte Ludwig. Auch seine Halbbrüder verwies Ludwig damals vom Hofe, um den Frieden wieder herzustellen. Denn Irmengard glaubte ihren Söhnen dadurch ein reicheres Erbe zu sichern.

Leider starb Bernhard drei Tage nach seiner Blendung. Ludwig, derartig erschüttert, daß er laut beklagte, falschen Ratgebern gefolgt zu sein, tat Buße und machte den Armen reiche Geschenke. Bald nachher starb auch Irmengard, und Ludwig hatte mehr als je die Absicht, der Regierung zu entsagen. Aber seine Umgebung wußte ihn zu bestimmen, Judith, die Tochter des reichen Welf zur Frau zu nehmen, welcher in Bayern und Schwaben ausgedehnte Güter besaß.

Dadurch kam abermals großer Zwist ins Haus. Zugleich drohten von außen viele Streitigkeiten. Die Britonen im Nordwesten empörten sich vollzählig. Liudewit, der zinspflichtige Herzog von Pannonien, erkannte die fränkische Oberherrlichkeit nicht mehr an. Die Araber Spaniens fielen wieder in fränkisches Gebiet ein. Fränkische Schiffe, die von Sardinien zurückkehrten, wurden von Seeräubern weggenommen. Auch die Normannen fingen bereits an, die Küsten unsicher zu machen.

In den letzten Jahren frommer Einkehr hatte der Kaiser alle Kriegsbereitschaft vernachlässigt, sodaß selbst im Innern des Reiches die Zustände sich immer schlechter gestalteten. Nur selten reisten noch Sendboten umher. Die Würdenträger und Machthaber in der Ferne achteten allmählich nicht mehr auf die Befehle und Mahnungen des Kaisers. Sie begannen eigenmächtig zu regieren. Sogar Münzen ließen sie schlagen. Sie brachten Land und Leute an sich, erhoben willkürlich Steuern und Abgaben und vertrieben viele Edle und Freie gewaltsam von ihren Gütern, sodaß sich das

Land mit Räubern und Bettlern füllte. Zu diesen Übeln gesellten sich noch Krankheit und Mißwachs.

Mit frommer Zerknirschtheit sah der Kaiser all das Elend aufkeimen. Durch Spenden und Bußübungen hoffte er den zornigen Himmel zu versöhnen. Er begnadigte alle Teilnehmer am Aufstande seines verstorbenen Neffen Bernhard, gab ihnen ihre eingezogenen Güter zurück und versöhnte sich mit seinen verbannten Stiefbrüdern. Dann versammelte er alle geistlichen und weltlichen Machthaber und Würdenträger des Reiches und bat sie um Verzeihung für alles Unrecht, welches durch ihn oder durch seinen Vater geschehen sei.

Eine Zeit lang trat im Innern des Reiches wieder Ruhe ein, und an den Grenzen des Reiches kämpften Ludwigs Söhne mit Vorteil gegen die Feinde. Bald aber mehrten sich durch Ludwigs offenkundige Schwäche die andrängenden Feinde so, daß entscheidende Siege unmöglich wurden. Aizo, der Statthalter der spanischen Mark war bestrebt, mit Hilfe der Araber eine unabhängige Herrschaft zu gründen. Ludwigs Sohn Pipin, welcher gegen ihn auszog, vermochte ihn nicht zu bezwingen, da die mächtigsten Unterführer seines Heeres ihm den Gehorsam aufkündeten.

Mittlerweile wuchs aus der neuen Ehe Ludwigs mit Judith ein vierter Sohn namens Karl heran, und seine Mutter sann darauf, auch ihm ein Reich zu sichern. Am leichtesten gewann sie für diesen Plan den Vater. Sodann versprach auch Lothar, er wolle des jüngsten Bruders Vormund und Schützer sein. Aber die beiden anderen Brüder gerieten darüber in Zorn. Sie warben Anhänger, und der Kaiser, um sein Ansehen und seine Herrschaft besorgt, rief den mächtigen Grafen von Barcelona zu Hilfe.

Bald verdrängte dieser Streber bei Hofe alle Würdenträger und Geistlichen, welche bisher hier geherrscht hatten. Sie schloßen sich den empörten Söhnen an. Ebenso ward Ludwig vom Heer verlassen, als er im Jahre 830 gegen die Britonen zog. Das Heer lieferte ihn sogar den aufrührerischen Söhnen aus. Der Graf von Barcelona mußte fliehen.

Als hierauf Lothar aus Italien zurückkehrte, billigte er alles Geschehene. Man lieferte ihm den Vater aus, und der würdige Sohn eines römischen Kaisers behandelte seinen Vater als Gefangenen. Bald aber gerieten die Brüder in Streit, und mit Hilfe der Deutschen riß der Kaiser wieder die Herrschaft an sich. Er berief eine Reichsversammlung nach Aachen, welche alle zum Tode verurteilte, die am Verrat gegen ihn beteiligt waren. Der Kaiser jedoch begnadigte alle. Die geistlichen Verräter mußten ins Kloster gehen und die weltlichen Empörer wurden gezwungen, in den geistlichen Stand einzutreten. Ludwigs Söhne reisten in ihre Länder ab. Hierauf ward Graf Bernhard zurückgerufen, und dieser trieb es bei Hofe genau so wie früher.

Bald aber geriet Pipin, welcher in Aquitanien regierte, von neuem in Streit mit seinem Vater. Im Vertrauen auf den Beistand seines Sohnes Ludwig, setzte hierauf der Kaiser den Pipin als König

ab und gab Aquitanien an den jüngsten Sohn Karl. Nunmehr verbanden sich alle Söhne erster Ehe gegen den Kaiser und seinen jüngsten Sohn. Im Jahr 833 zogen sie mit Heeresmacht bei Kolmar im Elsaß gegen den Kaiser zu Felde. Im Heer der Söhne befand sich Papst Gregor IV. Dieser ging zwischen den beiden feindlichen Heeren vermittelnd hin und wieder, bis eine Schar nach der andern den Kaiser verließ. Da bat der Kaiser die zuletzt ihm noch treu gebliebenen, auch sie möchten zu seinen Söhnen übergehen, er wolle nicht, daß seinetwegen jemand Schaden leide. Als auch sie gegangen, nahmen die Söhne den Kaiser gefangen und trennten ihn von seiner Gattin und dem jüngsten Sohn Karl.

Lothar war jetzt bestrebt, seinen Vater für immer zu entthronen und der Erzbischof Ebbo von Rheims half ihm dabei. Überredet vom Bischof und geängstigt von seinem Gewissen, erschien der Kaiser im Büßerhemd vor allem Volke und bekannte öffentlich, daß er Gott beleidigt, die Kirche gekränkt und Reich und Volk verderbt habe. Er sei die Ursache am Tode seines Neffen Bernhard. Er habe den Frieden gebrochen, Meineide geschworen und Krieg gegen die eigenen Söhne geführt. Hierauf legte er am Altar seine Kriegsrüstung nieder, um dadurch anzudeuten, daß er der Regierung in Zukunft unwürdig sei. Soviel er aber auch dazu gedrängt ward, ließ sich Ludwig das Haupthaar nicht abschneiden. Er mochte nicht Mönch werden.

Schnell verbreitete sich im Reich die Kunde von der durch Lothar veranlaßten Demütigung des Kaisers. Besonders die deutschen Völker waren wütend über die dem Kaiser widerfahrene Schmach, und König Ludwig von Bayern, seinem Vater noch am meisten zugetan, erhob sich, um den Schimpf zu rächen. Pipin schloß sich ihm an, und beide Brüder erschienen mit ihren Truppen vor Aachen, wo Lothar den Vater gefangen hielt. Lothar, durch den Anmarsch der Brüder geängstigt, floh nach Paris. Als er auch hier arg bedrängt ward, ließ er den Vater zurück und floh allein weiter. So erhielt Kaiser Ludwig Krone und Freiheit wieder. Lothar unterwarf sich und erlangte Vergebung. Erzbischof Ebbo mußte seine Missetat im Gefängnis büßen.

Schnell sammelten sich um den frommen schwachen Ludwig die ehemals ungetreuen Höflinge wieder und schalteten in einer Weise, daß Macht und Glanz des Reiches beständig sanken. Der Kaiser tat nur noch Buße, sang Psalmen und ging auf die Jagd. Besonders die Normannen seeräuberten ungehindert an den nördlichen Küsten und dehnten ihre Streifzüge immer weiter ins Land hinein aus. Auch die Araber wagten sich immer weiter vor, und die Mächtigen im Reiche regierten nach eigensüchtiger Willkür.

Die ausgesandten Boten welche die Zustände im Reiche bessern und prüfen sollten, betrogen den Kaiser. Auch die Zucht in den Klöstern verfiel trotz strenger Vorschriften. Besonders in Gallien huldigten Klosterleute und Geistliche allmählich lockeren Sitten. Trotzdem ließ der Kaiser nicht ab, die Kirchen zu bereichern. Viele Klostergüter wurden von den Abgaben befreit, und

selbst auf Stellung der Klosterleute zum Heerbann ward verzichtet. Einige Klöster erhielten eigene Gerichtsbarkeit und störten die Einheit des großen Reiches, indem sie Sonderstaaten in demselben bildeten.

Im Jahre 837 starb Pipin plötzlich in Aquitanien. Judith benutzte die Gelegenheit, Ludwig den Frommen zu überreden, dem jüngsten Sohn Karl einen Anteil am Reiche zu sichern. Auch Lothar wurde abermals für diesen Plan gewonnen. Ludwig sollte einzig Bayern behalten. Und Karl und Lothar sollten das Frankenreich teilen. Aber die Aquitanier erhoben sich zugunsten der beiden Söhne Pipins, welche von der Erbfolge ganz ausgeschlossen werden sollten.

Während der Kaiser gegen die Aquitanier zu Felde zog, griff in Bayern der undankbar zurückgesetzte Ludwig zu den Waffen, um über den Rhein vorzudringen. Schnell eilte der Kaiser zurück nach Aachen. Ludwig von Bayern vermied den offenen Kampf und zog sich zurück. Jetzt erkrankte der Kaiser und ließ sich gegenüber Ingelheim auf eine Insel bringen. Sein Stiefbruder, Bischof Duogo, sprach ihm Trost zu und veranlaßte ihn, seinem Sohn Ludwig zu verzeihen. Zugleich aber bot der Kaiser noch alles auf, daß Lothar seinem Bruder Karl zu dem für ihn bestimmten Land verhelfe. Nach einigen Wochen, am 20. Juni 840, starb Ludwig der Fromme.

Lothar erfuhr den Tod seines Vaters in Italien. Rasch sammelte er ein Heer, zog über die Alpen nach Gallien und sandte nach allen Provinzen Boten mit dem Befehl, man solle ihm als Kaiser huldigen. Lothar wollte Alleinherrscher werden und seine Brüder verdrängen. Dazu gedachte er die Brüder zunächst zu entzweien, um einen mit dem anderen zu bekämpfen. Er hielt Karl durch allerlei Versprechungen hin und gewann viele Machthaber für sich. Ludwig hatte zwar gegen ihn gerüstet, zeigte sich aber geneigt, zu unterhandeln.

Inzwischen durchschaute Karl Lothars Absicht und rüstete ebenfalls zum Kampfe gegen den Bruder. Ludwig, welcher dies hörte, bot seinem Bruder Karl ein Bündnis an, und nun vereinigten beide ihre Heere gegen Lothar. Dieser gewann Pipin, den Sohn des verstorbenen Bruders Pipin, zum Beistand. Er zog seinen Brüdern entgegen, und am 25. Juni 841 kam es zur Schlacht bei Fontenai.

Das deutsche Heer Ludwigs und Karls errang den Sieg über die Truppen Lothars und Pipins. Aber sie vergaßen die Verfolgung der Besiegten und ordneten statt dessen auf den Rat der Geistlichen ein dreitägiges Fasten und Beten an, um vom Himmel Offenbarung zu erbitten, was nun weiter geschehen müsse. So sehr hatte das Christentum bereits alle gesunden Instinkte der Karolinger geschwächt.

Einstweilen flüchtete Lothar über den Rhein nach dem Sachsenlande. Dort versprach er dem Volke die Herstellung der alten Stammverfassung und des Heidentumes, wenn man ihm beistehen

wolle. Sofort bildete sich der Bund der Stellinge, welcher die Priester davonjagte, auch fremde Edle vertrieb und über das ganze Sachsenland einen Aufstand verbreitete. Trotzdem die Sachsen seit ca. fünfzig Jahren Christen waren, warfen sie die verhaßte Scheinheiligkeit augenblicklich wie eine lästige Zwangsjacke ab, um wieder Heiden zu werden.

Mit Hilfe der Sachsen trachtete nun Lothar, seinen Bruder Ludwig anzugreifen. Die Normannen, welche Lothar ebenfalls herbeigerufen, sollten gegen Karl ziehen. Aber die anderen Brüder verständigten sich rasch. Es gelang Lothar nicht, sie einzeln zu überfallen. Die Heere der Brüder vereinigten sich wieder. Sie gelobten sich von neuem Beistand und ließen auch die beiden Heere, das eine in deutscher, das andere in fränkischer Sprache Treue schwören. Dann zogen sie gegen Lothar, welcher jedoch abermals entfloh.

Auf einem Reichstag zu Aachen ward nun von den Bischöfen erklärt, Lothar habe sich gegen Kirche und Staat vergangen und sei unfähig zu regieren. Jetzt zeigte sich Lothar bereit, mit seinen Brüdern zu teilen. Vergebens suchte er nochmals den Bund der Brüder zu trennen. Zu Verdun erfolgte im Jahre 843 die Teilung des weiten Frankenreiches in drei Teile.

Mit Ausnahme von Friesland erhielt Ludwig alle deutschen Länder rechts vom Rhein, dazu links vom Rhein Speier, Worms und Mainz mit ihren Gauen. Lothar behielt die Kaiserwürde und bekam Italien nebst allen Ländern zwischen Rhein und Schelde bis an die Nordsee, von der Quelle der Maas bis zur Mündung der Saone in die Rhone, und diesen Strom entlang bis ans mittelländische Meer. Diese Gebiete wurden nach ihm Lothringen genannt. Karl ward Herrscher in allen westwärts gelegenen Gauen, die das eigentliche Frankreich darstellten, welchen Namen dieses Land fortan behielt. —

In jener Zeit allgemeiner Kämpfe wirkte, vom Kloster Korvei an der Weser ausgehend, Ansgar als nordischer Apostel. Von Korvei fuhr er hinaus in die nördlichen Meere. In Südjütland, wo damals kein anständiger Mensch Christ werden wollte, kaufte Ansgar zwölf leibeigene Knaben. Diesen leuchtete die Lehre von der Gleichheit aller Menschen außerordentlich schnell ein. Sie waren im Sumpfe geboren, sie brauchten nicht, wie der Edle, in ihn hinabzusteigen und konnten als Christen nur gewinnen. Denn die germanische Lehre verknurrte sie als Finnensprößlinge nach dem Tode zu einem finsteren, kalten Aufenthalte in Hela, weil Walhalls seliger Saal mit Recht nur für adlige Sakensöhne zugänglich war.

Das war in Asien wie in Europa das Charakteristische, daß das Christentum sich in erster Linie an niedere Hamiten und Finnen, an Sklaven und Leibeigene wandte und diese gegen die Reichen und Mächtigen aufhetzte, indem es den Leibeigenen vorspiegelte, daß sie infolge ihrer Dummheit, Armut und mangelnder höherer Kulturfähigkeit in erster Linie in den Himmel kämen.

Darf man sich über den Aufstand der Schwarzen in unseren

afrikanischen Schutzgebieten wundern, wenn unsere Missionare dem viehischen Neger durch das Christentum alle Hochachtung vor den Vorzügen der weißen Rasse nehmen? Gerade im niedersten Volk erzeugt das Christentum überall eine staatsgefährliche innere Überhebung. Es arbeitet langsam aber sicher einer respektlosen und dünkelhaften Demokratie vor.

Nicht nur gegen den aristokratischen überlegenen Denker hetzen die Pfaffen aller Konfessionen das Volk auf. In katholischen Ländern hetzen die Pfaffen beständig auch gegen die Protestanten. Fragt der Katholik, dem gelegentlich einmal Zweifel aufsteigen, seinen Geistlichen, wie es komme, daß doch die meisten Protestanten viel edler, besser, gütiger und gebildeter seien, als die Katholiken, so wird der Nachdenkliche folgendermaßen über dieses Phänomen von seinem Geistlichen beruhigt:

„Der schlechteste Katholik ist nur deshalb schlecht, weil der Teufel ihn versucht. Aber weil er vom Teufel versucht wird, darum kommt er in den Himmel. Und nur aus diesem Grunde scheinen die Katholiken häufig soviel schlechter zu sein, als die Protestanten. Der Protestant aber hat es leicht, scheinbar ein guter und edler Mensch zu sein, weil der Teufel ihn überhaupt nicht versucht. Denn er besitzt ihn ja schon, dieweil er nicht gläubig ist. Der ruppigste katholische Verbrecher steht also hoch über dem allerbesten Protestanten und himmelhoch über dem edelsten fürstlichen Freidenker, welcher ganz sicher in die Hölle kommt. Darum, mein Sohn, sei froh, daß du ein Katholik bist, der vom Teufel versucht wird!“ —

Das ist der Fehler, daß das Christentum die Erlösung durch den Glauben lehrt, statt die Erlösung durch Intelligenz und Moral zu verkünden, wie Buddhismus und Brahmanismus. Würde das Christentum in diesem Sinne umgeformt werden und die Lehre vom Karma in sich aufnehmen, so würden Aufruhr, Sozialdemokratie und Anarchismus bald verschwinden. Besonders der Katholizismus würde dann mit seinen vielen Mittelwesen, den Heiligen und Engeln, für ein hamitisch oder finnisch geartetes Proletariat ein sehr passender Kultus sein, über den sich die herrschende Geburts- und Geistesaristokratie nicht beklagen müßte.

Dem Volk muß das Wenige, was wir als Wahrheitsmöglichkeiten und als Wahrheitswahrscheinlichkeiten erkennen können, in einer bunten, blühenden, musikalischen Materialisation geboten werden. Denn so nur entspricht die Religion der Tierheit der niederen Klassen. Adel und Denker aber, zu denen auch die Geistlichkeit gehören darf, wenn sie vernünftig ist und nicht die oberen Klassen ebenfalls knechten will, — Adel und Denker müssen unbedingte geistige Freiheit genießen, die Dinge und ihren Verlauf zu betrachten und zu erwägen, wie ihnen gut dünkt.

Es ist durchaus nicht nötig, daß der Geistliche das buchstäblich glaubt, was er dem Volke lehrt. Es genügt, daß seine Worte in „übertragenem“ Sinne ungefähr mit dem übereinstimmen, was er selbst denkt. In dieser Weise belehrten die Brahmanen Indiens

und die Weisen Griechenlands das niedere Volk, welches nur durch Götzendienst höhere Weisheit ahnen kann.

So verschieden auch die metaphysischen Spekulationen der Brahmanen und der griechischen Weisen waren, so verschieden sie auch die Moral begründeten, — die praktische Ausübung der Moral war überall die gleiche.

Eine Volksreligion muß Moralreligion sein. Wäre das Christentum eine solche, hätte es der Geistliche um so leichter. Er lehrt in Form eines Heiligen- und Mittler-Götzendienstes Moral, — und im Übrigen kann er über die Dinge denken und mit Seinesgleichen disputieren, wie er will. Was er dem Volke lehrt, ist dann in seiner Quintessenz, menschlichem Ermessen nach, eine allgemeine Wahrheit, — und im übrigen übt er sich unter Denkern als Philosoph nach seiner Weise im Betrachten, Denken, Erwägen und Ergründen.

Selbst wer im Reiche metaphysischer Ideen aus Vorsicht Skeptiker ist, ihm darf es durchaus nicht schwer fallen, irgendwo, umgeben von Götzenbildern, Heiligen und Engeln, Dorfgeistlicher zu sein. Nur solchen Unsinn muß er nicht lehren, daß der Glaube dem Menschen Wert verleiht. Dies kann in erster Linie nur die Moral vollbringen, in zweiter Linie die Intelligenz. Die allgemeine Unmoral gerade ist es, an welcher alle christlichen Völker zugrunde gehen werden.

Zur erlösenden Moral, wie zu einer gewissen Intelligenz, kann aber die Tiermenschheit des Volkes aus sich heraus nicht gelangen. Moral und Intelligenz aus sich selbst heraus zu entwickeln, dazu ist nur eine Edelrasse fähig, welche dem Urariertum noch möglichst nahe steht. Dem Volke kann beides, Moral wie Intelligenz, nur durch geistigen Befehl im Beispiel von oben herab verliehen werden. Darum ist es wichtig, daß Edelrassen nicht durch Mischung mit der Tierheit des Volkes gänzlich zugrunde gehen. Sie allein nur können zum Segen aller untergeordneten Kreatur herrschen.

Für Länder, in denen noch Edelarier wohnen, ist das heutige Christentum staatsgefährlich und Anarchie fördernd. Denn es will das unterste dogmatisch zu oberst kehren. Allerdings existiert der Umsturz aller irdischen Ordnung vorläufig nur in der Idee, in der angeblichen Meinung eines Gottes, welcher ganz besonders den Unglauben rächt, in einer vor die Phantasie hingestellten himmlischen Seligkeit und höllischen Unseligkeit. In dieser Phantasie aber erheben sich bornierte christliche Neger im dunkelsten Afrika und ebenso bornierte finnische Betschwestern im dunkelsten Berlin im Angesicht der ihnen verheißenen Bevorzugung durch den Glauben sehr bald hoch über den ungläubigen skeptischen Denker höheren Standes und höherer Rasse. Die Folge davon ist, daß sie zunächst mit stiller trotziger Überlegenheit und Überhebung heimlich auf den aristokratischen Ketzer herabschauen, auch wenn sie ihm im Zwang der Verhältnisse noch gehorchen. Bereits lassen sie jedoch bei allerlei Gelegenheiten protzigen Gleichheitswahnsinn durchblicken. Ist der Herr und Gebieter gleichfalls frommer Christ,

so achten sie sich ihm durch ihren Glauben vor Gott heimlich dennoch gleich.

Im Laufe der Generationen wird dieses durch die Kirche genährte Gefühl heimlicher Gleichberechtigung immer ausgeprägter und überträgt sich unwillkürlich auch auf das irdische, praktische Leben. Kommt nun noch Ausgleich der verschiedenen, ehemals scharf abgegrenzten Rassen durch eng vermittelnde Mischungen hinzu, so will das zu seinem eigenen Segen abhängige Volk eines Tages Herr sein. Dem Ei, welches das Christentum einst gelegt hat, entschlüpft die mittlerweile ausgebrütete Demokratie, und mit ihrem Auftreten beginnt die Reihe unabsehbarer Revolutionen.

Ja, wenn die Demokratie jemals in der Menschengeschichte Gutes gestiftet hätte, so möchte man sie sich als kulturfördernd gefallen lassen. Bisher aber war das Erscheinen der Demokratie stets ein Zeichen vom Verfall der Edelrassen und der geistigen Hochkultur. Niemals hat die Demokratie auf irgend einem maßgebenden Gebiete Gutes und Großes geleistet. Charakteristisch ist, daß die Demokratie in überwiegender Mehrheit sich dem Christentum noch nicht einmal dankbar bezeigt, wo sie sich Geltung verschafft. Das Pfaffentum vor allem, dem die Demokratie ihr Entstehen verdankt, wird arg von ihr gehaßt. Die meisten Demokraten nehmen es der christlichen Lehre sehr übel, daß sie den Pöbel mit Aussicht auf himmlische Seligkeit abspeist, während der Pöbel doch eine recht sybaritisch-materielle irdische Seligkeit gebieterisch fordert.

Wann wird eine aristokratisch fühlende Geistlichkeit endlich indische Weisheit studieren und so klug werden, nicht mehr solche Schlange am Busen zu nähren? Hängt doch dem undankbaren Pöbel auch die himmlische Seligkeit etwas höher! Laßt das Volk ferner nicht mehr durch wohlfeilen, sich frechüberhebenden Glauben göttliche Gnade und Seligkeit erwerben, sondern durch mühevolle eiserne Moral und durch innerste Demut und Bescheidenheit gegenüber dem Willen des Geburtsadels und der befehlenden Denker.

Vor allem fort mit einer unreinen Verbrüderung aller Menschen durch Politik und Religion! So weit, wie das Christentum rassenmischend wirkt, soweit hat noch keine Religion die Begriffe vermengt und alle Rassenhoheit gestürzt. Selbst im Sinne Buddhas', des Stifters der am meisten demokratischen Religion des Orients, darf ich noch mit vollem Rechte zum Neger oder Finnenmischling sagen: Du bist nicht mein Bruder! Du bist zu sehr unvernünftiger Tiermensch, um fassen zu können, was arische Edelmenschen erdenken, fühlen und erschauen. Beim besten Willen kannst du dem nicht umfassend nachleben! Aber zu deiner Übung und Vervollkommnung erlaube ich dir, daß du mir dienen und gehorchen darfst. Im übrigen bleibe in demütiger Entfernung von mir! Du wirst das Licht einst ebenfalls ein wenig klarer schauen, wenn du noch einigemal gestorben und wieder geboren wurdest, wenn du dich durch die Reihe der Wiedergeburten höher hinauf entwickelt haben wirst. Einstweilen wünsche ich dir alles Gute aus mildem

Herzen! Mögest du stets einen gefüllten Reistopf haben und viele gedeihliche Früchte!

Infolge dieser religiösen Anschauung, welche die Brahmanen wach erhalten, hat Indien in 6000 Jahren niemals eine Revolution des niederen Volkes gegen die oberen Klassen erlebt. Der Rang und das bevorzugte Schicksal gilt in Indien als heilig und unantastbar, als Karma, als gesetzmäßige Folge zwar verborgener, aber wohlbegründeter Ursachen. Wessen Vorfahren so erzogen wurden, der wird nicht Sozialdemokrat.

Die Geistlichkeit kann viel dazu beitragen, die Sozialdemokratie, welche sie groß gezogen hat, wieder verschwinden zu lassen. Aber die Geistlichkeit muß sich zuvor allgemein darüber klar werden, daß sie dem Volke zu viel verheißen hat und muß auch den guten Willen bekunden, das Unrecht, welches sie an der Aristokratie begangen, wieder gut zu machen. Vor allem muß die Geistlichkeit es ertragen lernen, daß Adel, Gelehrte, Denker und Künstler außerhalb ihres Einflusses stehen. Jeder gebildete Freigeist wird dann seinerseits die Geistlichkeit als eine notwendige Körperschaft anerkennen, welche zur Beherrschung des Volksgemütes notwendig ist und wird ihr mit Wohlwollen begegnen.

Wie nahe aber liegt es, daß der Geistliche, frei von jeder Dogmatik, zugleich ein gebildeter erwägender Philosoph und Gelehrter sein kann, der sich im Verkehr mit den höheren Ständen als solcher gibt, während er dem Volke gegenüber ruhig seinen Götzendienst versieht. Denn dieser bildet für ihn die einzige Möglichkeit, den Willen der Menge wohltätig und erzieherisch zu beeinflussen. So handeln die Brahmanen Indiens. So handelte Pythagoras, der Weiseste der Weisen. Ein solcher Zustand ist ein sehr friedfertiger, gemütlicher und erbaulicher und fördert die Weisheit und die Kunst des Denkens mehr, als bissiger Streit um Dinge, welche kein Mensch jemals wirklich gesehen hat.

Aristokratische Freidenker werden die Geistlichkeit nie verfolgen, wenn sie sich nicht von ihr verfolgt sehen. Auch die Geistlichkeit hat alles einzig von der Demokratie zu befürchten, welche sie so unbedachtsam groß gezogen hat. Jene, welche keinerlei Überblick über das Wissen vom Denken haben, welche die Geistlichkeit giftig anfauchen, weil sie ihnen nicht den Himmel schon auf Erden schafft, welche aus reinem krassen Bauch- und Magenmaterialismus sich vom Glauben abwenden, — jene sind die wahren Feinde, welche der Kirche und der Geistlichkeit den Garaus machen werden.

Derjenige Geistliche, welcher den Glauben spurlos im Hintergrunde verschwinden läßt und als Moralist predigt, wird stets der Hilfe der Aristokratie und der Denker aller Richtungen sicher sein. Auch hört sich eine Moralpredigt selbst der Freigeist willig mit an, während er von einer demokratischen, volksverführenden Glaubenspredigt höchst peinlich berührt wird. Das Schlimmste aber ist, daß das Glaubensdogma zu Zank und Streit, zu Fanatismus und zur demokratischen Auflehnung der Massen führt. —

Einen Beweis dafür, daß für das niederste Volk ein bunter,

Götzen anbetender, lärmender Kultus besser ist, als ein nüchterner und stiller, liefert die Heilsarmee. Die Heilsarmee ist in ihrer kultusparodierenden Art gewissermaßen ein Protest des niedersten finnischen Pöbels gegen den Protestantismus. Die Heilsarmee treibt nur in protestantischen Ländern ihren Unfug. In katholischen Ländern kann sie nicht aufkommen. Sie ist dort überflüssig. Daher sollte man die Heilsarmee ohne weiteres der katholischen Kirche einverleiben.

Es liegt eine große Gefahr darin, die religiöse Leitung des Volkes ungebildeten und halbgebildeten Laien zu überlassen, statt akademischen Geistlichen, welche Art, Entwicklung und Geschichte ihres Kultus studiert haben und nach ihrer Weise auch in Religionsphilosophie bewandert sind. Zudem stärkt gerade die Heilsarmee den Glaubenshochmut bei ihren Anhängern weit mehr, als die moralische Zerknirschung.

Obenein aber sind Worte wie „Offizier“ und „Armee“ ein herausfordernder hohnvoller Vergleich, ein Schimpf auf die Offiziere des Militärstandes und auf die Kriegsarmee des Landes. Diese Ausdrücke, die früher nur spöttisch und mit geringschätzigem Lächeln angehört wurden, werden bereits in weiten Kreisen in vollem Ernste angewendet. Und darin gerade liegt die pöbelhafte Rüpelei. Auch darin spreizt sich die zeitgemäße Überhebung, Anmaßung und Dünkelhaftigkeit eines frech gewordenen, entfesselten Finnentumes. —

Zu all diesen, für den Verfall des Germanentumes notwendigen Betrachtungen hatte mich die Art veranlaßt, wie nach allgemein üblicher, altbewährter Taktik der Apostel Ansgar im südlichen Jütland das Christentum Wurzel fassen ließ. Nachdem er zwölf leibeigene Knaben gekauft hatte, bildete er sie zu Priestern heran. Mit diesen Schülern wirkte er zunächst auf die Armen und Kranken ein.

Bei dem Haß, welchem das Christentum ausgesetzt war, mußte Ansgar viel Schwierigkeiten überwinden. Mehr als einmal schwebten die dreizehn Apostel in Lebensgefahr. Oft aus dem Lande vertrieben, kehrten sie aber stets wieder dahin zurück. Im Jahre 829 wagte sich Ansgar sogar nach Schweden hinüber und verkündete dort das Christentum. Nach Korvei an der Weser zurückgekehrt, ward Ansgar von Ludwig dem Frommen zum Erzbischof im Bistum Hamburg ernannt, welches eigens zur Bekehrung der nördlichen Völker errichtet wurde.

Als hervorragendster Schüler des Ansgar wird Autbert genannt. Lehrer und Schüler setzten allmählich die Heiligung des Sonntags durch. Sie verboten die Vielweiberei und das Aussetzen der Kinder. Im Jahre 845 empörten sich jedoch die nördlichen Völker gegen das Christentum. Adlige und Freie merkten, besonders wo das Christentum neu Eingang fand, sehr bald an der Widersetzlichkeit und am Dünkel ihrer bekehrten Leibeigenen und Hörigen, daß eine große Gefahr für ihr Ansehen und ihre Herrschaft mit

dieser asiatischen Lehre gegen sie heranzog. Sie erschlugen mehrere Jünger des Ansgar und zerstörten Hamburg.

Ansgar baute Hamburg wieder auf und vereinigte dieses Bistum mit dem Bistum Bremen. Unter König Erich gewann das Christentum endlich an Einfluß. In Schleswig ward die erste Kirche gebaut, und auch in Schweden war zu Birko eine Kirche entstanden. Da begab sich auch Ansgar wieder nach Schweden. Er ging seinen Schülern im Predigen und Taufen mit ermunterndem Beispiel voran. Er ermahnte sie, keinen Lohn zu verlangen, auch keine Geschenke zu nehmen, sich nur mit Nahrung und Kleidung zu begnügen und bat sie, sich im Notfall durch ihrer Hände Arbeit den Lebensunterhalt zu erwerben.

Schon glaubte Ansgar, daß das Christentum auch bei Dänen und Normannen befestigt worden sei, weil die Priester dort ohne Hindernis ihr Amt verwalteten. Er hatte sich jedoch getäuscht. Während Ansgar in Schweden weilte, ward Erich, weil er das Christentum begünstigte, mit seiner ganzen Sippe ermordet. Gorm der Reiche, König von Jütland, stieß dessen Sohn Erich II. vom Throne und rottete das Christentum in seinen Ländern nach Kräften wieder aus.

Trotzdem verzweifelte Ansgar nicht. Er sah, daß es auch im Norden mehr leibeigene Finnen und Finnenmischlinge gab, als adlige Germanen. Und im festen Vertrauen auf diese Tatsache setzte er sein Werk fort. Bald konnte sich auch der Norden vor dem Anschleichen der Zeitkrankheit nicht mehr retten. Die Verfolgungen wurden immer seltener. In Ribbe erhob sich im Jahre 857 eine christliche Kirche, und Ansgar sandte seinen Schüler Rimbert dorthin. Als Ansgar im Jahre 865 starb, waren bereits mehrere Klöster enstanden. Ansgar aber ward als Apostel und Heiliger des Nordens verehrt.

Als Bischof zeigte sich Ansgar als einer der ehrlichsten. Zu seiner Zeit strebten bereits viele geistlichen Würdenträger nach weltlicher Macht. Sie benutzten dazu die Beschlüsse der Konzilien und die Erlasse der Päpste, welche Isidor von Sevilla gesammelt. Ein unbekannter Poët aber hatte sie verfälscht, indem er zu den echten Briefen noch viele andere hinzufabulierte. Diese Sammlung, bestehend aus Wahrheit und Dichtung, ward bald nach dem Tode Ludwigs des Frommen allgemein verbreitet. Sie war darauf berechnet, die Gewalt des Papstes und das Ansehen der Geistlichkeit, besonders der Erzbischöfe zu steigern und zu befestigen. Der Papst thronte darin als Oberhaupt der Kirche und als Richter über alle Bischöfe, welchem allein die Entscheidung in wichtigen Kirchenfragen gebühre. Die Anfeindung und Schädigung der Kirche und ihrer Diener ward als schwerste Sünde hingestellt. Als Oberhaupt über die anderen geistlichen Würdenträger sollte nur der gelten, welcher der Kirche eines ganzen Volkes vorstand. Er allein sollte über alle später in seinem Gebiet errichteten Bistümer gesetzt sein. Durch solche Anordnungen wollte man während der weltlichen Wirren den Zusammenhang und die Einheit der Kirche wahren. —

Als Ludwig nach dem Vertrage zu Verdun die Mehrzahl der deutschen Völker unter seiner Herrschaft vereinigte, hieß er künftig „Ludwig der Deutsche.“ Er selbst nannte sich jedoch König von Ostfranken. Denn einem romanisch-fränkischen Hause entsprossen, hatte er nicht das Gefühl, ein deutscher Herrscher zu sein. Er fühlte sich als Franke. Auch nach der Teilung des Reiches war Ludwigs Leben ein beständiger Kampf.

Zunächst mußte er gegen die heidnische Partei der sächsischen Stellinge zu Felde ziehen. Nach einem sehr hartnäckigen Kampfe, welchen die Sachsen mit heiliger Begeisterung für ihre nationale und geistige Unabhängigkeit führten, errang Ludwig, der sogenannte Deutsche, den Sieg über die Germanen und nahm furchtbare Rache an ihnen. Dann zog er gegen die slavischen Grenzvölker zu Felde, welche zwar ebenfalls schon oft besiegt worden waren, welche aber, geführt von ihrem hocharischen, getischen Adel, immer wieder rebellierten.

Während der Bruderkriege hatten sich die Slaven nicht nur der Oberherrschaft Ludwigs entzogen, sie fielen sogar plündernd in deutschen Ländern ein. Mit aller Kraft schlug Ludwig endlich auch die Slaven und gründete in Thüringen ein Markgrafentum, um die Unterwerfung der Sorben zu einer dauernden zu machen. Ludwigs Herrschaft erstreckte sich nun bis an die Saale und Elbe, sowie über Böhmen und Mähren.

In Pannonien setzte Ludwig den Fürsten Priwina zum Herzog ein, weil er ihm und der Kirche sich ergeben zeigte. Auch der König von Bulgarien schloß mit Ludwig Freundschaft. Er ließ sich taufen und verlangte vom Papste Priester, welche unter seinem Volke das Christentum verbreiten sollten. Besonders die Bischöfe von Salzburg und Passau ließen es sich angelegen sein, in slavischen Landen das Christentum zu verkünden.

Zwar war Ludwig im Kampfe nach außen siegreich gewesen. Aber nun begannen die Streitigkeiten mit seinen drei Söhnen, Karlmann, Ludwig und Karl, wegen künftiger Erbfolge. Inzwischen konnte sein Bruder Karl von Frankreich nur mühsam gegen die Auflehnung der Großen des Landes ankämpfen. Auch schlug er nur mit Mühe die beständigen Einfälle der Normannen zurück. Da luden die Herzöge und Bischöfe Frankreichs Ludwig ein, das ganze Land unter seine Herrschaft zu bringen. Aber Ludwig kam ohne Sieg und Gewinn aus diesem Kriege wieder nach Deutschland zurück. Wenige Jahre darauf, im Jahre 869 ward ganz Deutschland von einem Heere vereinigter Sorben, Wenden, Mähren und Böhmen überfallen. Das Haupt dieser Empörung war Suatopluk, der Herzog von Mähren, welcher, als von arischem Adel, alle christlichen Geistlichen fortjagte und die deutsche, oder vielmehr ostfränkische Oberherrschaft abschüttelte. Ludwig bezwang jedoch die Empörer und gewann wieder die Oberherrschaft über sie.

Während dieses Krieges starb Kaiser Lothar in Italien, und seine Söhne zankten sich wegen der Länderteilung. Als die zwei jüngeren Söhne ebenfalls starben, eilte Karl von Frankreich, ge-

nannt der Kahle, rasch herbei, um Lothringen mit Frankreich zu vereinen. Zu Metz ward er von den Bischöfen gesalbt und als König anerkannt. Inzwischen lag Ludwig an schwerer Krankheit darnieder, und der ältere Bruder des Verstorbenen, sowie der Papst, erhoben vergebens Einspruch gegen Karls Gewaltakt. Nach seiner Genesung brach Ludwig gegen Karl mit Heeresmacht auf. Doch bald kam eine Verständigung zu stande. Durch den Vertrag zu Mersen im Jahre 870 ward Lothringen geteilt, wobei Ludwig alles Land zwischen Vogesen und Rhein zufiel, mit den Städten Aachen, Metz und Utrecht. Das Deutsche Reich hatte dadurch einen beträchtlichen Zuwachs an deutschsprechender Bevölkerung erhalten.

Fünf Jahre später entstand neuer Streit zwischen Ludwig dem Deutschen und Karl dem Kahlen. Denn mit Kaiser Ludwig II. starb Lothars Geschlecht in Italien aus. Karl eilte zuerst herbei, sich der Kaiserkrone zu bemächtigen. Er gewann Papst Johann VIII. für sich. Dieser krönte ihn und erkannte ihn als Kaiser an. Ebenso huldigten ihm alle Großen des Landes.

Im nächsten Jahre starb Ludwig der Deutsche. Nun wollte Karl der Kahle auch Lothringen und das ganze linke Rheinufer wegnehmen. Aber Ludwigs Söhne blieben einig, und drei Jahre später starb Karl, ohne sein Ziel erreicht zu haben. Ludwigs des Deutschen Söhne teilten das Reich. Schon im Jahre 880 starb Karlmann, der älteste Bruder und zwei Jahre später auch Ludwig, der zweite Bruder.

Karl, genannt der Dicke, erhielt nun das ganze Erbe und ward vom Papst zum römischen Kaiser gekrönt. Von Italien zurückgekehrt, bot Karl alle Krieger Deutschlands gegen die Normannen auf, welche seit Jahren beständig an der Nordseeküste feindlich auftraten. Sie hatten das aufblühende Hamburg zerstört und weit und breit das Land verwüstet. Als die Feinde, mit Vorteil überfallen und in die Moräste getrieben, verloren schienen, brach im deutschen Heere Streit aus. Einige Anführer, von den Normannen bestochen, bewogen den Kaiser zum Frieden. Die Normannen waren gerettet. Ihr Fürst Godfrid ließ sich taufen und erhielt vom Kaiser große Geschenke nebst Friesland als Lehen.

Nun ging Karl wieder nach Italien, wo die Edlen sich befehdeten. Als er dadurch die Ordnung herstellen wollte, daß er den Friedenstörern ihre Lehen nahm, brach ein allgemeiner Aufstand gegen den Kaiser aus. Karl der Dicke konnte die Edlen Italiens nicht bändigen. Erfolglos kehrte er nach Deutschland zurück, wo die Machthaber ebenfalls miteinander in Streit lagen. Geistliche und Adlige strebten einzig nach Macht und Reichtum und griffen zum Schwert. Auch Suatopluk von Mähren und die Normannen waren aufs neue im Lande eingefallen.

Zu gleicher Zeit sandten die Franzosen zu Karl dem Dicken. Sie wollten sich des fünfjährigen Königs Karl, nachmals der Einfältige genannt, entledigen und baten Karl den Dicken, er möge geruhen ihr König zu sein, um die inneren Streitfälle zu unterdrücken und die Normannen zu vertreiben. Kaiser Karl erschien

in Frankreich und vereinigte dadurch fast das ganze Erbe Karls des Großen unter seiner Herrschaft. Anfangs kämpfte er glücklich gegen die Normannen. Bald aber ließ sich Karl wieder durch Versprechen täuschen und zahlte einen großen Tribut, damit die Normannen abziehen sollten.

Auf diesem Abzug verübten die Normannen neue Gräueltaten, während Karl nach Deutschland zurückkehrte. Er verlor alle Macht und alles Ansehen. Die Großen des Reiches fielen von ihm ab und wählten im Dezember 887 den Sohn seines Bruders Karlmann, den Herzog Arnulf von Kärnthen zum deutschen König. Bereits im nächsten Jahre starb Karl der Dicke.

Arnulf hatte sich nach innen und außen bald Ansehen und Ruhe verschafft. Er besiegte die Slaven, ließ den Grafen Odo von Paris, welcher zum König von Frankreich gewählt worden war, in Worms als Vasall Treue schwören und zwang in Italien den Herzog Guido von Spoleto zur Huldigung, ebenso die Herzöge von Burgund. Im Jahre 891 brachen die Normannen zahlreicher denn je über die Küsten der Nordsee herein und drangen verwüstend ins Land. Das erste Heer, welches Arnulf gegen sie sandte, ward fast ganz vernichtet. Als Arnulf selbst erschien, zogen sich die Normannen zurück und legten an der Dyle bei Löwen Verschanzungen an.

Da die Hauptmacht des Heeres aus Reiterei bestand, sprang Arnulf vom Roß, erfaßte eine Fahne und hieß seine Mannen zu Fuß kämpfen. Diese folgten, und im Sturm ward das feste Lager der Normannen genommen, welche fast alle durch das Schwert, oder auf der Flucht im Flusse umkamen. Auch die beiden Anführer fielen, und Arnulf sandte sechzehn Siegesfahnen nach Regensburg. Rachedrohend drangen alsbald neue Normannenscharen den Rhein hinauf. Aber bald wichen sie wieder zurück.

Arnulf nahm jetzt den Kampf gegen Suatopluk wieder auf, um Mähren mit Deutschland zu vereinigen. Um sicher zum Ziele zu gelangen, rief er die Ungarn zu Hilfe, ein halbmongolisches Volk, das seit dreißig Jahren an Mähren angrenzend wohnte. Aber der Mährenherzog widerstand den Feinden im Angesicht und im Rücken, bis er im Jahre 894 starb und sein Reich zerfiel. Arnulf schloß mit den Söhnen des Herzogs Frieden. Er setzte Zwentibold, einen seiner Nebensöhne, zum König über Lothringen ein, während Burgund sich weigerte, länger die deutsche Oberherrlichkeit anzuerkennen. In Italien ward Guido zum Kaiser gekrönt. Beides konnte Arnulf nicht hindern.

Als Guido jedoch starb, zog Arnulf rasch über die Alpen nach Rom und erstürmte die Stadt. Der Papst mußte ihn als Kaiser krönen. Nach Arnulfs Abzug erhoben sich die Feinde wieder. Der neue Papst, Stephan VI., erkannte Lambert, den Sohn Guidos, als Kaiser an, worauf in Italien die Bürgerkriege ausbrachen, welche ein halbes Jahrhundert dauerten. Den alten Berichten nach sorgten die Parteien stets für zwei Herrscher, um einen durch den andern in Furcht zu halten und um keinem zu gehorchen. Arnulf hatte genug Arbeit, in Deutschland keinen

Widerstand der Großen aufkommen zu lassen und die Mähren, Böhmen und Ungarn zu überwachen.

Inmitten dieser Gährungen starb Arnulf am 8. Dezember 899. Die Großen des Reiches und die Bischöfe erkannten den sechsjährigen Sohn Arnulfs, genannt Ludwig das Kind, als König an. Hatto, Erzbischof von Mainz, übernahm die Erziehung des jungen Königs und suchte zugleich möglichst großen Einfluß auf die Reichsangelegenheiten zu gewinnen. Andere aber strebten ihm entgegen oder schalteten eigenmächtig nach ihrem Gutdünken. Das Reich drohte zu zerfallen.

Inzwischen erhob sich das durch Arnulf begünstigte und ihm verwandte Geschlecht der Konradiner in Franken zu überwiegender Macht. Es besaß reiche Güter in Ostfranken, Hessen und am Mittelrhein, und die vier Brüder dieses Geschlechtes traten meist verbündet in die Schranken. Ihnen standen die drei Brüder Rabenberger gegenüber, welche sich ebenfalls großer Güter, edler Herkunft und Sippe rühmten, von den Konradinern jedoch in der Fehde vollständig aufgerieben wurden.

Sehr oft fielen jetzt die Ungarn, welche sich selbst Magyaren nannten, in Deutschland ein. Sie lebten ohne Ackerbau, nährten sich fast nur von Fischen, rohem Fleisch und Blut und waren durch ihre Wildheit allen Nachbarn ein Schrecken. In großen Scharen drangen sie auf beiden Seiten der Donau in die deutschen Länder ein. Sie wüteten mit Mord und Brand, verheerten Bayern und durchzogen die Alpen. Einzelne Scharen erreichten den Rhein, raubten an der Weser und Elbe Menschen und Vieh und kehrten dann mit ihrer Beute heim, um in wenigen Jahren diese Einfälle zu wiederholen.

Stets kamen die Ungarn, wie einst die ihnen verwandten Hunnen, auf kleinen struppigen, aber schnellen Pferden an. Sie kämpften fast nie mit dem Schwert, sondern schossen meist nur von fern mit scharfen Pfeilen. Nach dem ersten wütenden Anfall stoben sie rasch auseinander, sammelten sich und wiederholten den Ansturm. An Burgen und Städten jagten sie vorüber. Nur Dörfer, Klöster und Weiler suchten zie heim. Das benachbarte Mähren hatten sie bis zum Jahre 906 vollständig an sich gerissen. Einzig der westliche Teil dieses ehemals großen Reiches bestand noch unter dem Namen Mähren fort.

Das Deutsche Reich lag in sich zerfallen und allen Feinden preisgegeben da. Der König war zu jung und unerfahren. Die Würdenträger, nicht einig, dachten nur das eigene Wohl zu fördern. Der Heerbann war verkommen. Es fehlte die führende Hand. Zugleich mit dem Zerfall des Reiches schwebte auch das Christentum jetzt in größter Gefahr, wieder unterzugehen. An vielen Orten jagte man die Priester fort und brannte die Kirchen nieder. So meldeten die Bischöfe dem Papst, in Pannonien stehe kaum noch eine Kirche. Inmitten dieser Wirren starb Ludwig, der letzte deutsche Karolinger, am 24. Sept. 911.

Jetzt fiel das Deutsche Reich vollständig auseinander. Die

vier alten germanokeltischen Völkergruppen der Sachsen, Bayern, Franken und Schwaben waren, unabhängig voneinander, ohne gemeinsames Oberhaupt. Wie in ältesten Zeiten, walteten ihre Fürsten, die Herzöge, jetzt wieder als Herren, ebenso die Markgrafen. Im Sachsenlande herrschte Otto aus dem Geschlechte der Liudolfinger, welche sich als erste sächsische Vasallen einst an Karl den Großen anschlossen. Ihre Besitzungen lagen weitverbreitet. Sie hatten die Klöster Korvei und Gandersheim gestiftet und für den Kaiser gegen Slaven und Dänen gekämpft. Ottos Bruder Brun gründete Braunschweig. Als er im Kampf gegen die Normannen starb, fiel Macht und Reichtum des Hauses an Otto.

In Bayern galten zu dieser Zeit die Schyren als die Mächtigsten. Als erster dieses Geschlechtes wird der Markgraf Ernst im Nordgau genannt, in welchem man einen Nachkommen der Agilolfinger vermutet. Sicher aber war er ein Verwandter der Karolinger. Luitpold, sein Sohn, und Markgraf der Ostmark, war damals der einzige deutsche Fürst, welchem es gelang, die Ungarn zu schlagen; gegen deren Einfälle er die Ennsburg baute. Im Jahr 907 ward er jedoch mit vielen Edlen und drei Bischöfen von den Ungarn erschlagen. Sein Sohn Arnulf nannte sich Herzog der Bayern und regierte als selbständiger Landesfürst.

Bei den Franken waltete Konrad der Jüngere als Führer nebst seinem Bruder Eberhard. Nur in Schwaben konnte sich keiner die Herzogswürde aneignen. Graf Burkhard, welcher das versuchte, ward im wilden Volksgetümmel erschlagen. Seine Söhne wurden verbannt und seine Güter eingezogen. Der Bischof von Konstanz, der die Absicht des Grafen Burkhard vereitelte, verhinderte auch die Brüder Erchanger und Berchthold, die Würde an sich zu reißen. Dadurch, daß die Geistlichkeit nicht durchweg adliger oder freier Herkunft war, sondern noch immer meist von Hörigen und finnischen Leibeigenen abstammte, kam entschieden frühzeitig ein neidvolles demokratisches Prinzip unter die deutschen Völker.

Da die Geistlichkeit ohne einen kraftvollen kaiserlichen Schutz sich auf die Dauer jedoch ebenfalls in ihrer Existenz bedroht fühlte, so machte der Erzbischof Hatto von Mainz seinen Einfluß geltend und bemühte sich um die Wahl Konrads des Jüngeren von Franken zum deutschen Kaiser. Mit den Franken einig gingen bei dieser Wahl die Sachsen. Ihren Grund wird diese Erscheinung darin haben, daß Karl der Große unter den Sachsen zahlreiche Frankenstämme angesiedelt hatte und ebenso viele sächsische Geschlechter unter den Franken lebten. Dennoch gab Otto von Sachsen seine herzoglichen Rechte nicht preis. Als er im nächsten Jahre starb und sein Sohn Heinrich, nachmals der Finkler genannt, sich offen gegen Konrads Königtum auflehnte, war das gute Einvernehmen zu Ende. Heinrich vertrieb die Anhänger Konrads aus Thüringen, bemächtigte sich des Landes und teilte dessen große Güter als Lehen unter seine Anhänger aus. Dadurch wuchs Thüringen mit Sachsen immer enger zusammen. Konrad vermochte es nicht zu hindern.

Ebenso waltete in Bayern Herzog Arnulf in unumschränkter Macht und belehnte seine Anhänger mit Kirchengütern. Die Geistlichen waren ihm daher feindlich gesinnt und unterstützten Konrad, welcher Bayern unterwerfen wollte. Dies gelang Konrad ebensowenig, wie Lothringen unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Dort herrschte Herzog Rainer, welcher sich an Karl den Einfältigen angeschlossen hatte, weil er unter diesem schwachen König seine Selbständigkeit am besten zu bewahren hoffte. Konrads Versuch, Rainer zu unterwerfen, mißlang vollständig.

Sein Ansehen zu befestigen, vermählte sich Konrad nun mit Kunigunde, der Mutter des Herzogs Arnulf und Schwester Erchangers und Berchtholds, die er im Besitz ihrer Güter ließ. Dennoch entstand Krieg. Der König hatte dem Bischof von Konstanz einige Ländereien verliehen. Die beiden Brüder lehnten sich dagegen auf. Mit ihnen verband sich Burkhard, der aus der Verbannung zurückgekehrte Sohn des getöteten Burkhard. Um Konrad sammelten sich die Bischöfe und bedrohten alle Gegner des Königs mit dem Bann. Nach einer Versöhnung und einem neuen Zwist wurden endlich die Brüder Erchanger und Berchthold bezwungen und hingerichtet. Burkhard setzte den Krieg allein fort, und der König mußte ihn als Herzog anerkennen. Im Jahre 918, am 23. Dezember, starb Konrad, ohne daß es ihm gelungen war, das ostfränkische Reich wieder herzustellen.

Jetzt regierten alle Herzöge wieder wie vordem in schrankenloser Eigenmacht. Zugleich fielen die Normannen, Ungarn und Slaven immer häufiger im Reiche ein. Eberhard, der Bruder Konrads, ging daher zu Heinrich von Sachsen, übergab ihm die königlichen Insignien und huldigte ihm als seinem König. Dann bewog er auf einer Zusammenkunft zu Fritzlar die vornehmsten Franken, Heinrich ebenfalls als König anzuerkennen.

Somit war ein Fürst jener Sachsen, welche Karl der Große so hartnäckig befehdete, jetzt sein Nachfolger in Ostfranken geworden. König Heinrich ließ sich weder krönen noch salben. Er wollte nicht als fränkischer König gelten, sondern Germanenkönig sein. Vor allem richtete er sein Streben darauf, die Herzöge der andern Stämme sich untertan zu machen. Außer den Franken huldigte ihm zunächst Burkhard von Schwaben, der im Lande blieb und sich Herzog der Alemannen nannte.

Nach einigen kriegerischen Drohungen überredete Heinrich auch den Herzog Arnulf von Bayern, ihn als König anzuerkennen. Er ließ Arnulf die Hoheit in Bayern, sowie das Recht, Bistümer und Abteien zu besetzen. Einige Jahre darauf vereinigte Heinrich auch Lothringen wieder mit Deutschland, nachdem er lange mit Gieselbert, dem Herzog jenes Landes, gekämpft hatte. Als Gieselbert dem König als Verräter ausgeliefert ward, gewann dieser ihn durch Milde und Edelmut, gab ihm seine Tochter Gerberga zur Frau und setzte ihn mit vollen Rechten als Herzog von Lothringen ein.

Jetzt diente auch Gieselbert dem Reiche als Freund. Das

Verhältnis war jetzt ein urarisches und echt germanisches. Fünf Herzöge regierten unabhängig in ihren Ländern. Ihrem gemeinsamen Bunde stand, als anerkannter König, Heinrich der Herzog von Sachsen vor. Mit dieser Ordnung war in absteigender Richtung auch eine gewisse Freiheit und unabhängige Herrschaft des Adels über seine Güter verbunden. Die unumschränkte Alleinherrschaft eines Kaisers oder Königs ist gallisch-romanischer und finnisch-hamitischer Natur. Sie ist stets in Gefahr in ewig gährende Demokratie, in Anarchie und Pöbelherrschaft umzuschlagen.

Wie angemessen und richtig die Ordnung der Dinge unter König Heinrich sich gestaltete, geht daraus hervor, daß seine Regierung in der Erinnerung des Volkes noch Jahrhunderte hindurch als eine ersprießliche und segensreiche fortlebte. König Heinrich war eben der erste Herrscher von rein germanischem Bewußtsein. Er wußte, daß die Deutschen sich unter einem Despoten nicht wohlfühlen können, weil sie von Fürstenhäusern und Adelsgeschlechtern geleitet werden, welche einen zu hohen Rassenwert besitzen, um einen Despoten dulden zu können.

Hätte Deutschland nicht seine vielen germanischen Fürstenfamilien, eine reiche Zahl germanischer Adelsgeschlechter und einige Millionen germanokeltischer Bürger, so würden die übrigen ca. 55 Millionen Keltofinnen und Slaven leicht von einem Despoten zu beherrschen sein.

Daß das niederste Volk einen Despoten verdient, beweist das Aufkeimen der Sozialdemokratie. Würde diese zur Herrschaft gelangen, wäre ein baldiger Umschlag ins Despotentum in naher Aussicht. Erst wenn unter Despotenherrschaft totale Rassenmischung ausgegoren hat, ist dauernde Demokratie möglich. Zu gleicher Zeit aber würde dann auch jeder geistige Fortschritt gehemmt sein. Jedes höhere geistige Kulturinteresse würde verschwinden und jeder königliche Geistesflug im Verdauungsstumpfsinn platter materieller Interessen versumpfen. Wollen die oberen Schichten Deutschlands, wozu auch viele Juden gehören, verhindern, daß wir im Laufe weniger Jahrhunderte zu Chinesen werden, so müssen sie zu den Fürsten und zum Adel halten, sie stützen und mit ihnen einig gehen. Das allein ist allerdings noch nicht genügend, die Kultur zu retten. —

Nach Beendigung aller inneren Zwiste konnte König Heinrich daran denken, das Deutsche Reich nach außen wieder mächtig zu machen. Auf einem Raubzug der Ungarn durch die Sachsenlande ward einer ihrer vornehmsten Führer gefangen genommen. König Heinrich gab ihm nur gegen das Versprechen die Freiheit, daß die Ungarn neun Jahre lang Sachsen verschonen sollten, wogegen er ihnen einen Tribut zahlen wolle, damit sie durch den flauen Geschäftsgang während dieser raublosen Zeit nicht allzusehr in ihren Einnahmen geschädigt würden. Die Ungarn gelobten den Waffenstillstand und hielten ihn.

König Heinrich benutzte diese Zeit, überall die offenen Orte zu befestigen, Burgen zu bauen und Vorratshäuser darin anzulegen.

Auch warb er aus den Ungarn selbst eine Kriegerschar und siedelte sie in der Vorstadt Merseburg an. Volksversammlungen, Gerichtstage und Feste, welche seit germanischen Urzeiten stets auf dem freien Lande abgehalten worden waren, wurden nun in die Städte verlegt. Auch befahl der König, daß jeder neunte Lehnsmann in die Stadt ziehe, welche die Germanenfamilien bis dahin verachteten und haßten. Hier sollte jeder Edle für sich und acht verwandte Sippen für Zeiten der Not Wohnung und Nahrung bereit halten. Vor allem suchte König Heinrich eine tüchtige Reiterei heranzubilden, um den Ungarn mit Vorteil entgegen treten zu können.

Diese Ungarn, welche, im Gegensatz zu den kultivierteren Feinden, einzig nur das freie Land beraubten und brandschatzten, haben dadurch, daß König Heinrich Schutzmaßregeln gegen sie ergreifen mußte, hauptsächlich zur künftigen Städteseuche beigetragen, welche dem Germanentum ganz unnatürlich ist und welche gegenwärtig seinen Verfall am meisten mit beschleunigt. Denn der ursprüngliche tadellose Germane ist der ländliche Gutsadlige auf seinem Freihof, seinem Odal oder seinem Feudal.

Statt daß beständig die Städte zunehmen, sollte lieber die Zahl adliger Odals und Feudals, verbunden mit Industrie-Anlagen, ins Ungemessene anwachsen. Die Städte bilden gegenwärtig eine Hauptgefahr für das Bestehen unserer Gesellschaftsordnung, weil sich in denselben beständig ein arbeitsloses, darbendes, lungerndes und rebellisches Proletariat kasernenmäßig konzentriert. Auf dem Lande dagegen lebt das Volk zerstreut. Dort ist immer Arbeit und immer einfachste Nahrung vorhanden, wenn das Volk in dieser Hinsicht richtig geleitet und vernünftig behandelt wird.

Noch ehe Heinrich Gelegenheit hatte, gegen die Ungarn zu ziehen, konnte er seine Reiterei gegen die Wenden erproben, welche in ähnlicher Weise, wie die ihnen rassenverwandten Ungarn, in Sachsen Raubeinfälle machten. Auf dem ersten Zuge gegen die Wenden unterwarf Heinrich das Havelland. Er nahm ihnen die Festung Brandenburg ab und gewann Mecklenburg der sächsischen Herrschaft, sowie die Gegend nahe der oberen Elbe, welche Lausitz hieß.

Dort ließ Heinrich Burg Meißen erbauen, um von hier aus die Slaven zu beherrschen. Gereizt durch die fortwährenden Einfälle der Slaven, verfuhren die siegenden Sachsen jetzt allerdings hart mit ihnen. Sie wurden zu Sklaven der Sachsen gemacht und gerieten überall in die Leibeigenschaft germanischer Geschlechter, wie es für eine minderwertige Rasse zum Segen der Beherrschten und Herrschenden am Ende auch der gesündeste Zustand ist.

Nach Unterwerfung der Sorben und Wenden zog König Heinrich gegen die Böhmen zu Felde, welche den fränkischen Kaisern schon oft Treue geschworen, aber sie immer wieder gebrochen hatten und welche ebenfalls beständig in die deutschen Nachbarländer einfielen. Wenzel, der König von Böhmen, hatte sich bereits zum Christentum bekannt. Für Verbreitung dieser Lehre sorgte dort der Bischof von Regensburg, zu dessen Kirchensprengel Böhmen gehörte.

Als Wenzel sah, daß er sich gegen die deutschen Krieger nicht halten könne, begab er sich zu König Heinrich, gelobte sein Lehensmann zu werden und alljährlich Tribut zu entrichten. Er hielt sein Wort, ward aber im Jahre 935 von seinem Bruder Boleslar und dessen Helfershelfern ermordet.

Auch die Wenden im Norden brachte König Heinrich durch einige Heerfahrten dauernd unter die Botmäßigkeit des Deutschen Reiches. Zwischen Elbe und Oder ließ er das Christentum verkünden und setzte, wie dies schon früher bei den Slaven Bayerns und Thüringens geschah, vielfach germanischen Adel in Feudalbesitz ein, sodaß überall im überwiegenden slavischen Teile des künftigen Deutschlands deutsche Sprache und deutsche Sitte heimisch ward, wobei natürlich das Slaventum am Deutschtum sehr stark abfärbte.

Mittlerweile lief die Zeit des Waffenstillstandes mit den Ungarn ab. In enormen Schwärmen brachen sie wieder ins Sachsenland ein, um die Reichtümer zu holen, die sich nach ihrer Meinung inzwischen angehäuft hatten. Aber König Heinrich schlug sie so empfindlich, daß die gelben Räuber keinen Einfall mehr wagten, solange er lebte. Hierauf wandte sich Heinrich gegen die keltofinnischen Dänen, welche, geführt von ihrem skandinavischen Adel, ebenfalls beständig raubend in Deutschland einfielen und sogar deutsche Gebiete an sich rissen.

Heinrich besiegte die Dänen und nahm ihnen Schleswig wieder weg. Erzbischof Uni von Bremen nutzte die Gelegenheit, dort und in Dänemark, sowie in Schweden, wo das Christentum fast überall verloren gegangen war, diese Lehre aufs neue zu predigen. König Heinrich starb am 2. Juli 936. —

Wenige Monate vor seinem Tode hatte Heinrich auf einem Reichstag zu Erfurt den versammelten Fürsten seinen Sohn Otto zum Nachfolger empfohlen. Diese waren einverstanden, und nach seines Vaters Tode ward Otto von den Großen der Franken und Sachsen als König anerkannt. Mathilde, die Mutter, hätte allerdings lieber den zweiten Sohn als König begrüßt, weil sie diesen geboren, als der Vater bereits König war.

Otto neigte von Anfang an dazu, mehr ein fränkischer König zu sein, als ein deutscher. Nachdem er nach Aachen den Reichstag einberufen, ließ er sich vom Erzbischof von Mainz zu Aachen salben und krönen. Beim darauf folgenden Gastmahl amteten die deutschen Herzöge als erste Diener des Königs. Giselbert von Lothringen fungierte als Kämmerer, Eberhard von Franken als Truchseß, Hermann von Schwaben als Mundschenk und Arnulf von Bayern als Marschall. Schon im nächsten Jahre bereute es der Frankenherzog, wieder einem Sachsen gehuldigt zu haben.

Die ersten Feindseligkeiten entstanden zwischen den Lehensleuten Eberhards und Ottos. Rasch nahm sich der Frankenherzog der Seinen an und bestrafte grausam die Besiegten. Auch Otto kam den Seinen zu Hilfe. Der Herzog ward zu einer Geldstrafe verurteilt und seine Lehensleute zur entehrenden Strafe des Hunde-

tragens. Dadurch wollte Otto den Stolz der Franken demütigen, er reizte sie jedoch nur von neuem.

Im Jahre 937 starb Arnulf, Herzog von Bayern. Da ließ König Otto den ältesten Sohn Eberhard, welcher sogleich das Herzogtum übernahm, zu sich entbieten, damit Eberhard die Würde von ihm als Amt empfange. Eberhard weigerte sich, und so setzte ihn König Otto ab, nachdem er ihn in zwei Feldzügen überwunden hatte.

Otto ernannte nun Berthold, den Oheim Eberhards, zum Herzog von Bayern. Doch schmälerte er jetzt die herzoglichen Rechte, indem er das Recht, Bischöfe einzusetzen, als ein Recht des Königs an sich zog. Außerdem setzte Otto dem neuen Herzog den jüngeren Bruder Eberhards, Arnulf, als Pfalzgraf an die Seite. Zugleich sollte Arnulf als Oberhofrichter die Aufsicht über die königlichen Güter, Lehen und Einkünfte in Bayern führen. Dadurch wurde das Erbherzogtum vernichtet und Bayerns Herzog war von jetzt ab nur ein Beamter des Königs. Judith, die Schwester des Herzogs Berthold wurde mit Heinrich, dem Bruder Ottos vermählt.

Inzwischen hatte sich der Frankenherzog mit Thankmar, einem Nebensohn Heinrichs verbündet. Thankmar empfand seine Stellung als Schmach und zürnte seinem Halbbruder, weil dieser ihm nicht einmal die Markgrafschaft über die Wenden gab, welche statt seiner Graf Gero erhielt. Er suchte im Verein mit dem Frankenherzog den König zu stürzen, ward aber von dessen Getreuen besiegt und auf der Flucht in einer Kirche am Altar ermordet. Herzog Eberhard erlangte nach einer kurzen milden Haft Verzeihung.

Kaum war Eberhard frei, so verband er sich mit Giselher, dem Herzog von Lothringen und Ottos jüngerem Bruder Heinrich, welcher nach der Krone trachtete. Da gleichzeitig Dänen und Wenden in Sachsen einfielen, zog der König erst gegen diese. Er schlug sie zurück und überließ die Fortsetzung des Kampfes dem Grafen Gero. Im Begriff, gegen die verbündeten Empörer zu ziehen, vernahm Otto, daß seine Getreuen diesen Krieg schon beendet hatten. Eberhard war im Kampfe erschlagen worden und Giselher auf der Flucht im Rhein ertrunken. Heinrich war nach Frankreich entflohen, wurde aber auf Bitten einiger Bischöfe von Otto später begnadigt und erhielt sogar Lothringen von ihm als Lehen.

Noch immer mit seinem Schicksal unzufrieden, faßte Heinrich den Entschluß, den König zu ermorden. Der Plan ward aber verraten. Und abermals verzieh Otto dem Bruder, welcher ihm reuevoll zu Füßen sank und für den die Mutter beider Brüder um Schonung bat.

Die Franken erhielten keinen Herzog mehr. Otto behielt das Land unter eigener Verwaltung. Die Familiengüter Eberhards gab Otto teils dem Krongut, teils den Verwandten Eberhards. Als im Jahre 945 Herzog Berthold in Bayern starb, übersah Otto das Wahlrecht der bayerischen Edlen und verlieh dieses Herzogtum

seinem Bruder Heinrich, welcher ihm von jetzt an treu blieb. Ebenso gab Otto das erledigte Herzogtum Schwaben seinem Sohn Liudolf und Lothringen seinem Schwiegersohn Konrad dem Roten. Auf diese Art waren alle Herzogtümer von sächsischen Herzögen besetzt. Hätte Karl der Große das ahnen können, er hätte die Sachsen wohl kaum so eifrig zum Christentum bekehrt und dem Reiche angegliedert.

Nachdem Otto seine königliche Macht in Deutschland befestigt hatte, schweifte sein Blick nach Italien. Er sehnte sich im stillen danach, römischer Kaiser zu werden. Italien war zu jener Zeit unentwirrbar von ebensoviel Parteien zerrissen, als sich hier jemals Rassen und Rassenmischungen gemischt hatten. Vornehme schöne Frauen hatten die Obergewalt an sich gerissen und setzten nach Gefallen ihre Söhne, Verwandte und Günstlinge, ja sogar verkleidete Frauen auf den päpstlichen Stuhl. Zu dieser Zeit stritt der Markgraf Berengar von Jvrea mit Lothar von der Provence um die Oberherrschaft.

Lothar starb an Gift und Berengar ward römischer Kaiser. Er nahm seinen Sohn Adalbert als Mitregenten an und wollte ihn mit Adelheide, der Witwe Lothars vermählen. Als Adelheide sich weigerte, wurde sie als Gefangene behandelt. Sie entkam jedoch nach Canossa am Gardasee und rief Otto, den deutschen König, zu Hilfe. Dieser war Witwer. Adelheide bot ihm daher Hand und Krone an.

In Begleitung vieler deutscher Großen brach Otto im Jahre 951 nach Italien auf. Ohne Widerstand nahm er Pavia ein und Mailand, wo er sich mit Adelheide vermählte. Berengar hatte den Kampf vermieden und sich über die Alpen zurückgezogen. Obwohl nicht gekrönt, nannte Otto sich jetzt König der Langobarden. Er übertrug die Verwaltung des neuen Reiches seinem Schwiegersohn Konrad und kehrte nach Deutschland zurück.

Von Konrad dazu überredet, folgte Berengar dem König Otto nach, um ihm zu huldigen und aus seiner Hand Italien als Lehen zurückzuerhalten. Adelheidens Stolz aber kränkte Berengar, und Otto verletzte ihn dadurch, daß er ihn zwar mit Italien belehnte, aber Verona und Aquileja zurückbehielt und diese Städte mit ihren Landschaften seinem Bruder Heinrich von Bayern übergab. Mit Rachegedanken kehrte Berengar nach Italien zurück und regierte dort in Unabhängigkeit, während König Otto in Deutschland schwere Kämpfe bestehen mußte.

Liudolf, Ottos Sohn, fürchtete, sein Vater möchte den jungen Sohn Adelheidens ihm vorziehen. Die Herzöge von Schwaben und Lothringen begehrten größere Macht, und ihnen schloß sich rebellierend der Erzbischof von Mainz an. Am Rheine kam es zum Kampf, in welchem Heinrich seinem Bruder Otto gegen die Verbündeten half. Auch gelang es Otto, die alten Geschlechter Lothringens zum Aufstand gegen ihren Herzog zu bewegen.

In Bayern suchte zu gleicher Zeit Pfalzgraf Arnulf mit seinen Brüdern die dem Geschlechte der Schyren entzogene Herzogs-

würde wieder zu erringen. Regensburg hatte ihm bereits gehuldigt, und überall nahm der Adel und das Heer seine Partei. Letzteres, das mit Heinrich ausgezogen war, verließ ihn jedoch am Rhein und kehrte heim. Auch die Bischöfe des Landes verhielten sich Heinrich gegenüber ablehnend. Der Erzbischof von Salzburg und der Patriarch von Aquileja traten sogar in offener Feindschaft gegen ihn auf.

Liudolf flüchtete aus Mainz, während sein Vater die Stadt vergeblich belagerte, nach Regensburg, welches nun das Hauptbollwerk der Feinde Ottos wurde. Diese Wirren benutzten die Ungarn und brachen raubend in Deutschland ein. Die Empörer vertrugen sich, wie im heimlichen Einverständnis, vortrefflich mit den Ungarn und lenkten deren Angriffe nach dem Rheine hin. Die wilden Rotten ergoßen sich über Frankreich und kehrten, schwer mit Beute beladen, über Oberitalien heim.

Inzwischen siegte König Otto am Rhein. Der Herzog von Lothringen unterwarf sich. Dann zog Otto mit seinem Bruder Heinrich nach Bayern. Hart wurde Regensburg bedrängt. Als Arnulf, tapfer kämpfend, einen Ausfall wagte, sank er, tötlich getroffen, nieder. Nach erbitterter Gegenwehr mußte sich die Stadt ergeben. Liudolf entkam zwar. Nachdem er jedoch einige Zeit flüchtig umher geirrt war, warf er sich seinem Vater zu Füßen und erhielt dessen Verzeihung.

Herzog Heinrich nahm an seinen Gegnern fürchterliche Rache. Den Erzbischof von Salzburg ließ er blenden, und die Güter dieser Kirche verteilte er im Mai 955 an seine Getreuen. Dann eroberte Heinrich Aquileja und ließ den Patriarchen Engilfrid entsetzlich verstümmeln.

Das Herzogtum Lothringen übergab der König zur Stärkung seiner Macht dem jüngsten Bruder Brun, welcher Erzbischof von Köln war. An Stelle des vertorbenen Erzbischofs von Mainz setzte er seinen Nebensohn. So kamen nicht nur die Herzogtümer, sondern endlich auch die höchsten geistlichen Würden mit Recht an Mitglieder des königlichen Hauses.

Nachdem König Otto alle seine Gegner überwunden, fielen im Sommer 955 abermals die Ungarn in unzähligen Scharen in Deutschland ein. Sie zogen die Donau herauf, über Bayern bis an den Lech und bestürmten Augsburg. Herzog Heinrich, welcher zu Regensburg krank darnieder lag, sandte an seinen Bruder Otto Boten, daß er ihm Hilfe bringe.

Otto bot den Heerbann des ganzen Reiches auf. Selbst die Böhmen erschienen. Alle zogen den Ungarn entgegen. Diese hatten bisher vergeblich Augsburg belagert und bestürmt. Als die Ungarn Ottos Annäherung gewahrten, gaben sie Augsburg frei. Sie stürzten von allen Seiten heran und warfen sich mit ganzer Kraft in das Hintertreffen, wo die Böhmen standen. In eiliger Flucht suchten diese Rettung. Aber die Deutschen hielten stand und durchbrachen in fest geschlossener Ordnung die feindlichen Scharen. An den Lech zurückgeworfen, ertranken Tausende von Ungarn. Tausende erlagen dem Schwert. Die auf der Flucht zerstreuten Feinde erschlug das

erbitterte Landvolk. Viele der gefangenen ungarischen Führer wurden zu Regensburg gehängt, andere lebendig begraben. All diese Maßregeln sollten dazu dienen, die Ungarn vor neuen Einfällen zu warnen.

Im Heere des Königs war mit vielen Edlen Herzog Konrad gefallen, welcher durch außerordentliche Tapferkeit die Gunst des Königs wieder erlangen wollte. Die Bischöfe von Regensburg und Eichstädt lagen verwundet darnieder. Dem schwer angeschuldigten Sohne des Pfalzgrafen Arnulf verzieh Otto auf die Fürbitte des Bischofs Ulrich hin. Er ließ ihm sogar die pfalzgräfliche Würde des Vaters.

Dieser entscheidende Sieg über die Ungarn tilgte alle Schmach, welche die Ungarn je über Deutschland brachten. Ottos Name war durch diese Befreiungstat für immer verherrlicht worden. Auch ward jetzt gegen die Ungarn von neuem die Ostmark errichtet. Sie mußten sich an Ackerbau gewöhnen, und damit hörten ihre feindlichen Raubzüge auf.

Nach Sachsen zurückgekehrt, sah König Otto, daß einige unzufriedene Große sich seiner Herrschaft zu entziehen trachteten und sich zu diesem Zweck mit den slavischen Wenden verbündet hatten. In der Schlacht bei Rekenitz schlug Otto die Empörer. Vergebens suchten die Wenden in Zukunft noch mehrfach die Oberherrschaft der Deutschen abzuschütteln. —

Während dieser ganzen Zeit hatte in Italien Berengar über Geistliche und Weltliche als König geherrscht. Durch sein stolzes herrisches Wesen erstanden ihm viele Feinde, darunter auch Papst Johann XII. Dieser wandte sich, unterstützt von allen Unzufriedenen, an König Otto um Hilfe. Otto mahnte den Berengar zur Milde. Als dies vergeblich war, sandte der König seinen Sohn Liudolf ab, um Berengar zu bekämpfen. Durch Verrat kam Berengar in Liudolfs Gewalt. Dieser ließ ihn wieder frei, um ihm ehrlich im offenen Kampfe zu begegnen. Nachdem Liudolf den Sieg errungen, starb er plötzlich im Jahre 957.

Berengar schaltete nun wieder, wie zuvor. Nach wiederholten Bitten von Italien her, entschloß sich Otto endlich zu einem neuen Zuge dorthin. Er ordnete in Deutschland alle Angelegenheiten und sicherte seinem Sohn Otto auf dem Reichstage zu Worms im Jahre 961 die Nachfolge auf den Thron. Er ließ ihn krönen, übertrug dem Hermann Billung, dem tapferen Streiter gegen die Wenden, das Herzogtum Sachsen und ging über die Alpen. Da Berengar den Kampf mied, fiel dem deutschen König Otto ohne Schwertstreich Oberitalien zu. Sofort wandte sich Otto nach Rom, um die Kaiserkrone zu erlangen. Er bestätigte dem Papst alle hergebrachten Rechte und ließ sich am 2. Februar 962 zum römischen Kaiser krönen. Dann kehrte Otto nach Oberitalien zurück, um gegen Berengar zu kämpfen.

Bald aber kamen Abgeordnete von Rom und beschwerten sich über den Papst. Sie sagten aus, dieser habe sich mit Berengars Sohn verbunden, um die Herrschaft der Deutschen in Italien zu

stürzen, auch führe er ein gotteslästerliches, heidnisches Leben. Otto zog wieder nach Rom und berief eine Kirchenversammlung, auf welcher haarsträubende Klagen gegen den Papst vorgebracht wurden. Johann XII., welcher stolz und trotzig antwortete, statt sich zu verteidigen, ward abgesetzt und statt seiner Leo VIII. gewählt.

Kaum hatte Otto Rom verlassen, kehrte Johann zurück, nahm blutige Rache an seinen Feinden und hauste als Stellvertreter Christi wie ein kannibalischer Tyrann. Dieser brave Statthalter Jesu auf Erden starb am 14. Mai 964 während eines Ehebruchs. Ohne den Kaiser Otto zu fragen, wählten die Römer Benedikt V. zum Papst. Aber rasch eilte Otto von Oberitalien herbei, setzte Leo VIII. wieder ein und verbannte den Benedikt nach Hamburg.

Auf dem Rückweg nahm Kaiser Otto den Berengar samt Frau und Tochter gefangen mit sich nach Deutschland. Dort starb Berengar im Jahre 966 zu Bamberg. Seine Frau ging ins Kloster. Von jetzt an dauerten für lange Zeit die Streitigkeiten der deutschen Könige mit Italien fort. Dieser trügerische Rassensumpf ohne Treue und Recht zehrte die Kraft Deutschlands und seiner Könige allmählich auf wie ein chronisches Fieber. Nach wenigen Jahren schon mußte Otto von neuem gegen Rom ziehen. Er beschloß nun, künftig als einziger Oberherr zu walten und den alten römischen Kaiserthron wieder aufzurichten. Diesem für Germanenvölker unverständlichen Gespenst sollte das Abendland sich beugen.

An diesem Beispiel kann man so recht das Wirken der Kausalität erkennen. Das römische Kaiserreich, aus Verwesung der Rassen, Stände und guten Sitten wie ein Giftpilz emporgewachsen, war längst zugrunde gegangen. Aber die Germanen selbst, welche es vernichteten, hatten sein Leichengift in sich aufgenommen und gingen zum größten Teil an dieser gefährlichen Ansteckung unter schweren Leiden fort und fort zugrunde.

Nachdem alle Goten, Vandalen, Alanen, viele Sueven, Markomannen, Franken und andere den Germanen verwandte Völkerschaften rettungslos im giftigen, entmannenden, weltrömischen Rassensumpfe versunken waren, — nachdem auch die Langobarden bereits in diesem finnisch-hamitisch durchseuchten Rassenwirrwarr Italiens der Zersetzung anheim fielen, war es immer noch auf Jahrhunderte hinaus das Wahnbild einer römischen Kaiserherrschaft, welches wie ein Irrlicht über dem Völker-, Sitten- und Ideenmorast Italien tanzte und die Führer der Germanen verräterisch ins Verderben zog.

Noch heute locken Klima und Schönheit dieses Landes gar manchen nördlichen Germanen dort in die Falle, sodaß er wünschen muß, er hätte niemals seine Marken betreten. Seit fast zweitausend Jahren ist und bleibt dieses Land mit seinen verworrenen Unsitten, Gewohnheiten, Charakteren und Rechtsverhältnissen in jeder Hinsicht eine Germanenfalle. Wer sich nach Italien wagt, muß sich mit einer ganz besonderen, eigenartigen Vorsicht, Einsicht und Nachsicht ausrüsten.

Otto begann seine kaiserliche Ordnungsliebe dadurch kund zu tun, daß er mehrere römische Große hinrichten ließ, um ihre Macht zu brechen und ihr hühnerstallmäßiges, neidisches Parteigezänke zum Schweigen zu bringen. Andere wurden verbannt. Dann unterwarf sich Otto die Fürsten von Benevent, Kapua und Salerno und gedachte ganz Unteritalien an sich zu bringen, welches noch unter Herrschaft des griechischen Kaisers stand.

Um diese Absicht friedlich zu erreichen, wollte Otto seinen Sohn mit Theophano, der griechischen Prinzessin, vermählen. Kaiser Nicephorus, der Stiefvater der Theophano, wies jedoch Ottos Gesandte, welche die Werbung überbrachten, schroff ab und behandelte sie schmachvoll. Otto beschloß nun, diese Länder mit Gewalt zu nehmen. Noch während des Krieges ward Nicephorus in seinem Palast von Zcymisces ermordet und dieser zum Kaiser ausgerufen. Zcymisces sandte sofort Theophano nach Rom, wo sich der junge Kaiser mit ihr vermählte. Die Frage, betreffend Unteritalien, blieb unentschieden. Der alte Kaiser Otto kam im August dieses Jahres nach Deutschland zurück und starb am 7. Mai 973 zu Memleben.

Noch in den letzten Jahren hatte Otto I. nach Geros Tode dessen große Markgrafschaft in kleine Gebiete gespalten und an sechs Markgrafen verteilt. Zu diesen Gebieten gehörten die Nord- und Altmark, die sächsischen und die thüringischen Markgrafschaften.

Kaum war Otto I. gestorben, als sich mehrere Gegner gegen seinen achtzehnjährigen vergnügungssüchtigen Sohn erhoben. In Bayern, wo jetzt Heinrich II. herrschte, welcher gleich seinem Vater nach der Kaiserkrone strebte, lehnte sich dieser gegen die Oberherrschaft Ottos II. auf. Er verband sich mit den Herzögen von Polen und von Böhmen und dem Bischof Abraham von Freising, um den König zu stürzen. Die Verschwörung ward jedoch verraten und Heinrich II. gefangen gesetzt.

Dann zog Otto II. gegen die Dänen, welche die deutschen Streitigkeiten zu Einfällen benutzten und drang bis Jütland vor. Inzwischen entkam Heinrich II. von Bayern aus seiner Haft und verband sich abermals mit dem Böhmenherzog, nachdem er vom Bischof von Freising sogar zum König gekrönt worden war. Nach längerem bayrischen Bürgerkrieg von Otto endlich besiegt, ward Heinrich mit zwanzig Genossen in den Bann getan und seines Herzogtumes entsetzt. Dieses wurde geteilt, indem Heinrich der Jüngere, ein Sohn des Bayernherzog Berchtold, Kärnten und die italienische Mark erhielt. Der Nordgau, eine neu gegen Böhmen gebildete Mark, gelangte an Berchtold, einen Nachkommen Adalberts von Babenberg. Die Ostmark mit dem Traungau bekam Berchtolds Bruder Luitbold, das Stammland Bayern Otto, der Neffe des Kaisers, welcher bereits im Herzogtum Schwaben regierte.

Der König verminderte nicht nur die Ausdehnung der Herzogtümer, er beschränkte auch ihre Macht, indem er ihnen neue Ge-

walten gegenüber setzte. Mit Bewilligung Ottos II. gelang es bereits mehreren Bischöfen, sich dem Gerichtsbann der Grafen zu entziehen. Sie stellten eigene Richter an, errichteten auf ihren Gebieten Zoll- und Münzstätten und verfertigten gefälschte Urkunden, durch welche sie sich Burgen, Abteien, Güter und Rechte anmaßten, als seien diese bereits von früheren Kaisern verliehen worden. Bischof Piligrim von Passau wollte sogar durch gefälschte päpstliche Briefe seine Kirchengewalt über alle südöstlich wohnenden deutschen Stämme ausbreiten und über den Erzbischof von Salzburg den Vorrang gewinnen, was aber mißlang.

In Lothringen entbrannte ebenfalls ein großer Streit um den Besitz des Herzogtumes. Otto II. wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er auch dieses Herzogtum teilte. Einen Teil erhielt Karl, der Bruder des Königs Lothar von Frankreich. Der andere Teil ward an den lothringischen Grafen Friedrich vergeben, sodaß Brun, der Erzbischof, über beide Oberherzog war. Nachdem dies erledigt war, zog Otto II. gegen Böhmen und zwang diesem Lande die alte Abhängigkeit wieder auf.

Als infolge des überall hergestellten Friedens Otto II. zu Aachen das Johannisfest 978 feiern wollte, gedachte Lothar von Frankreich ihn unvermutet zu überfallen, um ihm in der Gefangenschaft Lothringen als Lösegeld abzupressen. Otto entkam jedoch, und nach vielerlei Gewalttaten zog Lothar wieder ab. Über diese Tat waren alle Deutschen so empört, daß der Adel zahlreich sich um Otto scharte und nach Rache verlangte. An der Spitze eines zahlreichen Heeres drang Otto in Frankreich ein.

Schon war ein Teil von Paris in der Gewalt der Deutschen, als dieselben durch Mangel an Lebensmitteln gezwungen wurden, die Belagerung aufzugeben. Auf dem Heimzug bot Otto II. den Franzosen mehreremal die Schlacht an. Diese wagten nicht, offen zu kämpfen. Endlich gab Lothar bei einer persönlichen Zusammenkunft mit Otto alle Ansprüche auf Lothringen im Jahre 980 auf.

Nach Ordnung dieser Angelegenheit wollte Otto den längst gehegten Plan ausführen, die Kaiserherrschaft über Italien anzutreten, um seine Oberhoheit dort auch in den südlichen Teilen des Landes geltend zu machen, welche er als Brautschatz für seine Gemahlin ansprach. Damit begannen abermals Wirren ohne Ende.

Zu Rom herrschte jetzt als Gewalthaber Papst Crescentius, ein Sohn der Theodora und des nachmaligen Papstes Johann X. Papst Crescentius hatte den von Otto I. eingesetzten Papst, Benedikt VI., gefangen genommen, erdrosselt und hierauf Bonifazius VII. wählen lassen. Dieser aber, von seinen Gegnern bedrängt, floh nach Konstantinopel, wobei er als standesgemäßes Reisegeld und wohlverdiente Entschädigung einen großen Teil des päpstlichen Schatzes mitnahm. Die Gegenpartei des Crescentius setzte nun mit Genehmigung Ottos II. den Bischof von Sutri als Benedikt VII. auf den päpstlichen Stuhl. Dieser behauptete sich einige Jahre,

mußte endlich den römischen Wühlereien weichen und eilte dem heranziehenden deutschen König bis Ravenna entgegen.

Im Frühjahr 981 zog Otto II. von dort nach Rom. Er ward hier unter Huldigungen empfangen, und der wieder eingesetzte Benedikt VII. krönte ihn zum Kaiser. Crescentius mußte ins Kloster gehen. Im Herbst drang Otto nach Unteritalien vor, wo alle zur deutschen Partei Gehörigen, sowohl von den Griechen, als auch von den Arabern, hart bedrängt wurden. Denn die Araber hatten von Sizilien aus fast ganz Calabrien erobert. Zwar unterwarf sich Neapel dem Kaiser. Um jedoch rasch und sicher einen Sieg zu erringen, rief Kaiser Otto II. ein neues Heer aus Deutschland herbei, um die Griechen und Sarazenen zu vernichten.

An der Küste von Calabrien kam es am 13. Juli 982 zur Schlacht. Bereits waren die Griechen geschlagen und die Deutschen feierten den Sieg. Da drangen plötzlich Scharen von Sarazenen auf die Sorglosen ein und bereiteten ihnen eine furchtbare Niederlage. Um der Gefangenschaft zu entgehen, stürzte sich der Kaiser ins Meer und schwamm auf ein Schiff zu, das ihn glücklich aufnahm. Das Schiff war von Griechen besetzt. Unter diesen befand sich ein Sklave, namens Zolunta, welcher den Kaiser erkannte und die Griechen veranlaßte, den Geretteten als einen vornehmen Mann aus des Kaisers Gefolge zur Auslösung nach Rossano zu bringen. Dadurch entkam Otto. Die Blüte des deutschen, lombardischen und italienischen Adels aber war gefallen.

Als Flüchtling nach Rom zurückgekehrt, mußte Otto sehen, wie seine Eroberungen in Unteritalien wieder verloren gingen. Als diese Niederlage ruchbar ward, erhoben sich im Norden Deutschlands sofort die feindlichen Nachbarn und machten neue Einfälle. Otto aber war nur darauf bedacht, zunächst seine Schmach zu rächen. Er berief eine Fürstenversammlung nach Verona und ließ von dieser seinen dreijährigen Sohn als Nachfolger anerkennen. Er übergab ihn dem Erzbischof von Köln zur Erziehung, traf noch einige andere Verfügungen und rüstete mit Macht zur Fortsetzung des Krieges. Da raffte ihn am 7. Dezember 983 plötzlich der Tod hinweg.

Bald nachher erlangte der ehemalige Herzog von Bayern durch den Bischof von Utrecht seine Freiheit und begehrte die Vormundschaft über den jungen König zu führen. Zuletzt forderte er die Krone für sich selbst. Dadurch ward in Deutschland von neuem der Parteikampf entflammt.

Konrad von Schwaben und der Erzbischof Willigis von Mainz suchten die Rechte des jungen Königs zu wahren. Otto III. ward zu Aachen gekrönt. Aber der Erzbischof von Köln lieferte den Knaben an dessen Gegner Heinrich aus, welchem bereits viele Große anhingen. Doch gelang es der Mutter und Großmutter des jungen Otto, diesen zurückzuerhalten. Heinrich dem Älteren gab man dafür das Herzogtum Bayern zurück, und Heinrich der Jüngere mußte sich mit Kärnten und der Veroneser Mark begnügen.

Allmählich allgemein als König anerkannt, wuchs Otto unter

Leitung seiner Mutter und Großmutter heran, während die Edlen des Reiches dasselbe gegen die Einfälle der Slaven verteidigten, welche in harter Leibeigenschaft schmachteten und fortwährend vergebens ihr Joch abzuwerfen trachteten. Selbstverständlich walteten die Fürsten Deutschlands während der Minderjährigkeit des Königs ganz nach eigenem Gefallen. In Bayern folgte ohne Widerspruch Heinrich dem Älteren sein gleichnamiger Sohn und in der Ostmark auf Liutbold dessen Sohn Heinrich.

Inzwischen ward der junge König Otto von seiner Mutter immer mehr der deutschen Sitte entfremdet. Man gewöhnte ihn an prachtvolle Kleidung und an höfisches Gepränge, sodaß er die Deutschen bald als rohe plumpe Menschen verachtete. Seine Sehnsucht ward nach Italien und nach Rom hingelenkt und ein maßloser Begriff vom Glanze des Kaisertumes in seiner Phantasie erweckt. Im Alter von achtzehn Jahren wehrhaft gemacht, war sein Erstes, daß er sogleich einen Zug über die Alpen ausrüstete, in der Meinung, er könne das alte Römerreich wieder aufrichten und Rom zur Hauptstadt seines Reiches machen, um von dort aus über Deutschland zu herrschen.

Nach Benedikts Tode wählte man Johann XIV. zum Papst. Da kam Bonifazius aus Konstantinopel zurück, sammelte Anhang um sich, sperrte Johann XIV. ins Gefängnis, ließ ihn dort absichtlich verhungern und warf sich bis zu seinem plötzlichen Tode zum Tyrannen auf. Ihm folgte als Papst Johann XV.

Während dieser Vorgänge hatte Crescentius das Kloster verlassen und strebte darnach, seine alte Alleinherrschaft über Rom wieder herzustellen. Johann XV. starb, und auf Wunsch des heranziehenden jungen deutschen Königs Otto wählten die Römer Brun, des Königs Vetter und Sohn des Herzogs von Kärnten, als Gregor V. zum Papst. Otto ließ sich von seinem päpstlichen Vetter zum römischen Kaiser krönen und ihn den Eid der Treue schwören. In jugendlicher Großmut ernannte er Crescentius zum Statthalter von Rom.

Da dem jungen Kaiser alles in bester Ordnung zu sein schien, so traute er in seiner Unerfahrenheit den glatt lächelnden, verlogenen Gesichtern der Italiener und kehrte nach Deutschland zurück, um die Slaven seine Macht fühlen zu lassen. Kaum war der Kaiser fern, führte Crescentius seinen Plan durch, Rom von der Herrschaft der Deutschen zu befreien und sich selbst die höchste Macht zu sichern. Es gelang seinen Helfershelfern, alle Deutschen Roms zu ermorden oder zu vertreiben. Sie verwarfen die kaiserlichen Gesetze und jagten den Papst Gregor V. fort.

Zornig brach Otto den Kampf gegen die Slaven ab und eilte mit großer Heeresmacht über die Alpen nach Italien. Am 22. Februar 998 hielt er mit dem Vetter Gregor in Rom seinen Einzug. Er belagerte die Engelsburg. Crescentius mußte sich ergeben und ward auf dem Dach seiner päpstlichen Burg enthauptet. Viele andere Verschworene teilten sein Schicksal. Ganz Italien beugte sich nun zerknirscht vor dem jungen Sieger.

Als der wieder eingesetzte Papst Gregor starb, ließ Kaiser Otto den Erzbischof von Rheims als Sylvester II. zum Papst wählen. Otto ahmte jetzt das Beispiel der griechischen Kaiser nach, wallfahrtete häufig und zog sich zeitweilig ganz von Geschäften zurück. Er lebte vorübergehend ganz wie ein asketischer Mönch. Auch tat er Buße für grausame Notwendigkeiten seiner Taten. In den Zeiten, wo er sich als Kaiser gab, strebte er sein Reich immer mehr zu erweitern. Dann trat er glanzvoll auf, von griechischer Pracht umgeben. Beschützt von einer prunkvollen Leibwache ließ er sich Kaiser aller Kaiser nennen.

Mit einem glänzenden Gefolge römischer Edlen und Kardinäle wallfahrtete Otto nach zweijähriger Abwesenheit im Jahre 1000 nach Deutschland. Man glaubte damals allgemein, das tausendjährige Reich neige jetzt seinem Ende zu. Alle bereiteten sich auf den nahen Untergang vor und strebten, durch Gebet und Buße der Hölle zu entfliehen und den Himmel zu erringen. Langsam zog Otto durch Deutschland und pilgerte nach Gnesen in Polen zum Grabe des heiligen Adalbert.

Dieser heilige Adalbert entstammte dem vornehmen böhmischen Adelsgeschlechte der Woytech. Als Knabe ward er von einer schweren Krankheit befallen. Seine verzweifelten Eltern gelobten, ihn der Kirche zu weihen, falls er genesen würde. Zu Magdeburg nach deutscher Art erzogen, kehrte er als lebenslustiger Jüngling nach Böhmen zurück. Dort sah er den Prager Bischof Thietmar reuig sterben, was ihn so heftig ergriff, daß er von Stund' an dem weltlichen Leben entsagte.

Zum Bischof von Prag erwählt, war Adalbert streng gegen sich und andere. Da er jedoch daran verzweifelte, in Böhmen die heidnischen Gebräuche auszurotten, so ging er mit Genehmigung des Papstes nach Italien ins Kloster. Nach wenigen Jahren schon ward er vom Herzog von Böhmen zurückgerufen, welcher ihm gelobte, künftig seiner Weisung zu folgen. Nach Böhmen heimgekehrt, sah sich Adalbert sehr getäuscht. Einst bemühte er sich vergebens, eine wegen Ehebruch zum Tode verurteilte Böhmin zu retten, und voll Unwillen kehrte er nach Italien zurück.

Auf Wunsch des Papstes, Gregor V., mußte Adalbert im Gefolge des jungen Kaisers abermals nach Norden ziehen. Auf der Fahrt gewann Otto den frommen Adalbert so lieb, daß er mit ihm das Schlafgemach teilte. Adalbert wandte sich diesmal nach Polen, denn die Böhmen verweigerten ihm den Aufenthalt. An der Ostseeküste, wo Adalbert die heidnischen Preußen zu bekehren suchte, fiel er dem Zorn der heidnischen Priester zum Opfer. Sein Leichnam ward nach Gnesen gebracht und viele Gläubige wallfahrteten, im Vertrauen auf seine Fürbitte, nach Adalberts Grabe.

Als Kaiser Otto jetzt auf seiner Wallfahrt Gnesen erblickte, stieg er vom Pferde und wallte barfuß zur Ruhestätte seines Freundes. Mit Tränen flehte er um himmlische Fürbitte des Märtyrers. Er ernannte Adalberts Bruder Gaudentius zum obersten Erzbischof des polnischen Reiches. Der Erzherzog von Polen, welcher

Deutschland zinspflichtig war, erhielt soviele Rechte, daß er fast unabhängig ward.

Nach Deutschland zurückgekehrt, beschloß Otto, Aachen zur zweiten Residenz seines weiten Reiches zu machen und diese Stadt an Pracht, Weihe und Rechten Rom gleich zu stellen. In seinem Forschungsdrange ließ der junge Kaiser die Gruft Karls des Großen öffnen. Er stieg hinab und fand die Leiche, noch immer auf dem Throne sitzend, angetan mit kaiserlicher Gewandung. Tief bewegt stieg Otto wieder empor zum Tageslicht. In der folgenden Nacht soll ihm zürnend der alte Kaiser im Traum erschienen sein, ihm seinen nahen Tod verkündet haben und den Untergang der sächsischen Kaiser.

Bereits mit wankender Gesundheit kehrte Otto nach Rom zurück. Dieser Stadt sich nähernd, vernahm er, ganz Unteritalien sei im Aufstand begriffen und die Herrschaft der Deutschen fast vernichtet.

Der Statthalter von Tivoli war ebenfalls erschlagen worden. Erschreckt kamen die Einwohner dieses Ortes dem Kaiser entgegen und baten um Verzeihung. Der Kaiser vergab ihnen. Aber damit beleidigte er nun wieder die Römer, welche gern gesehen hätten, daß das Städtchen zerstört würde. Sie empörten sich und belagerten Otto drei Tage lang in seinem Palast, bis es ihm mit Hilfe der herbeieilenden Getreuen gelang, sich durchzuschlagen.

Nun wurden die Römer wieder kleinmütig und gelobten von neuem Treue. Schmerzlich bewegt von diesen Vorgängen sprach Kaiser Otto zu ihnen: „Ich habe um Euretwillen, Ihr Römer, mein Geschlecht und mein Vaterland verlassen. Euch zuliebe habe Ich meine Sachsen und die Deutschen, mein Blut, zurückgesetzt. Um Euretwillen, daß Ihr die Ersten in meiner Gunst waret, habe Ich den allgemeinen Haß auf mich geladen. Zum Dank dafür wollt Ihr mich nicht mehr als Euren Vater anerkennen! Meine teuersten Freunde habt Ihr erschlagen und wehret mir den Zugang zu Euch!“

Von dieser und ähnlicher Rede wurden die Römer, welche noch heute jeder phantastische Advokat augenblicklich zu Krokodiltränen rühren kann, so schmerzlich hingerissen, daß sie nun selbst, von strohfeuriger Wut entflammt, ihre Verführer prügelten und mißhandelten. Infolgedessen erhielten die Römer Verzeihung, um bald darauf ihr treuloses Spiel von neuem zu beginnen.

Otto blieb in Italien, abwechselnd in den Po-Gauen und in Rom weilend, dessen Umgegend die deutschen Truppen besetzt hielten. Die deutschen Fürsten und Edlen hatte sich der Kaiser, welcher durch seine griechische Mutter bereits kein reiner Germanensprößling mehr war, längst entfremdet. Nur die deutschen Bischöfe schätzten den Kaiser noch wegen seiner Frömmigkeit und Freigebigkeit. Geistige und körperliche Anstrengungen, verbunden mit der fieberschwangeren Luft Italiens, führten seinen baldigen Tod herbei.

Zu Paterno, wo Otto seine letzten Tage verlebte, war er rings von Aufruhr umgeben, sodaß ihm sogar die Lebensmittel ausgingen.

Nachdem Otto nochmals neue Hilfstruppen, welche von Deutschland kamen, begrüßt hatte, starb er kurz darauf, unvermählt, am 23. Januar 1002. Seinem letzten Willen gemäß, brachten die deutschen Heerscharen, unter fortwährenden Kämpfen gegen die nachdrängenden Römer, Ottos Leiche über die Alpen nach Deutschland. Herzog Heinrich von Bayern empfing beim Kloster Polling die Leiche seines Kaisers und gab ihr bis Aachen das Geleite. Dort erfolgte die Beisetzung.

In den verschiedenen Ländern ratschlagten unterdes die Großen, wer nun als König zu wählen sei. Einige erklärten sich für Herzog Heinrich von Bayern, weil er von König Heinrich I. abstamme. Andere bevorzugten Herzog Hermann von Schwaben. Die meisten entschieden sich zuletzt für Heinrich II. Er ward zu Aachen gekrönt, und so huldigte ihm auch Herzog Hermann.

Des neuen Königs eigener Bruder Brun empörte sich aber gegen ihn. Er verband sich mit dem Markgrafen von Schweinfurt und dem Polenfürsten Boleslav, welcher Böhmen mit Polen vereinigte. König Heinrich II. schlug seine Feinde und zerstreute sie. Sein Bruder Brun wurde in die Priesterkutte gesteckt und erhielt das Bistum Augsburg.

Nach Herstellung der Ruhe ging König Heinrich im Jahre 1004 nach Oberitalien. Dort war Fürst Harduin von Jvrea inzwischen König geworden. Als Heinrich nahte, entwich Harduin, und die Langobarden huldigten Heinrich als ihrem König. Schon während des Krönungsfestes entstand zu Pavia ein wilder Kampf zwischen Deutschen und Italienern, währenddessen Heinrich in großer Gefahr schwebte, ehe sein vor der Stadt lagerndes Heer ihm zu Hilfe eilte.

Nur solange Heinrich mit Waffengewalt am Orte weilte, konnte er seine Oberhoheit behaupten. Nach seinem Abzug ward Harduin wieder Herr im Lande. Nach Deutschland zurückgekehrt, drang Heinrich in Böhmen ein, nahm dem Polenherzog das Land weg und gab es Jaromir, dem Bruder des früheren Herzogs, den der Polenherzog vordem hatte blenden lassen.

Es ward der Friede noch oft gebrochen. Auch im Innern des Reiches herrschte Streit. Die Brüder von Heinrichs Gemahlin erhoben sich gegen den König. Der eine war Herzog von Bayern geworden, der andere Erzbischof von Metz. Nun wollte der dritte Erzbischof von Trier werden. Da König Heinrich die von der Königin Kunigunde befürwortete Wahl nicht bestätigte, vereinten sich alle drei Schwäger feindlich gegen Heinrich. Er besiegte sie und nahm dem einen das Herzogtum Bayern weg, gab es ihm jedoch auf Kunigundens Bitten zurück.

Noch zweimal zog Heinrich II. über die Alpen. Im Jahre 1013 rief ihn Papst Benedikt VIII., welcher von einem heiligen Gegenvater verjagt worden war. Heinrich geleitete den Benedikt siegreich nach Rom. Der Gegenpapst mußte fliehen, und Heinrich und seine Gemahlin wurden vom dankbaren Benedikt kaiserlich gekrönt. Bei dieser Gelegenheit versprach er, die römische Kirche zu schirmen und dem Papst und dessen Nachfolgern treu zu sein.

Ein zweites Mal mußte Heinrich herbeieilen, um die Vasallen des Reiches in Unteritalien gegen die Griechen und Sarazenen zu schützen. Damals waren Normannen in Unteritalien gelandet. Heinrich nahm sie als Vasallen auf. Von dort dehnten sie ihre Eroberungen immer weiter aus und gründeten bald diesseits und jenseits der Meerenge ein mächtiges Reich. Aber auch dieses Germanenblut gedieh nicht dauernd im trugvollen Italien. Der überwuchernde hamitische Morast zog es in die Tiefe seines Rassenstrudels.

Wie seinen Vorgängern, so gelang es Heinrich II. ebenfalls, die Grenzen seines Reiches zu erweitern, indem er Burgund erhielt, welches sein kinderloser Oheim, König Rudolf III., ihm schon bei Lebzeiten zugesichert.

Die Germanen.

V. Fortsetzung.

Die innere Verfassung des deutschen Reiches hatte sich mittlerweile sehr verändert, indem die Nationalherzogtümer zersplittert in die Hände der Angehörigen des sächsischen Königsgeschlechtes übergegangen waren und die Bischöfe immer größere Rechte erlangten. Die einzelnen Grafschaften kamen während dieser Zeit fast ausschließlich in den Besitz der sächsischen Königsfamilie, und die weltlichen Gebiete der Bischöfe wurden immer mehr der Oberhoheit und Gerichtsbarkeit der Herzöge entzogen und unmittelbar unter die Macht des Königs gestellt.

Kaiser Otto III. hatte der Kirche zu Passau für immer volle Freiheit von jedem Dienst gegen die Herzöge oder andere Machthaber verliehen. Nur der kaiserlichen und königlichen Hoheit sollten sie künftig noch gehorchen. Immer mehr erhielten andere Bischöfe ähnliche Rechte, sie schlugen Münzen und hielten Märkte ab. Hierzu kam, daß auch die Bischöfe jetzt fast ausschließlich Verwandte und Günstlinge des königlichen Hauses waren.

Heinrich II. verlieh an seine Hofkapläne viele Bistümer, um sich ihrer Macht gegen die Herzöge zu bedienen. Die adligen Bischöfe wiederum umgaben sich ebenfalls mit Söhnen aus edlen Geschlechtern und ließen ihnen die Erträgnisse der alten Stiftungen zukommen, welche für Lehrer und Volksgeistliche dienen sollten. Bischöfe und Domherren waren jetzt, mit wenigen Ausnahmen, nicht mehr Mönche wie früher. Sie kleideten sich in Seide und Spitzen. Heinrich, welcher in kinderloser Ehe lebte, begünstigte sie noch weit mehr, als die drei Kaiser vor ihm. Zuletzt gründete er das reich ausgestattete Bistum Bamberg und verlieh es seinem Kanzler Eberhard.

Heinrich II. starb am 13. Juli 1024 und ward nebst seiner Gemahlin Kunigunde nachmals unter die Heiligen versetzt. Er hatte die Besitztümer und die Eigenmacht der Kirche allerdings wie kein früherer Kaiser vermehrt.

Als die Großen des Reiches sich zwischen Mainz und Oppenheim zur Wahl des neuen Königs versammelten, kamen sie überein, keinen Sachsen zu wählen, sondern einen Franken. So ward Konrad II., aus salischem Geschlechte, König von Deutschland. Nach Auflösung der Versammlung bereuten jedoch einige ihre Wahl. Konrad der Jüngere, die sächsischen Fürsten und die Lothringer waren unzufrieden. König Rudolf von Burgund wollte sein Königreich nach dem Tode nicht an Deutschland fallen lassen. Der Herzog Boleslav von Polen, stolz auf seine Eroberungen in Pommern, warf sich zum König auf und fiel vom Deutschen Reiche ab. König Robert von Frankreich dachte Lothringen an sich zu reißen.

Inzwischen befestigte König Konrad zuerst in Deutschland durch starkes, gerechtes und zugleich auch mildes Regiment sein Ansehen. Er reiste in Deutschland von Gau zu Gau, empfing überall Huldigungen und belehnte die Söhne mit den Lehen der Väter. Dadurch machte er alle Edlen sich geneigt. Als Konrad in Basel weilte und die burgundische Grenze bedrohte, erneuerte König Rudolf den mit Heinrich II. geschlossenen Vertrag, nach welchem Burgund einst an Deutschland fallen sollte. Auch die Herzöge von Lothringen unterwarfen sich, und ebenso huldigten die Langobarden durch Gesandte.

Daraufhin ließ Konrad seinem jungen Sohne Heinrich von den deutschen Fürsten die Nachfolge im Reiche sichern, gab ihn in die Obhut des Bischofs Bruno von Augsburg, zog nach Italien und ließ sich in Mailand mit der lombardischen, in Rom mit der kaiserlichen Krone krönen. Bei der Krönungsfeier waren die Könige von Burgund, Dänemark und England anwesend. Mit dem englischen König Kanut schloß Konrad besondere Freundschaft, und Kanut versprach dem Sohne des Kaisers seine Tochter zur Frau. Ein Aufstand, welchen die Römer einleiteten, ward von den Deutschen unterdrückt.

Von Rom begab sich Konrad nach Unteritalien. Dort nahm er die Herzogtümer Capua, Benevent und Palermo in Besitz. Er bestätigte den Normannen ihre eroberten Ländereien unter der Bedingung, daß sie den Langobardenfürsten gegen die Griechen beistehen sollten. Dann kehrte er nach Deutschland zurück.

Dort hatte sich Konrads Stiefsohn Ernst und Konrad der Jüngere den Feinden des Kaisers angeschlossen. Der reiche wehrhafte Graf Welf bedrohte die Bischöfe von Augsburg und Freising mit Krieg. Als der Kaiser erschien, verließen jedoch alle Feinde das offene Feld. Alle huldigten und die Ruhe war wieder hergestellt. Seine Macht zu stärken, ließ Konrad nach dem Tode Heinrichs von Lützelburg seinen Sohn zum Herzog von Bayern wählen. Als der König von Burgund starb, machte der Kaiser sofort die Ansprüche des Deutschen Reiches geltend. Er vertrieb Graf Odo, den Neffen des Verstorbenen und ließ sich von den Großen Burgunds als König des Landes anerkennen. Burgund behielt seine eigene Verfassung. Seine Stände besuchten den deutschen Reichstag.

Dem Kaiser gelang es, auch Böhmen und Polen dem Deutschen Reiche wieder zu unterwerfen. Nachdem er seinen Sohn mit Kunehilde, der Tochter des englischen Königs Kanut vermählt, schloß Konrad II. mit Kanut einen Vertrag, nach welchem er zugunsten Kanuts auf die Oberhoheit in Dänemark verzichtete. Außerdem trat er ihm die Mark Schleswig ab, wodurch er den deutschen Ländern, südlich von der Eider, den Frieden sicherte.

Hierauf zog Konrad wieder nach Italien, wo heftige Kämpfe ausgebrochen waren. Harduin hatte hier den Bischöfen einst fürstliche Macht gewährt, um ihres Beistandes sicher zu sein. Und aus gleichem Grunde hatte Heinrich II. diese Rechte bestätigt. Die Bischöfe aber, allen voran Erzbischof Heribert von Mailand, mißbrauchten ihre Vorrechte zur Bedrückung der Freien.

Die Freien erhoben sich und machten ihre Rechte geltend. Der Erzbischof von Mailand ward besiegt und rief den Kaiser zu Hilfe. Konrad prüfte die Sachlage und erkannte, daß die Macht der Bischöfe beschränkt werden müsse, wenn nicht ganz Oberitalien unter geistliche Herrschaft geraten und vom Reiche unabhängig werden solle. Auf erfolgte Anklage wegen Gewalttätigkeiten ließ Konrad den Erzbischof mit mehreren Bischöfen gefangen nehmen. Der Erzbischof Heribert entfloh jedoch, und sammelte zum Beistand seine Getreuen um sich. Da verhängte der Kaiser über ihn und über Mailand, welches den Erzbischof verteidigte, die Reichsacht. Zugleich belehnte er seine Mannen mit den Gütern der Kirchen und sicherte den Freien ihre Verfassung.

Während des Kampfes mit Mailand kam der neue Papst, Benedikt IX., zu Konrad. Benedikt war, zwölf Jahre alt, durch Bestechung zu dieser Würde erhoben, aber von der Gegenpartei vertrieben worden. Jetzt bat Benedikt den Kaiser um Wiedereinsetzung in seine Würde. Konrad gewährte die Bitte, und zum Dank dafür sprach der Papst über Heribert den Kirchenbann aus. Hierauf begab sich Konrad nach Unteritalien, um dort seine Macht zu befestigen. Als jedoch im Heer verderbliche Seuchen ausbrachen, verließ er die Gegend wieder und kehrte nach Deutschland zurück. Hier gab er seinem Sohne Heinrich zum Herzogtum Bayern auch noch Schwaben. Franken behielt Konrad für sich. Er starb am 4. Juni 1039. —

Auf Konrad folgte sein zweiundzwanzig Jahre alter Sohn Heinrich, welcher als König die Herzogtümer Bayern, Franken und Schwaben und später auch Kärnten unter seiner Herrschaft vereinigte. Heinrich III. besiegte den Böhmenherzog Bretislaus, der nach dem Tode Miecislavs Polen verwüstet und den herzoglichen Schatz aus Krakau mitgenommen hatte. Nach seiner Unterwerfung ging Bretislaus persönlich nach Regensburg und übergab Heinrich III. seinen eigenen Sohn als Pfand der Treue. Auch der junge Herzog Kasimir von Polen weilte einige Zeit am Hofe Heinrichs und bezeigte diesem seine Ergebenheit. Erzbischof Heribert kam gleichfalls von Mailand zu Deutschlands König, bat um Gnade und erhielt sie.

Heinrichs Ansehen wuchs beständig, sodaß ihm allein durch seinen Ruhm die Oberherrschaft über Ungarn zufiel. Die Ungarn gaben nach ihrer letzten großen Niederlage auf dem Lechfelde allmählich ihre Raubzüge auf, gewöhnten sich an feste Wohnsitze und an Ackerbau. Der erste ungarische Fürst, welcher zum Deutschen Reiche in freundliche Beziehung trat, war Geisa. Er ließ sich und seinen Sohn Waic taufen. Waic ward nach der Taufe Stephan genannt und mit Gisela, der Schwester Kaiser Heinrichs II., vermählt. Zugleich mit ihr wanderten unzählige deutsche Ackerbauer und Handwerker in Ungarn ein. Der Papst sandte Stephan seinen Segen nebst einer Königskrone. Zum Dank dafür schützte der neue König eifrig das Christentum in seinem Lande. Ungarn ward ein Reich nach deutschem Vorbilde und der natürliche Verbündete Deutschlands gegen die Slaven.

Da Stephan, welcher, nachmals von der Kirche heilig gesprochen, kinderlos war, bestimmte er seinen Neffen Peter, den Sohn eines Venetianers zum Nachfolger. Dieser, zur Herrschaft gelangt, begünstigte die Ausländer so sehr, daß ihn die Ungarn fortjagten und Samuel, den Schwager Stephans zum König wählten. Peter flüchtete zu Heinrich III. Dieser unternahm einen Kriegszug zur Wiedereinsetzung Peters als König. Aber bald sah er die Unmöglichkeit ein, Peter dauernd zu schützen und schloß mit Samuel einen Vergleich. Inzwischen ward Samuel von den Ungarn vertrieben und auf der Flucht ermordet.

Mit Heinrichs Hilfe gelangte nun Peter wieder auf den Thron. Zum Dank dafür übergab dieser sein Königreich dem deutschen König und empfing es als Lehen des Deutschen Reiches zurück, was nicht wenig zu Peters eigener Sicherheit diente. Ruhmvoll kehrte Heinrich nach Deutschland zurück, welches jetzt einen Frieden erlebte, wie er seit Jahrhunderten nicht dagewesen war. Nur in Italien dauerten die Wirren fort.

Besonders in Rom wüteten die Parteien. Der von Konrad wieder eingesetzte junge Benedikt IX. hatte alle möglichen Schandtaten verübt und sich als Ehebrecher und Meuchelmörder bewährt. Er wurde vertrieben und Sylvester III. zum Papst erwählt. Aber bald ward auch dieser fortgejagt. Benedikt kam wieder. Weil er jedoch zweifelte, sich dauernd behaupten zu können, verkaufte er das Papsttum an Johannes Gratianus, einen frommen Priester, der sich Gregor VI. nannte. Benedikt behielt den Papsttitel bei und bedang sich einen Teil der päpstlichen Einkünfte aus. Auf diese Art hatte Rom drei Päpste zu gleicher Zeit, und der Parteikampf war ein unentwirrbarer. Die Ordnungspartei wandte sich daher an Kaiser Heinrich, daß er entscheide.

Auf der Fahrt nach Rom berief Heinrich nun eine Kirchenversammlung nach Sutri. Gregor VI. erschien auf derselben, dankte ab und ward nach Deutschland verbannt. Die zwei andern Päpste wurden abgesetzt. Heinrich ließ, im Jahre 1046 zu Rom anwesend, den Bischof Suidger von Bamberg zum Papst wählen, damit dieser als außerhalb der römischen Parteien stehend, zum besten der

Kirche walten solle. Suidger bestieg als Klemens III. den päpstlichen Stuhl und krönte Heinrich zum römischen Kaiser. Der Kaiser bestimmte nun, daß kein Papst mehr ohne seine Zustimmung gewählt werden dürfe, daß die Kirche außerhalb der römischen Parteien einzig unter kaiserlichem Schutze stehe.

Als Heinrich nach Deutschland zurückkehrte, wollte ihm Papst Klemens das Geleite geben, starb aber unterwegs an Gift. Sofort ließ sich der abgesetzte Benedikt wieder als Papst anerkennen, während die deutsche Partei Roms vom Kaiser einen neuen Papst erbat. Heinrich bestimmte als solchen den Bischof Poppo von Brixen und befahl dem italienischen Vasallen, Markgraf Bonifaz von Tuscien, Poppo nach Rom zu geleiten und Benedikt zu beseitigen. Als Papst Damasus II. zog Poppo in Rom ein. Nach einem Monat starb er an Gift.

Abermals sandte die deutsche Partei Roms zum Kaiser und bat um einen Papst. Lange Zeit wollte kein geistlicher Herr das Opfer sein. Niemand mochte diese Würde, die einem Todesurteil gleichkam, annehmen. Zuletzt ließ Bischof Bruno von Toul, ein Sohn des Grafen Eberhard von Erisheim, sich erweichen, die Bürde sich aufzuladen. Auf dem Wege nach Rom traf er mit Hildebrand, einem langjährigen Freunde des Papstes Gregor VI. zusammen, welcher diesen nach Deutschland in die Verbannung begleitet hatte.

Dieser Hildebrand war Sohn eines Handwerkers aus Sovana. Für den geistlichen Stand erzogen, hatte er zu Rom und auch am deutschen Hofe die Mißbräuche kennen gelernt, welche bei Verleihung kirchlicher Würden üblich waren. Niedergeschlagen darüber, daß er an dem Unheil nichts bessern könne, zog sich Hildebrand nach dem Tode seines päpstlichen Freundes in das Kloster Clugny zurück.

Hier traf ihn der neue Papst und bat ihn, mit ihm nach Rom zu gehen. Ungern folgte Hildebrand. Unterwegs wußte er den Papst von der Notwendigkeit einer freien Wahl des Papstes zu überzeugen, welche von kaiserlicher und weltlicher Macht unabhängig sein müsse. Darauf entsagte Bruno von Toul seinem Papsttum und setzte die Reise als einfacher Pilger fort. Erst, nachdem er zu Rom aufs neue erwählt worden, betrachtete er sich als Papst und nannte sich Leo IX. Sofort begann er nach dem Plan Hildebrands an der Besserung der Mißbräuche zu arbeiten, welche sich in die Kirche eingeschlichen hatten.

Er waltete in apostolischer Armut, bereiste Italien, Frankreich und Deutschland, überall gegen Simonie, die Käuflichkeit geistlicher Ämter und Würden eifernd. Seit Jahrhunderten war auch in Deutschland die freie Wahl der Bischöfe und Priester durch die Geistlichen und Gemeinden abgekommen. Die Bischöfe wurden von den Königen ernannt, die Pfarrer von den Stiftern einer Pfarre oder deren Erben. Wie in Italien, so vergab man auch in Deutschland bereits geistliche Ämter gegen Zahlung und Bestechung. Schon unter Otto III. erschacherten manche die bischöf-

lichen Weihen von den Erzbischöfen um Geld, und Konrad II. verkaufte selbst Bistümer gegen Barzahlung. Gegen diese Unsitte eiferte nun Papst Leo IX. ebenso, wie gegen die Priesterehen. Vergebens hatten seit Jahrhunderten einzelne Päpste die Priesterehe verboten. Jetzt wurde dieses Verbot, aus der Furcht vor Zersplitterung des Kirchenvermögens hervorgegangen, streng erneuert. Vor Leo IX. eiferte bereits Klemens II. gegen die Simonie und belegte jeden Verkauf kirchlicher Würden mit dem Bann. Kaiser Heinrich III. hatte ihn darin unterstützt. Als er von Italien zurückgekehrt war, befahl er in einer feierlichen Versammlung, daß alle Simonisten ihre Ämter aufgeben sollten. Darüber erschrak fast die ganze anwesende Geistlichkeit so, daß sie mit ganz wenigen Ausnahmen dem Kaiser winselnd zu Füßen fiel und um Gnade jammerte.

Mit großem Unwillen erkannte Heinrich, wie tief und allgemein das Übel bereits wurzelte. Heftig tadelte er die Geistlichkeit, daß sie mit göttlichen Gnaden Schacher treibe. Dann ermahnte er die Anwesenden, daß sie das, was sie unrechtmäßig erworben hätten, jetzt wenigstens gut anwenden möchten. Denn künftig solle jeder sein Amt verlieren, welcher der Simonie überführt werde. Er selbst gelobte, stets nur den Würdigsten einzusetzen. Das päpstliche Verbot der Priesterehe wollte dem Kaiser aber nicht einleuchten. Es dünkte ihm unnatürlich, und so versagte er ihm seine Unterstützung.

Inzwischen hatte Godfrid der Bärtige von Oberlothringen sich im Bunde mit einigen Fürsten Niederlothringens gegen Heinrich III. erhoben. Da sprach der Papst, vom Kaiser dazu aufgefordert, den Bann über die Empörer aus, und so fügten sie sich wieder. Niemand konnte mit Erfolg gegen den Kaiser sich auflehnen. Nur sein Wille galt und selbst die Macht der Herzöge fürchtete er nicht. Die Herzogtümer, welche seither unter seiner direkten Leitung gestanden, verlieh er an Männer, welche ihm ergeben waren, ohne daß andere sich einmischen durften. So kam Bayern an den Grafen Heinrich von Lützelburg, den Neffen des verstorbenen Herzogs, und als dieser starb, an Konrad von Zütphen. Schwaben bekam der rheinische Pfalzgraf Otto, Kärnten der reiche schwäbische Graf Welf. Franken, als Erbland des Königsgeschlechtes, behielt Heinrich für sich.

Sachsen, welches allein noch als nationales Herzogtum bestand, suchte der Kaiser durch Einsetzung eines Kirchenfürsten im sächsischen Gebiete zu schwächen, indem er Adalbert, aus der Familie der sächsischen Pfalzgrafen, zum Erzbischof von Bremen erhob. Dieser Adalbert, ehrgeizig, planvoll kühn, freigebig und einschmeichelnd, war dem Kaiser tief ergeben. Während der Kaiser ihn nur als Werkzeug benützen wollte, strebte Adalbert, das ganze nördliche Deutschland mit Dänemark und Skandinavien unter sein geistliches Patriarchat zu stellen. Darum gab er sich große Mühe, in jenen Ländern das Christentum auszubreiten und die kirchliche Ordnung einheimisch zu machen. Der Kaiser verhinderte Adalbert

absichtlich nicht daran, erweiterte sogar seine weltliche Macht und nährte dadurch die Spannung zwischen Adalbert und dem Sachsenherzog Bernhard II. Diese brach bald in offenen Streit aus.

Adalbert nahm die Slaven in Schutz, welche der Sachsenherzog hart mit Abgaben und Fronden bedrückte. Hierin ward Adalbert vom Kaiser unterstützt, welcher sich sehr oft auf seinen sächsischen Krongütern aufhielt, um durch seinen kaiserlichen Glanz den Sachsenherzog im eigenen Lande zu verdunkeln und dessen Macht zu beschränken. Dieser sann auf Rache. Als im Jahre 1048 Heinrich III. den Erzbischof Adalbert von Bremen besuchte, überfiel ihn Graf Thietmar, der Bruder des Herzogs. Das Gefolge des Erzbischofs schützte jedoch den Kaiser. Thietmar zog den Kürzeren, ward als Anstifter der Tat verraten und angeklagt.

Im Vertrauen auf seine Kraft verlangte Thietmar das Gottesurteil durch Zweikampf mit seinem Ankläger, der ein Lehnsmann des Kaisers war. Aber Thietmar ward besiegt und getötet. Da ließ Thietmars Sohn den Sieger fangen und zwischen zwei Hunden an den Füßen aufhängen. Der Kaiser bestrafte den jungen Grafen mit ewiger Verbannung. Der Herzog und seine Freunde mußten ihren Groll verbergen. Im ganzen Sachsenlande aber griff heimlich ein tiefer Haß gegen das fränkische Geschlecht um sich, welchen augenblicklich nur die Anwesenheit und Wachsamkeit Heinrichs verhinderte, sich offen zu zeigen.

Heinrich III. bemühte sich, die kaiserliche Gewalt in Deutschland als einzige Gebieterin über alle weltlichen Angelegenheiten zu setzen. Sogar der Papst mußte auf sein Bistum Toul und das damit verbundene Einkommen, sowie auf andere Güter verzichten, welche die römische Kirche in Deutschland besaß. Dafür trat der Kaiser der Kirche seine Ansprüche in Benevent ab, welche er sowieso nur mit großer Mühe behaupten konnte und welche Leo IX. erst von den Normannen zurückgewinnen sollte. Darum bat der Papst den Kaiser wiederholt um Beistand in dieser Angelegenheit. Auch vermittelte er den Frieden zwischen dem Kaiser und dem neuen Ungarnkönig, welcher durch die Verlobung einer Tochter Heinrichs mit Salomo, dem Sohne des ungarischen Königs Andreas, besiegelt ward.

Als Papst Leo mit wenigen deutschen Scharen und einigen Italienern zum Kampfe gegen die Normannen auszog, ward er von ihnen besiegt und gefangen genommen. Er mußte ihnen alle vergangenen und zukünftigen Eroberungen in Italien bestätigen und starb, nachdem er die Freiheit wieder erlangt, bald darauf am 19. April 1054.

Hildebrand, der päpstliche Vertraute, kam nun persönlich zum Kaiser, daß er einen neuen Papst ernenne. Dieser, namens Gebhard, ein Rat und Verwandter des Kaisers und seither Bischof von Eichstädt, nannte sich Victor II. Inzwischen war Godfrid der Bärtige von Oberlothringen nach Italien gegangen, hatte sich mit der verwitweten Markgräfin von Tuscien vermählt und seinen Sohn Godfrid mit deren achtjähriger Tochter Mathilde verlobt.

Kaiser Heinrich brach daher nach Italien auf, um zu verhindern, daß Godfrid zu mächtig werde. Dieser schickte Gesandte an den Kaiser und gelobte ihm Treue. Beatrix, mit ihrer Tochter, kam selbst, um dem Kaiser zu huldigen. Heinrich hielt beide an seinem Hofe zurück, als Pfand für die Treue Godfrids. Als der einzige Sohn der Beatrix aus erster Ehe starb, zog der Kaiser sofort die Reichslehen ein, welche dessen Vater besessen hatte.

Godfrid floh jetzt nach Flandern und organisierte hier einen Aufstand gegen den Kaiser. Denn dieser hatte sich durch die harte Herrschaft der letzten Jahre viele Große entfremdet. Eines geringen Zwistes wegen, in welchen Herzog Konrad von Bayern mit dem Bischof Gebhard von Regensburg geraten, hatte er Konrad das Herzogtum genommen und es seinem eigenen Söhnchen Heinrich gegeben. So bildete sich ein geheimer Bund zum Sturze des Kaisers, welchen bereits die meisten Großen wegen seiner Übermacht fürchteten.

Des Kaisers eigener Oheim, der Bischof Gebhard und der Herzog Welf verließen den Kaiser in Oberitalien und kehrten über die Alpen zurück. Als Grund gaben sie an, daß sie an den Grenzen ihres Gebietes gegen Ungarn hin, einen Aufstand niederschlagen müßten. In Wahrheit aber sannen sie darauf, den Kaiser auf seinem Heimweg nach Deutschland zu überfallen und den abgesetzten Herzog Konrad zum König zu erheben.

Unerwartet starb Herzog Konrad. Welf erkrankte ebenfalls und verriet sterbend den Plan. Daraufhin ließ der Kaiser seinen Oheim gefangen setzen, zog Kärnten ein und wandte sich gegen die Slaven, welche die Grenzen des Sachsenlandes bedrohten.

Im Sommer 1056 brach Heinrich gegen Godfrid den Bärtigen auf. Dieser war gegen Niederlothringen gezogen und hoffte bei seinem Unternehmen auf den Beistand des Königs von Frankreich. Aber dieser trachtete selbst nach dem Besitz von Lothringen. Um den Streit rasch zu erledigen, lud der Kaiser den König von Frankreich zu einer Besprechung nach Ipsch. Hier erbot sich der Kaiser, er wolle die Rechtmäßigkeit des Besitzes von Lothringen durch Zweikampf beweisen. Da flüchtete der König heimlich bei Nacht nach Frankreich. Godfrid der Bärtige unterwarf sich und wurde vom Kaiser begnadigt, welcher ihm die Gemahlin und deren Tochter zurückgab und ihn nach Italien ziehen ließ.

Auch Gebhard ward in Freiheit gesetzt. Denn Heinrich III. bemühte sich jetzt, seinem Sohne die Großen des Reiches durch Milde geneigt zu machen. Bereits im Jahre 1053 hatte der Kaiser auf der Reichsversammlung zu Tribur seinen Sohn Heinrich als Nachfolger wählen lassen, Im folgenden Jahre war dieser gekrönt und mit Berta, der Tochter des Markgrafen von Susa, verlobt worden. So glaubte der Kaiser für die Zukunft zu sorgen, während er seine Kräfte schwinden fühlte.

Noch einmal berief Heinrich eine große Reichsversammlung nach Goslar. Auch der Papst erschien dort. Noch einmal führte er dem Lande Macht und Glanz seines Hauses vor Augen. Dann

befiel ihn eine schwere Krankheit. Er empfahl den Fürsten und dem Papste nochmals seinen Sohn und starb am 5. Oktober 1056.

Sofort nach dem Tode dieses mächtigen Kaisers suchte jeder Große im Reiche so eigenmächtig wie möglich zu walten. Agnes, die Witwe des Kaisers, eine Tochter des Grafen Wilhelm von Guienne und Poitu, war völlig machtlos inmitten der Parteibestrebungen. Graf Rudolf von Rheinfelden entführte ihre elfjährige Tochter Mathilde der Obhut des Bischofs von Konstanz. Notgedrungen bewilligte die Kaiserin dem Grafen ihre Tochter zur Frau und gab ihm noch außerdem als standesgemäße Mitgift das Herzogtum Schwaben, welches der verstorbene Kaiser bereits dem Grafen Bertold von Zähringen versprochen hatte. Trotzdem dieser Graf Bertold dafür später das Herzogtum Kärnten erhielt, war er nicht zufriedengestellt.

Um einen der mächtigsten sächsischen Großen sich ergeben zu machen, gab die Kaiserin Bayern, welches sie selbst verwaltete, aber gegen die Ungarn nicht verteidigen konnte, dem Grafen Otto von Nordheim. Die Erziehung ihres Sohnes übertrug sie dem Bischof Heinrich von Augsburg, welcher ihr vornehmster Ratgeber war. Dieser prahlte mit dieser Auszeichnung. Der Kaiserin bemächtigte sich die Verleumdung. Der Erzbischof Anno von Köln, Siegfried von Mainz und Graf Ekbert von Braunschweig verschworen sich, diese Regierung zu stürzen, da sie sich von der Kaiserin zurückgesetzt fühlten.

Als Agnes mit ihrem Sohne im Frühjahr 1062 zu Kaiserswerth weilte, lud man den jugendlichen König zum Besuch eines schön gezimmerten Schiffes ein. Kaum war der junge Heinrich eingestiegen, stürzten die Schiffer an die Ruder und trieben das Schiff den Rhein abwärts. Erschrocken sprang der elfjährige König in den Strom. Er wäre ertrunken, wenn Graf Ekbert ihn nicht gerettet hätte. Dann ward der junge Heinrich nach Köln gebracht und unter strenger Aufsicht des Erzbischofs gehalten.

Aber schon im nächsten Jahre kam Heinrich in die Obhut des Erzbischofs Adalbert von Bremen, welcher ihm jeden Wunsch erfüllte und ihn mit Glanz und Vergnügen umgab, während er selbst gleichfalls wie ein mächtiger weltlicher Fürst lebte. Er spielte jetzt den Reichsverweser und gestattete nur wenigen Günstlingen Teilnahme an der Regierung. Seine Pläne zur Verbreitung des Christentumes gab er als minderwertigen Zeitvertreib gänzlich auf.

Adalbert und seine Freunde ließen sich vom jungen unerfahrenen König mit Rechten und Kirchengütern beschenken. Zwei Abteien riß Adalbert auf eigene Faust an sich, zwei andere gab er dem Erzbischof Anno. Dem Herzog von Bayern verlieh er das Kloster Altaich, dem Herzog von Schwaben die reiche Abtei Kempten. Alle Gräuel des Faustrechtes, der Selbsthilfe und Blutrache waren im Reiche an der Tagesordnung. Als Heinrich einst zu Goslar das Weihnachtsfest feierte, entstand großer Streit zwischen dem Bischof von Hildesheim und dem Abte von Fulda wegen des Vorsitzes. Der Streit wiederholte sich am folgenden Pfingstfeste.

In der Kirche griffen sich die Parteien mit Schwertern an. Selbst am Altare floß Blut. Nur mit Mühe entkam der König dem Kampf, welcher mit einbrechender Nacht endete.

Während solcher Zustände wuchs Heinrich zum Jüngling heran. Er war zügellos in seinen Begierden, und sein Meister Adalbert hatte ihm außerdem tiefen Haß gegen das herzoglich sächsische Geschlecht und viele andere Großen einzupflanzen verstanden. Auch erfaßte ihn die Meinung, niemand dürfe sich seinem Willen widersetzen. Nachdem Heinrich IV. fünfzehn Jahre alt geworden, ließ ihn der Erzbischof feierlich mit dem Schwerte umgürten und für mündig erklären. Nach wie vor regierte jedoch Adalbert, und als die Einkünfte nicht mehr reichten, die Verschwendungssucht des Königs zu befriedigen, verkaufte er Bistümer und Abteien an die Meistbietenden.

Dadurch wuchs aber die Zahl seiner Gegner. Erzbischof Anno von Köln und der Erzbischof von Mainz verbanden sich, um Adalbert zu stürzen. Als der König im Jahre 1066 in Tribur weilte, bedrängten ihn die Fürsten so heftig, daß er voll Furcht dem Erzbischof die Entlassung als Regent zukommen ließ. Nun stürzten die Billunger über die Güter des Gefallenen her, plünderten sie und schleiften die Burgen. Adalbert konnte sich im Besitze seines Erzbistumes nur dadurch halten, daß er den größten Teil seiner Güter als Lehen hingab.

Jetzt leitete Anno wieder die Reichsangelegenheiten. Der König aber lebte wie zuvor. Außerdem baute er in Sachsen Burgen, angeblich zum Schutz gegen die Slaven, in Wahrheit aber zur Unterdrückung der Sachsen. Auf Annos Wunsch vermählte sich, kaum sechzehn Jahre alt, der König mit der ihm schon früh verlobten Braut, wollte sich jedoch wieder von ihr scheiden zu lassen. Erzbischof Siegfried von Mainz versprach ihm, für allerlei Gegenleistungen die Scheidung ins Werk zu setzen. Als vor versammelten Fürsten auf einem Reichstag zu Frankfurt die Scheidung vollzogen werden sollte, erschien unerwartet Peter Damiani, ein päpstlicher Gesandter und gebot unter Drohung schwerer kirchlicher Strafen, die Scheidung zu unterlassen.

Unwillig verließ Heinrich den Reichstag, ging nach Sachsen, versöhnte sich aber bald darauf mit seiner Gemahlin. Zugleich erschien Erzbischof Adalbert wieder bei Hofe, gewann rasch die alte Macht und sann mit dem jungen König auf Rache an den gemeinsamen Gegnern. Die sächsischen Großen zu demütigen, wurden immer neue Burgen gebaut, den Söldnern darin ward jede Überschreitung gestattet. Der König ging auf die Jagd und lebte seinen Genüssen. Alle Mahnungen und Drohungen der Gegenpartei waren vergeblich. Der König hoffte alle Feinde zu beseitigen, vor allem die Mächtigen.

Otto von Bayern, im Sachsenlande reich begütert, ward plötzlich von einem gewissen Egino als Urheber einer Verschwörung gegen das Leben des Königs angeklagt. Nun sollte er seine Unschuld durch das Gottesurteil des Zweikampfes beweisen. Heimlich

gewarnt, erschien jedoch Otto von Bayern nicht. Man erklärte ihn für schuldig. Sogleich fielen die Gegner Ottos über seine sächsischen Güter her und verwüsteten sie. Der ergrimmte Herzog übte dafür Vergeltung an den königlichen Gütern, und Mord und Brand erfüllten das Land.

Um einen mächtigen Freund zu gewinnen, gab Heinrich IV. das Herzogtum Bayern an Ottos Schwiegersohn, Welf, den Schwestersohn des wenige Jahre vorher verstorbenen Herzogs Welf von Kärnten. Sogleich sandte dieser seine Gemahlin ihrem Vater Otto zurück. Nun wollte Otto dem König in offener Schlacht entgegentreten, ward aber überredet, dessen Gnade zu suchen. Er und Magnus, der Sohn des kurz vorher verstorbenen Sachsenherzogs Ordulf, unterwarfen sich dem König. Dieser behandelte sie im Vertrauen auf seine Macht als Gefangene. Er nahm auf Adalberts Rat dem Magnus sein Herzogtum, um die Billunger und die Großen Sachsens zu demütigen. Außerdem schloß er mit dem König von Dänemark ein Bündnis. Adalbert gewann rasch die ihm von Ordulf abgepreßten Lehen zurück, starb jedoch bald darauf im März des Jahres 1072.

Der König setzte seine willkürliche Bedrückung fort. Zwar folgte nun Anno einem erneuten Rufe des Königs und kam wieder an den Hof, suchte auch allerlei zu bessern, war jedoch andererseits sehr habsüchtig. Trotz Mahnungen des Königs und Bitten des Abtes wollte Adalbert auf die Abtei Malmedy nicht verzichten, die er widerrechtlich an sich gerissen hatte. Da zogen die Mönche mit den Reliquien ihres Schutzheiligen herbei und schrien laut klagend vor allem Volke um Gerechtigkeit und Barmherzigkeit. Eingeschüchtert, gab Anno jetzt die Abtei zurück.

Heinrich führte sein bisheriges Leben weiter, ohne sich viel um Anno zu kümmern. Bald suchte der König auch die Herzöge Rudolf von Schwaben und Bertold von Kärnten zu stürzen, da sie seinen Wandel und seine Handlungen mißbilligten und sich vom Hofe fern hielten. Der Herzog von Schwaben rief die verwitwete Kaiserin um Vermittlung an, welche sich nach Italien ins Kloster zurückgezogen hatte. Auf Bitten seiner Mutter ließ Heinrich den Herzog von Schwaben unbehelligt. Das Herzogtum Kärnten nahm der König jedoch dem Zähringer Bertold weg und übertrug es einem Verwandten des Erzbischofs Siegfried von Mainz.

Willkürlich verlieh Heinrich Bistümer und Abteien. Er ließ zwar den Otto von Nordheim endlich frei, behielt aber den Magnus von Sachsen in Gefangenschaft, damit dieser auf das Herzogtum Sachsen verzichte. Als Magnus dies beständig verweigerte und Otto von Nordheim sich als Geisel für die Treue des Magnus anbot, äußerte Heinrich, die Sachsen seien alle Leibeigene und müßten ihm als solche dienen. Um dies tatsächlich zu erzwingen, ließ Heinrich im Sachsenlande Burgen über Burgen bauen. Er umgab sich nur mit Franken und Schwaben und nährte absichtlich die Spannung zwischen Sachsen und Franken. Auch forderte er den

Erzbischof von Mainz auf, seine Ansprüche auf den Thüringer Zehnten geltend zu machen.

Heinrich war auf jede Weise bemüht, Krieg zu entfachen, um die Sachsen ganz in seine Gewalt zu bringen. Er bot die Reichsmacht auf, scheinbar um die Polen aus Böhmen zu vertreiben. Außerdem erwartete er ein Hilfsheer der Dänen. Aber die Edlen Sachsens, welche ein Gefolge von sechzigtausend Mann aufgebracht, überfielen ihn zu Goslar und forderten ihn auf, seine Burgen zu brechen und den Fürsten ihre Güter wiederzugeben. Auch sollte er Sachsen verlassen, wo er seit seiner Kindheit ein Lotterleben geführt habe, die Schmeichler und Dirnen fortjagen und die Reichsverwaltung den Fürsten übertragen.

Vollständig überrumpelt, suchte der König die Sachsen durch Versprechungen hinzuhalten, bis es ihm gelang, mit den Reichsinsignien nach der Feste Harzburg zu flüchten. Die Sachsen folgten ihm, und Heinrich mußte weiter nach Hersfeld entweichen, wo er den Herzog Magnus gegen Bürgschaft frei ließ. Als sich dann zu Hersfeld das aufgebotene Reichsheer versammelte, bat Heinrich die Fürsten auf den Knien, sie möchten seine beleidigte Majestät rächen. Nun ward der Krieg gegen die Sachsen beschlossen. Diese gewannen die Liutizen und Dänen als Bundesgenossen und wollten bereits den Herzog Rudolf zum König wählen. Rudolf selbst aber war dagegen.

Kurze Zeit nachher trat in offener Fürstenversammlung Reginar, ein in Ungnaden entlassener Günstling Heinrichs auf und klagte den König an, daß er ihn mit anderen zum Mord der Herzöge Rudolf und Bertold gedungen habe. Vergeblich versicherte der König, er sei unschuldig, und ebenso vergeblich erbot sich Ulrich von Kosheim, für den König die Schwertprobe zu bestehen. Von Fürsten und Bischöfen verlassen, verbarg sich Heinrich zu Worms, dessen Einwohner, von Freunden des Königs beeinflußt, ihn schützten.

Bald traten auch andere Städte für Heinrich in die Schranken, weil sie dadurch eine Förderung ihrer Gemeinwesen erhofften gegenüber den zahlreichen kleinen und großen weltlichen und geistlichen Herren rings umher. Dazu kam noch, daß Reginar kurz vor dem Zweikampf im Wahnsinn starb. Das Volk deutete seinen Tod als Gottesurteil, und Heinrich gewann dadurch immer mehr Anhänger.

Einzig die Sachsen blieben des Königs Feinde und wiederholten drohend die alten Forderungen solange, bis Heinrich sie ihnen bewilligte. Da er aber mit dem Schleifen der Burgen zögerte und besonders Harzburg retten wollte, in dessen reich ausgestatteter Kirche die Überreste seines Bruders und seines Sohnes ruhten, fielen die Sachsen zornig über Harzburg her und zerstörten den Ort samt der Kirche.

Heinrich, aufs empfindlichste gekränkt, klagte den Fürsten und dem Volke die Taten der Sachsen. Das Reich ließ sich zu einem Zuge gegen die Sachsen gewinnen. Anfangs versprachen diese, dem König allen Schaden zu ersetzen. Zuletzt rüsteten aber

auch sie und zogen dem königlichen Heer entgegen. Auf des Königs Geheiß erschienen alle Herzöge und Bischöfe. Selbst Herzog Wratislav von Böhmen war gekommen, denn Heinrich hatte ihm die Markgrafschaft Meißen versprochen.

Die Sachsen dagegen waren uneinig geworden. Einige Bischöfe und Großen derselben spalteten sich ab. Am 13. Juni 1075 kam es an der Unstrut zur Schlacht. Achttausend gefallene Sachsen und Thüringer bedeckten das Schlachtfeld. Vom Heere des Königs fielen fünftausend Mann. Die Edlen der Sachsen flüchteten auf ihre Burgen, und Heinrich verwüstete das offene Land. Aus Mangel an Lebensmitteln mußte er jedoch sein Heer entlassen und entbot es für den Herbst zu einem neuen Zuge.

Als das Heer abermals im Sachsenlande erschien, unterwarfen sich die Sachsen und Thüringer. Heinrich ließ alle Edlen in Gefangenschaft abführen und überall im Reiche verteilt in Haft setzen. Dann baute er die zerstörten Zwingburgen wieder auf und waltete von neuem als Herrscher im Lande. —

Während jener ganzen Zeit blieben seit dem Tode Heinrichs III. Rom und Italien sich vollständig selbst überlassen. Wie schon so oft, bissen sich eine Anzahl Gegenpäpste um die Oberherrschaft. Die uralte Parteianarchie Roms wucherte wieder mächtig ins Kraut.

Die Kirchensatzungen waren völlig vergessene Nebensache geworden und wurden offen verhöhnt. Da raffte sich Hildebrand endlich auf, um wieder Ordnung zu schaffen. Er strebte, die Wahl der Päpste den Umtrieben des Adels und der Bürger zu entziehen. Unter Papst Nikolaus II. ward auf Anregung Hildebrands im Jahre 1059 auf einer Synode zu Rom beschlossen, der Papst dürfe in Zukunft nur von den Kardinälen der römischen Kirche gewählt werden, jedoch mit Rücksicht auf die Achtung, welche man dem deutschen König schuldig sei.

Um sich mächtige Freunde in der Nähe zu erwerben, erteilte Nikolaus den Normannen in Unteritalien die Lehen der Kirche und auch einige kaiserliche. Nach dem Tode dieses Papstes ward der Bischof von Lucca als Alexander II. erwählt. Gegner wählten jedoch den Bischof Kadolaus von Parma als Honorius II. Durch Unterstützung des Herzogs Godfrid konnte sich Alexander behaupten und mit ihm eine kirchliche Partei, welche alle kirchlichen Verordnungen erneuerte und mit Härte aufrecht erhielt.

Ein heftiger Kampf des Mönchtumes gegen die Weltgeistlichen begann. Diese mußten sich von ihren Frauen scheiden oder ihrem Amte entsagen. Es ward das Streben erneuert, Rom zum Mittelpunkt aller geistlichen und kirchlichen Angelegenheiten zu machen.

Besonders die Kirche zu Mailand sträubte sich zuerst hartnäckig gegen die Unterwerfung unter die römische Kirche. Als sogar einflußreiche Laien die Durchführung der neuen Verordnungen verlangten, begann der Bürgerkrieg. Da starb Alexander II., und noch am selben Tage wählten die Kardinäle Hildebrand zum Papst.

Seine Gegner sandten Boten an König Heinrich, daß er die Wahl nicht bestätigen möge.

Heinrich schickte den Grafen Eberhard nach Rom, die Angelegenheit zu untersuchen. Hildebrand nahm den Gesandten des Königs freundlich auf und versicherte, er habe die päpstliche Würde nicht aus Ehrgeiz gesucht. Er sei durch die Wahl gezwungen worden und führe nur die Geschäfte. Er wolle sich erst weihen lassen, wenn der König seine Zustimmung erteilt habe. Darauf billigte Heinrich IV. die Wahl Hildebrands, und dieser nannte sich nun als Papst Gregor VII.

Was Hildebrand früher als Vertrauter der Päpste anstrebte, das suchte er nun als Papst Gregor eifrig durchzuführen, auf daß die römische Kirche alle anderen christlichen Kirchen überrage. Den Papst dachte er sich als Oberhaupt aller christlichen Gemeinden, ausgestattet mit geistlicher und weltlicher Herrlichkeit. Die ganze Christenheit sollte ein großer Lehensstaat werden, mit dem Papst als Oberhaupt und Kaiser, Königen und Fürsten als seinen Vasallen.

Die große griechische Kirche, welche sich von der römischen getrennt hatte, wollte Gregor wieder mit dieser vereinigen. Auch dachte er bereits daran, in Asien einen Kriegszug gegen die Mohamedaner zu unternehmen, um ihnen die heiligen Orte zu entreißen und dem Christentum die Länder seiner Entstehung und ersten Ausbreitung wiederzugewinnen. Er sann auf Mittel, die armenische und die afrikanische Kirche mit der römischen zu vereinen. Überall sollte die Wahl der Bischöfe den Fürsten entzogen werden. Eifrig warb Gregor für seine Pläne Freunde. —

Inzwischen hatte Heinrich IV. sein ganzes Augenmerk auf die sächsischen Streitigkeiten gerichtet. Bald entstand jedoch in Deutschland, von Rom aus in Fluß gebracht, eine mächtige Bewegung. Dem Volk war überall die Weisung zugegangen, nicht mehr den Gottesdienst solcher Priester zu besuchen, welche in Ehe lebten. In vielen Kirchen kam es zu heftigen Auftritten. Der Papst nahm trotzdem seine Verordnung nicht zurück. Bereits unterstützten einige Großen und deren Frauen die Pläne des Papstes.

Die verheirateten Priester mußten weichen. Man bedurfte ihrer nicht. Denn durch die Menge der entstandenen Klöster gab es genug Mönche, welche man zu ehelosen Weltpriestern machte. Von dieser Zeit an ward die Ehelosigkeit der römisch-katholischen Kirche Gesetz. Auch die Simonie sollte jetzt endgiltig aufhören. Gregor setzte mehrere deutsche Bischöfe ab, welche ihre Würden gekauft hatten. Er mahnte den König, dieses Vergehen ferner zu unterlassen. Heinrich achtete nicht darauf und verkehrte nach wie vor mit den Gemaßregelten.

Da schickte der Papst, in Begleitung der Mutter Heinrichs, Gesandte nach Deutschland, welche untersuchen und richten sollten. Die Gesandten weigerten sich, mit dem König persönlich zu verkehren, bevor er nicht Buße getan. Ferner wollten die Gesandten in Deutschland eine kirchliche Synode abhalten. Die Bischöfe widersetzten sich dem als einer Neuerung, welche ihre

Rechte angriff. Zuletzt begnügte sich der Papst mit dem Versprechen Heinrichs, der Simonie zu entsagen und die Ehelosigkeit der Geistlichen zu fördern.

Diese Aussöhnung hatte besonders Heinrichs Mutter bewirkt. Gregor lud nun mehrere Bischöfe nach Rom zur Verantwortung und erreichte, daß der König dieselben ferner nicht unterstützte. Mit den Angeschuldigten sollten auch alle anderen Bischöfe in Rom zur Synode erscheinen, um der Mutterkirche ihre Huldigung darzubringen. Wer sich weigerte, ward abgesetzt.

Bald brach unter den deutschen Bischöfen Streit aus. Die einen kamen freiwillig den Befehlen des Papstes nach, die andern nur, um ihre Würden und Einkünfte nicht zu verlieren. Gegen die pünktlich zur Huldigung kommenden war Gregor milde, die später erscheinenden behandelte er streng, und mancher verlor sein Bistum.

Während Gregor in Deutschland so seine Macht zu stärken suchte, erlitt er in Mailand eine schwere Niederlage. Volk und Geistlichkeit sangen Spottlieder auf ihn. Gregor zeigte sich sehr entrüstet darüber, und sein ganzer Zorn richtete sich gegen den deutschen König, weil dieser in seiner Lauheit nicht Partei für ihn ergriffen habe. Er sandte durch Boten Briefe an Heinrich und befahl ihm, daß er sich demütige vor Gott und dem heiligen Petrus, welchem er seinen Sieg über die Sachsen verdanke.

Mittlerweile starb Erzbischof Anno in Köln. Es erschienen Abgesandte von Köln, welche um Besetzung des bischöflichen Stuhles baten. Als Heinrich ihnen einen Kanonikus, Hidolf von Goslar, aufdrängen wollte, schieden sie erzürnt von ihm. Bald kamen Boten des Papstes und übergaben dessen Schreiben.

Da der König sich den päpstlichen Forderungen nicht willfährig zeigte, luden ihn die Gesandten nach Rom zur Verantwortung vor die Kirchenversammlung. Mit Zorn und Staunen vernahm Heinrich so freche Worte. Nach dem Sieg über die Sachsen sich vor dem Papste zu beugen, das erschien ihm als Wahnsinn. Er entließ die Gesandten unwillig und berief alle Bischöfe und Äbte Deutschlands nach Worms, um mit ihnen zu beraten, wie der Papst zu stürzen sei. Inzwischen begab sich ein glühender Gegner Gregors, der Kardinal Blancus aus Italien, zum Kaiser und schilderte des Papstes Walten. Er verlangte dessen Absetzung als eine Wohltat für die Menschheit.

Daraufhin faßten am 24. Januar 1076 die versammelten geistlichen und weltlichen Fürsten den Beschluß, Gregor sei nicht mehr als Papst anzuerkennen. Nur die Bischöfe Adalbert von Würzburg und Hermann von Metz widersprachen, unterschrieben aber die Absetzung Gregors ebenfalls, als man ihre Treue gegen König und Reich verdächtigte. Als die Kunde von dieser Entscheidung nach Italien gelangte, vereinigten sich viele Bischöfe Oberitaliens unter dem Schwur, Gregor nicht mehr als Papst zu betrachten.

Nachdem Heinrichs Boten in Rom vor versammeltem Kollegium

der Kardinäle ihre Meldung gemacht, waren sie kaum ihres Lebens sicher. Die Kardinäle trennten sich in stürmischer Bewegung auf Gregors Zureden ohne Entscheidung. Am folgenden Tage kamen die Abgesandten mehrerer Bischöfe aus Deutschland an, welche den Papst um Verzeihung baten, daß sie sein Absetzungsurteil mit unterschrieben hatten und gelobten ihm jetzt volle Unterwerfung. Diese Uneinigkeit der deutschen Geistlichkeit ward entscheidend.

Gregor sprach den Bann über den Erzbischof Siegfrid von Mainz aus, weil er versucht habe, die Bischöfe des Deutschen Reiches von der katholischen Kirche loszureißen. Auch alle andern Bischöfe, welche freiwillig den Wormser Beschluß unterzeichnet hatten, sowie die lombardischen Bischöfe, wurden mit dem Bann belegt, den andern ward eine Frist zur Buße angesetzt. Dem König Heinrich untersagte der Papst die Regierung des Deutschen Reiches und Italiens. Er entband alle Christen vom Eid der Treue, den sie dem König geschworen, und verbot ihnen, ihm wie einem König zu dienen.

Als Gregor jedoch hörte, in Deutschland herrsche große Unruhe und Heinrich walte, unbekümmert um den Bann, fort, er habe sogar einen neuen Erzbischof von Köln eingesetzt, er zähle unter den Bischöfen noch viele Anhänger, und der Papst werde in Deutschland offen als der Urheber aller Zwiste und Übel bezeichnet, — da war Gregor zur Versöhnung mit dem König geneigt, wenn dieser Buße tue. Zugleich suchte Gregor die Normannen noch enger an sich zu fesseln und den Herzog Rudolf von Schwaben als Bundesgenossen zu gewinnen.

Rudolf, von den Briefen des Papstes bestürmt, und geblendet von der verheißenen Krone, warb Genossen zum Sturze seines Schwagers. Er verbündete sich mit den Herzögen Welf von Bayern und Bertold von Kärnten. Die gefangenen Edlen Sachsens und Thüringens wurden überall von Fürsten und Adligen, deren Obhut sie anvertraut waren, frei gelassen.

Vergebens berief der König einen Reichstag, um alle schwebenden Angelegenheiten zu beraten. Die vornehmsten Fürsten erschienen nicht. Heinrich sah sich verlassen und verraten. Hingegen beschlossen Fürsten und Edle, den Papst zu einer allgemeinen Reichsversammlung für Lichtmeß des nächsten Jahres nach Augsburg einzuladen und ihm die Entscheidung über den König anheimzustellen. Auch drohten sie Heinrich, wenn er nicht binnen Jahresfrist vom Banne frei sei, so habe er für immer das Reich verloren. Heinrich zog es vor, die Ankunft des Papstes und das öffentliche Gericht nicht abzuwarten. Er beschloß, selbst nach Italien zu gehen und sich mit Gregor auszusöhnen.

Mitten im Winter 1077 zog Heinrich unter großen Gefahren mit seiner Gemahlin und wenigen Begleitern über die Alpen. Die Gegner Gregors in der Lombardei vernahmen mit Jubel die Ankunft des Königs. Denn sie hofften mit seinem Beistand auf einen völligen Sieg über den Papst. Gregor hatte inzwischen Rom verlassen. Als er hörte, Heinrich sei in der Lombardei, flüchtete

er schnell nach Canossa, einem festen Schloß der Markgräfin Mathilde. Hier erwartete er den König, dessen Absichten er ursprünglich nicht kannte.

Noch vor Heinrich wallfahrteten Deutschlands Bischöfe und Laien nach Canossa, taten Buße vor Gregor, und erhielten Lossprechung vom Bann. Endlich erschien auch Heinrich, welchen die Großen der Lombardei vergebens hindern wollten, Buße zu tun. Gregor berichtete über den Bußgang Heinrichs den Fürsten Deutschlands mit folgenden Worten:

„Da stand er drei Tage lang, ohne irgend eine königliche Auszeichnung, vor dem Tore, barfuß und im wollenen Gewande. Nicht eher ließ er ab mit Weinen, die Hilfe und den Trost des apostolischen Erbarmens anzuflehen, bis er alle, die zugegen waren und zu denen das Gerücht gekommen war, zum Mitleid bewegte, daß sie sich mit Bitten und Tränen für ihn verwendeten und alle sich über unseren ungewöhnlich harten Sinn wunderten. Einige riefen sogar aus, das sei nicht mehr der Ernst apostolischer Strenge, sondern die Grausamkeit tyrannischer Roheit. Endlich ließen wir uns durch seine Zerknirschung und durch das Flehen der Anwesenden erweichen. Wir befreiten ihn vom Bann und nahmen ihn wieder in den Schoß der Kirche auf.“ —

Vor der Buße hatte Heinrich der königlichen Würde entsagen und schriftlich mit einem Eide versprechen müssen, er werde sich der Entscheidung des Papstes unterwerfen, sobald die Anklage der deutschen Fürsten erfolgt sei.

Nach diesem Siege verbot Gregor nicht nur den Verkauf der geistlichen Würden, sondern die Ernennung von Bischöfen überhaupt. Die Wahl der Bischöfe sollte nur dann Gültigkeit haben, wenn sie vom Gesandten des Papstes in dessen Namen bestätigt würde. Alle Kirchengüter sollten auf diese Art dem Papst künftig zur Verfügung stehen.

Die Oberherrschaft Roms schien jetzt in allen christlichen Ländern fest begründet zu sein. Schon wollte Gregor durch seine Gesandten in Frankreich bewirken, daß ein jedes Haus alljährlich mindestens einen Denar dem heiligen Petrus zahle, denn auch Karl der Große habe alljährlich für den apostolischen Stuhl gesammelt. Die Könige wollten jedoch diese Forderungen nirgends anerkennen, und damit begann der Kampf des Königtumes gegen das Papsttum.

Trotz seiner Demütigung fand Heinrich in Oberitalien teilnehmende Freunde. Er ward als König geehrt und waltete in königlicher Macht. Überall erhoben sich die Gegner Gregors. Vergeblich strebte er, nach Deutschland zu entkommen. So schien ihm Canossa noch der sicherste Aufenthalt zu sein.

Inzwischen versammelten sich Deutschlands Fürsten zu Forchheim und wählten den Herzog Rudolf zum Könige, welcher gelobte, auf die Ernennung der Bischöfe zu verzichten. Nach dem Beispiele Roms ward Deutschland als Wahlreich erklärt, und damit begannen auch die Parteikämpfe nach römischem Vorbild.

Bischöfe, Fürsten, Edle und Städte fochten einerseits für den neuen König, andererseits für Heinrich. Viele kämpften auch nur für ihre Privatinteressen. Die Städte, besonders in Franken und Bayern, standen meist auf Heinrichs Seite. Die Sachsen aber waren die beste Stütze seines Gegners. Heinrich hatte Italien verlassen und sich zu den Seinen nach Deutschland begeben. Beide Könige sandten Boten an Gregor, der wieder in Rom weilte, und verlangten seinen Beistand. Gregor erklärte sich weder für den einen, noch für den anderen und behielt sich immer die Entscheidung vor. Er behauptete, er müsse erst durch Gesandte ergründen, wer die gerechtesten Ansprüche habe.

Der innere Krieg dauerte fort und ging mit fürchterlichen Verwüstungen Hand in Hand. Die Sachsen beschuldigten offen den Papst, daß er durch kleinmütiges Zögern die Übel in Deutschland nähre und vermehre. Die päpstlichen Gesandten gingen zwar zu beiden Parteien, taten aber nichts weiter, als nach altrömischer Art jedem der Gegner soviel Geld als möglich abzupressen. Gregor wollte mit Absicht Deutschland an Gut und Blut aufs äußerste schwächen, um sich das Land alsdann desto sicherer zu unterwerfen. In Deutschland und Oberitalien kämpften die Parteien mit maßloser Wut, und Zerstörung lagerte auf allen Gauen. Als Herzog Bertold von Liutburg das Elend sah, ward er wahnsinnig und starb nach drei Tagen.

Da gewann Heinrich an Friedrich von Hohenstaufen einen ritterlichen, treuen Anhänger. Er gab ihm das Herzogtum Schwaben und seine Tochter zur Gemahlin. Dadurch lächelte ihm wieder das Glück, und er gewann sich neue Freunde. Gregor fuhr fort, in alter Weise über alle Geistlichen, welche aus Laienhand ein Amt annahmen, den Bann zu verhängen. Auch über Heinrich sprach er abermals den Bann aus. Er bestätigte endlich die Wahl Rudolfs zum König, sandte ihm im Auftrag des heiligen Petrus eine Krone und weissagte ihm, daß in diesem Jahre 1080 der Tod den unrechtmäßigen König hinwegraffen würde.

Diese Weissagung ging auch wirklich in Erfüllung, aber nicht nach Wunsch des Papstes. Mitte Oktober trafen die Heere beider Könige in den Gauen von Merseburg aufeinander. Rudolf siegte, ward aber tödlich verwundet. Auch war ihm im Kampf von Gottfried von Bouillon die rechte Hand abgehauen worden. Als man ihm dieselbe brachte, rief er aus: „Seht, das ist die Hand, mit der ich meinem Herrn Treue geschworen! Aber der Befehl des Papstes und die Bitten der Fürsten machten mich meineidig!“ Am folgenden Tage starb Rudolf.

Durch den Tod seines Gegners stieg Heinrichs Ansehen und Macht. Gregor aber gewann den Normannenfürsten Robert Guiskard als treuen Vasallen. Mit dessen Beistand verfolgte er seine Pläne auch ferner. Heinrich übergab seine Angelegenheit in Deutschland dem Friedrich von Hohenstaufen und zog mit einem Heer gegen den Papst. Dieser bemühte sich, den mächtigen Welf zu gewinnen und ihn sich als Lehensmann des heiligen Petrus

zu verpflichten. Denn des Papstes Meinung war jetzt, daß jeder Kleriker höheres Ansehen und höhere Macht habe, als ein König. Kein Kaiser und kein König habe die Macht, zu binden und zu lösen im Himmel und auf Erden.

Da berief Heinrich in Oberitalien die Erzbischöfe und Bischöfe, und diese erklärten Gregor für abgesetzt. Sie wählten den Erzbischof Wigbert von Ravenna zum Papste, und beide Gegenpäpste ließen den Bannfluch aufeinander los. Für einen lächelnden Skeptiker wäre das eine unendlich komische Situation gewesen, wenn diese finnisch-hamitische Beißerei zwischen zwei sogenannten heiligen Vätern nicht allerorten Mord, Brand und Verwüstung zur Folge gehabt hätte.

Heinrich belagerte Rom und zog gegen die Schlösser der Markgräfin Mathilde zu Felde, sowie gegen andere Anhänger des Papstes. Gern hätte er sich mit dem Papst versöhnt. Aber das wäre nur unter neuen Demütigungen möglich gewesen. So ließ sich König Heinrich am 31. März 1084 durch den Gegenpapst, Klemens III., zum Kaiser krönen.

Gregor, welcher sich in der befestigten Engelsburg nicht länger halten konnte, rief die Normannen zuhilfe. Robert Guiskard, der durch den Sieg Heinrichs seine eigene Sache gefährdet glaubte, befreite zwar den Papst, ließ aber zu seiner Entschädigung Rom drei Tage lang plündern. Dann zündete er die Stadt an und verkaufte einige tausend gefangene Römer als Sklaven. Gregor begab sich nach Monte Cassino und von da nach Salerno, wo er am 25. Mai 1085, verflucht von halb Europa, starb.

Inzwischen war in Deutschland Graf Hermann von Luxemburg zum König gewählt worden, konnte sich aber dem Friedrich von Staufen und dem Kaiser gegenüber nur mühsam halten. Dazu kamen noch eine Menge Sonderstreitigkeiten, welche Grafen, Fürsten und Bischöfe meist mit bewaffneter Faust ausfochten. Zuletzt sehnten sich alle Parteien nach dem Ende der Gräuel. Sogar die Sachsen waren nach dem Tode Ottos von Nordheim und Gregors zum Frieden geneigt, zumal Heinrich den Gegenkönig vertrieben hatte und ihn sich unterwarf. Auch der tapfere Markgraf Ekbert von Meißen huldigte dem Kaiser.

Da erhoben sich neue Feinde. Gregors Nachfolger, Viktor II. und Urban II., vertrieben den Papst Klemens aus Rom und verbanden sich mit dem Herzog Welf. Der achtzehnjährige Sohn Welfs ward mit der Markgräfin Mathilde vermählt, welche bereits das erfahrene Alter von dreiundvierzig Jahren erreicht hatte. Heinrichs eigener Sohn Konrad, welchen der Kaiser in Italien als Statthalter zurückgelassen, schloß sich der feindlichen Partei an und ließ sich zu Monza krönen, worauf er sich mit einer Tochter des Normannengrafen Roger von Sizilien vermählte. Auch Heinrichs zweite Gemahlin schloß sich den Feinden an. Alle diese Vorgänge wirkten so niederschmetternd auf den Kaiser, daß er die Dinge teilnahmlos gehen ließ, wie sie wollten.

Erst als der junge Welf die ihm vermählte bigotte Markgräfin

Mathilde wieder fortjagte, erholte sich der Kaiser von seiner Lethargie. Der junge Welf hatte nämlich in Erfahrung gebracht, daß die reichen Herrschaften, welchen er sich weit mehr als der Markgräfin selbst vermählt, sämtlich dem heiligen Stuhle vermacht seien. Infolgedessen verbanden sich Welf-Vater und Sohn wieder mit dem Kaiser. Heinrichs Sohn, Konrad, starb im sumpfigen Italien, und so erkannten alle Fürsten den Kaiser an.

Schon vorher war Heinrichs zweiter Sohn zum König erwählt worden, schwur aber dem Vater, bei dessen Lebzeiten die Regierung nicht anzutasten. Doch der neue Papst Paschal zeigte sich so unversöhnlich, wie alle früheren Päpste. Er suchte die Sachsen von neuem gegen den Kaiser aufzustacheln und auch dessen zweiten Sohn gegen ihn zu empören. Der Papst drohte dem Sohn Heinrichs, daß er ebenfalls dem Bann verfalle, wenn er mit einem Gebannten Umgang habe und infolgedessen nicht zur Regierung gelangen könne.

Schnell sammelte sich um den schwankenden Sohn eine päpstliche Partei. Der Papst segnete des jungen Heinrichs Treubruch, und so traten die Sachsen zu ihm über. Aufs tiefste erschüttert, begehrte der Kaiser eine Zusammenkunft mit dem Sohne, fiel ihm zu Füßen und beschwor ihn, daß er seinen Namen und seine Würde nicht so schände. Denn kein göttliches Gesetz gebiete dem Sohne, die Schuld seines Vaters zu rächen,

Da der junge König scheinbar gerührt war, begab sich der Kaiser auf den Wunsch desselben nach Burg Böckelheim bei Kreuznach. Dort angekommen, ward der Kaiser sofort von seinem Gefolge getrennt, schimpflich behandelt und mit dem Tode bedroht, wenn er nicht der Regierung entsage. Der gebeugte Vater willigte ein, die Reichsinsignien auszuliefern und wurde zu diesem Zweck nach der Fürstenversammlung zu Ingelheim gebracht, welche der Sohn einberief. Dort ward der Kaiser von neuem mit dem Tode bedroht, wenn er nicht sogleich auf die Regierung des Reiches verzichte.

Auf die schüchterne Frage des Kaisers, ob er dann vom Banne frei würde, antwortete der ebenfalls anwesende päpstliche Gesandte, das könne nur in Rom geschehen. Vergebens bat der Kaiser, daß er sich verantworten dürfe. Als er keine Rettung sah, brach er in laute Klagen aus. Alle Anwesenden waren gerührt, nur der Sohn und der päpstliche Gesandte nicht. Gezwungen gab nun Heinrich seinem Sohne alle Schlösser und Besitztümer heraus und erklärte sich der Regierung für unwürdig. Dann ward der Kaiser als Gefangener nach Ingelheim gebracht.

Die Kunde von diesen Vorgängen erregte großen Unwillen im Reich. Einige Getreue entführten den Kaiser nach Köln und von da nach Lüttich, wo die Geistlichkeit an der Spitze der Einwohner ihm huldigend entgegenzog. Der junge König sammelte rasch ein Heer. Schon standen sich Vater und Sohn schlagfertig gegenüber, als Heinrich IV. plötzlich am 7. August 1106 starb.

Der Bischof von Lüttich ließ den Kaiser feierlich in einer Kirche beisetzen. Doch die dem Papst ergebenen Bischöfe brachten

den Leichnam auf eine Insel in der Maas. Zuletzt ward der tote Kaiser in einer ungeweihten Kapelle des Domes zu Speier beigesetzt, welchen einst seine Ahnen gegründet.

Alsbald huldigten dem jungen König, Heinrich V., nun auch die Anhänger seines Vaters. Dadurch war in Deutschland der Friede wieder hergestellt. Polen und Ungarn waren jedoch während der Wirren von Deutschland abgefallen. Es gelang Heinrich V. nicht, diese Länder wieder in die alte Abhängigkeit zu bringen. Nur Böhmen blieb dauernd ein Teil des Reiches. Unterdes hatte Papst Paschal die Widersetzlichkeit der Geistlichen für immer vernichtet, indem er das Erzbistum Ravenna in sechs Kirchensprengel zersplitterte und noch weitere Maßregeln zur Sicherstellung der römischen Kirche ergriff.

Heinrich V. lud den Papst ein, nach Deutschland zu kommen. Weil aber der König noch immer die Bischöfe mit Ring und Stab belehnte, zog er vor, nach Frankreich zu gehen und von hier aus die Unterhandlungen fortzusetzen. Da sandte Heinrich den Herzog von Welf und den Erzbischof Bruno von Köln an den Papst ab mit der Bitte, er möge gestatten, daß der durch die Geistlichkeit Gewählte nach alter Sitte mit Ring und Stab die Einsetzung in die weltlichen Güter durch den König empfange. Da der Papst erklärte, die Investitur sei und bleibe verboten, so rüstete Heinrich ein Heer aus und begab sich, mit vielen Fürstbischöfen und Rechtsgelehrten, an der Spitze desselben nach Italien, um persönlich mit dem Papst zu verhandeln.

Auf den Ronkalischen Gefilden bei Piacenza hielt Heinrich im Herbst des Jahres 1110 Reichstag. Er empfing die Huldigung der Städte und des Adels. Selbst Mathilde huldigte ihm. Nur der Papst ließ sich zu keiner Verständigung bewegen. Als ihm Heinrich vorstellte, er könne unmöglich auf das Recht der Belehnung mit den Reichsgütern verzichten, da rief der Papst: „Nun wohl, so gebe die Kirche das weltliche Gut zurück und die Geistlichkeit begnüge sich mit den Opfern und Zehnten!“ Dadurch hörte die Belehnung von selbst auf. Der Kaiser war zufrieden, und der Papst hatte seinen Willen durchgesetzt, die Geistlichkeit nicht vom König abhängig zu wissen.

Heinrich zog nun unter dem Jubel des Volkes in Rom ein. Er leistete den Eid, daß er als Kaiser Schützer der Kirche sein wolle, und der Papst sollte ihn krönen. Auf dem Wege zur Kirche erhob sich aber plötzlich ein heftiger Streit. Die deutschen Bischöfe hatten soeben Kunde erhalten von dem Vertrag zwischen König und Papst. Heinrich konnte die Belehnung der Bischöfe nicht aufgeben. Der Papst versagte ihm die Krönung, worauf ihn Heinrich samt allen Kardinälen gefangen nahm. Nun griffen auch die Römer zu den Waffen. Drei Tage tobte der Kampf mit größter Erbitterung. Dann zog Heinrich mit den Gefangenen ab.

Die Römer boten die Normannen auf, den Papst zu befreien. Doch diese schickten Friedensboten an Heinrich, der die Umgebung Roms zwei Monate lang verwüsten ließ und sogar drohte, den Papst

und die Kardinäle zu ermorden, wenn man sich seinem Willen nicht füge. Endlich ward Heinrich die Investitur zugestanden. Der Papst krönte Heinrich zum Kaiser, worauf er mit den Kardinälen die Freiheit erhielt.

Als Kaiser kehrte Heinrich nach Deutschland zurück und ließ die Leiche seines Vaters in Speier mit kaiserlichen Ehren in geweihter Erde beisetzen. Er befreite die Stadt von der Hörigkeit und verfügte, daß alljährlich am Todestage seines Vaters in das Haus jedes Armen ein Brot zu liefern sei. Nachdem Heinrich eine vom Erzbischof von Mainz angeregte Empörung einiger Großen mit Waffengewalt bezwungen, vermählte er sich mit Mathilde, der Tochter Heinrichs I. von England.

Mittlerweile erklärten die Kardinäle, welche den Vertrag Heinrichs mit dem Papste nicht mit unterschrieben hatten, denselben für erzwungen und ungültig. Der Papst stimmte in diese Nichtigkeitserklärung mit ein. Auf einer Kirchenversammlung zu Vienne ward in Gegenwart des päpstlichen Gesandten der Bann über Heinrich verhängt und dann vom Papst bestätigt.

Der Kaiser kümmerte sich nicht um den Bann. Er belehnte die Bischöfe wie bisher und hielt sie durch Kirchenvögte unter strenger Aufsicht. Bald aber mehrten sich seine Feinde. Die Sachsen bekämpften ihn mit Glück. Ein päpstlicher Gesandter verkündete in Köln und Goslar den Bann gegen den Kaiser.

Die Bürger von Mainz überfielen Heinrich in seinem Palast und zwangen ihn, den Erzbischof frei zu lassen, welchen er seit seiner Empörung in strenger Haft hielt. Dieser regte ganz Deutschland von neuem gegen Heinrich auf. Nur die Herzöge im südlichen Deutschland und der rheinische Pfalzgraf standen dem Kaiser zur Seite. Die Reichstage, welche Heinrich ausschrieb, wurden nur von wenigen Fürsten und Edlen besucht. Vergebens war der Kaiser bestrebt, die Ruhe wieder herzustellen. Denn er wollte nach Italien ziehen, sich mit dem Papst vergleichen und die Güter der inzwischen verstorbenen Markgräfin Mathilde einziehen.

Gerade die Bischöfe, welche von den sächsischen Kaisern zur Sicherung der königlichen Macht gegen die weltlichen Fürsten so reich mit Gütern bedacht worden waren, leisteten jetzt am meisten Widerstand. Heinrich beschloß daher, ihre Macht wieder zu brechen. Als Erstem nahm er dem Bischof von Würzburg die meisten Ländereien weg und stellte das alte Herzogtum Franken wieder her, mit welchem er seinen Neffen Konrad von Hohenstaufen belehnte.

Endlich unternahm der Kaiser im Jahre 1116 die neue Fahrt nach Rom. Ohne Widerstand nahm er die Güter der Gräfin Mathilde in Besitz und suchte sich mit dem Papst zu versöhnen. Dieser flüchtete nach Unteritalien, weil er weder die Investitur gestatten, noch den Bann aufheben wollte. Nach Oberitalien zurückgekehrt, vernahm Heinrich die Kunde vom Tode des Papstes Paschal. Rasch eilte er wieder nach Rom, kam jedoch zu spät. Die Kardinäle hatten bereits Gelasius II. zum Papst gewählt. Vergebens suchte Heinrich von diesem die Erlaubnis zur Belehnung

der Bischöfe zu erhalten. Zornig ließ der Kaiser nun einen Gegenpapst wählen, Gregor VIII. Mit dieser Kirchenspaltung dauerte auch der Kampf in Deutschland fort.

Im Jahre 1125, am 23. Mai, starb Heinrich V. Da er kinderlos war, erlosch mit ihm das fränkische Königshaus.

Der Erzbischof Adalbert von Mainz lud nun Fürsten und Bischöfe zur Wahl eines neuen Königs auf fränkischer Erde am Rheine ein. Während alle gesonnen waren, Friedrich von Hohenstaufen, den Neffen des verstorbenen Kaisers, als den Würdigsten zu wählen, brachte es Adalbert von Mainz durch List und Überraschung dahin, daß Lothar von Sachsen trotz seines Widerspruches und der Gegnerschaft der bayerischen Bischöfe in Abwesenheit des Bayernherzogs zum König erhoben wurde. Er ward gesalbt und gekrönt, und der Papst genehmigte die Wahl. Friedrich von Hohenstaufen huldigte dem neuen König erst auf Zureden der anderen Fürsten.

Der Bruder Friedrichs von Staufen, Konrad, war damals auf einem Kreuzzuge gegen die Türken abwesend. Lothar forderte nun von den Staufern die Reichsgüter zurück, welche die salischen Kaiser feindlichen Fürsten entzogen hatten. Die Staufer weigerten sich jedoch herauszugeben, was ihnen zum Dank für treue Dienste verliehen worden war. Um die Macht der Staufer zu brechen, billigten die Fürsten Lothars Forderung.

Nachdem Lothar sich bei den Böhmen Anerkennung verschafft, rief er den Konrad von Zähringen zum Beistand herbei. Im Jahre 1127 vermählte er seine einzige Tochter Gertrud mit Heinrich dem Stolzen von Bayern und übergab diesem auch das Herzogtum Sachsen. Dadurch wuchs die Macht der Welfen so bedeutend, daß Heinrich sich rühmen konnte, seine Besitzungen lägen von der Nordsee bis zum Mittelmeer über ganz Deutschland ausgebreitet. Sein Bruder Welf besaß ebenfalls viele Güter. Mit diesen Bundesgenossen zog Lothar gegen den Staufer zu Felde, der ihm tapfer Widerstand leistete. Durch ganz Süddeutschland wälzte sich der Kampf der Staufer und der Welfen.

Konrad, welcher aus Asien zurückkam, ließ sich in Oberitalien als König krönen. Aber der Papst und die meisten deutschen Bischöfe belegten ihn mit dem Bann. Bald fielen mit Ausnahme von Mailand alle Städte Oberitaliens von ihm ab. Er flüchtete nach Deutschland und entsagte nach vielen Kämpfen mit den Welfen dem Königstitel. Er und sein Bruder Friedrich schwuren dem Kaiser Treue. Sie wurden in ihren Herzogtümern bestätigt und erhielten das salische Erbe als Lehen.

In Deutschland herrschte jetzt dauernder Friede, währenddessen der Kaiser für seine Verwandten sorgte. Er erhob den Grafen Konrad von Wettin zum Markgrafen der Lausitz, mit Meißen als Hauptort. Des Königs Schwager Ludwig ward Landgraf von Thüringen und Hessen. Albrecht der Bär, Graf von Ballenstädt, erhielt die Nordmark und dehnte sein Gebiet über viele wendische Stämme aus.

Als die Nachbarn sahen, wie Deutschland in Einigkeit und Frieden lebte, huldigten sie wieder und heuchelten Freundschaft. Der Polenherzog sandte den rückständigen Zins und erkannte Konrad als Oberherrn an. Auch Gesandte von Ungarn und Konstantinopel huldigten ihm. So genoß Deuschland unter einem unbedeutenden König nach außen hin ein Ansehen wie unter Karl dem Großen, nur weil es im Innern Frieden hielt.

In Italien hatten sich seither beständig die Gegenpäpste herumgebissen. Lothar zog daher endlich nach Italien, um den Papst Anaklet zu verdrängen und dem Innocenz allgemeine Anerkennung zu verschaffen. Auch wollte er den Fürsten von Capua wieder einsetzen, der vom Normannenkönig Roger vertrieben worden war.

In Oberitalien von allen Edlen und Städten huldigend begrüßt, aber nicht mit der eisernen Krone gekrönt, zog Lothar nach Unteritalien, vertrieb dort den König Roger nach Sizilien und belehnte seinen Schwiegersohn, den Herzog Heinrich, mit den Gütern der Herzogin Mathilde. Noch war Rom nicht erobert und der Gegenpapst Anaklet nicht ganz bezwungen, als die Deutschen heftig die Rückkehr aus dem unheimlichen Malarialande verlangten. Lothar, selbst an Leib und Seele krank, trat den Rückzug an. Kaum hatte er jedoch die Alpen überstiegen, starb er im Dezember 1137 zu Breitenwang in Bayern. Er ward im Kloster Königslutter bestattet, welches er gegründet.

Die neue Königswahl war auf Pfingsten 1138 angesetzt. Aber auf Betreiben des Papstes Innocenz wählten einige Erzbischöfe Konrad von Staufen zum König, und der päpstliche Gesandte krönte ihn. Die andern Fürsten staunten und widersprachen der Wahl, besonders der mächtige Herzog Welf von Bayern und Sachsen. Aber die päpstlichen Gesandten warben überall so eifrig für Konrad, daß ihm am Pfingstfest zu Bamberg bereits die meisten Fürsten huldigten.

Nun lieferte auch Herzog Heinrich Welf die Reichskleinodien aus, welche ihm der sterbende König übergeben hatte. Er erwartete darauf die Bestätigung seiner Lehen. Statt dessen verhängte Konrad die Acht über ihn und belehnte mit dem Herzogtum Sachsen den Markgrafen Albrecht.

Heinrich überließ den Kampf in Bayern seinem Bruder Welf und eilte nach dem Sachsenlande. Hier schlug er den König in die Flucht. Dieser, darüber erzürnt, nahm Heinrich dem Stolzen nun auch das Herzogtum Bayern und gab es seinem Halbbruder, dem Markgrafen Liutpold von Österreich. So ward Deutschland wieder von Kampf und Verwüstung durchtobt. Die vom König Belehnten wollten sich in ihren neuen Lehen festsetzen, und die Welfen bemühten sich, die Eindringenden fernzuhalten.

Der König brach abermals gegen die Sachsen auf, lud aber den Herzog Heinrich zu einem friedlichen Vergleich nach Quedlinburg. Als dieser kam, starb er hier plötzlich am 20. Oktober 1139, vermutlich an Gift, erst siebenunddreißig Jahre alt. Er hinterließ einen zehnjährigen Sohn Heinrich, nachmals genannt der Löwe.

Die Freunde des Verstorbenen setzten den Kampf in Sachsen und Bayern für dessen Sohn fort. Albrecht der Bär ward geschlagen und seine Stammburg Anhalt niedergebrannt.

Welf in Bayern verbündete sich sogar mit dem Normannenkönig Roger in Sizilien und mit dem König von Ungarn. Bei Weinsberg trafen am 21. Dezember 1140 die Heere des Welf und des Königs Konrad von Staufen unter den Rufen „hie Welf!“ „hie Waibling!“ zusammen. Welf unterlag und entfloh.

Auch das dem Welf treue Weinsberg mußte sich ergeben. Nach vielen Unterhandlungen gewährte der König den Frauen mit soviel Gütern den Abzug, als sie zu tragen vermöchten. Da wurden die Tore geöffnet, und heraus zogen Frauen und Mädchen, jede mit einem Mann auf dem Rücken. Friedrich von Staufen, der Bruder des Königs, war erzürnt. Aber der König gewährte den treuen Frauen dennoch den Abzug und ließ ihnen noch obendrein ihre Kleider und Kostbarkeiten.

Als im folgenden Jahre Liutpold, der Herzog von Bayern starb, trachtete Konrad III. den Streit mit den Welfen zu enden. Er vermählte Gertrud, die Witwe Heinrichs des Stolzen, mit Heinrich Jasomir Gott, dem Bruder Liutpolds und belehnte ihn mit Bayern. Das Herzogtum Sachsen, für welches Albrecht der Bär durch Unabhängigkeitserklärung und Vergrößerung Brandenburgs schadlos gehalten ward, verlieh Konrad dem jungen Heinrich dem Löwen.

Aber Welf in Bayern erklärte den Vertrag für erschlichen und ungerecht. Er setzte den Kampf fort, um die Rechte seines Neffen auf Bayern zu wahren. Während dieses inneren Krieges sank das Ansehen Deutschlands nach außen. Nur dadurch, daß die slavischen Fürsten, in Erbstreitigkeiten verwickelt, abwechselnd den deutschen König zu Hilfe riefen, wurde verhütet, daß dieselben von Deutschland abfielen.

Italien blieb sich selbst überlassen. Dort strebten Rom und fast alle Städte der Lombardei, sich der Herrschaft des Papstes zu entziehen und sich auf republikanische Art selbst zu regieren. Roger, der Normannenkönig, war nach Lothars Abzug wieder in Apulien eingedrungen. Den Papst, welcher ihm mit einem Heere entgegenzog, nahm er samt allen Kardinälen gefangen und ließ ihn erst wieder frei, nachdem ihm der Besitz von Kalabrien und Apulien bestätigt worden war und er Capua als päpstliches Lehen erhalten.

Vergebens erhob Konrad III. Einspruch. Die Macht des Deutschen Reiches in Italien war gesunken. Nur im Norden gewann deutsche Art immer mehr Boden. Adolf von Holstein und Wagrien behauptete das Land, welches er den Wenden abgenommen. Er rief Ansiedler aus den Niederlanden herbei, und mit ihnen wanderten deutsche Sprache und Sitte ins Land. Dörfer und Städte entstanden. An der Stelle des alten Lübeck, welches die Wenden zerstört hatten, gründete Adolf ein neues Lübeck. Auch in Brandenburg bei den Liutiziern griff deutsches Wesen um sich. Nur Dänemark entzog sich dem deutschen Reichsverband.

Mitten in diese Kämpfe und in dieses Ringen hinein erklang die Kunde vom Unglück der abendländischen Christen im Morgenlande und die Mahnung, ihnen beizustehen. Besonders der Abt von Clairvaux fachte den religiösen Massenwahnsinn an, sodaß König Ludwig VII. von Frankreich und viele Edlen eine Kriegsfahrt über das Meer gegen die Türken gelobten. Ihr Heer war jedoch zu schwach, um mit Sicherheit gegen die Türken etwas ausrichten zu können. Darum richtete man in Frankreich die Augen auf den deutschen König, daß auch dieser mit an der Fahrt teilnehme.

Zwar strömte das gemeine keltofinnische und slavofinnische Volk Deutschlands bereits in hellen Scharen den Predigern zu und ließ sich mit dem Kreuz als Streiter Christi bezeichnen. Diese Pöbelhaufen wollten ihre gedrückte Lage verbessern und begannen den Kreuzzug bereits in Deutschland, indem sie am Rhein, am Main und an der Donau überall über die Juden herfielen, sie beraubten und niedermetzelten, zur Ehre Jesu ihre Frauen und Töchter vergewaltigten und anderweitige unglaubliche Frevel an ihnen verübten.

Nur König Konrad III. war dem Kreuzzug abgeneigt, da er den Kampf mit den Welfen noch nicht beendet hatte. Aus demselben Grunde konnte er auch dem Papst Eugen III. nicht beistehen, der, von seinen Gegnern aus Rom vertrieben, über Frankreich hilfesuchend nach Deutschland flüchtete.

Bald kam jedoch Abt Bernhard zum Reichstag nach Speier und forderte persönlich den König und alle Fürsten zum Kampf gegen den Halbmond auf. Da wurden auch die Fürsten vom Wahnsinn der Zeit gepackt und ließen sich das Kreuz anheften. Nur Herzog Friedrich II. von Staufen grämte sich darüber so sehr, zumal auch sein Sohn Friedrich III. diese Tollheit mitmachen wollte, daß er kurz darauf vor Kummer starb. Welf mußte sich ebenfalls dem Zuge anschließen.

Damit das Reich nicht verwaist zurückbliebe, setzte Konrad seinen ältesten Sohn Heinrich als Nachfolger ein und übertrug ihm die Regierung. Durch Ungarn bewegte sich der Kreuzzug nach dem Morgenlande, dem großen Aderlaß entgegen, welcher noch fernerhin am Verfall des Germanentumes mitwirken sollte. Die Tapferkeit des Königs und vieler Edlen war nutzlos, denn die Menge der Kreuzfahrer erlag ihrer viehischen Unmäßigkeit. Viele kamen auch durch Verrat und durch Unkenntnis der Tücken des Landes und des Klimas um.

Während dieser Niederlage der Kreuzfahrer im Morgenlande unternahmen die geistlichen und weltlichen Fürsten in Norddeutschland einen ähnlichen Kreuzzug gegen die heidnischen Wenden. Sie zertrümmerten deren Götzenbilder und Heiligtümer. Und Heinrich der Löwe wußte dabei unter dem Deckmantel christlichen Bekehrungseifers geschickt seine Herrschaft auszubreiten, indem er die Herzöge von Polen und Pommern in Abhängigkeit von sich und dem Christentum brachte.

Ein dritter Zug von Pilgern des Niederrheins, Frieslands und Britanniens beschloß, zur See nach dem Morgenlande zu ziehen. Als sie bei Lissabon ankamen, belagerte König Alfons von Castilien die Stadt, um sie den Arabern zu entreißen. Da beschlossen diese Kreuzfahrer, schon hier gegen die Ungläubigen zu kämpfen. Sie halfen dem König Lissabon erobern, worauf die meisten nach der Heimat zurückkehrten. Ein Teil der Friesen aber blieb im Lande, wo sie durch Vermischung allmählich in der hamitisierten Bevölkerung untergingen.

Heinrich der Löwe kämpfte zu gleicher Zeit gegen die heidnischen Dithmarsen und zwang ihnen christliche Priester auf. Zum kraftvollen Jüngling herangewachsen, vermählte er sich mit der Tochter Konrads von Zähringen und forderte unter dem Beistand seines Onkels Welf von dem aus Asien heimgekehrten König das Herzogtum Bayern als ihm gebührendes Erbe zurück. So tobte nach wie vor der Kampf zwischen Welfen und Staufern weiter.

Da erkrankte der König. Sein ältester Sohn war bereits gestorben und der Jüngere noch Kind. Sterbend, des Reiches Wohl erwägend, setzte er seinen Neffen Friedrich zum Nachfolger ein, welcher sich im Morgenlande durch hervorragende Tapferkeit ausgezeichnet hatte. Konrad starb am 15. Februar 1152 zu Bamberg, wo er im Dome beigesetzt ward.

Bereits siebenzehn Tage nach Konrads Tode versammelten sich die Fürsten zu Frankfurt und wählten einstimmig den Herzog Friedrich von Schwaben zum König. Erzbischof Arnold von Köln krönte ihn am 9. März zu Aachen. Als ein von ihm verstoßener Diener während der Festlichkeit fußfällig um Gnade flehte und zuversichtlich auf dieselbe hoffte, erwiderte ihm Friedrich: „Ich habe dich mit Recht und nicht aus Haß verstoßen und widerrufe deshalb meinen Spruch nicht.“ —

Friedrich zeigte dem Papst seine Wahl an und bedachte, wie seine Vorgänger, zunächst seine Verwandten. Der junge Sohn des verstorbenen Königs erhielt das Herzogtum Schwaben. Sein Schwager Matthias ward Herzog von Ober-Lothringen, seinem Oheim Welf gab er die Reichslehen Italiens. Dem jungen Herzog Heinrich dem Löwen sprach Friedrich Bayern zu und verlieh ihm fast königliche Gewalt über die eroberten wendischen Länder. Heinrich durfte jenseits der Elbe Kirchen und Bistümer errichten, mit Reichslehen ausstatten und Bischöfe belehnen. Berthold von Zähringen erhielt die Anwartschaft auf Burgund.

Als hierdurch der innere Friede gesichert war, folgte Friedrich I., genannt der Rotbart, einem Rufe des Papstes nach Italien. Er zog im Herbst 1154 über die Alpen und empfing in der Lombardei die Huldigungen des Adels und der kleineren Städte. Mehrere Vasallenstädte und Schlösser des aufständischen Mailand zerstörte Friedrich und zog an dieser Stadt vorüber nach Rom.

Dort forderte der Papst als erstes Freundschaftszeichen von Friedrich, daß er die Auslieferung des aufständischen Arnold von Brescia bewirke. Dies geschah, und Papst Hadrian ließ den Gefangenen

während der Nachtzeit verbrennen und die Asche in den Tiber streuen. Weiter verlangte der Papst, der König solle ihm bei der Begrüßung den rechten Steigbügel halten und Apulien für ihn erobern. Die letzte Zumutung lehnten die deutschen Fürsten jedoch heftig ab. Zuletzt kamen Gesandte der Römer und verlangten Bestätigung ihrer alten Rechte und Gewohnheiten, sowie fünfhundert Pfund Silber für die Kaiserkrönung. Mit Entrüstung wies Friedrich auch diese Forderung zurück.

Auf den Rat des Papstes ließ Friedrich während der Nacht einen Teil der Stadt von deutschen Truppen besetzen, worauf er am 18. Juni 1155 als Kaiser gekrönt ward. Erbittert fielen die Römer nun über die sorglosen Deutschen her, wobei fast der Papst nebst den Kardinälen in Gefangenschaft geraten wäre. Da erschien zur rechten Zeit der Kaiser und sprengte gegen die römischen Scharen an. Bald tobte der wildeste Kampf um ihn. Friedrich sank vom Pferde. Aber Heinrich der Löwe deckte ihn mit dem Schilde. Die Römer wichen. Viele wurden niedergemetzelt, andere gefangen genommen. Dann schieden Papst und Kaiser.

Friedrich zog nach Norden. Der Papst begab sich nach Benevent, wo er vom König Roger belagert und zu einem Frieden gezwungen wurde, in welchem er dem Normannen Roger Sizilien und ganz Unteritalien als päpstliches Lehen gegen einen gewissen Zins überlassen mußte. Unterdes verweigerten dem Kaiser mehrere Städte Oberitaliens, welche ihm vorher gehuldigt hatten, den Zins. Spoleto verhöhnte den Kaiser sogar, weshalb dieser die Stadt erstürmen, plündern und verwüsten ließ.

Zu Ankona baten griechische Gesandte den Kaiser, gegen Apulien zu ziehen. Aber die deutschen Fürsten verweigerten ihre Teilnahme. Mehrere kehrten bereits mit ihrem Gefolge nach Deutschland zurück. Auch war das Heer durch italienische Fieber geschwächt, und die Veroneser stellten der Person des Kaisers nach, je näher er den Alpen kam. Mit Mühe wich er ihnen in der Ebene aus. In den Engpässen aber sperrte der Veroneser Alberich den Weg und verlangte von jedem deutschen Reiter Harnisch und Pferd und vom Kaiser für freien Abzug eine große Summe Geldes.

Da erstieg der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach mit zweihundert leicht Bewaffneten den Felsen, nahm Alberich gefangen und ließ ihn als Friedensbrecher und Empörer hinrichten. Ohne weitere Gefahr erreichte nun der Kaiser Deutschland. Dort hatten sich Erzbischof Arnold von Mainz und Pfalzgraf Hermann von Stahleck befehdet und gegenseitig ihre und ihrer Nachbarn Güter verwüstet. Friedrich verurteilte sie als Friedenstörer zur altherkömmlichen Strafe des Hundetragens, was den Pfalzgrafen so kränkte, daß er bald darauf im Kloster Ebrach starb. Dann brach Friedrich mehrere Raubburgen am Rhein und verbot die unrechtmäßigen Zölle.

Dem Heinrich Jasomir Gott, welcher eine Anwartschaft auf Bayern geltend machte, gab Friedrich die Markgrafschaft Öster-

reich mit den Gebieten oberhalb und unterhalb der Enns. Er erhob Österreich zu einem selbst in weiblicher Linie erblichem Herzogtum mit königlichen Rechten, sodaß es von 1156 an kaum noch dem deutschen Reichsverband angehörte. Heinrich der Löwe blieb im Besitz der übrigen fünf Grafschaften Bayerns. Heinrich Jasomir Gott, auf diese Art für seinen Verlust entschädigt, wählte die Stadt Wien zu seinem Sitz, welche unter ihm und seinen Nachfolgern derartig aufblühte, daß Österreich bald sein Mutterland Bayern an Glanz übertraf.

Zwar war Heinrich der Löwe durch diese Schmälerung seines Gebietes unangenehm berührt. Doch schwieg er und nutzte jede Gelegenheit, dafür in Norddeutschland sein Gebiet zu erweitern und seine Macht zu vergrößern, die man ihm in Bayern beschnitten hatte. Er weilte einige Zeit in Bayern, festigte den Landfrieden und wahrte gegen Geistliche und Weltliche sein Recht.

Als der Bischof von Freising bei der Brücke zu Föhring zu hohen Zoll nahm und freundliche Mahnung fruchtlos blieb, verbrannte der Herzog eines Nachts die Brücke und verlegte sie nebst Marktzoll und Münzstätte nach seinem nahegelegenen München. Auf die Klage des ihm verwandten Bischofs entschied der Kaiser zugunsten Münchens. Doch ward dem Herzog befohlen, dem Bischof einen Teil des eingehenden Zolles zu geben. Bald entwickelte sich München, dessen Name damals zum erstenmal erwähnt wird, das aber vermutlich bereits von den Römern gegründet wurde, zu größerer Bedeutung.

Auch der Kaiser war bemüht, die Güter seines Hauses zu vermehren. Nach Trennung von seiner ersten Frau vermählte sich Friedrich Barbarossa mit Beatrix, der Erbtochter Reinholds von Burgund. Bertold von Zähringen, welchem man früher Burgund versprochen, erhielt als Entschädigung die Statthalterschaft diesseits des Jura und die Schutzvogteien über die Hochstifte Lausanne, Genf und Sitten. Friedrichs Bruder Konrad empfing die Pfalzgrafschaft am Rhein.

Dem Wladislav von Polen, der durch seinen Bruder Boleslav vertrieben ward, kam Kaiser Friedrich zu Hilfe. Boleslav, besiegt, erkannte die Abhängigkeit Polens von Deutschland an. Auch gelobte er Kriegskosten und Lehensgelder an Friedrich und die deutschen Fürsten zu zahlen. Dem Herzog Ladislav von Böhmen verlieh Friedrich die Königswürde. Im folgenden Jahre ließ sich König Waldemar von Dänemark seine Würde vom Kaiser Friedrich bestätigen. König Geisa von Ungarn rief ihn als Schiedsrichter an.

Auch die Könige von Frankreich und England und der griechische Kaiser ehrten Friedrich als den Kaiser des Abendlandes. Sein Ruhm überragte alle andern Fürsten der damaligen Zeit. Nur in Italien hatte Friedrich I. seine Macht noch nicht befestigt.

Mit Papst Hadrian stand Friedrich fortwährend auf gespanntem Fuße. Denn Friedrich belehnte die frei gewählten Bischöfe, noch ehe sie vom Papst bestätigt waren. Der Papst hingegen sandte an

Friedrich und den Reichstag zu Besançon ein Schreiben, in welchem er damit prahlte, er hätte Friedrich mit der Kaiserkrone belehnt. Als das die versammelten Fürsten hörten, erhob sich lauter Einspruch. Da rief Kardinal Roland, der päpstliche Gesandte: „Von wem sonst hat denn der König das Kaisertum, als vom Papst?“

Wütend drang Otto von Wittelsbach auf den Kardinal ein. Er hätte ihn ermordet, wenn der Kaiser das nicht verhinderte. Die päpstliche Gesandtschaft mußte abreisen. Hadrian klagte nun den deutschen Bischöfen, wie man seinen Gesandten behandelt habe und forderte sie auf, den Kaiser zur Abbitte zu bewegen. Die deutschen Bischöfe aber antworteten: „Der Kaiser hat gehandelt, wie es einem katholischen Fürsten geziemt. Die freie Krone des Reiches danken wir bloß der göttlichen Wohltat. Die Fürsten erwählen den König. Die Krönung gebührt dem Erzbischof von Köln und die mit der Kaiserkrone dem Papst. Was darüber geschieht, ist überflüssig und vom Bösen.“ Nun gab der Papst nach.

Friedrich zog im Sommer 1158 abermals mit großem Heer nach Italien. Er sprach über das widersetzliche Mailand die Acht aus und zwang es zur Übergabe. Die Mailänder gelobten, Como und Lodi freizugeben, eine große Summe als Kriegskosten zu entrichten, Geiseln zu stellen und ihm alle Hoheitsrechte einzuräumen.

Auf den Ronkalischen Feldern hielt Kaiser Friedrich großen Reichstag ab. Durch Rechtsgelehrte ließ er alle dem Kaiser und König gebührenden Rechte feststellen. Diese Gelehrten sprachen ihm fast alle Rechte der alten römischen Kaiser zu, und Friedrich ergriff die nötigen Maßregeln, sich diese Rechte anzueignen. Aus Furcht vor Friedrich gehorchten alle seinen Befehlen. Ein anderes Recht ließ der Kaiser nur gelten, wo es ihm durch Urkunden bewiesen werden konnte. Einzig Genua erkaufte seine Selbständigkeit für 1200 Mark Silber.

Hierauf strebte Kaiser Friedrich, die weltliche Oberhoheit auch im Kirchenstaate herzustellen. Das verdroß den Papst, und als Friedrich seinen getreuen Kanzler Rainald zum Erzbischof von Köln ernannte, verweigerte Hadrian die Bestätigung. Zugleich setzte er in Briefen seinen Namen vor den des Kaisers und redete ihn gegen den Gebrauch mit Du an. Auch warf er dem Kaiser vor, daß er die Geistlichen besteure und von ihnen Huldigungen fordere.

Friedrich antwortete dem Papst: „Welche Hoheitsrechte hatte denn die Kirche zur Zeit Konstantins? Haben nicht die Päpste alles, was sie besitzen, als ein Geschenk der Fürsten? Warum sollen die Bischöfe keinen Lehenseid und keine Lehenspflichten leisten, wenn sie die Königsgüter annehmen? Mögen sich doch Papst und Geistliche erinnern, daß Jesus selbst für sich und Petrus den Zins entrichtete und diese nachahmen. Wollen die Kardinäle und Prälaten irdische Güter besitzen, so müssen sie auch davon steuern.“

Der Streit in den Briefen ward immer heftiger. Heimlich stachelte Hadrian die Lombarden auf und die deutschen Bischöfe.

Auch schloß er mit dem König Wilhelm von Sizilien ein Trutzbündnis. In einem seiner Briefe nannte Hadrian den Kaiser einen Fuchs, der den Weinberg des Herrn zerstöre und als Betrüger und wahrer Heide den Bann verdiene. Friedrich sei ein Heide, welcher sich nicht erinnere, daß die deutschen Könige auf Ochsenwagen einherfuhren, ehe Papst Zacharias Karl den Großen salbte. Das Kaisertum habe einzig der Papst gegeben und er könne es wieder nehmen.

Als die Gemüter sich immer mehr erbitterten, empörten sich die Mailänder gegen des Kaisers Forderungen. Der Kaiser verhängte abermals die Acht über die Stadt und überzog sie mit Krieg. Crema, Brescia und Piacenza schlossen sich den Empörern an. Friedrich nahm nach hartnäckigem Widerstand zunächst Crema ein und zerstörte es.

Da starb Hadrian IV. und der größte Teil der Kardinäle wählte den Genossen Roland als Papst, welcher sich Alexander III. nannte. Die übrigen Kardinäle wählten den Kardinal Oktavian als Viktor IV. zum Papst.

Der Kaiser berief eine Kirchenversammlung nach Pavia. Hier erkannten die versammelten Bischöfe Viktor als den rechtmäßigen Papst an. Die Könige von England und Frankreich aber bestätigten den Alexander. Ebenso erklärte Mailand sich für Alexander. Der Kaiser rief ein neues Heer aus Deutschland herbei und zwang die Stadt zur unbedingten Unterwerfung. Die Besiegten erschienen, als dem Tode verfallen, mit Stricken um den Hals vor dem Sieger und harrten seines Spruches. Der Kaiser verfügte, er schenke ihnen das Leben, doch sollten alle die Stadt verlassen. Um künftigen Aufständen vorzubeugen, mußten sie sich in vier Orten je zwei Meilen voneinander ansiedeln.

Nachdem die Verbannten ausgezogen waren, ließ der Kaiser einen Teil der Stadtmauern niederreißen und ritt im Triumphe ein. Hierauf wurden die größeren Gebäude abgebrochen und die kleineren verbrannt. Nur die Kirchen blieben verschont. Furchtsam unterwarfen sich nun die anderen aufständischen Städte, und Friedrich war Herr und Kaiser in Oberitalien.

Nachdem er alle Angelegenheiten geordnet, kehrte Friedrich nach Deutschland zurück, um einige Zänkereien zu schlichten, welche dadurch entstanden waren, daß die Mainzer ihren Erzbischof Arnold und dessen Bruder erschlagen, sowie seinen Palast gestürmt hatten. Der Kaiser ächtete die Mörder und setzte Konrad, den Bruder des Otto von Wittelsbach, als neuen Erzbischof ein. Er entzog der Stadt ihre Rechte und machte sie zum offenen Flecken.

Vergeblich bemühte sich Friedrich, den König von Frankreich zur Anerkennung des Papstes Viktor zu bewegen. Bereits im Herbst des nächsten Jahres begab sich der Kaiser wieder nach Oberitalien, um durch seine Gegenwart den herausfordernden Eifer und Hochmut seiner Beamten zu mäßigen und die Gemüter zu besänftigen. Da Friedrich aber fest auf seinen kaiserlichen Rechten beharrte, so brachten ihm die Lombarden nur sehr geringes Vertrauen entgegen.

Im nächsten Frühjahr, am 20. April 1164, starb Papst Viktor plötzlich zu Lucca. Friedrich zeigte sich nun geneigt, den Papst Alexander anzuerkennen und sandte deshalb Boten an den Erzbischof von Köln. Dieser war jedoch nach Lucca geeilt und hatte bereits einen neuen Papst wählen lassen, Paschal III. Friedrich billigte die Wahl. Dadurch entstand ein grimmiger Kampf, welcher in Italien und Deutschland mit Wort und Schwert geführt ward. In Italien drohte offene Empörung auszubrechen. Da Friedrich derselben ohne Heer nicht gewachsen war, ging er nach Deutschland, um dort die Streitigkeiten zu schlichten und zum Zuge nach Italien aufzufordern.

Rasch stellte der Kaiser bei seiner Heimkehr den Frieden wieder her und bemühte sich bei König Heinrich II. von England um Anerkennung seines Papstes. Zugleich warb Friedrich um die Tochter Heinrichs für Heinrich den Löwen. Zu Pfingsten 1165 wurde auf dem Reichstage zu Würzburg ein Bündnis geschlossen. Alle Fürsten schwuren, niemals den Alexander oder einen von dessen Partei erwählten Papst anzuerkennen Nur die Erzbischöfe von Mainz und Salzburg verweigerten den Eid, worauf sie beide vom Kaiser geächtet wurden.

Gegen Ende des Jahres 1166 hielt Kaiser Friedrich abermals mit einem Heer in der Lombardei seinen Einzug, wo er überall Mißstimmung vorfand. Die Beamten beschwerten sich über die Bevölkerung und diese über die Beamten. Während der Kaiser gegen Rom vorrückte und unterwegs das widersetzliche Ankona belagerte, schlossen in seinem Rücken die Städte Oberitaliens ein Bündnis gegen ihn. Die verbannten Mailänder kehrten zurück und bauten ihre zerstörte Stadt wieder auf. Nachdem eine Vorhut des deutschen Heeres unter der Führung des Erzbischofs Christian von Mainz vor Rom geschlagen worden, brach Friedrich die Belagerung Ankonas ab und eilte nach Rom.

Der Kaiser belagerte die Städte und schlug Heer und Flotte des Normannenkönigs Wilhelm, welcher zur Befreiung des Papstes herbeigeeilt war. Während der Unterhandlungen, welche nun wegen der Übergabe Roms eingeleitet wurden, gelang es dem Papst Alexander nach Benevent zu entkommen. Hierauf hielt Friedrich mit Papst Paschal in Rom Einzug und ließ sich mit seiner Gemahlin krönen. Die Römer mußten ihm huldigen.

Infolge großer Regengüsse, welche mehrfach mit großer Hitze abwechselten, entstand jedoch in diesem ungesunden Lande mit seinem tückischen Klima plötzlich eine Seuche, die das ganze Heer des Kaisers ergriff und seine Mannen zu Hunderten dahinraffte. Gesunde stürzten plötzlich tot zu Boden, Begrabende sanken entseelt neben den Toten nieder. Hohe und Geringe wurden ohne Unterschied von der Seuche ergriffen. Viele Bischöfe, Erzbischöfe und Edle des Kaisers starben, darunter auch Friedrich, der jüngere Welf.

Mehr als das Unglück an und für sich war dem Kaiser der Aberglaube des Pöbels nachteilig, welcher in dieser Seuche eine

Strafe des Himmels erblickte für die Verfolgung des rechtmäßigen Papstes. Der Kaiser ließ nun Paschal mit geringer Besatzung in Rom zurück und eilte mit den Trümmern seines Heeres nach Oberitalien. Dort verhängte er mit Ausnahme von Pavia, Crema und Lodi die Acht über die lombardischen Städte. Diese schlossen sich jedoch nur um so fester aneinander. Ihre Heere zogen bald von allen Seiten gegen den Kaiser heran.

Nur mit knapper Not entging der fliehende Kaiser seinen Verfolgern dadurch, daß er in gewissen Zwischenräumen mehrere Geiseln der Städte aufhängen ließ. Die Furcht, daß alle Geiseln dieses Schicksal teilen könnten, ließ die Verfolger zaudern. In Susa, wo der Kaiser überfallen ward, entging er nur durch Aufopferung Hermanns von Siebeneichen dem Tode. Krank an Leib und Seele kam Friedrich im März 1168 nach Deutschland. Papst Paschal starb zu Rom am 20. September desselben Jahres.

Inzwischen hatte Heinrich der Löwe, beständig kämpfend, in Norddeutschland seine Macht bedeutend erweitert. Unter dem Vorwand, das Christentum in slavischen Ländern zu verbreiten, drang Heinrich immer weiter vor. Sein Schwert predigte gewaltig die Lehre Jesu, und die schweren Abgaben, welche Heinrich den Slaven auferlegte, stärkten deren christliche Erkenntnis und Demut. In den Schweriner See soll Heinrich Tausende zur Taufe getrieben haben, worauf er dafür sorgte, daß die Täuflinge in apostolischer Armut ihm dienten. Die Härte, mit welcher Heinrich nicht nur gegen die Slaven, sondern gegen alle seine geistlichen und weltlichen Vasallen verfuhr, schuf ihm unzählige Feinde und einen schweren Kampf, welchen der Kaiser bei seiner Rückkehr aus Italien meist zu Heinrichs Gunsten schlichtete.

Als Friedrich diese Angelegenheit geordnet, ließ er seinen ältesten Sohn, fünf Jahre alt, zum römischen König und Nachfolger wählen. Dem zweiten Sohn gab der Kaiser das erledigte Herzogtum Schwaben, dem dritten Sohn einen großen Teil von Franken. Er selbst nahm alsbald das reiche Erbe des alten Welf in Besitz, dessen Sohn in Italien an der Seuche gestorben war.

Darüber mißmutig, unternahm Heinrich der Löwe mit zwölfhundert Rittern eine Fahrt nach Jerusalem und kehrte nach Jahresfrist ruhmvoll heim. Ein Jahr darauf gebar ihm seine englische Gemahlin einen Sohn. Jetzt empfand es Heinrich der Löwe doppelt schwer, daß ihm die Güter seines alten Oheims Welf entgangen waren.

Der alte Welf hatte nämlich ein lustiges Leben angefangen, welches bald seine Barmittel aufzehrte. Nun wandte er sich um Geld an seines Bruders Sohn Heinrich, indem er ihm das Erbe versprach. Dieser, welcher glaubte, das Erbe sei ihm sowieso sicher, schlug die Bitte ab. Da übergab Welf alle seine Güter dem Sohn seiner Schwester, dem Kaiser, wofür dieser den Aufwand Welfs bestritt. Heinrich, schwer gekränkt, hielt dennoch Frieden, da der Kaiser zu mächtig war.

Im Jahre 1174 zog Friedrich nochmals über die Alpen, um die Lombarden für immer zu bändigen. Auch wollte er den neuen

Gegenpapst, Calixt III., einsetzen. Der Bund der Städte hatte sich jedoch inzwischen gestärkt und gerüstet. Sogar eine neue Festung ward erbaut, welche, dem Kaiser zum Hohn, den Namen Alessandria erhielt.

Nachdem Friedrich Asti besiegt und Susa verbrannt, wandte er sich nach dieser neuen Feste. Aber an Alessandria prallte die Kühnheit der Deutschen ab. Die Mauern waren zu fest, der Boden rings umher zu sumpfig. Vergeblich belagerte der Kaiser Alessandria während eines ganzen Winters. Am grünen Donnerstag 1175 wagte er einen allgemeinen Sturm. Als jedoch die Lombarden zum Entsatz anrückten, verbrannte er sein Lager und zog ihnen entgegen. Da keine Partei den Angriff wagen mochte, ward ein Waffenstillstand geschlossen, während dessen endlose Verhandlungen begannen. Keine Partei wich von ihren Forderungen, und der Kaiser zögerte absichtlich, weil er Verstärkung der Seinen aus Deutschland erwartete. Plötzlich traf die Kunde ein, Heinrich der Löwe, der mächtigste Fürst, wolle nicht kommen. Da begab sich Friedrich im Frühjahr 1176 nach Deutschland, um Heinrich den Löwen persönlich zur Hilfeleistung zu bewegen. Der Kaiser soll ihn in seiner Not sogar fußfällig gebeten haben. Heinrich aber weigerte sich hartnäckig, ihm im Kampfe beizustehen.

Friedrich kehrte nach Italien zurück, Heinrich nach Sachsen. Bald darauf kam es am 29. Mai zur Schlacht bei Legnano. Anfangs siegten die Deutschen, und überall, wo der Kaiser anstürmte, wichen die Italiener in wilder Flucht. Bereits schien der Sieg den Deutschen sicher. Da eilten neue Truppen von Mailand herbei und führten die Fliehenden zurück. Eine neue Schlacht begann, und in dieser wurden die Deutschen geschlagen und zerstreut. Viele gerieten in Gefangenschaft.

Friedrich floh nach Pavia. Von dort aus schloß er mit Papst Alexander und den Lombarden Frieden und erkannte Alexander als wahren Papst an. Mit Sizilien vereinbarte Friedrich einen Waffenstillstand auf fünfzehn Jahre, mit den Lombarden auf sechs Jahre, innerhalb welcher Zeit die gegenseitigen Rechte geregelt werden sollten. Hierauf ward Friedrich vom Kirchenbann freigesprochen und nach Venedig eingeladen, wo sich der Papst aufhielt. Dort empfing man den Kaiser mit verlogener italienischer Ehrfurcht, und Friedrich seinerseits heuchelte dem Papst gleichfalls die herkömmliche Hochachtung. Der Papst gab ihm den Friedenskuß und verlieh ihm für fünfzehn Jahre die Güter der seligen Markgräfin Mathilde. Die vom Kaiser vertriebenen Erzbischöfe von Mainz und Salzburg wurden wieder eingesetzt, wogegen der Papst alle anderen geistlichen Würdenträger bestätigte. Somit war der Friede vorläufig wieder hergestellt.

Von Venedig begab sich Friedrich nach Burgund und ließ sich zu Arles mit seiner Gemahlin krönen. Dann regelte er auf dem Reichstag zu Besançon alle Angelegenheiten und kehrte im Herbst nach Deutschland zurück. Dort hatte Heinrich der Löwe inzwischen weiter seine Macht vermehrt, aber sich auch viele neue

Feinde geschaffen. Der offene Kampf begann, als der von Heinrich verjagte Bischof Ulrich von Halberstadt mit Hilfe des Papstes Alexander wieder zu seinem Bistum gelangen wollte.

Heinrich, rings von Feinden umlauert, welche auf des grollenden Kaisers Beistand hofften, sah einen schweren Kampf voraus und ging deshalb dem Kaiser huldigend entgegen. Dieser lud ihn zur Untersuchung seiner Streitigkeiten auf den Reichstag nach Worms. Heinrich erschien nicht und leisteste auch einer erneuten Aufforderung keine Folge. Er suchte jedoch den Kaiser bei einer persönlichen Zusammenkunft zu versöhnen.

Der Kaiser verlangte nun fünftausend Mark Silber als Buße für verweigerte Reichshilfe und für Vermittlung zwischen Heinrich und seinen Gegnern. Da schied Heinrich im Zorn vom Kaiser und entschloß sich zum Kampf mit dem Schwert. Als Heinrich auch auf eine dritte und vierte Aufforderung des Kaisers nicht zur Verantwortung auf dem Reichstag erschien, sprach Friedrich im Jahre 1180 die Reichsacht über Heinrich aus und erklärte ihn seiner Herzogtümer Sachsen und Bayern, sowie aller Reichs- und Kirchenlehen verlustig.

Sachsen wurde sofort geteilt. Die herzoglichen Rechte in Westphalen und Engern gingen an den Erzbischof von Köln über, die Rechte in Ostphalen an die Bischöfe von Verden, Hildesheim und Halberstadt. Die Reste erhielt Graf Bernhard von Anhalt. Holstein nahm der Kaiser für sich selbst in Anspruch. Bayern ward zum größten Teil an Otto von Wittelsbach vergeben, welcher dem Kaiser treue Dienste geleistet hatte. Die Grafen von Tirol und Steier wurden jedoch direkt unter kaiserliche Oberhoheit gestellt, ebenso die Bischöfe und die Grafen von Andechs, welche sich jetzt Herzöge von Meran nannten.

Auf diese Art fiel Bayern teilweise wieder dem Geschlecht der Schyren zu, welches über zweihundert Jahre von der Herrschaft ausgeschlossen gewesen. Pfalzgraf Arnulf hatte sich nach seiner Absetzung durch Otto I. eine feste Burg gebaut, welche einer Königsburg gleichkam. Zur Erinnerung an seine Abstammung von einem der heldenhaftesten germanischen Stämme nannte er sie Schyren oder Scheyren. Die Nachkommen Arnulfs lebten als Gaugrafen still auf ihren Schloßgütern. Auch walteten sie als Schirmvögte des Bistumes Freising und vieler Klöster. Die Schyren waren in die Geschlechter Valay, Dachau und Abensberg verzweigt. Der Hauptzweig nannte sich, als die Schyren ihr Stammschloß Scheyren den Benediktinermönchen übergaben, nach dem Schlosse Wittelsbach.

Jetzt erhielt der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach vom Kaiser die Herzogswürde zurück. Aber die Ausdehnung des Landes und die alten Rechte waren bedeutend vermindert worden. Daher strebten die Wittelsbacher durch Mäßigkeit, Sparsamkeit, kluge Heiraten und Verträge ihre Besitzungen und Rechte zu wahren und ein neues Herzogtum zu gründen, welches, aus den Überresten des alten Herzogtums entstanden, den alten Namen Bayern behielt.

Herzog Otto starb bereits im Jahre 1183. Ihm folgte sein Sohn Ludwig. Keines der alten Herzogtümer ward wieder mächtig genug, dem König zu widerstehen.

Von dieser Zeit an zerfiel Deutschland allmählich in eine große Zahl von Fürstentümern und Herrschaften, deren regierende Geschlechter nebst ihren Abkömmlingen in Deutschland fast die einzigen familienerblichen Germanen sind. Hätte sich dieses umfangreiche wohltätige Feudalwesen in Deutschland nicht bis auf unsere Tage behauptet, so besäße Deutschland keine Germanen mehr. Ohne Führung der fürstlichen und adligen Germanen wäre Deutschland längst nichts besseres als ein zweites China.

Da auch der Adel der slavischen Gebiete Deutschlands gleich den Germanen, sarmatisch-getischer Abkunft ist, so hat eine gelegentliche Vermischung des Germanenadels mit dem Adel der Slaven und Ungarn dem Rassenwert des deutschen Adels nichts genommen. Außerdem haben wir im Verlauf der Geschichte klar und deutlich gesehen, daß auch der Adel der romanischen Länder vorwiegend germanischer Abkunft oder Mischung ist. Die Mischung deutschen Adels mit einem fremden europäischen Adel wird also selten seinen Rassenwert herabsetzen. Nur die Mischung mit Bürgertum nimmt dem Adel mehr oder weniger seinen Rassenwert. Denn selbst das höhere Bürgertum ist selten von familienerblicher rein germanischer Herkunft. Meist ist es keltischer, zuweilen hamitisierter romanischer Abstammung, mit Germanentum vermischt.

Die breite Masse des deutschen Volkes ist ein Gemisch von keltisierten Slaven und Finnen, deren Rassenwert ein äußerst mittelmäßiger und in den untersten Schichten sogar ein sehr geringer ist. Solange noch in Gestalt der Fürsten und eines alten Erbadels genügend Germanen im Lande wohnen, sind kraft des Naturgesetzes von der Herrschaft der Qualität über die Quantität alle anderen Mischrassen Deutschlands diesem Germanentum in Gehorsam und Abhängigkeit unterworfen. Nur in dem Grade, in welchem das Germanentum Deutschlands durch eheliche Vermischung im Finnentum des Landes untersinkt, nur in dem Grade wird Deutschland für die Sozialdemokradespotie und ihre Nachteile reif. In allen anderen Ländern Europas waltet ganz dasselbe Naturgesetz.

Nach seiner Ächtung fielen alle Gegner über Heinrich den Löwen her. Er widerstand ihnen allen mit Tapferkeit und Glück. Im Sommer 1181 zog jedoch der Kaiser selbst gegen Heinrich aus. Er bezwang eine Stadt nach der andern und bedrohte auch Lüneburg, wo sich die Gemahlin Heinrichs des Löwen mit ihren Söhnen mutig verteidigte. Jetzt suchte Heinrich die Versöhnung. Er warf sich dem Kaiser auf dem Reichstage zu Erfurt zu Füßen. Tief erschüttert hob ihn der Kaiser auf und umarmte ihn unter Tränen mit den Worten: „Und doch bist du selbst Ursache deines Unglücks!“ Die Acht ward aufgehoben. Doch war für Heinrich nichts weiter

übrig geblieben, als seine Erbländer Braunschweig und Lüneburg. Zudem sollte er für sieben Jahre Deutschland verlassen.

Gedemütigt, doch ungebrochen, zog Heinrich auf seinem Zug in die Verbannung durchs Land. Bardewick, vor kurzem noch seine Stadt, verschloß ihm höhnend die Tore, als er dort Nachtlager suchte. Da schwur Heinrich, diesen Schimpf derartig zu rächen, daß jede Stadt sich ferner scheuen werde, einen Fürsten in seinem Unglück zu beleidigen. Heinrich segelte nach der Normandie und wallfahrtete von hier nach Compostella in Spanien. Dann begab er sich nach England, wo ihm sein jüngster Sohn geboren wurde, dessen Nachkommen durch Schicksalsverkettung noch heute in England regieren.

In Deutschland kehrte nun überall Friede ein. Die Fürsten befestigten ihre Macht in den ihnen verliehenen Ländern, und der Kaiser richtete sein Augenmerk wieder auf Italien. Papst Alexander war am 30. August 1181 gestorben. An seiner Stelle ward Lucius III. gewählt. Doch die Römer empörten sich gegen ihn und jagten ihn fort. Zwei Jahre später ging der Waffenstillstand der Lombarden zu Ende. Friedrich schloß nun auf einem Reichstag zu Konstanz Frieden mit ihnen.

Die Städte durften ihre Rechte und Einnahmen behalten, welche sie von alters her besaßen. Für die italienischen Feldzüge des Kaisers mußten sie Wege und Brücken herstellen und hinreichend Lebensmittel für Menschen und Tiere liefern. Doch versprach der Kaiser, sich nie übermäßig lange in einer Stadt aufzuhalten. Ferner verblieb den Städten das Recht der Befestigungen und Bündnisse, wogegen sie die Rechte des Kaisers und der Bischöfe wahren sollten. Alle Lehensmänner und Obrigkeiten hatten dem Kaiser den Lehenseid, alle Bürger, über siebzehn Jahre alt, den Bürgereid zu schwören. Entstehende Zwiste sollten friedlich beigelegt werden. So kehrte auch in Italien der Friede ein, zumal die kirchlichen Fehden jetzt dort ein Ende nahmen.

Auf Pfingsten des folgenden Jahres berief Kaiser Friedrich eine glanzvolle Reichsversammlung nach Mainz. Vierzigtausend Ritter und unzähliges Volk waren anwesend, dazu der Kaiser mit seiner Familie und sämtliche geistlichen und weltlichen Fürsten. Das Fest wurde durch Gesang und Ritterspiele verherrlicht, an welchen Friedrich persönlich teil nahm. Noch lange ward der Glanz dieses Festes gefeiert und besungen. Nur während des Gottesdienstes störte vorübergehend ein Mißklang die Schönheit des Tages. Der Abt von Fulda und der Erzbischof von Köln bissen sich um das Vorrecht, neben dem Kaiser zu sitzen. Doch verhinderte Kaiser Friedrich und König Heinrich, sein Sohn, noch rechtzeitig eine Hauerei zwischen dem Gefolge der frommen Herren. Sie bewogen den Abt, auf seine Forderung zu verzichten.

Bald nach diesem denkwürdigen Feste entstanden neue Mißhelligkeiten. Zu Trier waren bei einer Neuwahl zwei Erzbischöfe gewählt worden, Rudolf und Volmar. Der Kaiser ordnete daher eine neue Wahl an. Er bestätigte den wieder gewählten Rudolf.

Den Volmar, welcher sich wegen seiner Bestätigung an den Papst wandte, ließ Friedrich durch seinen Sohn Heinrich vertreiben. Ebenso ließ er den Erzbischof Philipp von Köln behandeln, welcher Kaufleute von Augsburg ausgeraubt hatte.

Der Papst nahm Volmar und Philipp in Schutz. Aber da er selbst von den Römern schlecht behandelt ward, so lud er den Kaiser zu einer Unterredung nach Verona ein. Hier fand, statt eines Ausgleichs, heftiger Streit statt. Der Papst tadelte den Kaiser wegen der Art, wie er die Bischöfe Volmar und Philipp behandelt habe. Auch verlangte er noch vor Ablauf der einst von Alexander festgesetzten Jahre vom Kaiser die Güter der Gräfin Mathilde zurück. Obenein weigerte sich der Papst, den König Heinrich zu krönen, solange nicht Friedrich die Krone niederlege. Beide schieden in Feindschaft.

Um desto sicherer im nahen Kampfe zu siegen, suchte der Kaiser die Lombarden und besonders die Mailänder durch Freundlichkeit zu gewinnen. Auch strebte Friedrich, seinen Sohn Heinrich mit Konstanze, der Tochter des Normannenkönigs Roger von Sizilien und Neapel, zu verbinden. Zwar war Konstanze zehn Jahre älter als Heinrich, aber sie war einzige Erbin beider Königreiche. Papst Lucius und sein Nachfolger, Urban III., bemühten sich daher mit aller Kraft, diese Heirat zu vereiteln.

Trotz aller Hindernisse fand die Vermählung am 27. Januar 1186 in Gegenwart des Kaisers und vieler deutschen, italienischen und normannischen Fürsten und Edlen zu Mailand mit großem Prachtaufwand statt. Die Bischöfe aber, welche bei der Vermählung zugegen waren, setzte der zu Verona weilende Papst Urban ab. Da der Papst außerdem hartnäckig die Krönung Heinrichs verweigerte, hielt ihn Friedrich in Verona eingeschlossen. Inzwischen verbündete sich König Heinrich mit den Römern, demütigte die Städte, welche es mit dem Papst hielten und besetzte den Kirchenstaat.

Der Papst, aus Verona entkommen, wollte bereits zu Ferrara den Bann über den Kaiser aussprechen, als er noch rechtzeitig am 20. Oktober 1187 starb. Am folgenden Tage ward ein neuer Papst, Gregor VIII., erwählt. Auch dieser beschloß, nach Art seiner Vorgänger, mit Fluch und Bann die Welt zu beglücken. Da traf die Nachricht ein, Jerusalem sei den Christen wieder entrissen worden und in die Gewalt des Sultan Saladin gefallen. Bereits hatten sich die Könige von England und Frankreich zu einem Kreuzzug verbündet, und so beschloß auch Friedrich Barbarossa, allen andern Streit ruhen zu lassen und ebenfalls nach dem Osten zu ziehen.

Bevor der Kaiser jedoch die Fahrt nach dem Orient antrat, ordnete er noch die Angelegenheiten des Reiches. Dann zerstörte er mehrere Raubschlösser und verkündete den allgemeinen Landfrieden. Er berief Heinrich den Löwen nach Goslar, dessen Verbannung durch Bitten des Papstes auf drei Jahre ermäßigt worden war. Dort stellte ihm Friedrich die Wahl frei, ob er auf kaiserliche Kosten mit nach dem Morgenlande ziehen oder eidlich geloben

wolle, mit seinen Söhnen das Reich auf weitere drei Jahre zu meiden. Heinrich, welcher mit geheimer Hoffnung auf Besserung seines Schicksals erschienen, wählte enttäuscht abermals die Verbannung.

An der Spitze eines vortrefflichen Heeres trat Kaiser Friedrich seine Fahrt nach dem Osten an. Sein Sohn Heinrich blieb als Regent zurück. Als der Kaiser an der Save das Heer musterte, zählte er hundertfünfzigtausend wohlbewehrte Krieger, wovon der dritte Teil beritten war.

Kaum hatten die Kreuzfahrer griechischen Boden erreicht, so warteten ihrer durch die Tücke des Kaisers Isaak große Nöte und Gefahren. Aber Friedrich überwand alle Hindernisse und erschien mit seinem Heer unvermutet vor Konstantinopel. Dort verzichtete Friedrich im Hinblick auf den Zweck seiner Fahrt auf Rache.

Am 23. März 1190 setzten die Kreuzfahrer unter Leitung des jüngeren kaiserlichen Sohnes Friedrich und des Herzogs von Schwaben nach Asien über. Der Kaiser blieb zurück, bis der letzte Mann übergesetzt war. Erst dann bestieg auch er das Schiff. Bald umgab allerlei neuer Verrat die Kreuzfahrer. Tückische Führer lockten das Heer in wasserlose Wüsten oder in Hinterhalte, sodaß Tausende elend zugrunde gingen. Kaiser Friedrich überwand jedoch mutig alle Gefahren und konnte bei Iconium sein halb verhungertes und verzweifelndes Heer noch zum Kampfe begeistern. Er selbst drang mitten unter die Feinde und errang einen vollständigen Sieg. Iconium fiel mit reichster Beute in seine Gewalt.

Die Führer der Türken huldigten und gaben ihm Bürgen. Unbelästigt zog das Heer weiter an den schroffen Felswänden und tiefen Abgründen hin, welche der Saleph durchbraust. Am 10. Juni war auch diese Gefahr überstanden. Das Heer schlug in der fruchtbaren Ebene von Seleucia seine Zelte auf. Alle waren erfreut. Nachmittags ließ Kaiser Friedrich die Furt des Stromes untersuchen, welcher auch in der Ebene noch viel reißende Strömung hatte.

Friedrich ritt selbst hinaus. Ermüdet von vielen Nachtwachen und von der Hitze des Tages, wollte er sich durch ein Bad stärken. Der Kaiser legte die Rüstung ab und sprang in den Strom. Als geübter Schwimmer achtete er aber nicht auf die Wirbel der wilden Fluten. Plötzlich sank der Kaiser unter, arbeitete sich jedoch wieder empor. Ein Ritter, der ihm nachgeschwommen, ergriff ihn. Da faßte beide der Strudel und trennte sie. Nun stürzte ein zweiter Ritter zu Pferde dem Kaiser nach, brachte ihn auch ans Land, aber ohne Leben.

Entsetzt sahen alle Mannen auf die Leiche ihres greisen Kaisers, den sie alle wie ein höheres Wesen verehrt hatten. Dann durchtobte wilder Schmerz das Heer. Auf den Frohsinn des Tages folgte eine Nacht der Trauer und des Zagens. Unter Klagen zogen die Kreuzfahrer weiter. Friedrich, der Sohn des Verstorbenen,

führte die Truppen. Am 19. Juni ward Kaiser Friedrich zu Antiochia bestattet.

Bei Ankunft des Heeres in dieser Stadt brach eine vernichtende Seuche aus. Die üppige Stadt und die ganze Umgebung verwandelte sich in ein weites Totengefilde. Als der junge Herzog Friedrich endlich aufbrach, waren kaum noch tausend Reiter und siebentausend Mann Fußvolk vom ganzen Heere übrig. In dieser Weise räumten die Kreuzzüge nicht nur mit dem Germanentum Europas, sondern auch mit dem edleren germanisierten Keltentum auf, welches zu allen Zeiten in höherer dienender Stellung sich dem führenden Germanentum beigesellte.

Herzog Friedrich zog mit seinem kleinen Heer der Überlebenden nach Tyrus, um sich den Belagerern von Akkon anzuschließen, unter welchen alle Zucht und Ordnung gelöst war. Mit Ungeduld harrten deshalb die Führer der Ankunft des Kaisers. Da kam die Nachricht von seinem Tode und verbreitete Mutlosigkeit und Jammer. Die Türken jubelten. Herzog Friedrich übernahm vor Akkon den Oberbefehl über alle Deutschen. Die alte Zucht ward wieder hergestellt. Sein Ansehen erhielt unter den Edlen und Fürsten die Einigkeit.

Saladins Unternehmungen wurden sehr beeinträchtigt. Zur Pflege armer und verwundeter Kreuzfahrer, sowie zum beständigen Kampf gegen die Türken gründete Herzog Friedrich vor Akkon den Orden der Deutschherren. Die Zahl der Mitglieder dieses Ordens wuchs beständig. Akkon ward immer eifriger belagert, aber ohne Erfolg.

Bald verhinderten herbstliche Stürme die Zufuhr von Lebensmitteln. Eine furchtbare Not griff um sich. Tausende starben, und die notdürftig begrabenen Leichen verpesteten die Luft. Unter den Gestorbenen war auch Herzog Friedrich, welcher, erst fünfundzwanzig Jahre alt, sein Leben ausgehaucht hatte. Die wenigen überlebenden Deutschen erhofften eine Rettung von den Königen von Frankreich und England. Aber die Eifersucht beider Könige hinderte ein gemeinsames Vorgehen. Nachdem König Philipp nach Frankreich zurückgekehrt, erwies sich König Richard zwar als ein mutiger Streiter, sodaß er den Beinamen Löwenherz erhielt, — als Feldherrn aber glückte ihm nichts, als die endliche Einnahme von Akkon.

Stolz und anmaßend beleidigte Richard Löwenherz den Herzog Leopold von Österreich, indem er dessen Leute aus einem von ihnen besetzten Hause vertrieb und die österreichische Fahne in eine Wasserlache werfen ließ. Vergebens erhob der Herzog Einspruch. Unter dem Hohngelächter der Engländer mußte er sich zurückziehen. Aber er schwur, sich zu rächen.

Richard Löwenherz, des Kampfes müde, ging nur noch auf Abenteuer aus und schloß bald darauf mit Saladin Frieden. Die Christen erhielten einige ihnen heiligen Orte und dazu die Erlaubnis, Jerusalem ohne Abgabe, aber auch ohne Waffen zu besuchen. Hierauf kehrten die Kreuzfahrer nach Europa zurück.

Die asiatischen Christen wurden ihrem Schicksal überlassen. Denn im Abendlande erlosch allmählich die wahnsinnige Begeisterung für das sogenannte heilige Grab. Zur Ehre der führenden Germanen ist anzunehmen, daß es auch mehr germanische Lust zu heldenhaften Abenteuern war, was die Kreuzzüge bei der Ritterschaft in Fluß brachte, als konfessionelle Beschränktheit.

Während jenes unglücklichen Kreuzzuges regierte in Deutschland der Sohn Friedrichs als Heinrich VI. Er war jedoch nicht imstande, allerlei Fehden im Lande zu hindern. Die Feinde des abwesenden Heinrich des Löwen benutzten dessen Verbannung und fielen raubend in seine Gebiete ein. Hierdurch fühlte sich Heinrich der Löwe seines Eides entbunden. Er kehrte vor Ablauf der festgesetzten drei Jahre zurück, eroberte die verhaßte Stadt Bardewick und zerstörte sie.

Hierauf zwang der Löwe Lübeck zur Unterwerfung und entriß dem neuen Herzog Bernhard von Sachsen Lauenburg. Bereits wollte er dem Grafen Adolf Holstein nehmen. Da zog König Heinrich mit einem Reichsheer gegen den Löwen zu Felde und belagerte Braunschweig, welches des Herzogs Sohn mutig verteidigte. Der Winter machte dem Kampf ein Ende. Im Frühjahr 1190 war der Herzog zuerst im Felde. Nachdem der Krieg unentschieden hin und her gewütet, erhielt der König fast zu gleicher Zeit die Nachricht vom Tode Kaiser Friedrichs und des Königs Roger von Sizilien.

Jetzt eilte Heinrich, den Löwen zu versöhnen, um sich in Italien als Kaiser krönen zu lassen und die Herrschaft über Sizilien anzutreten. Der Vergleich kam zustande. Der Herzog sicherte Frieden zu und gab seinen jüngeren Sohn als Bürgen. Der ältere Sohn sollte den König mit fünfzig Rittern nach Italien begleiten. Heinrich bekundete große Eile, dorthin zu gelangen. Denn als Statthalter hatte er sich dort durch Härte alle Gemüter entfremdet. Auch vernahm er die Kunde, die Normannen hätten den Grafen Tankred zum König von Sizilien erhoben.

Mit großer Heeresmacht stand Heinrich VI. im Frühjahr 1191 vor Rom. Dort war einige Tage vorher Papst Klemens III. gestorben. Der neue Papst, Cölestin III., weigerte sich, den König als Kaiser zu krönen. Nun versprach Heinrich VI. den Römern die Herausgabe von Tuskulum, wenn sie den Papst zwängen, ihn zu krönen. Die Römer willigten ein, und bald darauf zog Heinrich als gekrönter Kaiser weiter nach Neapel.

Diese Stadt widerstand jedoch allen Stürmen. Die heiße Sonne erzeugte Krankheiten im Heere der Deutschen, und viele erlagen. Andere kehrten heim, darunter Heinrich von Braunschweig, der Sohn des Löwen. Der Kaiser selbst lag schwer krank darnieder. Seine Gemahlin ward nach Salerno gelockt und dort gefangen gehalten.

Da brach der Kaiser nach seiner Genesung zornig die Belagerung ab. Sengend und mordend und edle Geiseln raubend, eilte er über Genua nach Deutschland, wo er durch seine Ankunft die Pläne der Gegner durchkreuzte.

Zugleich gelangte der Kaiser durch den Tod des alten Welf in den festen Besitz von dessen unzähligen Gütern, wodurch er seine Macht gewaltig stärkte. Da er aber nicht genug Geld schaffen konnte, verkaufte Heinrich VI. den erledigten Bischofssitz zu Lüttich um 3000 Mark Silber und setzte den Käufer mit Waffengewalt ein. Erst als allgemeine Entrüstung laut ward, gab Heinrich seinen Käufer auf.

Durch Fehden in Schwaben und Bayern zurückgehalten, konnte der Kaiser nicht selbst gegen den Löwen ziehen, den er nun zu demütigen gedachte. Dafür ermutigte er die Feinde des Braunschweigers zum Kampfe, und bald ward dieser von allen Seiten angegriffen.

Vergeblich hoffte der Herzog auf die Hilfe seines Schwagers, des Königs Richard Löwenherz von England. Jener war auf der Heimfahrt an die adriatische Küste verschlagen worden. Als er unerkannt durch das Land des Herzogs Leopold von Österreich zu entkommen suchte, ward er entdeckt und gefangen genommen. Denn Leopold wollte die ihm vor Akkon widerfahrene Schmach rächen.

Der Kaiser, welcher davon Kunde erhielt, erzwang die Auslieferung des Gefangenen, weil Richard auf seinem Zuge nach Asien die Partei Tankreds von Sizilien unterstützt hatte. Trotz aller Mahnungen des Papstes und der Fürsten gab der Kaiser den Richard Löwenherz nicht eher frei, als bis er ein ungeheures Lösegeld von ihm erzwungen.

Nun suchte sich auch Heinrich der Löwe mit dem Kaiser zu versöhnen. Er sandte seinen ältesten Sohn, die Verhandlungen einzuleiten. Die beiden jüngeren Söhne befanden sich bereits beim Kaiser als Bürgschaft für das Lösegeld des Königs Richard. Da aber der Kaiser den jungen Herzog durch leere Versprechungen hinhielt, reiste dieser voll Unmut wieder ab. Unterwegs jedoch vermählte er sich auf Burg Stahleck, im heimlichen Einverständnis mit der Mutter der Braut, mit Agnes, der Nichte des Kaisers, während deren Vater, der rheinische Pfalzgraf Konrad, bei seinem Bruder, dem Kaiser weilte.

Wohl zeigten sich beide Brüder über diesen Streich des jungen Welfen anfangs sehr ergrimmt. Aber sie wagten nicht, die Ehe zu lösen. Dem Welfen ward die Pfalz zugesichert, und der Kaiser versöhnte sich mit Heinrich dem Löwen. Dann eilte er mit einem neuen Heer nach Italien.

Tankred und dessen älterer Sohn Roger waren dort inzwischen gestorben. Letzterer hatte nur einen minderjährigen Sohn Wilhelm hinterlassen. Mit Hilfe der Genueser und Pisaner, welche der Kaiser durch große Versprechungen zu seinem Beistand gewonnen, ward er in kurzer Zeit Gebieter über Unteritalien und Sizilien. Sybilla, Tankreds Witwe, huldigte dem Kaiser, der sich im November 1194 zu Palermo krönen ließ.

Im vollen Besitze der Macht, nahm der Kaiser jetzt fürchterliche Rache an allen, welche ihm früher feindlich widerstrebten.

Er ließ die Gräber Tankreds und Rogers öffnen und den Leichen die Kronen abreißen. Sybilla mit ihrer ganzen Familie verurteilte Heinrich VI. zu dauernder Gefangenschaft. Die vornehmsten Normannenabkömmlinge Siziliens ließ er hängen, spießen, lebendig begraben, verbrennen oder zu Tode martern.

Am Tage dieses furchtbaren Gerichtes ward dem Kaiser ein Sohn geboren, welcher später als Friedrich II. regierte. So genoß der Kaiser am gleichen Tage, es war der 24. Dezember 1194, zwei Weihnachtsfreuden auf einmal, die der befriedigten Rache und die, jetzt einen Erben zu haben.

Im folgenden Februar kehrte Heinrich VI. mit unermeßlichen Schätzen und vielen Geiseln nach Deutschland zurück. Seine Gemahlin blieb in Sizilien zurück. Durch deren Anwesenheit und den Schrecken seines Namens glaubte der Kaiser in Sizilien seine Herrschaft für immer befestigt zu haben. Auf dem Heimweg ließ er den jungen Normannen Wilhelm blenden. Dann ward derselbe nach Hohenems als Gefangener abgeführt. Die Königin Sybilla brachte man mit ihren Töchtern nach Kloster Hohenburg.

Da jedoch Heinrich den Genuesern und Pisanern das Versprechen einer glänzenden Belohnung nicht hielt, sprach der Papst dafür und für die Grausamkeiten, welche an den Normannen verübt wurden, den Bann über ihn aus. Aber Heinrich belächelte überlegen diesen Bann. Er beschloß, den Papst dafür zu demütigen, dessen weltliche Macht auf Rom zu beschränken und zugleich auch die Lombarden völlig zu unterwerfen. Als diese das erfuhren, schlossen mehrere Städte sogleich einen Bund zu bewaffnetem Widerstand.

Inzwischen starb am 6. August 1195 Heinrich der Löwe. Dessen Länder waren unter seine drei Söhne Heinrich, Otto und Wilhelm verteilt worden, woraus die Fürstentümer Braunschweig, Lüneburg mit Lauenburg und Haldensleben entstanden. Somit schien die Kraft der Welfen für immer gebrochen und zersplittert.

Der Kaiser wollte diese Gelegenheit benutzen, die errungene Macht in seinem Geschlechte erblich zu machen. Er plante, Deutschland als Erbreich seinen Nachkommen zu hinterlassen. Viele geistliche und weltliche Fürsten und Grafen ließen sich durch Geschenke, Lehen und Versprechungen für den Plan des Kaisers gewinnen. Denn der Kaiser gab vor, er wolle durch die Erblichkeit der Krone nur den Zwistigkeiten vorbeugen, welche durch die Königswahl meist entstünden. Er belehrte die Großen darüber, daß die Macht des Königs die Macht Deutschlands vermehre. Auch werde sein Sohn Friedrich das Erbreich Sizilien für immer mit dem römischen Reiche vereinigen. —

Das ist die dauernde Ironie in der deutschen Geschichte seit ihrem Anbeginn, daß all diese Söhne nordischer Helden in ihrer Vorstellung nicht in einem deutschen oder germanischen Reiche, sondern konsequent im römischen Reiche lebten, welches nach wie vor existierte, das sie aber fortwährend erobern mußten, um es beherrschen zu können. Das beweist deutlicher, als manches andere,

daß sich der deutsche Adel in Deutschland nicht urheimisch und ureingesessen fühlte, sondern daß er sich bewußt blieb, in einem erbeuteten Lande über erbeutete Untertanen und Menschen einer anderen Rasse zu walten, welche ehemals Untertanen oder Tributpflichtige des römischen Reiches gewesen. Tatsächlich war dieses römische Reich auch im Westen noch nicht untergegangen, sondern nur unter die dauernde Herrschaft abwechselnder germanischer Könige geraten. —

Zum Dank für die Willfährigkeit der Fürsten versprach der Kaiser, ihnen die größeren Reichslehen auch in weiblicher Linie erblich zu überlassen, wie dies bereits in Österreich statthaft war. Konrad von Wittelsbach, die Erzbischöfe von Mainz und Köln, sowie die sächsischen Fürsten erhoben jedoch Einspruch. So begnügte sich der Kaiser zuletzt mit der Wahl seines Sohnes zum Nachfolger, welchen Wunsch ihm alle Fürsten erfüllten.

Nun wollte Heinrich VI. einen Kreuzzug unternehmen. Der heldenhafte Sultan Saladin war gestorben, und seine Söhne lebten in Uneinigkeit. Heinrich hegte daher Hoffnung, ihnen Jerusalem zu entreißen und dabei reiche Beute zu machen. Auch wollte er unterwegs, als Erbe der Normannen, deren Ansprüche an den oströmischen oder griechischen Kaiserthron geltend machen, um beide Kaiserkronen auf seinem Haupte zu vereinigen. Hieraus ist ersichtlich, daß nicht schwächliche Sentimentalität, sondern recht praktische und solide Grundsätze diesen Kaiser nach dem Grabe Jesu hinzogen.

Bereits sammelten sich abermals große Scharen von Pilgern. Die einen zogen über Konstantinopel nach dem sogenannten heiligen Lande, die anderen wollten über Italien zu Schiff dorthin gelangen. Unvermutet kam Heinrich VI. noch ein Ruf des Kaisers Isaak Angelus zu Hilfe, welcher Heinrichs Beistand erbat. Dieser war von seinem Bruder Alexius gefangen genommen worden und versprach durch geheime Boten dem Kaiser Heinrich, er wolle für seine Befreiung das Reich seiner Tochter Irene und dem Herzog Philipp als deren Gemahl übergeben.

Heinrich hoffte nun um so sicherer, Konstantinopel zu erringen. Sein Flottenführer hatte bereits Cypern erobert, und sein Kanzler krönte den König dieser Insel im Namen Heinrichs VI. Das gleiche tat der Erzbischof von Mainz mit dem König von Armenien. Aber in Unteritalien und Sizilien hielten den Kaiser zu seinem größten Verdruß neue Wirren zurück.

Seine Gemahlin hatte während seiner Abwesenheit versöhnend gewaltet. Als Heinrich das Land betrat, erwachte jedoch durch sein Mißtrauen gegen alle Edlen der Normannen die alte Grausamkeit in ihm, und aufs neue begannen die Verfolgungen. Da erkrankte Heinrich plötzlich durch Gift. Er starb, erst zweiunddreißig Jahre alt, am 28. September 1197 zu Messina. Drei Monate später starb Papst Cölestin II.

Auf dem letzten Zuge nach Italien ward Heinrich von seinem Bruder Philipp begleitet. Als der Kaiser aber vernahm, sein anderer

Bruder Konrad sei während einer Fehde gegen den Herzog Bertold von Zähringen ermordet worden, übertrug Heinrich das Herzogtum Schwaben dem Philipp, und dieser kehrte nach Deutschland zurück. Hier feierte Philipp zu Gunzenlech bei Augsburg seine Hochzeit mit Irene und waltete dann als Reichsverweser. Auf des Kaisers Ruf zog er jedoch mit dreihundert Geharnischten über die Alpen, um den jungen Friedrich zur Krönung nach Deutschland zu geleiten. Da ward ihm auf dem Wege die Kunde vom Tode seines Bruders, des Kaisers und vom Aufstand gegen dessen Statthalter.

Philipp selbst kam in große Gefahr, überließ deshalb den kleinen Neffen seinem Schicksal und kehrte nach Deutschland zurück. Hier hoffte er durch große Spenden die Fürsten zu bestimmen, ihm die Vormundschaft über den kleinen Friedrich und die Regentschaft über das Reich zu überlassen. Aber Philipp konnte nur einige Fürsten sich geneigt machen. Andere widersprachen seiner Einmischung. Vielen war der kleine Friedrich als Staufer verhaßt. Auch war er noch nicht getauft, und das machten die Gegner in der Weise geltend, als ob er mithin überhaupt nicht als Mensch und Fürst existiere.

Unter solchen Umständen kam Philipp auf den Gedanken, selbst die Krone an sich zu reißen. Die sächsischen Fürsten, welche durch den Sturz Heinrichs des Löwen gewonnen hatten, stimmten für Philipp und huldigten ihm zu Mühlhausen am 5. März 1198. Der oberdeutschen Fürsten war Philipp ebenfalls ziemlich sicher. Nur die Freunde der Welfen warben mit englischem Gelde für Otto von Braunschweig und wählten diesen zum König, nachdem die Herzöge von Sachsen und Bertold von Zähringen die Krone abgelehnt. Hierauf verbündete sich Philipp mit den Königen von Frankreich und Böhmen.

Mittlerweile war in Italien Innocenz III. zum Papst gewählt worden. Dieser faßte sofort den Plan, die Deutschen aus Italien zu vertreiben, wozu ihm der allgemeine Haß gegen die Hohenstaufer gute Gelegenheit gab. Er beanspruchte die Herrschaft über Italien und Sizilien, als dem Papst zukommend, welche ihm tatsächlich auch zufiel, da die Mutter des jungen Kaisers plötzlich starb. Als Schiedsrichter in den deutschen Wirren angerufen, erklärte sich Innocenz III. nach längerem Zögern offen für Otto von Braunschweig und mahnte die Edlen, diesem zu huldigen. Trotzdem dauerten die Kämpfe mit wechselndem Glück und wechselnder Bundesgenossenschaft fort. Eine Zeitlang kämpfte der König von Böhmen für Otto, während dessen eigener Bruder, der Pfalzgraf Heinrich, Philipp als rechtmäßigen König anerkannte. Auf den Papst und seine Mahnungen achtete niemand. Sein Ansehen sank in Deutschland immer mehr. Nun wollte der Papst seine Herrschaft in Deutschland dadurch wieder herstellen, daß ihm die Erzbischöfe geloben mußten, dem Papst auch in Reichsangelegenheiten zu gehorchen. Wer sich weigerte, sollte sein Bistum verlieren.

Dennoch gaben die Erfolge Philipps die Gesetze. Der Erzbischof von Köln huldigte ihm. Philipp legte nun auf einem Fürsten-

tag zu Aachen die Krone nieder und empfing sie, nach altem Herkommen, durch den Erzbischof von Köln von neuem. Aus Rache ernannte der Papst den Grafen Bruno von Sayn zum Erzbischof von Köln und setzte den Adolf ab. Aber Philipp von Schwaben jagte den Bruno fort, welchen Otto von Braunschweig vergeblich schützen wollte. Otto wurde geschlagen und floh nach England, um Hilfe zu holen.

Philipp war nahe daran, allgemein als König anerkannt zu werden. Aber am 21. Juni 1208 ward er durch den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach auf der Altenburg bei Bamberg ermordet. Otto war früher sein getreuer Anhänger gewesen, und Philipp hatte ihm eine seiner Töchter zur Frau geben wollen, sie ihm als König jedoch verweigert. Die Gemahlin Philipps, auf das Stammschloß Staufen gebracht, starb ebenfalls nach wenigen Wochen mit ihrem neugeborenen Kinde. Der einzige männliche Sproß der Staufer war nun Friedrich, der junge König von Sizilien.

Um neue Verwirrung fern zu halten, gebot der Papst, jetzt Otto von Braunschweig als König anzuerkennen. Dieser zeigte sich so klug, freundlich bei den Anhängern des Staufers für seine Nachfolge zu werben. Er ward auf dem Reichstag zu Frankfurt allgemein als König gewählt, und damit war die Einigkeit in Deutschland wieder hergestellt. Otto von Wittelsbach wurde geächtet. Sein Vetter Ludwig von Bayern brach seine Stammburg und durfte seine Güter einziehen.

Um diesen mächtigsten der Herzöge ganz für sich zu gewinnen, verzichtete König Otto von Braunschweig auf alle welfischen Ansprüche in Bayern und setzte ihn als erblichen Herzog ein. Auch anderen Großen machte er allerlei Zugeständnisse. Dann verlobte sich König Otto auf den Rat des Papstes mit Beatrix, der unmündigen Tochter Philipps und nahm vom Herzogtum Schwaben und den Erbgütern der Staufer Besitz. So hatte der Stamm der Welfen von neuem in Deutschland Macht und Ansehen erlangt.

Die Abgesandten der italienischen Städte huldigten Otto zu Augsburg, und der Papst lud ihn zur Krönung nach Rom. Mitte August 1209 zog Otto von Braunschweig über die Alpen. Er versöhnte in der Lombardei die Parteien und empfing zu Mailand große Huldigungen. Zu Viterbo erwartete ihn der Papst, dem Otto versprach, stets ein treuer Schützer gegen alle Ketzer zu sein. Darauf geleitete ihn der Papst nach Rom, wo Otto zum Kaiser gekrönt ward.

Als Kaiser geriet Otto bald in Konflikt mit der weltlichen Herrschaft des Papstes, denn er wollte seine kaiserlichen Rechte wahren. Nachdem er seine Macht in Ober- und Mittelitalien gesichert glaubte, zog Otto nach Unteritalien, um dieses als Lehen des Reiches zu unterwerfen. Neapel hatte ihm bereits die Tore geöffnet. Da sprach der Papst den Bann über Otto aus und sandte Boten nach Deutschlad an die Fürsten, welche er ihres Eides gegen den treulosen Kaiser entband. Bald erklärten die meisten deutschen

Fürsten Otto der Krone für verlustig und wählten Friedrich II. von Staufen zum König.

Als Otto nach Deutschland zurückkehrte, sammelten sich seine alten Anhänger um ihn. Um sich noch mehr zu sichern, vermählte sich Kaiser Otto mit Beatrix. Doch diese starb schon wenige Tage nach der Hochzeit. Das Volk behauptete, die Nebenfrauen, die Otto aus Italien mitbrachte, hätten Beatrix vergiftet. Entsetzt wandten sich die Anhänger Ottos von ihm ab.

Viele Fürsten schickten Gesandte an Friedrich II., er möge kommen und das Erbe seiner Väter antreten. Friedrich, mittlerweile zum blonden kräftigen Jüngling herangewachsen, anmutig, beredt und dichterisch begabt, hatte in Sizilien längst die Zuneigung der Edlen gewonnen. Sechzehn Jahre alt, vermählte ihn der Papst mit der jungen Witwe des Königs Emmerich von Ungarn. Mit dieser, Konstantia von Aragonien, war Friedrich gesonnen, sich in seinem Erbland heimisch einzurichten, als er nach Deutschland berufen wurde.

Auch der Papst forderte nach mancherlei Erwägungen Friedrich auf, nach Deutschland zu gehen. Zwar warnten ihn die Normannen und seine Gemahlin vor Annahme der deutschen Krone. Dennoch reiste Friedrich ab, nachdem er Konstantia die Regentschaft über Sizilien und die Vormundschaft über seinen einjährigen Sohn übergeben. Genuesische Schiffe führten den jungen Fürsten nach Oberitalien, wo man ihn jedoch unfreundlich aufnahm. Dann zog Friedrich unter vielen Gefahren über die Alpen und erreichte wohlbehalten Konstanz, ehe sein Gegner Otto erschien, welcher die Reichshilfe gegen ihn aufbot.

Bald scharten sich die Freunde der Staufen um Friedrich, und seine Macht wuchs mit jedem Tage. Otto, überall bedrängt, zog sich in seine Erblande zurück. Seine Anstrengungen, sich gegen den jungen Friedrich zu behaupten, waren vergeblich. Friedrich ward vorwiegend im Süden und Westen Deutschlands allgemein anerkannt, und der Erzbischof von Mainz krönte ihn zu Aachen in Gegenwart der meisten geistlichen und weltlichen Fürsten.

Otto dagegen herrschte, unbelästigt von Friedrich, im Norden und kämpfte ungestört noch manche Fehde mit Dänemark und den benachbarten Fürsten. Er starb im Jahre 1218, hatte also noch sechs Jahre neben Friedrich II. sich mit sehr beschränkter Macht behauptet.

Friedrich suchte seine Macht besonders durch Anschluß an die Wittelsbacher zu stärken. Er verlieh dem Herzog Ludwig von Bayern die Rheinpfalz, welche er dem Welfen Heinrich wegnahm. Das erzeugte neuen Kampf, der jedoch damit endete, daß Otto der Erlauchte, Ludwigs Sohn, sich mit der einzigen Tochter Heinrichs vermählte. Als Bertold von Zähringen starb, zog Friedrich II. viele Güter an sich, andere gab er dem Reich und gewann sich durch Verleihung von Lehen neue Freunde. Auch vereinte er Burgund mit Schwaben und gab es seinem kleinen Sohn Heinrich, in dessen Namen er es verwaltete.

Dem Papst versprach Friedrich in einer goldenen Bulle, er wolle wegen erhaltenen Schutzes dem Papst und der römischen Kirche stets Gehorsam und Ehrerbietung erweisen. Auch gewährte er dem Papst freie Wahl der Bischöfe und Berufung nach Rom. Zudem versprach er seinen Beistand zur Ausrottung ketzerischer Ruchlosigkeit.

Denn damals bildete sich in Frankreich der Bund der Waldenser, dessen Mitglieder sich verpflichteten, durch freiwillige Armut nach evangelischer Vollkommenheit zu streben. Sie eiferten gegen die weltliche Macht des Papstes, gegen die Reichtümer der Geistlichen und predigten ohne Erlaubnis der Kirche. Diese Bewegung, eine Vorläuferin des Protestantismus, wuchs beständig und griff auch in Deutschland um sich. Die Verfolgung der Waldenser war in Frankreich eine fanatische, in Deutschland dagegen eine gemäßigte.

Indes hatten die Waldenser den Katholiken in vieler Beziehung dennoch ein gutes Beispiel gegeben. Nach ihrem Vorbild entstanden die katholischen Orden der Dominikaner und Franziskaner, welche in ihrem Wirkungskreise die alte, gänzlich in Verfall geratene Strenge christlicher Sitten der ersten fünf Jahrhunderte wieder für einige Jahrhunderte herstellten. Auf derselben Kirchenversammlung zu Rom im Jahre 1215, auf welcher über die Waldenser der Kirchenfluch ausgesprochen wurde, erhielten die Orden der Dominikaner und Franziskaner den päpstlichen Segen.

Diese strebten genau nach demselben Ziele wie die Waldenser, aber nur für sich. Dem Papst und der übrigen Geistlichkeit machten sie keine Vorschriften und übten nicht Kritik an ihnen. — Wo die Tugend in bescheidener Form auftritt, läßt das Laster sie eben weit eher gelten. Nur anspruchsvoll und lästig darf die Tugend nicht werden. Das vertragen die herrschenden Vertreter des Lasters nicht. Und das war der Fehler der Waldenser, sie wurden unbequem, anmaßend und frech, ohne zahlreich genug zu sein, als geschlossene Macht siegen zu können. —

Durch das Erstehen des Dominikaner- und Franziskanerordens im Rahmen der katholischen Kirche ward der Existenzzweck der Waldenser vorläufig hinfällig. Wer nach einer gewissen geistlichen Tugend strebte oder ihr als Laie geneigt war, fand nun bei Dominikanern und Franziskanern ungefähr das, was ihm als Ideal vorschwebte. Geschickter konnte die katholische Kirche kaum operieren zur ferneren Erhaltung ihrer allgemeinen Herrschaft.

Nachdem der Papst auf diese Art für die Dauer der römischen Kirche gesorgt, plante er einen Kreuzzug. Er sandte seine Boten ins ganze westliche Europa aus, und es gelang ihm, Fürsten und Völker zu einer neuen Heerfahrt nach Jerusalem aufzustacheln. Zu Venedig sammelten sich, bewaffnet wie Metzger, die frommen heiligen Scharen. Dort ließen sie sich bewegen, zuerst die Seestadt Zara für die Venetianer und dann Konstantinopel für den vertriebenen Kaiser Isaak zu erobern.

Die Kreuzfahrer dachten jetzt nicht mehr an das Grab Jesu. Die edleren Anführer beherrschten Konstantinopel und das griechische

Reich und teilten sich 1204 mit den Venetianern in dasselbe. Der Papst war sehr verblüfft von dieser gesunden Wendung der Dinge, zugleich aber sehr unangenehm berührt. Er hatte gehofft, zu Konstantinopel einen ihm ergebenen Kaiser einzusetzen und so die griechische Kirche mit der katholischen zu verschmelzen. Er drängte also zu einem Kreuzzug. Aber die Christenheit ließ sich nicht mehr für Phantome begeistern, welche keinen Gewinn versprachen.

Zwar zogen noch einzelne Scharen nach Asien. Aber sie mußten zufrieden sein, als waffenlose Pilger Jerusalem zu betreten, für dessen Eroberung bisher Hunderttausende vergebens ihr Leben geopfert. Da trat in Frankreich plötzlich ein Knabe auf. Dieser hatte vom Herrn Jesus ein eigenhändiges Schreiben in verständlicher fränkischer Sprache erhalten, in welchem er zum Prediger des Kreuzes ausersehen ward. Mit singender Verkündung durchzog er Städte und Dörfer, und überall schlossen sich ihm Knaben und Mädchen an.

Nun ward auch in Deutschland ein kaum zehnjähriger Knabe Namens Nikolas christlich erleuchtet und erhielt vom Herrn Jesus Weisung, ein Kinderkreuzheer zu versammeln. Bald zogen zwanzigtausend Kinder über die Alpen. Anfangs wurden sie überall liebevoll aufgenommen und verpflegt. Nur die Italiener bezeichneten diesen Kreuzzug trocken als Schwindel. Bereits auf dem Wege nach Genua erlagen viele Kinder den Anstrengungen und Entbehrungen der Fahrt. Lockeres Gesindel hatte sich unter die Jugend gemischt, um die Früchte ihrer Verzückung zu ernten. Auch wurden sie von Räubern überfallen und geplündert.

Durch das Gebiet von Genua ward den Kindern der Durchzug verwehrt. Zu Brindisi entdeckte der Bischof, daß der Plan dieses Kreuzzuges, soweit die deutschen Kinder in Betracht kamen, vom Vater des Nikolas ausgegangen war. Dieser wollte ein gutes Geschäft machen, indem er die Absicht hegte, die Kinder an die Türken zu verkaufen, ein Los, das die pilgernden französischen Kinder bereits ereilt hatte.

Die deutschen Kinder wurden nun in die Heimat zurückgesandt, soweit sie nicht umgekommen und versprengt waren. Viele suchten auch Gesindedienst in Italien. Die meisten verhungerten unterwegs. Denn Mitleid mit Mensch und Tier ist der italienischen Bevölkerung mit seltenen Ausnahmen fremd. Der erleuchtete Musterknabe Nikolas blieb verschollen. Sein Vater ward in Köln hingerichtet.

Schon hoffte Papst Innocenz, daß Kaiser Friedrich II. seinen Wunsch erfüllen und an der Spitze eines ritterlichen Kreuzzuges ausziehen würde. Aber seine Stunde hatte geschlagen, er starb am 16. Juli 1216. —

Kaiser Friedrich, von seinem Vormund nun befreit, streifte mehr und mehr die lästigen Fesseln der Dankbarkeit auch gegen andere geistliche und weltliche Fürsten unter seinen Wählern ab, um immer selbständiger zu walten. Längst hatte er seine Gemahlin

und sein Söhnchen aus Sizilien nach Deutschland beschieden und trachtete im stillen nur, bei passender Gelegenheit Macht und Ansehen seines Stammes zu erhöhen, wie das einem Germanen geziemt.

Dabei war Friedrich II. der gebildetste Fürst seiner Zeit. Er vertiefte sich persönlich in die Wissenschaften und pflegte Dichtkunst und Gesang, in welchem seine Gemahlin ebenfalls Meisterin war. Eingehend beschäftigte er sich mit Naturgeschichte und schrieb selbst ein Buch über die Vögel, mit besonderer Berücksichtigung der Falken. Auch Sternkunde trieb Friedrich. Er zeigte sich als Jurist in den Gesetzen wohlerfahren und glänzte für seine Zeit nicht minder als Sprachgelehrter, indem er sechs Sprachen beherrschte.

Im persönlichen Verkehr war Friedrich von einnehmender Milde und Würde. So gelang es ihm leicht, nicht nur die Zuneigung der Fürsten, sondern auch die des neuen Papstes, Honorius III. zu erlangen. Dieser forderte ihn wiederholt zu einem Kreuzzug auf, ließ sich aber durch vorgebrachte Gründe, welche ihm die Verzögerung erklärten, immer wieder vertrösten.

Endlich, im Jahre 1220, brach Friedrich nach Italien auf. Er hatte den Erzbischof Engilbert von Köln zum Reichsverweser über Deutschland eingesetzt und Heinrich von Neuffen zum Erzieher seines Sohnes ernannt. Ohne langen Aufenthalt in Oberitalien, wo besonders Mailand seiner Ankunft sehr mißtrauisch entgegensah, zog Friedrich am 22. November mit großer Pracht in Rom ein und ward nebst seiner Gemahlin vom Papst mit der Kaiserkrone gekrönt. Hierbei versprach Friedrich, im nächsten Frühjahr ein Heer zur Eroberung von Jerusalem abzusenden und diesem persönlich bald zu folgen. Er bestätigte das von der römischen Kirche angesprochene Gebiet, hob das barbarische Strandrecht auf und ermahnte zur milden Behandlung der Pilger und Kaufleute.

Als Friedrich allerlei geregelt, zog er nach seinem Erbland Sizilien, wo mittlerweile die Ordnung gelockert war. Wegen dringender Angelegenheiten, welche ihm dort wichtiger schienen als der Kreuzzug, mußte er diesen aufschieben. Doch sandte er vierzig Schiffe aus, um Ägypten wegzunehmen. Von dort aus sollte dann Jerusalem um so sicherer erobert werden. Aus Mangel an einem tüchtigen Führer scheiterte aber das Unternehmen. Wenige kehrten zurück, und Friedrich ward die Schuld an dieser Niederlage zugeschrieben. Nur dem Großmeister des Deutschen Ordens, Hermann von Salza und dem König Johann von Jerusalem gelang es, den Zorn des Papstes zu besänftigen. Denn Witwer geworden, hatte sich Friedrich mit der Tochter Johanns vermählt.

Friedrich beschloß nun für das Jahr 1225 ganz sicher einen Kreuzzug. König Johann begab sich selbst an die Höfe, um für diesen Zug zu werben, fand aber nirgends willige Teilnehmer. So wurde das Unternehmen auf das Jahr 1227 verschoben. Bis dahin sollten predigende Mönche überall die verstockten Seelen von Fürsten, Adel und Volk mürbe machen.

Friedrich ordnete inzwischen die Reichsangelegenheiten. Er sammelte Staatsmänner und Gelehrte um sich, die Gesetze zu verbessern und die Wissenschaften zu fördern. Zu Neapel gründete er eine Universität. Auch förderte er Kunst, Handel und Ackerbau. Die Sarazenen, welche in den Gebirgen Siziliens beständigen Krieg mit den Christen führten, bewog der Kaiser zur friedlichen Ansiedlung in Unteritalien.

Mit diesem nur wenig arischen, vorwiegend hamitisierten mongolischen Gesindel legte Friedrich leider den Grund zur abermaligen Entwertung des Rassengemisches von Unteritalien, dessen Rassenwert durch Anwesenheit der Normannen und anderer Germanen zuletzt gestiegen war. Eine seit dem grauesten Altertum so fortgesetzte konfuse arisch-finnisch-hamitische Rassenanarchie mußte, ehe sie ausgärt, unbedingt auch eine lange dauernde gesellschaftliche Anarchie zur Folge haben, wie sie dort in Gestalt der Maffia, Kamorra und anderer lieblicher Erscheinungen charakteristischen Ausdruck findet.

Deutschland, dem Ehrgeiz der Großen überlassen, ward inzwischen von Parteihader zerrissen. Der Reichsverweser, Erzbischof Engilbert, war von einem Verwandten ermordet worden, worauf der Kaiser den Herzog Ludwig von Bayern zum Reichsverweser ernannte. Zugleich berief der Kaiser seinen Sohn und die deutschen Fürsten nach Oberitalien, wo er die eiserne Krone empfangen wollte.

Als die Lombardei Kunde davon erhielt, erneuerten die Städte ihren Bund. Die Mailänder verweigerten jeden Vergleich und untersagten dem Kaiser den Eintritt in ihr Gebiet. Auch hielten sie die Alpenpässe besetzt, sodaß die Deutschen nicht ins Land kommen konnten. Der beleidigte Kaiser sprach die Reichsacht über die Lombarden aus und ließ durch den päpstlichen Gesandten den Kirchenfluch über die trotzigen Enkel der Langobarden verhängen.

Jetzt mischte sich der Papst als Schiedsrichter in diesen Streit. Er suchte zu vermitteln, und neidisch auf des Kaisers wachsende Macht, verlangte er von ihm, daß er den Lombarden verzeihen solle. Die Lombarden hingegen sollten zu dem bevorstehenden Kreuzzug vierhundert Reiter stellen und zwei Jahre lang unterhalten. Über die kaiserlichen Rechte ward geschwiegen.

Bald darauf starb Papst Honorius, und ihm folgte Papst Gregor IX., ein achtzigjähriger Greis, aber streng, ernst, und von eiserner Willenskraft. Dem Kaiser war Gregor feindlich gesonnen, weil dieser mehreren seiner Verwandten die Güter weggenommen, welche sie während Friedrichs Minderjährigkeit gestohlen hatten. Zunächst erinnerte Gregor IX. den Kaiser mit Nachdruck an den versprochenen Kreuzzug. Ebenso tadelte er die Lombarden, welche mit der Ausrüstung der vierhundert Reiter zögerten.

Endlich strömten von allen Ländern her im Sommer 1227 in Unteritalien die Kreuzfahrer in so großer Zahl zusammen, daß nicht genug Schiffe zur Überfahrt vorhanden waren. Für die Zurückbleibenden fehlte es an Nahrungsmitteln. Es entstand eine Seuche, und viele deutsche Edle starben. Denn es war ja seit

Jahrhunderten das Los der Germanen, in Italien, Asien oder sonstwo zu verkommen.

Zuletzt bestieg auch Kaiser Friedrich das Schiff, ward aber auf der Fahrt krank und kehrte nach drei Tagen zurück. Die zurückgebliebenen Pilger zerstreuten sich, und die nach Asien gelangten Kreuzfahrer vermochten ohne Führer nichts auszurichten. Da sprach der Papst wütend den Bann über den Kaiser aus und zieh ihn vorsätzlicher boshafter Verhinderung des Kreuzzuges.

Tatsache war allerdings, daß Kaiser Friedrich II. stets eine Abneigung gegen Kreuzzüge bekundete und stets strebte, persönlich nichts damit zu schaffen zu haben. Auch war er ein viel zu gebildeter, vielseitig erleuchteter germanischer Kaiser, um im tiefsten Innern ein entschiedener Christ zu sein. Friedrich beantwortete die beleidigenden Ausfälle des Papstes ebenso derb und rügte in einem öffentlichen Schreiben die Härte und List der Kirche, welche sich rühme eine Mutter zu sein, während sie wie eine Furie nur nach Macht und Reichtum strebe und alle Königreiche der Welt zu ihren Füßen sehen möchte. —

Im Gegensatz zum Kultus der Inder und Griechen, welchem nur das Volk anhing, während die Gebildeten, wie selbstverständlich, maskiert oder offen davon entbunden waren, — im Gegensatz zu diesen arischen Kulten hat das Christentum von jeher seinen Beruf verkannt. Das Christentum, welches überall, wo es auftauchte und zuerst Fuß faßte, aus dem Pöbel seine ersten Priester wählte, — dieses Christentum wollte von jeher Fürsten, Adel und Denker ebenfalls zum Pöbel herabdrücken.

Dieser Hochverrat der Geistlichkeit aller christlichen Konfessionen mußte im Laufe der Zeit auch den politischen Hochverrat, die Sozialdemokratie zur Folge haben. An ihrer Gier, alles beherrschen zu wollen, wird die Kirche entweder selbst zugrunde gehen oder die Edelrassen und ihre Hochkultur zugrunde richten. Die Kirche hat, im Dienste des Adels von Geburt und Geist, nur über das Volk zu herrschen und zwar nicht durch hochverräterische Glaubensdogmen, welche das Volk gegen die Herrschenden aufreizen, sondern durch Morallehren, welche dem Volk seinen Unwert zu demütigem, ergebungsvollem Bewußtsein bringen.

Fürsten, Adel und Denker müssen von Kultus, Kirche und Geistlichkeit so frei sein wie der Vogel in der Luft. Das ist arische, das ist germanische, das ist aristokratische Staatsordnung. Zugleich sollten aber auch Maßregeln dagegen ergriffen werden, daß die Geistlichkeit irgend einer Konfession oder Sekte von pöbelhafter Herkunft sein darf. Man vergesse nicht, daß im alten Arya-varta die Geistlichkeit mit wenigen Ausnahmen nur der edelsten Rasse des Landes angehörte.

Es wird Mühe kosten und Aufwendung einer außergewöhnlichen, planmäßigen geschlossenen Willenskraft aller Edlen, in die verpfuschten Rassenmischungen und in die verfahrenen und verfehlten Zustände Europas wieder Sinn, Ordnung und Harmonie zu bringen.

Der Zwiespalt zwischen Papst Gregor IX. und Kaiser Friedrich II. ward täglich ärger. Aber das bornierte finnisch-hamitische Volk glaubte dem Papst mehr als dem Kaiser. Durch die Übermacht der Verhältnisse dazu gepeinigt, rüsteste Friedrich abermals mit aller Macht zu dem von ihm erpreßten Kreuzzuge. Er trat mit dem Sultan von Ägypten in Unterhandlungen und ordnete die Reichsangelegenheiten für den Fall seines Todes. Als er absegeln wollte, starb seine zweite Gattin, welche ihm soeben einen Sohn, Konrad, geboren hatte.

Friedrich ließ sich aber durch dieses neue Hindernis nicht abhalten, sondern segelte nach dem für ihn fluchwürdigen, vielgepriesenen Lande der Kreuzfahrer. Wohlbehalten landete der Kaiser an der Küste Asiens bei Akkon. Die Kreuzfahrer im Morgenlande waren hocherfreut über seine Ankunft. Als aber auch hier Briefe und Boten des Papstes den über Friedrich verhängten Bannfluch verkündeten, entstand sofort Parteihader. Die Ritterorden und Geistlichen pflichteten dem Papst bei. Nur die Deutschen, Genueser und Pisaner hielten zum Kaiser.

Gestützt auf seine Getreuen und im Gefühle seiner kaiserlichen Erhabenheit unterhandelte Friedrich mit dem bedrohten Sultan, bis dieser ihm die denkwürdigen Stätten nebst einem Landstrich im Umfange des Königreiches Jerusalem zusicherte. Am 17. März 1229 hielt Friedrich seinen Einzug in Jerusalem. Dort verweigerte ihm der Patriarch die Krönung. Aber Kaiser Friedrich nahm selbst die Krone vom Altar und setzte sie sich aufs Haupt. Er ließ seine Verteidigung gegen den Papst in mehreren Sprachen verlesen und verbreiten und beschränkte die Macht der Tempelherren.

Da verrieten die edlen Templer den Kaiser aus Rache an den Sultan. Dieser, ein Mann von vornehmer Gesinnung, beschämte die geistlichen Streiter und sandte den Brief der Verräter mit fürstlichem Gruß an den Kaiser. Friedrich hielt strenges Gericht über die Sünder und sorgte dafür, daß kein Orden künftig ein vom Könige unabhängiges Heer bilde.

Nach Italien zurückgekehrt, erfuhr der Kaiser, daß der Papst inzwischen alle weltliche und geistliche Gewalt aufgeboten, ihn zu vernichten. Die aus Deutschland angekommenen Kreuzfahrer hatte der Papst verhindert, dem Kaiser zu folgen. Der König Johann ward zum Kampfe gegen den Kaiser aufgestachelt und mit päpstlichen Soldaten ausgerüstet, welche mit Schlüsseln gezeichnet waren und an die sich alles beutegierige Gesindel von ganz Italien würdig anschloß. Dieses Heer sollte Unteritalien erobern.

Aber jene minderwertige Rotte, die sich päpstliches Heer nannte, zerstob, als der Kaiser gegen sie kämpfen wollte. Der Papst, welcher sich jetzt von allen Seiten bedroht sah, wurde zahm. Er verhandelte am 28. August 1230 persönlich mit dem Kaiser. Friedrich ward vom Kirchenbann erlöst, und beide schieden versöhnt, wie zwei, die durch Entwicklung und Zwang der Verhältnisse gegenseitig aufeinander angewiesen sind.

Nun lebte Friedrich wieder ganz der Kunst und den Wissenschaften und umgab sich mit heiterer Macht und froher Pracht. Da Kaiser Friedrich als aufgeklärter heimlicher Philosoph mit Mohammedanern in Frieden und Freundschaft lebte, viel mit ihnen verkehrte und sich über den Formenzwang der Kirche hoheitsvoll hinwegsetzte, so hefteten sich vielfach Neid und Verleumdung an seine Fersen. Auch der Friede mit dem Papst war nur von kurzer Dauer. Friedrich machte überall seine kaiserlichen Rechte geltend. Der Papst hingegen wollte die Städte für sich gewinnen, indem er sie in reichsunabhängiger Entwicklung schützte.

In Deutschland walteten unterdes die Großen einzig nach ihren Sonderabsichten. Die Zahl der minder begüterten Freien ward aller Orten immer kleiner. Diese Freien, im Norden Stedinger genannt, hatten sich dort gegen herrische Grafen bisher als unabhängige Gemeinde behauptet, welche weder Zehnten noch Zins entrichtete. Das ärgerte den Grafen von Oldenburg. Er wollte sie unterwerfen und legte in ihrem Gebiete zwei Burgen an, deren Besatzung die Stedinger quälen mußten.

Die Stedinger zerstörten die Burgen und befestigten ihr Ländchen derartig, daß es fast unzugänglich ward. Dann erschlugen sie die Geistlichen und verweigerten die kirchlichen Abgaben. Nun suchte man alles aufzubieten, sie der Kirche zu unterwerfen. Was der weltlichen Macht nicht gelang, brachte die geistliche fertig.

Die Bischöfe der Umgebung sandten vierzigtausend Bewaffnete. Diese drangen auf die Stedinger ein, welche sich heldenmütig wehrten und viele Siege errangen. Da ward der Kirchenfluch über sie verhängt. Von allen Freunden abergläubisch verlassen, wurden die Stedinger jetzt überwältigt. Viele flohen zu den Friesen. Die anderen, zu Hörigen gemacht, mußten der Kirche Buße leisten. —

Brutal war einige Jahre früher auch Elisabeth, die Landgräfin von Thüringen mit ihren Kindern behandelt worden. Eine Tochter des ungarischen Königs Andreas II., kam sie als Verlobte des Landgrafen Ludwig II. nach Thüringen und ward, vierzehn Jahre alt, diesem Fürsten vermählt. Sie liebte ihren Gatten mit schwärmerischer Hingebung. Als sie hörte, Ludwig habe das Kreuz genommen, sank sie ohnmächtig nieder. Denn eine Ahnung sagte ihr, sie werde ihn nicht wiedersehen. Er zog fort und starb bereits in Unteritalien, noch ehe er Asien erblickte.

Kaum war die Todesnachricht eingetroffen, vertrieb der Bruder Ludwigs, Heinrich Raspe, die Witwe samt ihren Kindern und gab sogar Befehl im Lande, der Vertriebenen Obdach zu verweigern. Hilflos umherirrend, ward die Fürstin eines Tages von einer Bettlerin, welche früher Almosen von ihr empfangen, in den Schmutz gestoßen, sodaß sie selbst ihre Kleider waschen mußte.

Ein Priester wagte es, sich der Bedrängten anzunehmen und sorgte dafür, daß der Oheim Elisabeths, der Bischof von Bamberg, sie mit ihren Kindern aufnahm und standesgemäß verpflegte. Die Demut und Würde der Fürstin erwarben ihr allerorten Teilnahme

und Wohlwollen. Endlich rügte der Schenke Rudolf von Vorgula die Hartherzigkeit und Ungerechtigkeit des neuen Landgrafen. Dieser ward versöhnt und milde gestimmt und rief Elisabeth zurück.

Von dieser Zeit an sorgte Landgraf Heinrich treu für Elisabeth und ihre Kinder. Elisabeth lebte wieder auf der Wartburg und übte weit im Lande umher eine große Wohltätigkeit. Den beständigen seelischen und körperlichen Anstrengungen, vielleicht auch den Gewissenspeinigungen ihres Pfaffen nicht gewachsen, starb Elisabeth im Jahre 1231, erst vierundzwanzig Jahre alt. Schon nach wenigen Jahren ward sie von der Kirche heilig gesprochen. —

Eine unheimliche Berühmtheit erlangte Elisabeths Beichtvater Konrad. Als auf Befehl des Papstes auch in Deutschland die Ketzer aufgespürt und verfolgt wurden und bereits damals der Erzbischof von Trier als wirksamstes Mittel gegen Ketzerei den Scheiterhaufen dringend empfahl, zeichnete sich besonders Konrad durch Eifer für katholische Lehre und Papsttum aus.

Bald ward er mit besonderer Vollmacht zur Untersuchung der Klöster und zur Ausrottung der Ketzerei in Deutschland ausgerüstet. Und dieses Amt übte er mit kannibalischer Härte. Seinem Spürsinn entgingen wenige, die in ihrem Glauben von der Kirche abwichen, mochten sie aus Überlegenheit zweifeln oder aus Dummheit.

Konrads schuftiger Fanatismus wütete vorwiegend am Rhein und in Hessen. Anfangs wagte er sich nur an gewöhnliche Land- und Stadtleute, bald aber auch an reiche Ritter und Adlige. Er ließ viele angesehene Adelige verbrennen und zog ihre Güter als Besitz der unersättlichen Kirche ein.

Und das durfte laut päpstlicher Gewalt in einem Lande geschehen, dessen Kaiser, Friedrich II., ein notorischer Freidenker war. Welche Ironie des Schicksals! Welche hohnvolle Knechtung fürstlichen Germanentumes durch kannibalisch entfesseltes slavokeltisches Finnentum und frech gewordenes römisches Hamitentum! —

Konrad bediente sich nicht selten der Feuerprobe, um Ketzer ausfindig zu machen, obwohl die Feuerprobe von der Kirche längst verboten war. Ebenso galt ihm jedes Zeugnis eines Anklägers als voller Beweis. Wer angeklagt war und sich durch Eid für gereinigt hielt, mußte sich erst noch einem Gottesurteil unterwerfen, sonst ward er zum Feuertod verurteilt. Wer sich schuldig bekannte und, zum Zeichen der Reue und Aussöhnung mit der Kirche, sich scheeren ließ, rettete das Leben. Dann aber sah er sich gezwungen, Mitschuldige zu nennen.

So klagte oft die Frau den Mann, der Bruder die Schwester, der Knecht den Herrn an. Überall herrschte Angst, Furcht und zugleich tiefer Haß gegen Konrad und seine Büttel. Gegen Geistliche und Weltliche wütete diese Verfolgung. In Goslar ließ der Bischof von Hildesheim sogar seinen Propst verbrennen. Zuletzt schleuderte der blutrünstige Konrad seine Anklagen auch gegen Grafen und Fürsten. Fast gleichzeitig wurden ein Graf Heinrich von Sayn, ein Graf von Solms, ein Graf Henneberg und eine Gräfin von Loos der Ketzerei beschuldigt.

Der Graf von Solms bekannte sich schuldig, um sein Leben zu retten. Graf von Sayn bezeugte durch sein ganzes Leben und seine Rückkehr von einer soeben unternommenen Kreuzfahrt seine Unschuld. Trotzdem mußte er sich scheeren lassen. Als aber Konrad bald darauf von Mainz nach Marburg zog, begleitet vom Franziskaner Gerhard, überfielen ihn die Ritter von Dornbach, Vasallen des Grafen von Sayn, mit sechs andern, welche der Ketzerei angeklagt waren und ermordeten ihn samt seinem Begleiter.

Die Sache des Grafen von Sayn ward vor den jungen König Heinrich und zuletzt nach Rom vor den Papst gebracht. Ein allgemeiner Unwille hatte sich gegen diese kannibalische Ketzerschnüffelei erhoben, sodaß der Papst und die Kardinäle beschlossen, die allzu große Strenge Konrads zu mildern. Als man dem Papst jedoch Konrads Tod meldete, verwarf er jede Milderung. Da traf ihn abermals Kunde von neuen Gärungen in Deutschland, weshalb er es für geraten hielt, nachzugeben. Er erließ den Befehl, auch ferner nach Ketzern zu fahnden, aber dabei mehr Gerechtigkeit walten zu lassen.

Dasselbe beschloß der Reichstag zu Frankfurt. Die Freude über den Tod Konrads war groß. Ein Prälat riet, man solle den Leichnam Konrads ausgraben und ihn als den eines Ketzers verbrennen. Und König Heinrich klagte den Bischof von Hildesheim an, weil dieser gegen die Mörder Konrads das Kreuz gepredigt. Dann erschienen fünfzig Männer, welche Konrad hatte scheeren lassen, darunter auch seine Mörder. Willig unterwarfen sie sich allen kirchlichen und weltlichen Strafen und beteuerten ihre Glaubensreinheit. Zuletzt trat auch Graf von Sayn vor, sich zu rechtfertigen. Alle Fürsten waren gerührt. Der Graf ward wieder in alle Ehren und Würden eingesetzt und verzieh seinen Feinden. Von diesem Tage an betrieb man in Deutschland die Ketzerverfolgung milder. Nur in romanischen Ländern wütete sie in ihrer bestialischen Gestalt fort.

Während solcher Wirren ward die Anwesenheit des energisch handelnden Kaisers oft vermißt. Denn sein Sohn, der König Heinrich, besaß weder seine Klugheit, noch sein Ansehen. Er suchte weder den Fürsten zu gefallen, noch dem Vater. Oft machte dieser ihm Vorwürfe, welche der Sohn jedoch übel aufnahm. Zuletzt wollte Heinrich überhaupt die väterliche Vormundschaft abschütteln und mit Zustimmung des Papstes selbständig regieren. Aber zu Heinrichs größtem Verdruß blieben die Fürsten dem Kaiser treu. Man vermutet, daß auf Heinrichs Veranlassung der Herzog Ludwig von Bayern auf der Brücke bei Kelheim 1231 ermordet wurde. Der Mörder ward vom Volk sogleich in Stücke gerissen.

Heinrich hoffte, die übrigen Fürsten dadurch zu schrecken und sich geneigt zu machen. Otto der Erlauchte, Ludwigs Sohn, mußte dem König sein Söhnchen als Geisel übergeben. Durch Erteilung von Rechten und Freiheiten suchte der König bald die Städte zu gewinnen, bald durch Kränkung der Städte die Fürsten.

Die Folge davon war, daß er sich die Abneigung aller zuzog. Als er sah, daß von den Deutschen keine Hilfe zu erwarten sei, schloß Heinrich einen Bund mit den Lombarden gegen den eigenen Vater. Dieser war darüber umso empörter, als er eben Vorbereitungen traf, die widerspenstigen Städte zu demütigen.

Der Kaiser vermutete, der Papst habe den Sohn gegen ihn aufgereizt. Aber Gregor erklärte sich selbst offen gegen den widernatürlichen Sohn und mahnte die Fürsten zur Treue gegen Friedrich. Da brach der Kaiser gegen den Empörer auf und erschien plötzlich, allen Verfolgungen glücklich entgangen, in Deutschland. Zu Regensburg als König abgesetzt, mußte Heinrich sich dem Vater auf Gnade und Ungnade ergeben. Trotzdem Heinrich unter leichten Bedingungen Verzeihung erhalten hätte, beharrte er dennoch in seiner Feindseligkeit. Da ließ ihn der Kaiser auf ein festes Schloß nach Italien bringen, wo er bis zu seinem Tode blieb.

Nun erlebte Friedrich wieder frohe Tage. Er vermählte sich zu Worms mit Isabella, der schönen und geistvollen Tochter des Königs von England und feierte seine Hochzeit mit einer bisher nie dagewesenen Pracht. Dann ordnete er wichtige deutsche Angelegenheiten und erließ neue Gesetze zum Gedeihen der Städte und zur Erhaltung des Landfriedens. Er ächtete Friedrich den Streitbaren von Österreich wegen herrischer Gewalttaten und sandte den König von Böhmen, den Herzog von Bayern und die Bischöfe von Bamberg und Passau gegen ihn aus.

In der Lombardei waren unterdessen die Städte so selbstherrlich geworden, daß sie unter einander Krieg führten. Friedrich hoffte, sie würden sich, um Frieden zu haben, von selbst unter seinen Schutz stellen. Aber die Mailänder wiesen jede Annäherung ab und erneuerten ihren Bund mit andern Städten. Selbst der Papst bemühte sich vergeblich, die Städte mit dem Kaiser zu versöhnen. Vergeblich auch suchte der Papst, Friedrich zu einem neuen Kreuzzug zu bewegen. Denn er wollte ihn entfernen und durch Gefahren seine Macht schwächen. Im Gegenteil rüstete der Kaiser zum Kampf gegen die Lombardei.

Ehe er die Fahrt über die Alpen antrat, ließ Friedrich seinen Sohn Konrad zum König wählen. Unerwartet überfiel Friedrich das Heer der Mailänder und unterwarf sie nebst den meisten andern Städten seiner Herrschaft. Demütig baten die Mailänder um Schonung ihrer Stadt, und der Kaiser war unschlüssig, ob er zuerst Mailand oder Brescia einnehmen solle. Er belagerte zunächst Brescia, vergeudete aber hier unnütz Zeit und Kraft. Die Unterhandlungen mit Genua scheiterten, es ergab sich nicht.

Inzwischen vermählte der Kaiser seinen Sohn Enzius mit Adelasia, der Erbin von Sardinien und nannte sich König dieser Insel. Der Papst aber behauptete, Sardinien gehöre der römischen Kirche und sprach den Bann über Friedrich aus. Er entband alle Untertanen ihrer Eide und verbot den Gottesdienst, wo auch der Kaiser weile.

Wieder begann der alte briefliche Wortstreit zwischen Papst

und Kaiser. In Deutschland konnte der Papst diesmal mit seinem Bannfluch nichts ausrichten. Dort wahrte der junge König Konrad seinem Vater Ansehen, Ehre und Thron, und kein Großer zeigte sich geneigt, den Kaiser anzugreifen. Friedrich dagegen warb in Italien persönlich überall Anhänger gegen den Papst. Auch versöhnte er sich mit Herzog Friedrich dem Streitbaren und ernannte seinen schönen Sohn Enzius zum Statthalter von ganz Italien.

Mitten in diesen Wirren drohte von Osten her Europa ein gänzlich unerwartetes Unheil. In Mittelasien waren enorme gelbe Völkerschaften, die Mongolen, in Fluß geraten, welche unter Führung des Dschingis-Chan alle kleinen Völkerschaften auf ihrem Wege mit sich rissen und nun in den Steppen Polens lagerten. Bald aber drangen sie in Schlesien ein, steckten Breslau in Brand und verbreiteten Schrecken und Verwüstung.

Da der Kaiser in Italien weilte, scharten sich aller Orten Freiwillige zusammen und zogen dem Herzog Heinrich von Niederschlesien zu Hilfe, dessen Gebiet am meisten bedroht war. Auch die Ritter vom deutschen Orden und andere Edle mit ihren Mannen eilten, dem Herzog beizustehen. Bei Liegnitz kam es 1241 zur Schlacht gegen die wilden Horden. Der Herzog fiel im Kampfe und Tausende von Deutschen mit ihm.

Da bot Sachsen, das sich zunächst bedroht fühlte, wie in alten Tagen, alles zum Heerbann auf, was nur irgend kampffähig war. Aber die Mongolen wagten nicht, weiter in Deutschland einzudringen. Sie wandten sich zu ihren Stammesverwandten nach Ungarn, wo sie entsetzlich wüteten. Ungehört verhallten die Hilferufe des Königs Bela. Papst und Kaiser legten sich gegenseitig dieses neue Unglück zur Last und setzten ihren persönlichen Streit fort.

Nun beschloß der Papst eine Kirchenversammlung einzuberufen. Aber der Kaiser wollte nicht zugeben, daß Bischöfe über die Angelegenheiten von Königen zu Gericht säßen. Trotzdem bestiegen Prälaten aus England, Frankreich und Italien in Genua Schiffe, um sich zur Versammlung zu begeben. Die Flotte des Kaisers überfiel jedoch die Schiffe der Genuesen und nahm viele Prälaten gefangen.

Wenige Monate darauf starb Gregor IX. am 21. August 1241. Nach langem Streite wählten die Kardinäle den Papst Cölestin IV. und nach dessen baldigem Tode am 24. Juni 1243 den Papst Innocenz IV., welcher als Kardinal seither stets als Freund des Kaisers gegolten hatte. Aber der Kaiser, der seine verlogenen Italiener kannte, sprach: „Ich fürchte einen Freund unter den Kardinälen verloren zu haben und ihn als feindlichen Papst wiederzufinden!“

Der Kaiser versuchte sofort die Versöhnung, und der Papst schien dazu geneigt. Eine persönliche Zusammenkunft sollte die Einzelheiten regeln. Im Vertrauen darauf ließ Friedrich Rom weniger streng bewachen. Der Papst benützte dies, floh nach Genua und von dort nach Lyon. Dahin berief Innocenz alle Könige, Fürsten und Prälaten zur Beratung über Palästina, die

Mongolen, den Kaiser und die Kirche. Gleichzeitig vergab er willkürlich Kirchenpfründen an seine verschlagenen Italiener, erpreßte überall Geld und richtete einen wahrhaft türkischen Hofstaat ein, welcher sybaritische Aufwand ihn zwang, alle christlichen Völker hart zu besteuern.

Die Könige von England und Frankreich weigerten sich, zur Versammlung zu erscheinen. Da drohte der Papst, er werde diese kleinen Schlangen zertreten, sobald er den Drachen, den Kaiser, erwürgt habe. Auf der Kirchenversammlung zu Lyon sprach der Papst den Bannfluch über den Kaiser aus, entsetzte ihn aller Ehren und Würden und gebot den deutschen Fürsten, sofort einen anderen König zu wählen. Wegen Sizilien werde er selbst mit den Kardinälen beraten.

Darauf begann in Italien ein grauenhafter heimlicher und offener Kampf zwischen dem Kaiser und diesem Papst, welcher immer dreister den Weltkalifen spielte. Der Kaiser ward der Ketzerei angeklagt, und viele italienische Verschwörer wurden entdeckt und hingerichtet, welche den Kaiser ermorden wollten. Alle Vermittlungsversuche der Könige von Frankreich scheiterten am starren Größenirrsinn des Papstes.

In Deutschland hörte lange Zeit niemand auf die giftigen Hetzereien des sogenannten heiligen Vaters. Endlich zeigten sich die geistlichen Fürsten geneigt, vom Kaiser abzufallen, wenn Herzog Otto von Bayern sich mit ihnen verbinden würde. Doch dieser blieb dem Kaiser treu. Zuletzt gab sich Landgraf Heinrich Raspe dazu her und ließ sich zum König wählen.

Die weltlichen Großen nannten Raspe verächtlich den Pfaffenkönig. Der Papst war jedoch sehr erfreut über die Wahl, sandte dem Heinrich Raspe Geld zum Kriege und ließ einen Kreuzzug gegen den Kaiser predigen. König Konrad, welcher des Vaters Rechte zu wahren suchte, zog gegen Heinrich Raspe zu Felde. Bereits war der Sieg ihm sicher. Da verließen ihn mitten im Kampfe treulos zwei schwäbische Grafen, welchen der Papst als Lohn für ihren Verrat das Herzogtum Schwaben versprochen. König Konrad ward nun im Kampfe geschlagen. Der Gegenkönig verschleuderte blindlings das Reichsgut als Lehen an seine Anhänger. Um von diesen Spenden ebenfalls zu profitieren, huldigten ihm noch mehrere Edle und selbst einige Fürsten.

Macht und Ansehen Konrads stützten sich nur noch auf Süddeutschland, besonders auf die Treue des Herzogs von Bayern, der ihm seine Tochter Elisabeth zur Frau gab. Auch die meisten Reichsstädte blieben Konrad treu. Dennoch wagte Heinrich Raspe, in Süddeutschland einzudringen, ward aber von Konrad überfallen, geschlagen und tödlich verwundet. Er starb bald darauf am 17. Februar 1247 auf der Wartburg.

Der Papst sandte einen Kardinal nach Deutschland, welcher aufs neue das Fundament des Staufenthrones unterwühlen mußte. Vergeblich wurden Heinrich von Geldern, Richard von Kornwall, Heinrich von Brabant und König Horkun von Norwegen zur An-

nahme der deutschen Krone aufgefordert. Endlich nahm Graf Wilhelm von Holland die vom Papste angebotene Krone an. Drei Erzbischöfe salbten und krönten ihn, worüber die weltlichen Fürsten in heftigen Zorn gerieten. Wieder war ein Pfaffenkönig entstanden, und der Streit dauerte fort.

Inzwischen kämpfte der Kaiser in Italien einen endlosen Kampf. Da Friedrich der Streitbare kinderlos starb, zog Friedrich II. Österreich und Steiermark für sich und das Reich ein. Bald darauf aber ward sein vielbewunderter ritterlicher Sohn Enzius von den Bolognesern gefangen. Vergebens erbot sich der Kaiser, für die Freilassung als Lösegeld einen silbernen Ring um die Mauern von Bologna schmieden zu lassen. Der vierundzwanzigjährige Fürst sollte für immer gefangen bleiben.

Außerdem ward entdeckt, daß der Kanzler Peter de Vineis, von Friedrich aus niederstem Stande erhoben, den Kaiser an den Papst verraten hatte und auf dessen Geheiß im Begriff war, ihn zu vergiften. Der Kanzler tötete sich nach seiner Entlarvung im Gefängnis selbst. Friedrich aber erlag diesen seelischen Leiden mitten in seinen Plänen am 13. Dezember 1250 zu Palermo.

Als der Papst vernahm, sein Gegner sei tot, schrieb er in offenen Briefen: „Jauchzen möge die Erde und der Himmel frohlocken, daß er seine Kirche gerettet hat!“ Er forderte die Deutschen unter den härtesten Kirchenstrafen zum Abfall von König Konrad auf. Mönche mußten umherziehen und das Kreuz gegen den Staufer predigen. Jedem ward das heilige Abendmahl verweigert, der nicht vorher dem Staufer abschwur. Nur wenige wagten noch, dem König treu zu sein.

Da der Papst zugleich erklärte, er werde dem Konrad nicht nur die Krone, sondern auch alle Güter und Rechte in Schwaben nehmen, so hofften die Großen, nebenbei einen Teil davon zu erbeuten. Konrad, überall von Feinden umgeben und am Leben bedroht, begab sich nach Regensburg. Dort ließ ihn im Stifte St. Emmeran, wo Konrad Wohnung genommen, der Bischof Albert nachts von Meuchlern überfallen. Aber Friedrich von Evesheim rettete den König, indem er sich in dessen Bett legte und für ihn den Tod erlitt. Konrad hielt sich bis zum Morgen versteckt und rief am Morgen die Bürger zu Hilfe. Der Bischof entfloh.

Als Konrad sah, er werde in Deutschland nichts ausrichten, übertrug er seinem Schwiegervater, Otto von Bayern, die Sorge für seine Frau und seine Güter und begab sich nach Italien, wo sein Halbbruder Manfred die Fahne der Staufer hoch hielt. Beide wollten ihre Rechte gegen den Papst bis zum letzten Atemzuge verteidigen. Da starben rasch nacheinander Konrads Neffen, die zwei Söhne seines ältesten, einst verstoßenen Bruders und hierauf sein jüngster Bruder. Zuletzt starb Konrad selbst. Sein zweijähriges Söhnchen, gleich ihm Konrad genannt, hatte er nie gesehen. Manfred setzte mit wechselndem Glück allein den Kampf fort, gewann endlich ganz Sizilien und ward am 11. August 1258 zu Palermo gekrönt.

Papst Innocenz IV. war einige Jahre vorher gestorben. Seine Nachfolger verfolgten Manfred mit demselben Hasse. Sie verliehen Sizilien dem Karl von Anjou, einem Bruder Ludwigs des Heiligen von Frankreich. Dieser drang mit französischen Söldnern in Italien ein und erfüllte auf seinem langen Wege bis hinab nach Unteritalien alles mit Raub und Mord. Hier trat ihm Manfred entgegen. Aber treulos liefen ihm seine Italiener davon. Da stürzte Manfred sich voll Verzweiflung mitten ins Schlachtgewühl und fand darin den ersehnten Tod am 26. Februar 1266. Seine Gemahlin ward an Karl ausgeliefert, starb aber bald. Seine Söhne wurden während ihres ganzen Lebens gefangen gehalten.

Inzwischen wuchs der junge Konrad, allgemein Konradin genannt, am Hofe seines Oheims, des Herzogs Ludwig von Bayern, heran. Als seine Mutter sich mit dem Grafen Mainhard von Tirol verheiratete, ward Konradin vom Bischof Eberhard von Konstanz erzogen. Da keine Hoffnung war, daß er je zu Ansehen in Deutschland gelangen könne, richtete er die Blicke auf sein Erbland Italien.

Bald kam von dort die Einladung, Konrad möge eilen, die Tyrannei der Franzosen zu brechen und sein rechtmäßiges Erbe in Besitz nehmen. Er achtete nicht auf die Warnungen seiner Mutter und seiner Freunde, verpfändete alle Güter seines Hauses an den Herzog Ludwig und rüstete mit dem erlösten Gelde ein Heer aus. Im Herbst 1267 brach er mit seinem Freunde Friedrich, dem Sohn des Markgrafen Hermann von Baden, und Gertrude von Österreich nach Italien auf.

Anfangs hatte Konrad Erfolg. Karl von Anjou und Papst Klemens IV. waren in Furcht. Rom öffnete dem jungen Konrad die Tore und empfing ihn mit kaiserlichen Ehren. Als der Papst, nach Viterbo entflohen, Konrad mit den Deutschen dort vorüberziehen sah, rief er: „Dieses Knaben Größe wird vergehen wie Rauch! Er zieht nach Apulien zur Schlachtbank!“

Von den Deutschen geschlagen, wichen die Franzosen des Karl von Anjou zurück. Selbst Karls Lager erbeuteten die Sieger. Sorglos teilten sie die Schätze und überließen sich dem Siegesjubel. Da stürzte Karls Hinterhalt auf die Deutschen ein, und der Sieg ging wieder verloren. Nach langem vergeblichen Widerstand floh Konrad mit seinem Freund Friedrich aufs Meer.

Schon waren beide im Schiff und hofften Sizilien zu erreichen, als Johannes Franzipani, Herr von Astura, die Flüchtlinge, in welchen er vornehme Leute vermutete, zurückholen ließ. Er erkannte sie, und obwohl sein Geschlecht von Friedrich II. mit Wohltaten überhäuft worden, verkaufte er seine Gefangenen für Geld und Gut dennoch an ihre Feinde.

Unter Spott und Hohn zog Konrad als Gefangener in der Hauptstadt seines Erbreiches ein, von Karl als Empörer und Hochverräter angeklagt. Selbst die Richter, die ihn verurteilen sollten, erschraken darüber und verteidigten Konrad. Aber Karl sprach eigenmächtig das Todesurteil über alle Gefangenen aus, und Konrad ward samt seinen Freunden am 29. Oktober 1268 zu Neapel hingerichtet.

Als König Enzius, sein Oheim, der noch immer im Gefängnis zu Bologna weilte, Kunde von Konrads Schicksal erhielt, strebte er mehr als je, die Freiheit wieder zu erlangen. Er gewann seinen vertrauten Gesellschafter Pietro Asinelli für den Plan. Und dieser wußte einen Küfer zu bestechen, welcher Wein ins Gefängnis lieferte und als starker Mann selbst ein volles Faß leicht auf der Schulter trug.

Der Verabredung gemäß verbarg sich Enzius im leeren Faß. Der Küfer schwang es auf die Schulter, als ob es leer sei und trug es an den Wachen vorüber durch alle Tore hindurch. Schon waren die Pferde nahe, welche zur Flucht bereit standen. Da sah ein vorübergehender Soldat aus dem Spundloch eine Locke heraushängen. Verwundert rief er: „Diese Locke kann nur dem Enzius gehören!“ Schnell eilten andere Soldaten herbei. Der Küfer ward angehalten. Enzius mußte ins Gefängnis zurückkehren und wurde jetzt noch strenger bewacht als früher.

Gram und Schmerz über das Schicksal seines Hauses zehrte an seinem Leben. Er starb als der letzte der Hohenstaufen am 14. März 1272, nachdem er fast dreiundzwanzig Jahre hindurch in der Gefangenschaft gelebt.

Nach dem Tode Konrads IV. hatten die meisten kleinen Reichsstädte dem Grafen Wilhelm als deutschem König gehuldigt. Die Fürsten aber walteten selbstherrlich in ihren Ländern. Wilhelms Würde ward so wenig geachtet, daß ein gewöhnlicher Ritter es wagte, die Gemahlin dieses Königs samt ihrer Begleitung gefangen zu nehmen, bis der rheinische Pfalzgraf Ludwig sie mit Hilfe von Edlen und Bürgern von Mainz, Worms und Oppenheim befreite.

Kurze Zeit darauf wurde Wilhelm von einigen Friesen erschlagen, als er während des Kampfes gegen sie im Eise einbrach. Niemand mochte damals die deutsche Königskrone annehmen. Jeder Große und jeder Kleine suchte sich einzeln durch Raub und Mord zu bereichern. Fürsten und Herren errichteten Zölle in ihrem Gebiet und bedrückten das Volk auf jede Art. Diesem allgemeinen Faustrecht entgegen zu wirken, verbanden sich sechzig Städte des Rheingaues. Auch der Pfalzgraf trat ihrem Bunde bei.

Sie verhinderten die ungerechten Zölle, zerstörten die Raubschlösser, vertrieben Mörder und Straßenräuber und gelobten, nur den als König anzuerkennen, welcher von den Fürsten einmütig zum König erkoren würde. Ratlos verstrich ein ganzes Jahr. Da warb König Heinrich von England für seinen Bruder Richard von Cornwallis um die deutsche Krone. Denn er hoffte dann auch den Beistand der deutschen Fürsten in seinem Kriege gegen Frankreich zu erhalten. Durch die Herzöge von Bayern und einige Erzbischöfe erwählt, kam Richard nach Deutschland und ließ sich zu Aachen krönen.

Nördliche Fürsten wählten den König Alfons von Castilien zum König. Dieser nahm die Wahl an, ließ sich aber niemals in Deutschland blicken. Richard zog am Rhein umher und bestätigte den Städten ihre alten Freiheiten. Doch richtete er nichts Wesentliches aus. In den fünfzehn Jahren seiner angeblichen Regierung

war er nur vier Jahre in Deutschland anwesend. Als Richard im Jahre 1272 starb, hatten die Fürsten längst, jeder in seinem Gebiete, königliche Rechte errungen.

Im nördlichen Osten gelangten die Deutschherren zu großer Macht. Unter ihrem Schutze verbreiteten sich überall deutsche Ansiedler über Pommern, Livland, Kurland, Esthland, Litauen und einen Teil von Rußland. Städte, Burgen und Dörfer entstanden, und überall wurden die Heiden zur Annahme des unvermeidlichen Christentumes gezwungen.

Schweren Stand hatten die Deutschherrn einzig gegen die Preußen. Diese bekundeten absolut kein Talent, Christen zu werden. Wie einst die Sachsen, so metzelten auch sie, begeistert von ihrem getisch-sarmatischen Adel, immer und immer wieder die christliche Geistlichkeit nieder und verbrannten die ihnen verhaßten Kirchen. Jahrzehnte hindurch dauerte dieser Kampf gegen die Preußen fort. Nur Schritt für Schritt konnten die Deutschherren hier Boden gewinnen. Aber auch dann büßten sie beständig wieder ein, was sie errungen hatten.

Die milde Religion der harten Herren erschien den Preußen als scheinheilige Lüge. Sie schüttelten das aufgezwungene Christentum bei jeder Gelegenheit wieder ab. Stets von neuem suchten die Preußen ihre Unterdrücker zu vertreiben. Da erschien im Jahre 1255 der König Ottokar von Böhmen mit einem Heer von sechzigtausend Mann, eroberte die Gegend, zerstörte die Götzenbilder und heidnischen Tempel und gründete die Burg Königsberg, welche bald zur Stadt wurde. Von allen Seiten bedrängt, huldigten jetzt die Preußen. Ihr Widerstand war gebrochen.

Trotzdem dauerten kleinere Aufstände und das Niedermetzeln von Geistlichen noch fünfzig Jahre lang fort, sodaß noch Tausende von Kreuzfahrern ihr Leben lassen mußten. Erst nachdem die überwiegende Mehrzahl der alten Preußen erschlagen worden und viele aus der unfreien Heimat auswanderten, ward der junge Nachwuchs mehr und mehr an die Herrschaft des Ordens gewöhnt, welcher zu Marienburg seinen Sitz hatte. Wie alle geistlichen Orden von jeher nach wenigen Jahrhunderten verfielen, so erging es auch dem Orden der Deutschherren, welcher zuletzt an seiner Entartung zugrunde ging.

Sehr mächtig war in jener Zeit des Faustrechtes König Ottokar von Böhmen geworden. Er hatte sich der Länder Österreich und Steiermark bemächtigt und Kärnthen in Besitz genommen. Damit ihm die Ansprüche auf Österreich nicht betritten würden, vermählte er sich als Jüngling mit der siebenundvierzigjährigen Schwester Friedrichs des Streitbaren. Er verstieß sie aber bald und heiratete dann eine Nichte des Königs Belz von Ungarn.

In Bayern und Rheinpfalz lebten nach dem Tode Ottos des Erlauchten seine Söhne Ludwig und Heinrich in beständigem Streit, da der Jüngere den herzoglichen Besitz als teilbares Gut betrachtete. Als die Teilung endlich zustande kam, nahm Ludwig das Oberland von Bayern, die Hälfte des Nordgaues und die Rheinpfalz. Sein

Bruder Heinrich erhielt das fruchtbare Niederbayern und die übrigen Teile des Nordgaues. Trotzdem hörten die Zwistigkeiten nicht auf.

In Thüringen tobte ebenfalls Kampf und Streit. Sophie, die Tochter der heiligen Elisabeth, mußte das Recht ihres minderjährigen Sohnes Heinrich, das Kind von Brabant genannt, mit dem Schwerte gegen den Markgrafen Heinrich von Meißen verteidigen, welcher das Erbe des Heinrich Raspe allein in Anspruch nehmen wollte. Neun Jahre lang dauerte dieser Krieg und die Verwüstung des Landes. Endlich verzichtete Sophie auf das Land und begnügte sich mit Hessen.

Der Markgraf Heinrich gab Thüringen seinem älteren Sohne Albrecht, welcher drei Söhne, Heinrich, Friedrich und Diezmann hatte. Friedrich, bekannt als der Gebissene, war es, welcher von seiner flüchtenden Mutter Margaretha, einer Tochter Kaiser Friedrichs II., beim Abschied aus Schmerz und Zärtlichkeit in die Wange gebissen wurde.

Im Nordosten ragten durch Macht und Ansehen die Markgrafen von Brandenburg hervor. Dort erweiterten die Nachkommen Albrecht des Bären beständig ihr Erbe. Unter fortwährenden Kämpfen erwarben sie Prignitz, Mittelmark, Uckermark, Neumark, Lebus und andere Gebiete und siedelten überall deutsche Edle und Bürger an.

Im alten Herzogtum Alemannien erhoben sich nach dem Untergang der Staufer die Nachkommen der Zähringer zu Macht und Ansehen. Von ihnen wurden Bern und die beiden Freiburg gegründet. Bald starben die Zähringer aus. Einer Nebenlinie aber entsprossen die Markgrafen von Baden und Durlach. In Schwaben walteten die Grafen von Württemberg.

Die meisten Fürstengeschlechter teilten sich in vier bis fünf Zweige, besonders in Norddeutschland. Dadurch entstanden wieder die vielen kleinen, urarischen, selbstherrlichen Fürstentümer und Edelsitze, welche das andauernde römische Cäsarentum wiederholt beseitigen wollte.

In Mitteldeutschland waren nach Erlöschen des Staufergeschlechtes die Burggrafen von Nürnberg die mächtigsten Herren. Sie entstammten dem Geschlechte der Hohenzollern, deren Schloß ihr Ahnherr Thassilo um das Jahr 800 erbaute. Von dort siedelten die Hohenzollern als Reichsgrafen und Burggrafen nach Nürnberg, der Kaiserburg und Reichsfeste über. Die sichere Reihenfolge dieser Burggrafen von Nürnberg beginnt mit Friedrich I., welcher um das Jahr 1200 zu Kadolzburg wohnte.

Durch treffliche Hauswirtschaft und enges Anschließen an die Kaiser, durch Kauf, Tausch, Erbverträge und glückliche Fehden, erlangten die Burggrafen allmählich ein so großes Gebiet, daß sie sich den Fürsten gleichstellen durften. Dazu kam, daß ihr Gebiet nie von einem der benachbarten größeren Fürsten abhängig wurde. Der frühere Amtsname ward allmählich zur Würde und zur Bezeichnung des Vorranges vor den übrigen Edlen des Landes.

Außer den vielen Fürsten walteten damals in Deutschland

eine Menge fast völlig unabhängiger Reichsherren, die in altarischer, urgermanischer Odalherrlichkeit gebietend auf ihren Freihöfen und Burgen saßen und allmächtig ihre Dörfer, Höfe, Meiereien, Lehens- und Dienstleute beherrschten, wie es dem Germanen geziemt.

Meist lag das Schloß auf steilen Anhöhen und glich mit seinen dicken Mauern einer Festung. Das einzige Tor war durch eine eisenbeschlagene Zugbrücke, welche den Abgrund oder den tiefen Graben überspannte, mit der Außenwelt verbunden. Der Marktturm mit seiner Warte überschaute weitumher die Gegend. Ringsumher hatte man soviel Wald ausgerodet, als man zur Ansiedlung des Gesindes bedurfte, welches in zerstreuten Hütten oder in Dörfern wohnte. Sie alle besaßen nur die Nutznießung des ihnen übertragenen Bodens und leisteten dafür dem Herrn bestimmte Dienste.

Das Land war noch immer die Hauptsache. Der Mensch minderwertiger Rasse darauf galt nur als Zugabe, als animalisches Bodenprodukt, wie dies in einer noch nicht in Verfall geratenen germanischen Staatsordnung die einzig richtige und harmonische Ordnung der Dinge ist. Die Leibeigenen und Hörigen galten auch jetzt noch als Bestandteile der Güter. Ohne Erlaubnis ihrer Herren durften Leibeigene dessen Besitztum nicht verlassen, sowenig als die Kühe auf der Weide ein Recht haben, eigenmächtig durchzubrennen.

Die Leibeigenen wurden mit dem Gute verkauft oder verschenkt und durften sich nur im Gebiete und nach dem Willen des Herrn gegen Leistung von Abgaben verheiraten. Erst später erlaubten geistliche und weltliche Herren die gegenseitige Verheiratung ihrer Leibeigenen und verständigten sich wegen der Teilung der Kinder.

Noch immer ward das freigeborene Mädchen durch Heirat mit einem Unfreien selbst unfrei und ihre Kinder ebenfalls. Den Unterricht des gemeinen Volkes besorgte die Kirche, wie das ganz in der Ordnung ist, wenn die Kirche eine Moralkirche und keine Glaubenskirche ist. Oft siedelten sich arme Freie als Schützlinge oder Pächter gegen bestimmte Leistungen und Abgaben mit persönlichem Dienste an. Wenn Krieg oder ein Unglück hereinbrach, mußte die Gutsherrschaft ihren Untertanen durch Lieferung von Geräten und Materialien aufhelfen, damit diese wieder bauen und zinsen konnten.

Speicher und Keller des Gutsherren waren beinahe immer gefüllt. Er bewirtete freigebig seine vielen Gäste und ernährte aus den Vorräten in Mißjahren seine Untertanen. Das Leben der Burgherren war im allgemeinen einfach. Nur die Trunksucht, ein Erbteil des gelben Finnentumes, welches im Lauf der Jahrtausende indirekt durch Vermählung mit Keltenblut oder Mischung mit Jötunen auch in das Germanentum eingedrungen, richtete viel Unheil an und trug fort und fort zum Verfall des Germanentumes bei.

Denn das Germanentum kann sich, wie jede arische Edelrasse, nur dadurch dauernd auf der Höhe seiner Herrschaft erhalten,

daß es vor allem sich selbst beherrscht und dafür sorgt, daß das Tierische in ihm latent und im Laufe der Generationen wieder ungeboren wird. Die Tiervölker werden nicht nur durch Energie des Willens allein und durch geistige Überlegenheit, sondern auf die Dauer ganz besonders auch durch das Vorbild einer tadellosen, überragenden alt-arischen Sittlichkeit unterworfen, beherrscht und gezähmt.

Als die Edlen jetzt wieder volle germanische Unabhängigkeit erlangt hatten, wurden mit ihnen zugleich ihre obersten Diener, die Hofhörigen erhoben, deren Vorfahren vor Karls des Großen Zeiten eigentlich freie Germanokelten, Kelten und Römer gewesen waren, soweit sie nicht von Nebenkindern der Odalherren abstammten. Diese Hofhörigen wurden jetzt wieder freie Leute. Weil die Bischöfe laut Kirchengesetz nur freie Männer in die Ämter ihrer Höfe einsetzten, so wollten Fürsten und Grafen jetzt ebenfalls nur freie Männer um sich sehen, die sich ihnen durch Rat und Tat wert machten, als Kriegsleute dienten und sich mit Lehen bedenken ließen.

Anfangs standen die Freigewordenen zwar den Vollfreien nach und durften sich als Zeugen erst nach jenen unterschreiben. Aber bald konnte man sie von den Urfreien nicht mehr unterscheiden, da es auch für die Urfreien nicht als Schande galt, Dienstmann einer Kirche, eines Fürsten oder Grafen zu werden. Auf diese Art bildete sich im Gegensatz zum Hochadel der niedere Adel, dessen Germanentum also bereits ein sehr gemischtes ist, der aber immerhin noch eine sehr wertvolle germanisierte Rasse repräsentiert. An diesen und an den Fürsten liegt es nun, ihre Menschenwürde derartig mit eiserner hocharischer Energie zu wahren, daß sie nicht in den Schmutz fällt und von finnischen Sozialdemokraten und anderem Pöbel bezweifelt werden kann. —

Seit Beginn des deutschen Reiches hatte sich ein eigentümliches Verhältnis zwischen Herren und Vasallen herausgebildet, welches aus dem Lehnswesen hervorgegangen war. Der König, der geistliche und weltliche Fürst gab Güter und Ämter zu Lehen, nahm aber seinerseits ebenfalls von Andern Lehen. Mancher König, welcher nur geringes Familiengut besaß, ließ sich von einem Bischof belehnen, war also zu gleicher Zeit Herr und Vasall. Edelleute dienten mit ihren Mannen einem Fürsten oder einer Stadt als Söldner, und niemand verlor durch solche Dienste seinen Standesvorzug. Galt doch selbst Krone und Reich als ein Lehen, das von den Edlen der Nation durch die Wahlfürsten dem Gewählten übertragen wurde.

Wirkliche Freiherren, die zu niemand in einem Dienstverhältnis standen, wie die Odalherren im uralten Germanien, gab es im dreizehnten Jahrhundert nur wenige. Die Güter dieser wahrhaft Freien hießen in ebenso schöner wie bezeichnender Weise „Sonnenlehen“. Das Sonnenlehen stellt den arischen Idealzustand dar. Weil das Blut finnischer und hamitischer Tiermenschen bereits mehr oder weniger aktiv in den Adern der Sakensöhne kreiste, hatten diese,

nebst andern geistigen und sittlichen Gebrechen, zugleich knechtische Neigungen und Instinkte in sich aufgenommen.

Charakteristisch für jene Zeit war die Gestaltung des vielbesungenen Ritterwesens. Nach dem Vorbild der geistlichen Ritterorden entstand bald ein weltlicher Schutz-Ritterstand, ein Ritterbund zur Verteidigung der Unschuld, zum Kampf gegen Ungerechtigkeit, zur Wahrung der Treue und zum Schutz der Frauen.

Um den Kreuzfahrer, welcher, von Hunderten einer, in die Heimat zurückgekehrt war, der die Schrecken der Wüste und des Meeres kannte und den Kampf gegen die Sarazenen glücklich bestanden, sammelten sich in deutschen Gauen die Söhne des Adels als sein Gefolge, um bei ihm Tapferkeit und Sitte zu lernen. Name und Würde eines Ritters galt als hoher persönlicher Vorzug, als Auszeichnung, um welche sich selbst Fürsten bewarben und welche anfangs nur ein im Kampfe gegen die Sarazenen erprobter Held erteilte.

Allmählich ward die Erteilung dieser Würde mit einer Feier verbunden. Auch beobachtete man dabei gewisse Formen. Der Edle mußte zuerst als Knappe, Edelknecht und Schildträger des Ritters dienen, bis er durch diesen nach vielen Proben seiner Tüchtigkeit und seines Mutes unter religiösen Weihen durch einen Schlag mit dem flachen Schwert zum Ritter geschlagen wurde. Dieser Schlag hatte zu bedeuten, daß dies die letzte Unbill sei, die der Knappe ungerecht ertragen müsse.

Über die Erziehung der Edelknaben wachte die Burgfrau oder Fürstin. Nicht nur der Körper ward im Springen und Schwimmen, im Reiten, Jagen und Kämpfen geübt, auch der Charakter wurde geschult. Die Jünglinge mußten lernen bescheiden sein und verschwiegen und ihrer Herrin unbegrenzte Ergebenheit beweisen.

Ritterlichen Geist und höfische Sitte pflegte man noch besonders durch die kriegerischen Spiele, wie sie bereits in Frankreich üblich waren, wo sie Turniere hießen. Zu diesen Spielen wurden alle von den Großeltern her-Freigewordenen in den Städten und auf dem Lande als turnierfähig eingeladen. Bald bildeten sich eigene Turniergesetze heraus, die sich auf Treue, Zucht und Tapferkeit gründeten. Später kamen von Frankreich her die glänzenden Äußerlichkeiten hinzu, wie Herolde und Turniervögte.

Selbstverständlich hatten die Turniere auch manches Blähen hohler, unvermögender Eitelkeit und andere Mißbräuche im Gefolge. Zuweilen wurden bei diesen Spielen auch Kämpfer getötet oder verwundet, entweder durch Zufall, oder weil Feinde miteinander fochten. Dann entstanden oft, unter rascher Bildung von Parteien und Vertauschung der stumpfen Waffen mit scharfen, blutige Kämpfe. Bald bot die Kirche ihr ganzes Ansehen gegen diese Turniere auf und verweigerte dem so Gefallenen ein ehrliches Begräbnis.

Zugleich mit dem Ritterwesen blühte jene Art der Dichtkunst auf, welche den Namen Minnesang erhielt. Der alte germanische Heldensang hatte sich verwandelt. Man seufzte jetzt auf romano-

keltische Art meist kleinere Liebeslieder. Während der Heldensang dem ganzen Familiengeschlecht galt, widmete man die Minnesänge nur der Einen, deren Stolz das Heldentum des kühnen, starken und liebenden Sängers war. Zwar galt für größere Dichtungen noch immer die deutsche Heldensage als Vorbild, welche tief im Bewußtsein des Volkes wurzelte. Aber sie gestaltete sich jetzt verwickelter und lyrischer. Auch brachten die zurückkehrenden Kreuzfahrer neue Anschauungen mit in die Heimat. Sie regten die Phantasie eigenartig an, und fanden für die wunderbarsten Märchen gläubige Hörer.

Die Dichter überließen sich diesen neuen Eindrücken und wandten sich mit Vorliebe fremden Stoffen zu. Das rein Menschliche mußte aus der Dichtung weichen. Dafür wurden dem Hörer und Leser die unglaublichsten, abenteuerlichsten Helden und Taten vor die Seele gezaubert, in denen Asien und Griechenland mit seinen Tapfern im Vordergrunde standen.

So besang Konrad von Würzburg den trojanischen Krieg und den Argonautenzug und der Mönch Lambrecht Alexander den Großen. In diesem Gedichte sind jedoch nicht die Taten Alexanders die Hauptsache, sondern Blumenmädchen, welche, wie Eintagsfliegen, nur einen Tag leben. Dieser Dichter hatte offenbar wenig Germanentum in sich.

Die Alexandersage ward noch vielfach von andern Dichtern besungen. Weitverbreitet war auch die Sage vom König Artus und seiner Tafelrunde. Dieser, ein König der Briten zu jener Zeit, als die Angeln und die Sachsen in England einfielen und sich zu Herren des Landes machten, zog sich zurück, eroberte Wales als letzten Zufluchtsort seiner Unabhängigkeit und des nationalen romanisch-germanokeltischen Rittertumes. An seinen Hof kamen unzählige Ritter. Doch an seiner Tafelrunde saßen nur zwölf Helden, die sich durch abenteuerliche Erlebnisse, Taten und Eigenschaften auszeichneten. Sie hatten für Frauenehre angeblich gegen Riesen, zaubermächtige Zwerge und zoologisch schwer definierbare prähistorische Ungeheuer gefochten.

Eigenartig ist die Gralsage, welche ebenfalls von romanischen Germanokelten herstammt, aber von germanischem Geiste vertieft ward. Hier tritt ein Ritter in Erscheinung, welcher sich dem Dienst eines nur ihm sichtbaren Heiligtumes, dem heiligen Gral, geweiht hat. Dieses Heiligtum ist ein Gefäß, aus wunderbar glänzendem Stein gearbeitet. Jesus soll mit seinen Jüngern beim Abendmahl daraus getrunken und Joseph von Arimathia am Kreuze Jesu Blut darin aufgefangen haben.

Dies heilige Gefäß ward von Engeln in der Luft gehalten, bis Titurel, nach Biscaja in Spanien geführt, dort das heilige Rittertum stiftete und eine Burg für das Heiligtum erbaute, zu welchem niemand den Weg findet, außer er ist vom Gral zu dessen Pfleger bestimmt. Das Gefäß ist von Kräften des ewigen Lebens durchdrungen, und wer es erblickt, sei er auch auf den Tod erkrankt, kann in derselben Woche nicht sterben. Edle Jungfrauen, von

denen aber nur eine Auserwählte ihn berühren soll, hüten den Gral im Verein mit priesterlichen Rittern. Diese werden von einem König geleitet, welcher der treueste, demütigste und reinste unter den Rittern sein muß und weder für Frauenehre noch für weltlichen Ruhm kämpfen darf.

Diese Dichtung, noch heute in Deutschland ebenso bekannt, wie die älteren Dichtungen, welche vom Hildebrand, Heliand, Muspilli, den Nibelungen und Gudrun erzählen, gilt als das schönste von allen Gedichten, welche Wolfram von Eschenbach aus Bayern nach französischen Vorbildern schuf und in welches er viele tiefe Ideen hineinverwebte.

Amfortas, der Nachfolger Titurels in der Königswürde, hat das Gebot des Grals übertreten. Und Parzival, nachdem er durch seine hohe Tugend und seine erhabenen Eigenschaften Gralkönig geworden ist, sieht ein, daß Europa nicht der Ort ist, wo der Gral dauernd gepflegt werden kann. Er zieht deshalb, um ihn einer gereiften Nachwelt sicher zu bewahren, mit dem Gral nach Indien ins heilige Aryavarta, der Urheimat höchster arischer Menschenwürde. Dort wird später Johann, Parzivals Neffe König und Pfleger des Heiligtumes. Von ihm weiß man nur, daß er lebt, aber nicht wo.

Wie tief muß dieser Dichter in die Natur der Tatsachen geschaut und den Lauf der Dinge überblickt haben, daß er solche Dichtung schaffen und so ausklingen lassen konnte. Es widerspricht dem Zweck dieses Buches, mich darüber näher zu äußern. Einem Jahrhundert, in welchem Franz von Assisi lehrte und einiges Verständnis fand, lagen solche Betrachtungen vermutlich näher als unseren Tagen.

Beliebt unter den Dichtungen der Ritterzeit ist auch Tristan und Isolde von Godfrid von Straßburg. Diese Dichtung, den Erlebnissen der Tafelrunde entnommen, preist in weicher gefälliger Form den Genuß des Lebens und stellt ein Liebesabenteuer dar. Heinrich von Veldecke schildert in seiner Eneidt die Fahrten und Taten des geflüchteten Trojanerfürsten Aeneas. Seine Art zu dichten nähert sich vielfach der französisch-romanischen Art. Das Volk nannte solche Dichtungen daher romantische oder Romane. Es entstanden auch viele Romanzen, in denen der Held ein Deutscher ist, der wunderbare Abenteuer in fernen Ländern erlebt.

Diese Sänge mannigfacher Art tönten von Mund zu Munde auf Schlössern und in Städten. Besonders aber fanden ihre Dichter an den Fürstenhöfen Beifall und würdige Aufnahme, ähnlich wie vormals die altgermanischen Heldensänger auf den Odals der Enkel Odins. Die Mehrzahl der Sänger gehörte zum niederen Dienstadel. Sie lebten von ihrer Kunst und zogen von Burg zu Burg, von Stadt zu Stadt. Die Fürsten, welche den Gesang am reichsten pflegten, wurden am meisten von den Sängern gepriesen, allen voran Landgraf Hermann von Thüringen. Dieser lud im Jahre 1209 die berühmtesten Dichter zum Wettstreit auf die Wartburg. Unter den Sängern, welche dieses denkwürdige Fest durch ihre Anwesen-

heit verherrlichten, befanden sich auch Heinrich von Veldecke, Wolfram von Eschenbach, Walther von der Vogelweide, Reinmar von Zweter, Peter Olf von Eisenach und Heinrich von Ofterdingen.

Der Gefeiertste unter den vielen Minnesängern jener Zeit, deren Lieder der Zürcher Ratsherr Manesse gesammelt der Nachwelt überlieferte, war Walther von der Vogelweide, welcher von sich selbst kund gibt, daß er in Österreich singen und sagen lernte. Er preist besonders die deutschen Frauen in sittlich erhabener Sprache, ist hochbegeistert für Glück und Ehre Deutschlands und rügt entrüstet, daß in den ritterlichen Gesang sich unreine Bilder und Schwänke eindrängten.

Walther von der Vogelweide war ein treuer Anhänger Kaiser Friedrichs II., den er auf seiner Fahrt nach Asien begleitete. Diesen edlen Kaiser schildert Wernher von Tegernsee als einen Mann, welcher im düsteren Walde einhergeht, während ein Wolf hinter ihm herschleicht, voll Gier, sich auf den Strauchelnden zu stürzen. Der düstre Wald ist offenbar die Zeit finstrer christlicher Umnachtung und der Wolf der Papst. Das ist ein Beweis, daß es außer dem Kaiser Friedrich damals auch noch einige andre helle Köpfe gegeben haben mag, die sich aber nicht anders äußern durften, als in Gleichnissen, ähnlich wie Wolfram von Eschenbach.

Andre Sagen, vielfach von Unbekannten, erzählen von Tannhäuser, wie er in den Venusberg geriet, wie der Dichter Heinrich von Meißen zu Mainz von Frauen zu Grabe getragen wurde und wie Walther von der Vogelweide den Vögeln ein Vermächtnis hinterließ. Als Sänger der Treue gilt Hartmann von der Aue. Von ihm stammt die bekannte Sage vom armen Heinrich. In ähnlichem Sinne dichtete Rudolf von Ems den „guten Gerhard von Köln“.

An die erzählenden Dichtungen reihen sich ergötzlich und eigenartig die Tiersagen an, welche wahrscheinlich deutschen Ursprunges sind. Denn außer dem Löwen treten darin nur deutsche Waldtiere auf. Diese Tiersagen gewannen nachmals Zusammenhang in einem größeren Gedichte, „Reinecke“ betitelt. Auch die Geschichte ward in jenen Tagen wie im alten Indien, in Altgriechenland und Altgermanien noch immer in dichterischer Form dem Volke vermittelt. In dieser Weise erzählt die alte Chronik von guten und schlimmen Päpsten und Königen bis zu Konrad von Hohenstaufen. Als Geschichtsschreiber im engeren Sinne wirkte Otto, der Enkel Heinrichs IV. und Halbbruder Konrads III. Er hatte zu Paris studiert und wurde später Bischof von Freising.

Im Laufe der Jahrhunderte war neben der altgermanischen Ordnung der Adligen, Freien, Hörigen und Leibeigenen in den Städten ein neuer Stand empor gewachsen, jener der Bürger. Die Städte sind nebst dem römischen Recht ein Geschenk des Römertumes von sehr zweifelhaftem Segen. Dem Germanentum wenigstens schneiden sie fort und fort auch heute noch, durch Konzentration eines stets zur Empörung geneigten Pöbels und Entvölkerung der adligen Güter, den Lebensfaden ab. Aber, abgesehen davon, führt

ein Verweilen in den Städten an und für sich schon zur poesielosen Demokratisierung der Zustände.

Daß die ersten Städte in Deutschland am Rhein und an der Donau von den Römern angelegt wurden, habe ich bereits berichtet. Aber auch in Zukunft sorgten Römlinge durch Errichtung von Bischofssitzen und Klöstern dafür, daß sich das zu herdenmäßigem Stadtleben neigende finnisch angegilbte Kelten- und Slaventum städtisch ansiedelte. Denn einzig auf diese Art wurden Osnabrück, Münster, Bremen, Halberstadt, Paderborn, Hamburg, Lübeck, St. Gallen, Fulda, ja, man kann sagen, die meisten deutschen Städte gegründet. Erst als diese Art, städtisch sein Leben zu verpfuschen, in Deutschland zur chronischen Seuche geworden war, mag manche Stadt auch anders als durch einen römischen Bischof oder ein römisches Kloster ihren Ursprung gehabt haben.

Anfänglich waren alle Städte königliches Eigentum. Sie befanden sich auf des Königs Grund und Boden, und die Einwohner galten als seine Hörigen. Später gelangte die Gemeinde selbst zuweilen in Besitz des Grundes, und der König bezog als Schutzherr nur gewisse Einkünfte. Durch Belehnung kamen dann viele Städte in den Besitz von Bischöfen. Nun erhielten jene die Abgaben. Doch die Rechte der Freien, die in den Städten wohnten, blieben stets unangetastet. Diese Rechte offenbarten sich in der Freizügigkeit, im Waffen- und Fehderecht, im rechten Eigentum und im Wehrgeld.

Die Unfreien der Städte waren damals noch denselben Gesetzen unterworfen, wie die Hörigen und Leibeigenen auf dem Lande. Alle Handwerker galten als hörig und leibeigen und standen unter dem Recht ihres Herrn. Denn die Freiheit war noch immer mit dem Grundbesitz verknüpft. Diejenigen, welche ihren Grundbesitz verloren hatten und sich zur Behauptung ihrer Freiheit unter den Schutz eines anderen begaben, mußten dafür zinsen und dienen. Diese besitzlosen Freien pflegten besonders Handel und Gewerbe, was allmählich eine gewisse Gewerbeordnung hervorrief. Die Obergewalt befand sich in den Händen der Stadtherren und ihrer Beamten, des Burggrafen, Schulzen, Zöllners und Münzmeisters.

Das enge Zusammenkleben der wachsenden Volksmenge brütete in den Städten ein widerwärtiges Ungeheuer aus, die öffentliche Meinung, welche bald zu einer wetterähnlichen Macht anwuchs, auf welche selbst die Könige zuweilen in ihren Kämpfen mit den Päpsten Rücksicht nehmen mußten. Oft vergalten die Könige wohlgesinnten Städten ihre Treue durch mancherlei Gunstbezeugung. Im Jahre 1156 verlieh Friedrich I. der Stadt Worms einen Freiheitsbrief und erkannte sie als Freistaat an, welcher nur unter dem Schutz des Kaisers stehe, sich aber selbst regieren durfte. Bald verlangten andere Städte dieselben Rechte.

Genau so, wie sich die Geistlichen mit ihrem Gebiet dem Königsbann entzogen, strebten auch die Bewohner der Städte, der bischöflichen Oberhoheit zu entschlüpfen und einen eigenen Staat zu bilden. Besonders während des Belehnungsstreites benützten die

Städte die Gelegenheit und gründeten eine eigene Verfassung mit einem eigenen Stadtrat, welcher in freier Wahl von den Bürgern erkoren und vom König oder Bischof nur bestätigt wurde, seine bürgerlichen Angelegenheiten aber selber ordnete.

An der Spitze des Stadtrates standen im Anfang die Altfreien, welche ursprünglich dort wohnten oder vom Lande dahin übersiedelten. Diese Altfreien hießen später Patrizier oder Stadtadel im Gegensatz zum Landadel. Vielfach wurden sie auch Geschlechter genannt. Sie waren zuweilen germanischer, mindestens aber germanokeltischer Abstammung. Ihre Wohnungen bildeten, wie auf dem Lande, Burgen und Höfe zu Schutz und Trutz. Darin befanden sich ihre hörigen Handwerker, mit denen sie ihre Freiheit verteidigten und neue Rechte erkämpften.

Wo es den Städten gelang, sich der Abhängigkeit von den Bischöfen zu entziehen, gelangten auch die Dienstleute und Leibeigenen allmählich zu persönlicher Freiheit, entweder durch die Gunst ihrer Herren oder gegen bestimmte Lösung und Leistungen, welche von Geschlecht zu Geschlecht forterbten. Daher war die Verfassung der deutschen Städte eine so außerordentlich verschiedene.

Als der Ehezwang in den Städten aufhörte und der Nachlaß der Leibeigenen nicht mehr einem Herrn, sondern den Nachkommen gehörte, vereinigten sich die Genossen der verschiedenen Handwerke zu Gilden oder Zünften. Mit einem Meister als Führer, dienten sie unter eigener Fahne innerhalb der Stadt zu Fuß als Krieger. Die Patrizier aber taten ihren Dienst als Junker zu Roß. Zünfte wie Junker hatten ihre besonderen Heimstätten und Trinkstuben, welche bald zum Mittelpunkt der Parteikämpfe, der Beratungen und Beschlüsse wurden.

In jener Zeit, da die Waldenser sich gegen Papst und Kirche auflehnten, da Friedrich II. als freidenkender Philosoph auf dem Kaiserthrone saß, da Wolfram von Eschenbach seine tiefsinnigen Dichtungen schrieb und mancher andere Denker recht unrömischen Gedanken nachhing, legte Albert, Graf von Bollstädt aus Lauingen in Schwaben, regelrechten Grund zum Aufbau einer deutschen Philosophie.

Dieser Graf, nicht wegen seiner Taten, aber wegen seines Wissens Albert der Große genannt, wurde im Jahre 1193 geboren. Sein Adel verbürgt Alberts germanische Abstammung. Dieses Merkmal ist umso wichtiger, als nur edelarische Geister in führender Eigenschaft einer Philosophie fähig sind, welche den Geist aus der Knechtschaft eines schimpflichen Kultus befreit, der einzig für unfreie Finnen oder Hamiten bestimmt ist.

Schwach von Körper, widmete sich Graf Albert statt dem Heldenleben im Dienste des Schwertes dem Heldentum des Geistes und Charakters. Er begab sich nach Padua, studierte dort, trieb Naturforschung und wußte bald nicht zu sagen, ob er zum Arzt

bestimmt sei oder zum Prediger. Der Stand der Ärzte war leider damals verachtet. Jede Krankheit galt für eine Anfechtung des Teufels, was sinnbildlich genommen, in übertragenem Sinne, allerdings nicht so unrichtig ist. Aber diese teuflische Anfechtung ward von einer bornierten Menschheit wörtlich genommen und sollte dem Weihwasser und den Segenssprüchen des römischen Schamanen weichen. Vom Bau des menschlichen Körpers, von Gesundheit, Krankheit und natürlicher oder künstlich unterstützter Heilung, hatten nur wenige helle Köpfe eine Ahnung.

Die Kunst des Hippokrates und des großen Galenus war im Moraste unheilvoller, wahnwitziger Dogmen erstickt. In der Stille der Klöster mußte die Wissenschaft heimlich von neuem aufkeimen. Äußerlich das christliche Mönchsgewand tragend, geriet im tiefsten Innern so manche Denkerseele auf den besten Weg, ein aufgeklärter, einsichtsvoller Heide zu werden, während ringsumher die starre Form eines epidemisch gewordenen asiatischen Irrtumes die Geister in Stumpfsinn und Bestialität versenkte.

Damals war der Prediger-Orden der Dominikaner als Reaktion gegen das viehische Sybaritentum einer verkommenen Geistlichkeit im kräftigen Aufblühen. Dreißig Jahre alt, trat Graf Albert in diesen Orden ein und wurde bald seine beste Stütze und bewundernswürdige Leuchte. Als Wanderlehrer weilte Albert bald am Rhein, bald an der Donau. Er studierte die längst vergessenen, aber wieder aufgefundenen Schriften des Aristoteles und sammelte allerorten wißbegierige Schüler um sich, unter welchen besonders Thomas von Aquin hervorragte.

Meist lebte Albert der Große in Köln. Denn dort befand sich die Hauptniederlassung seines Ordens. Doch war er auch zu Hildesheim, Freiburg, Straßburg und Regensburg oft anwesend. Zu Köln empfing er einst den König Wilhelm mitten im Winter in einem Frühlingshain voll Blumen und fruchttragender Bäume. Das Volk, welches von Pflanzenkultur und Kunstgärtnerei damals noch keine Ahnung hatte, hielt den Albert von Bollstädt für einen Zauberer, zumal er auch anatomische Gliederpuppen verfertigte, welche sich wie Menschen bewegten.

Als Graf Albert der Große einundsechzig Jahre alt war, wurde er General seines Ordens für alle deutschen Länder, welche er infolgedessen ordensgemäß ohne Geld zu Fuß durchwanderte. Dabei untersuchte er den Zustand seiner Klöster, mahnte und verbesserte und fand noch Zeit, viele Schriften zu verfassen. In diesen Schriften legte Albert das ganze Wissen seiner Zeit nieder. Doch achtete er den Wert seiner Bücher so wenig, daß er sie immer in dem Kloster ließ, in welchem er sie geschrieben.

Sein Ruhm drang weit über Deutschlands Grenzen hinaus. Das bewirkte aber bald, daß man Albert den Großen und den Orden der Dominikaner mit Haß und Neid verfolgte. Besonders die Universität Paris eiferte giftig gegen den gelehrten Orden, welcher ihre Leuchten an Wissen übertraf und im Begriff war, die hohen Schulen überflüssig zu machen. Nicht minder fühlte sich

der in sündhaftem Sybaritismus versumpfte päpstliche Hof durch Existenz des Dominikanerordens beleidigt und bedroht.

Die stoische Armut und Einfachheit der Dominikaner bildete einen beständigen Vorwurf für das Lotterleben des Papstes und seiner Kardinäle. Und die heidnische Gelehrsamkeit dieses Ordens konnte, verbunden mit seiner hohen Moral, ebenfalls leicht zu einer bedrohlichen Großmacht werden, neben welcher der Kalif des entarteten Petrusstaates sein Stühlchen wackeln fühlte. Die Auflösung des Ordens war daher bereits beschlossene Sache, denn der Papst und seine Kamorra haßten die Dominikaner jetzt weit mehr, als die Sekte der Waldenser.

Da ging Graf Albert der Große als Abgesandter seines Ordens im Jahre 1256 nach Rom. Und der Macht seines überragenden Geistes und seines bezwingenden germanischen Wesens gelang es, die heiligen Malayen Roms zu bewegen, den Orden in Frieden weiter bestehen zu lassen. Die Anschuldigungen der Pariser Universität widerlegte Graf Albert in ebenso glänzender wie überzeugender Verteidigungsrede.

Im Jahre 1259 ward Albert der Große zum Bischof von Regensburg gewählt. Er weigerte sich jedoch, dieses Amt anzutreten und übernahm die Würde erst im folgenden Jahre auf ganz ausdrücklichen Befehl des Papstes. Denn Freigeister suchte die christliche Kirche von jeher zu höchsten Würden zu erheben, um sie dadurch mundtot zu machen und zur Rücksichtnahme zu bewegen, falls sie nicht wagen durfte, dieselben als Ketzer zu verbrennen.

Albert der Große wirkte in Einfachheit und Armut weiter als Lehrer und Prediger. Er mied fürstliche Pracht, war ein guter Verwalter und tilgte die Schulden seiner unvernünftigen Vorgänger. Nach zwei Jahren legte Graf Albert jedoch seine ihm unheimliche Würde nieder und kehrte nach Köln zurück, wo er vom Jahre 1261 an, ca. dreißig Jahre nach den Ketzerverbrennungen des rasenden Finnen Konrad, noch neunzehn Jahre die Philosophie des Aristoteles lehrte und damit den edelarischen Geistern Deutschlands und Europas endlich wieder ein Licht anzündete, mit dem sie auf den Bahnen des Denkens und Forschens allmählich zu selbständiger Entwicklung gelangen konnten.

Graf Albert der Große starb am 15. November 1280, 87 Jahre alt, als Erlöser des Germanentumes von der geistigen Knechtschaft eines mißratenen Christentumes. So mächtig wirkte dieser germanische Aristokrat bereits auf seine Zeitgenossen, daß der Beifall, den er fand, ein enormer und die Zahl seiner Schüler eine unermeßliche war. Graf Albert, durch seinen arischen Forschungsdrang, seine universale Geisteskraft und majestätische Sittlichkeit zur heimlichen Edel-Würde eines Brahmanen gelangt, wurde in treffender Würdigung seiner erhabenen Persönlichkeit von der Mitwelt der Große genannt.

Damit erwies man dem Grafen eine wohlverdiente Ehre, welche vor ihm und nach ihm keinem Denker wieder zuteil ward, mit

welcher man sonst nur das Andenken völkerbeherrschender Könige und Kaiser heiligt. Das Lebenswerk des Grafen Albert war aber in Anbetracht der tiefen geistigen Finsternis jener Tage auch ein unvergleichliches und außergewöhnliches. Nach einer vierhundertjährigen Zeit des traurigsten päpstlichen Schamanismus leuchtete in germanischen Ländern die Sonne befreienden Hellenentumes siegreich empor.

Graf Albert der Große hinterließ fast alle Werke seines heidnischen Meisters, deren er habhaft werden konnte und versah sie mit Erklärungen, um sie dem Verständnis seiner Zeitgenossen anzupassen. Das Lesen der Schriften des Aristoteles war zwar von den Päpsten verboten worden. Später nahmen sie jedoch seine Denklehre aus, und zuletzt wurden auch die übrigen Schriften freigegeben, als das heimliche Heidentum unter gebildeten Weltleuten und Geistlichen immer mehr Anhänger fand.

Graf Albert forschte aus ureigenstem arischen Wahrheitsdrang und legte in seinen Schriften eine umfassende Gelehrsamkeit, überlegene Schärfe des Urteils und lichte Klarheit der Darstellung nieder. Sein Buch über die verschiedene Natur der Gegenden und seine sieben Bücher über die Pflanzen offenbaren den tiefen Beobachter. Zu einer Zeit, da jeder Naturforscher in Gefahr schwebte, als Zauberer und Ketzer verbrannt zu werden, lehrte Graf Albert bereits, die Planeten seien nicht feurig, die Sonne stehe inmitten der Planeten und die Milchstraße bestehe aus vielen fernen Sonnen.

Unter den christlichen Kirchenvätern bevorzugte Graf Albert den heiligen Augustinus, den tiefsten Philosophen unter den christlichen Denkern des neuplatonischen Zeitalters. Somit war seine Philosophie eine Vereinigung der Lehren des Aristoteles mit denen eines christlich gefärbten Neuplatonismus. Er nahm drei Arten des Universellen an, ein Sein vor den Individuen im göttlichen Verstande, ein vieleiniges Sein in den Individuen und vermöge der Schlußfolgerung des Denkens ein Sein nach Erlöschen der Individualitäten.

Dieses Streben, Forschung und Wissen mit einer alles Denken knechtenden Volksreligion in Einklang oder Verträglichkeit zu bringen, ward scholastische Philosophie genannt. Ihr eigentlicher Vollender ist unbestreitbar Graf Albert von Bollstädt, und für deutsche Länder ist er auch ihr erster Begründer. Er brachte als Erster in Europa die Philosophie des Aristoteles derartig in eine systematische Ordnung, daß sie den Dogmen der Kirche nicht offen und nachweisbar widersprach. Doch hatte Graf Albert anderwärts schon seit Jahrhunderten seine Vorläufer.

Der früheste namhafte Philosoph unter den Scholastikern war Johannes Scotus, auch Erigina genannt. Er ward in Irland geboren, stammte also vermutlich von skandinavischem Adel ab. Denn ein finnisch entwerteter Kelte, ohne überwiegende aktive germanische oder edelsemitische Beimischung, wird nie ein bahnbrechender Philosoph, Künstler, Gelehrter oder Erfinder werden.

Im günstigsten Fall wird der Edelkelte rezeptiv und reproduktiv

empfänglich sein für das, was Germanen, Edelsemiten, Hellenen und Brahmanen gedacht und geschaffen haben. Dem Slaven, Keltofinnen und Jötunen nebst anderen chinesenähnlichen Mischlingen, sowie dem Semiten, Romanen und Asiaten, welcher zuviel aktives Hamitentum in sich hat, ist ein höchster führender Aufschwung des Geistes, ja selbst eine rezeptive Würdigung desselben, noch weit mehr verschlossen, als dem Edelkelten.

Denn man wolle nicht vergessen, das gelbe Finnentum und das schwarze Hamitentum repräsentieren zwei Formen der Tierheit in menschlicher Gestalt. Der weiße Ur-Arier allein ist Herrscher in einer unendlichen Gedankenwelt und im Vergleich zum Tiermenschen ein Gott. Jemehr im weißen Arier aktive gelbe oder schwarze Tierheit vorhanden ist, desto ungöttlicher, desto unfürstlicher, desto unadliger wird er denken, handeln, leben und streben.

Je jünger die tiermenschliche Beimischung in einem arischen Volke oder die arische Beimischung in einem Tiervolk ist, desto heftiger und unbesonnener wird es die innere Gärung zu gewaltsamen tierischen Taten treiben. Je älter die Mischung ist, desto mehr wird die offene Gewalttätigkeit zur List und Verschlagenheit. An Stelle der Eroberung tritt der Handel mit wertlosen, schädlichen und überflüssigen Dingen, tückische treulose Politik und ein gewisser träger, geistiger und sittlicher Stumpfsinn nebst unvernünftigem materiellem Lebensgenuß.

Durch Herkunft, Schicksal und Selbsterziehung kann in Nachkommen einer Edelrasse mit wenig tierischer Mischung die Tierheit aber auch mehr oder weniger latent sein. Dann tritt in Denken, Leben und Streben der reine Ur-Arier, der Gott und Fürst in den Vordergrund. Solche Geistes-, Willens- und Charakterfürsten sind imstande, die Tierheit Tausender von Halb-Menschen, wenn auch nicht zu vernichten, so doch zu zähmen. Wie der Magnet seine Kraft dem gemeinen Eisen mitteilt, ohne sie selbst nur im geringsten einzubüßen, wie in der Chemie winzige Fermente und Enzyme, ohne selbst verbraucht zu werden, unbegrenzte Mengen eines empfänglichen anderen Stoffes umwandeln, so kann auch im Völkerleben die Qualität eines Adels von Geburt und Geist über die Quantität eines tierischen Pöbels siegen.

Trotz vorgeschrittener Rassenmischung ist es nicht unmöglich, daß außer im Adel, auch im Bürgertum durch Naturspiel und Vererbung, nach geheimnisvollen Gesetzen, unter vorwiegend slavokeltischen Geschwistern ein annähernd edelarisches Gehirn geboren werden kann. Je mehr die Rassenmischung vorschreitet, und je mehr sie ausgärt, desto seltener werden natürlich solche Fälle sein.

Aus besprochenen Naturgesetzen aber erwachsen den Fürsten, Adligen und Denkern Deutschlands und Europas, wenn sie die Hochkultur retten, steigern und harmonisch vertiefen wollen, ganz eigene Aufgaben. Denn der blinden Fügung dürfen die Edelarier Europas nicht vertrauen, sonst geht mit den Resten des Germanentumes alles höhere Ariertum zugrunde.

Daß zu den Edelariern unbestreitbar ein großer Teil der

Juden mit gehört, darauf habe ich schon hingewiesen. Sie nehmen neben den Germanen und Germanenmischlingen Europas nicht nur eine völkerbeherrschende Stellung ein, sondern sie haben, genau wie Germanen, Hellenen und Brahmanen, im Verhältnis zu ihrer Gesamtzahl, eine ganz hervorragende Menge Denker, Philosophen, Gelehrte und edle Künstler unter sich. Das aber entscheidet über den Rassen- und Kulturwert der Juden.

Zwar sind die Juden in mancher Hinsicht eine internationale Macht. Aber die Germanen und ihre Mischlingsenkel sind eine nicht minder heimatlose, internationale Rasse, welche die Throne, Edelsitze und geistigen Hochburgen Europas beherrscht. Und nun gar erst der Pöbel. Dieser ist vom entfernten China her durch ganz Sibirien, Rußland und Nordeuropa hindurch ein einziges finnischverwandtes, blind begehrendes, unvernünftiges Protoplasma.

Die Nationalität wird hauptsächlich durch politische und geographische Grenzen, sowie auch durch gemeinsame Sprache und Interessen geschaffen. Die Germanen Deutschlands haben nur nötig, mit den Edelsemiten Hand in Hand zu gehen, so werden diese sich auch national geben. Wenn man genau hinsieht, befolgt das Germanentum Deutschlands auch im stillen mehr oder weniger dieses Prinzip. Denn ein Genie weiß das andere am besten zu würdigen. Unter jetzigen Verhältnissen wäre ein Kampf des Germanentumes gegen das Judentum eine große Torheit, die sich schwer rächen würde. Dadurch würden sich beide Machthaber unheilbar schwächen. Der entfesselte Pöbel aber würde teilweise an sich selbst zugrunde gehen und der Rest in tierischem Herdenstumpfsinn dahinvegetieren.

Aufmerksam betrachtet, findet man die führenden Antisemiten meist unter finnisch belasteten Kelten, Slaven und Halbgermanen, welche dumpf ihre Ohnmacht fühlen. Diese Unzufriedenen sind für alle Fälle nicht nur dem Juden, sondern jeder anderen Edelrasse ebenso naturgesetzlich unterworfen. Das empfinden sie und schreien Zetermordio, eine brutale anhängliche Finnenschaft um sich versammelnd.

Ein Zusammenwirken der Germanen und Edelsemiten würde ein zweites Hellenentum erzeugen. Die Griechen waren, ehe sie hamitisch versumpften, in ihren oberen Ständen ein Mischvolk von sakisch-getischen Asensöhnen, ähnlich den Germanen, und semitischen Philistern und Kariern. Aus diesem Bunde gingen die großen Denker und Künstler Griechenlands hervor, unter denen wohl viele von Asensöhnen abstammten, unter welchen sich namentlich im späteren römischen Weltgriechenland aber auch sehr viele Edelsemiten befanden. Der Begriff „Semit“ ist in diesem Buche stets in altgebräuchlichem Sinne aufzufassen, nicht in allerneuster noch fragwürdiger Deutung.

Eine ähnliche Mischung repräsentierten die Tyrrhener, welche die chinesenhaften Rasener unterwarfen, das etruskische Reich gründeten und als Tarquinier das undankbare pöbelhafte, damals slavokeltisch-finnische Rom zu Macht und Ansehen emporführten.

Nicht alle Juden jedoch sind Edelsemiten. Die Juden Europas zerfallen in die drei großen Gruppen der Sephardim, Aschkenasim

und Karaim. Für geistige Kultur am wertvollsten sind die Nachkommen der Sephardim, welche angeblich Gotenblut in sich aufgenommen haben sollen. Auch unter den Aschkenasim können edle Geister auftauchen, da sie vielfach mit dem Adel der Sephardim verschmolzen sind. Minderwertige, kleinlich materielle Streber dagegen sind die Karaim, welche für geistige Kultur ganz außer Betracht fallen und nicht mehr wert sind als Keltofinnen. Sie stammen vom arisierten finnischen Volk der Khasaren ab, die im Süden Rußlands wohnend, sich nebst ihrem Kaiser Rahan durch eine Anzahl eingewanderter Juden bekehren ließen. Sie unterwarfen sich den jüdischen Satzungen und vermischten sich alsdann mit ihren Heilbringern.

Die Normannen zerstörten im Jahre 965 das Khasarenreich unter ihrem Führer Swjatoflaw. Von da an zerstreuten sich diese halbmongolischen Juden in Schwärmen über den Westen von Rußland, von Kiew bis Litauen. In dem Grade, wie sich die Aschkenasim mit den khasarischen Karaim vermischen, büßen die Aschkenasim ihren Rassenwert ein. —

Nur die Fähigkeit, eine höhere geistige und sittliche Kultur ins Leben zu rufen, beweist auf die Dauer den Wert einer Rasse. Tritt jemand, wie Johannes Scotus von Irland, als führender Philosoph hervor, so ist das ein Beweis, daß er von edler Rasse abstammte.

Johannes Scotus leitete unter Karl dem Kahlen die Hochschule von Paris. Später lehrte er an der Hochschule zu Oxford. Zuletzt wurde er Abt von Malmesbury. Dort ward er von seinen finnisch belasteten Mönchen, welche in ihrem Meister einen Ketzer witterten, im Jahre 889 ermordet.

Scotus suchte die neuplatonischen Anschauungen in das Christentum einzuführen, was jedoch, als dem wahren Glauben widerstreitend, von Papst Leo IX. und Honorius III. bekämpft ward.

Scotus unterscheidet vier Daseinsformen der Natur: „Die nicht geschaffene, schaffende Natur, die geschaffene und schaffende Natur, die geschaffene, aber nicht schaffende Natur und die ungeschaffene, nicht schaffende Natur.“ — Die erste Form ist Gott als Ursache der Schöpfung. Zweite Form ist die platonische Ideenwelt, dritte Form die Körperwelt. Die vierte Form ist Gott als Endzweck der Schöpfung.

Alles fließt aus Gott und strömt wieder zu ihm zurück. Gott ist die oberste Einheit, und der Weltprozeß ist die Vielgestaltigkeit Gottes durch die Kraft seiner Verwandlung aus dem Allgemeinen in das Besondere.

Aus dem allgemeinen Wesen aller Dinge sondern sich die Gattungen von umfassender Allgemeinheit ab. Hieraus entsteht das minder Allgemeine bis zur Familie und aus dieser endlich das Einzelwesen. Wie einst Plotin, so macht auch Scotus das subjektive Denken zum objektiven Weltgeschehen. Das Hauptwerk dieses heidenfreundlichen Abtes Scotus „De divisione naturae“ ward im Jahre 1225 vom Papst als Offenbarung eines Ketzers zur Verbrennung verurteilt. —

Hundertvierzig Jahre nach Ermordung des Scotus wurde Anselm von Canterbury geboren. Siebenunddreißig Jahre alt, ward Anselm Erzbischof. Er war sicher ebenfalls ein Urgermane, denn er stellte die ganz unrömische Forderung auf, daß der Glaube zum Wissen fortschreiten solle.

Anselm hielt Gott für das Höchste, was gedacht werden kann. Wenn Gott nur in Gedanken, jedoch nicht wirklich existiert, so könnte ein Höheres gedacht werden, das wirklich existiert. Als Höchstes, was gedacht werden kann, muß daher der Begriff Gottes auch sein Dasein einschließen. Anselm starb nach neununddreißigjähriger Wirksamkeit im Jahre 1109. —

Ein jüngerer Zeitgenosse Anselms war Petrus Abälard, geboren 1079 zu Nantes. Er lehrte viele Jahrzehnte zu Paris, dem damaligen Mittelpunkt der scholastischen Philosophie. Er stellt eine scharfsinnige Morallehre auf. Nicht in der Tat an und für sich, sondern in der Absicht liege Sünde oder Tugend. Darum gilt ihm schon die Zustimmung zur bösen Begierde als Sünde, wenn auch keine Tat daraus entspringt.

Abälard erlangte durch seine unglückliche Liebe zu Heloise, der Nichte des Bischofs Fulbert, noch besondere tragische Berühmtheit, indem dieser ihn entmannen ließ. Abälard starb im Jahre 1142 im Kloster St. Marcel bei Châlon. —

Im Jahre 1126 ward zu Cordova in Spanien der Araber Ibn Roschd geboren, welcher den Beinamen Averroes führte. Er schrieb einen berühmten Kommentar zu den Werken des Aristoteles, welchen nachmals Albert der Große für seine Erklärungen vielfach benützte.

Averroes, gestorben 1198 zu Marokko, war der Philosophie des Aristoteles in tiefster Verehrung ergeben. Er ist Begründer und Vollender der wissenschaftlichen Erkenntnis. Averroes leugnete eine Schöpfung aus Nichts. Ihm gilt die Materie als ewig. In ihr liegen die Keime zu den Formen, die von Gott durch Schaffung und Einwirkung höherer Formen entwickelt werden. Für den Philosophen ist einzig das ewige und notwendige Fortschreiten aus der Möglichkeit in die Wirklichkeit maßgebend. Von der Welt verschieden ist der höchste Beweger. Zwischen ihm und der Materie sind die Himmelskugeln. Ihnen allein gebührt ein Wissen.

Der allgemeine Verstand des Menschengeschlechts fließt aus der Mondsphäre, dem untersten der himmlisch bewegten Kreise. Das tätige Begriffsvermögen verbindet sich im einzelnen Menschen mit dem ruhenden Verstand und wirkt hierdurch derartig auf ihn ein, daß sich der ruhende zum erworbenen Verstand entwickelt. Mit dem Tode löst sich diese Verbindung auf. Averroes hält daher eine persönliche Fordauer für ausgeschlossen.

Während die gebildeten Araber der Philosophie des Averroes anhingen, dessen tiefe Kenntnis des Aristoteles zugleich für unzufriedene Sklaven des Christentumes eine geistige Befreiung durch edles Heidentum vorbereitete, bekannten sich die gebildeten Juden unter Nachwirkung der Alexandrinischen Schule hauptsächlich zur neuplatonischen Philosophie. Daneben entwickelte sich jedoch be-

reits der Kabbalah, welcher allerdings erst im sechzehnten Jahrhundert zur vollen Ausbildung gelangte.

Der Kabbalah ist eine Religionsphilosophie, der die Lehren des Aristoteles zugrunde liegen. Der Begründer des Kabbalah ist Maimonides, geboren 1135 zu Cordova, gestorben 1204. Er war bestrebt, das Judentum mit der Philosophie in Einklang zu bringen, wie sie der Araber Averroes, sein Meister, lehrte. Er legte in arabischer Sprache seine Gedanken in einem Werk nieder, betitelt „Führer der Irrenden". Der hebräische Titel lautet „Morch Nebuchim".

Dieses Buch enthält eine Seelenlehre, nach welcher die Gottheit Keim und Trieb zur Erkenntnis in den Menschen versenkte. Folgt die Seele diesem Triebe, so wird sie darin von der tätigen Vernunft gefördert. Erkenntnis und Sittenreinheit führen den Menschen zur Unsterblichkeit. Die Seelen aber, welche am Materiellen und Tierischen haften, sich nicht Wissen erwerben und sich nicht zum Guten aufschwingen, gehen mit dem Leibe zugrunde.

Maimonides verkündet allgemeine Willensfreiheit, sagt aber zugleich, ihre Vereinbarung mit der göttlichen Vorsehung bleibe für den Menschen, solange er noch an den irdischen Körper gebunden sei, ein ungelöstes Rätsel. Dieser jüdische Philosoph Maimonides war der letzte bedeutende Vorläufer unseres befreienden deutschen Bahnbrechers Albert des Großen. Auf diesen folgte, bereits zu Lebzeiten des Grafen Albert, sein Schüler, der Dominikaner Thomas von Aquino, welcher, geboren 1225, sechs Jahre vor seinem Meister 1274 starb.

Thomas war bestrebt, die Philosophie des Aristoteles dem Kirchenglauben anzupassen. Es war das ein sehr begreifliches Bemühen zu einer Zeit, welche Ketzern bei lebendigem Leibe die Hölle heizte. Thomas verteidigte die christliche Lehre gegen den Islam und die arabischen Denker. Nach ihm ist der Wille der Notwendigkeit unterworfen, nach einem Ziele zu streben. Dennoch ist der Wille insofern frei, als er seine Zwecke wählen kann.

Bald darauf trat der englische Franziskaner Duns Scotus, also ebenfalls Germane, welcher, 34 Jahre alt, 1308 zu Köln starb, gegen die Lehren des Thomas von Aquino auf. Er behauptete, der Wille des Menschen werde nicht vom Verstand geleitet, sondern der Mensch treffe seine Entschlüsse ohne einen bestimmten Grund. Außerdem wagte Duns Scotus zu sagen, die christlichen Dogmen, die Weltschöpfung und die Unsterblichkeit seien unbeweisbar.

Charakteristisch ist, daß alle diese selbständigen, neue Pfade suchenden Denker, Dominikaner oder Franziskaner waren, welche damals noch nach strengster Regel lebten. Das ist ein so recht augenfälliger Beweis für das Sprichwort: „Ein überfüllter Magen kann's Denken nicht vertragen." Andererseits ist damit aber auch bewiesen, daß nur Menschen von aktiver Edelrasse ohne materielle Not, aus rein sittlicher Begeisterung, sich zu höherem Heldentum, zur Entsagung von pöbelhaften Genüssen aus eigener Kraft entschließen können.

Auf Duns Scotus folgte Wilhelm von Occam. Auch er war Germane und stammte aus der englischen Grafschaft Surrey. Er starb als Franziskaner im Jahre 1347. Wilhelm von Occam erklärte nur die Eigenarten für wahrhaft wirklich. Für ihn sind die Gattungen nicht wesenhaft, sondern wurzeln nur in der Vorstellung. Das reine Wissen ist nur auf Grundlage der Anschauung zu erlangen. Alles Wissen fließt aus Erfahrung. Glaubenssätze hält Wilhelm von Occam für unbeweisbar. Das Dasein Gottes ist für ihn ebenfalls nicht zu beweisen, aber aus Vernunftgründen hält er es für wahrscheinlich.

Die Theologie betrachtet Wilhelm von Occam daher nicht als Wissenschaft, sondern als Fabel. Jede Begründung der Theologie durch Schlußfolgerung erklärt dieser offenherzige Franziskaner für unzulänglich und sich selbst widersprechend. Somit bleibt nur der Wille, Unbeweisbares zu glauben, als fragwürdiges Verdienst übrig. — Noch vor dem Tode Wilhelms von Occam verwarf die christliche Kirche in feierlicher Entrüstung im Jahre 1340 seine skeptische Lehre, welche bereits im Fluge enorm viele Anhänger gefunden.

Denn hier in England waren, wie auf dem nördlichen Teil des Festlandes, Angelsachsen und Normannen Herren des Landes. Vom Jahre 450 an bis 1066 regierten hier Angelsachsen. Die Normannen drangen 866 erstmalig in England ein und gründeten 912 im Norden Frankreichs die Normandie, von wo aus der Normannenherzog Wilhelm 1066 endgültig England eroberte. Aus Deutschland wurden die Normannen, nicht zum Vorteil einer Verstärkung der deutschen Edelrassen, durch den Sieg des Arnulf von Kärnten bei Löwen im Jahre 891 vertrieben.

Daß Normannen das russische Reich gründeten, und daß der russische Hochadel von ihnen abstammt, habe ich bereits berichtet. Allein vierunddreißig russische Fürstenfamilien führen ihren Stammbaum auf Rurik zurück, dessen Mannen die Vorfahren des übrigen Hochadels sind. Von den Normannen Siziliens und Unteritaliens war ebenfalls oft die Rede. —

Das Erwachen der Geister, welches sich in Deutschland in dem Streben nach Gedankenfreiheit, nach Kunst und Wissenschaft offenbarte, fand seinen Ausdruck auch in der Baukunst, welche sich ungefähr zu einer Zeit zu entwickeln begann, als die Dichtkunst ihren Höhepunkt bereits überschritten. Gleichzeitig mit der Baukunst entfalteten sich Plastik und Malerei. Diese drei Künste traten jedoch mit geringen Ausnahmen vorwiegend in den Dienst der Kirche, an welcher damals alle Stände gleichen Anteil nahmen.

So ward im Jahre 1248 der Grund zum Kölner Dom gelegt. Im Jahre 1251 gründete der Abt von Schulpforta sein kunstvolles Münster, 1275 der Bischof Dundorfer den Dom zu Regensburg. Da dieser Bischof den Bau rasch vollenden wollte, erhielt er vom Papst eine Ablaßbulle für alle, welche das Unternehmen förderten. Auch für andere Kirchen ward die Beisteuer zum Bau durch Geld oder persönliche Arbeit mit Ablaß von Sünden oder Kirchen-

strafen belohnt. So erhielt zwar Deutschland einerseits schöne Bauwerke, andererseits bildete die Kirche aber ein neues verwerfliches Prinzip aus, welches viel zur Demoralisation der Bevölkerung mit beitrug.

Die ersten deutschen Kirchen, oft mitten in Wäldern entstanden, waren unansehnliche Bauten von Holz. Später baute man Kirchen von Stein. Die Fenster derselben hatten halbrunde Bogen. Die flache Decke im Innern ruhte auf dicken Säulen. Die neuen Kirchen, welche im dreizehnten Jahrhundert erbaut wurden, erhoben sich in gotischem Spitzbogenstil. Der Glockenturm ward in schönen, zierlichen und dabei kühn strebenden Formen erstellt, welche gleichsam das ganze Gebäude mit sich emporhoben. Aus der Höhe des Turmes erklang ein weithallendes, melodisches Geläute.

Diese neue Bauart war im Prinzip ein Pfeilerbau, der in sich selber ruhte und dessen Mauern wenig Fläche zeigten. Schlank erhoben sich die Säulen des Schiffes. Auf ihnen strebten strahlenförmig die Bogen aufwärts und senkten sich dann auf die Wände nieder. Die Türme, in Obeliskenform aufsteigend, strebten ins Unendliche empor. Kunstvolle Knospen und Blätter aus Stein, sowie Türmchen und durchbrochene Fensterbogen zierten den Bau. Wände, Chorstühle, Kanzeln, Taufbecken und Altäre wurden mit halberhabener Reliefarbeit geschmückt.

Da man damals helle Glasfenster noch nicht herstellen konnte, sondern nur kleine farbige Scheiben, so spannte man diese, in Blei gefaßt, in die Fensterrahmen ein, oder man half sich mit Vorhängen. Allmählich setzte man auch Figuren und Bilder aus buntem Glas zu Fenstern zusammen. Die ersten derartigen Glasfenster schenkte ein Graf Arnold der Klosterkirche zu Tegernsee gegen Ende des zehnten Jahrhunderts. Dort befanden sich auch die ersten Glashütten, welche weit und breit Klöster und Burgen mit Fenstern versorgten, bis bei Hildesheim ebenfalls einige Glashütten entstanden.

Baumeister und Baugesellen, welche Jahre lang an einer Kirche bauten, gründeten, zwischen Kunst und Handwerk waltend, eine Bruderschaft nach bestimmten Satzungen, deren Abzeichen Zirkel, Maß und Richtscheit waren. Die Arbeit eines jeden war genau bestimmt. In Alter oder Krankheit erhielten die Mitglieder von der Genossenschaft Unterstützung. Die Oberaufsicht des Kirchenbaues übte immer die Geistlichkeit. Die überwachenden Geistlichen führten den Titel Domherrn. Über die Arbeiter herrschte der Hüttenmeister. Ebenso hatten die Künstler ihren eigenen Obermeister.

Etwas langsamer als Baukunst und Plastik entwickelte sich die Malerei, welche anfangs byzantinische Vorbilder nachahmte und zuerst am Niederrhein aufblüte. Malte man doch anfangs die Mutter Gottes vielfach mit dunkelbraunem oder schwarzem Gesicht. Bereits im dreizehnten Jahrhundert ward aber schon etwas natürlicher gemalt. In kräftigen klaren Farben entstanden germanische Gesichter und Gestalten auf Goldgrund mit Heiligenscheinen ums

Haupt. So übte sich die Malerei an kirchlichen Vorstellungen. Besonderen Ruhm als Maler menschlicher Gesichter erlangte Meister Wilhelm von Köln.

Durch die Kirchengemälde angeregt, pflegten auch Mönche und Nonnen zuweilen die Kleinmalerei beim Bücherschreiben. Viele derartige Beweise klösterlicher Kunstfertigkeit sind noch vorhanden, was manchen Einblick in die Anschauungen und ins häusliche Leben der Deutschen jener Tage ermöglicht.

Zu den Kirchenbauten standen namentlich allerlei Handwerker in lebhafter Beziehung. Darunter ragten besonders die Gold- und Silberschmiede hervor, welche kostbare Kirchengeräte, Kelche, Kannen, Leuchter und Reliquienschreine verfertigten, wozu Geistliche und Weltliche oft große Summen spendeten. Die Domschätze waren meist aus edlen Metallen, von außerordentlicher Größe und mit Edelsteinen besetzt. So ließ z. B. Heinrich der Löwe in einem Kloster einen Christus aus massivem Golde aufstellen.

Allmählich traten nach dem Vorbild der Baugenossenschaften auch andre Werkleute zu Gilden zusammen. Ihre Versammlungen nannten sie Zünfte. Diese berieten über das Gedeihen des Gewerbes. Bäcker, Müller und andre Gewerbegenossen vereinigten sich und verkauften an einem gemeinsamen Platze auf Bänken oder in Vorhallen, später sogar in eigenen Lagerhäusern, Hallen und Kaufbauten ihre Waren. Jede Zunft hatte ihren besonderen Heiligen als Schutzpatron.

Die Genossen pflegten Kirchendienst, Tanz und geselligen Zeitvertreib gemeinsam, sich bei Festlichkeiten um die Fahne ihrer Gilde scharend. Auch setzten sie sich unter dem gemeinsamen Banner einmütig gegen drückende Leistungen und Abgaben oder gegen äußere Feinde zur Wehr. So wurden diese Gilden allmählich zu einer eigenartigen, bewaffneten Macht. Je nach Notlage, Entschluß und Taktik halfen sie den Bischöfen oder den Städten. Bereits erkannten die Fürsten ihre wachsende Macht an und förderten ihr Gedeihen auf jede Weise.

Mitten innen zwischen Edelbürgern und Handwerkern standen die Kaufleute und Großunternehmer von bedeutenden Kunstwerkstätten. Der Handel zog damals seine Bahnen vom Schwarzen Meer die Donau hinauf. Darum entwickelten sich die Donaustädte am schnellsten. Die Hauptquelle des Handels waren das ganze Mittelalter hindurch Indien und Kleinasien. Von dort her kamen die Seiden- und Goldstoffe für geistliche Gewänder, sowie Gewürze nebst griechischen und italienischen Weinen.

Von der Zeit der Kreuzzüge an bewegte sich der Handel mehr über Italien und die Alpen an den Bodensee, um von hier aus sich nach allen Richtungen weiter zu entwickeln. Er erstreckte sich vorwiegend über Konstanz oder Basel den Rhein hinunter, oder über Lindau, Augsburg und Ulm nach Norden. In den nördlichen Ländern schlossen sich an die Missionare, genau wie heute im dunklen Afrika, die Alkoholverzapfer, Tand- und Flitterverkäufer an, welche dafür Pelzwaren und Heringe eintauschten.

Haupthandelsstraßen bildeten die Flüsse. Denn die Landwege waren selten in musterhaftem Zustand und sehr unsicher. Lange Zeit behauptete sich Regensburg als Mittelpunkt des Handels, von wo aus die Handelsbahnen nach allen Windrichtungen ausstrahlten. Im Norden entwickelten sich Magdeburg, Bremen, Hamburg und Lübeck zu reichen und mächtigen Handelsplätzen. Durch Kunstfertigkeit zeichnete sich namentlich Augsburg aus und durch Erfindungsgeist Nürnberg.

Beide Orte waren berühmt durch Anfertigung von Gold-, Silber-, Kupfer-, Eisen- und Holzgeräten. Auch Bildhauer und Glockengießer übten dort ihre Kunst. Die Nürnberger wußten sich durch allerlei zierliche Geschenke derartig bei Bischöfen und Fürsten einzuschmeicheln, daß sie, mehr als jede andere Stadt, von Zöllen befreit wurden. Im Osten ragten Prag und Breslau als Handelsplätze hervor, im Westen Straßburg, Frankfurt und Köln.

Zu Venedig hatten die deutschen Kaufleute ein eigenes Kauf- und Handelshaus gegründet, welches 1268 seine eigenen Satzungen erhielt. Am meisten waren dort Regensburg und Augsburg vertreten. Durch ihren wachsenden Reichtum ward der Stand der Kaufleute bald ebenfalls zu einer Großmacht, welcher man viele Ehren erwies.

In frühesten Zeiten waren die Juden Großhändler und Hausierer gewesen. Sie fanden an den Höfen, besonders bei Frauen, reichen Absatz. Anfangs wurden sie nicht nur geduldet, sondern sogar gern gesehen und beschützt. Seit sie aber durch ihren Handel Reichtum erwarben, erregten sie Haß und Neid im Volke, das sie während des ersten Kreuzzuges aller Orten grausam und blutig verfolgte. Seit dieser Zeit wiederholten sich diese Metzeleien und Raubzüge von Zeit zu Zeit bald an diesem, bald an jenem Orte.

Nicht minder ging es allerdings den christlichen Kaufleuten zuweilen schlecht. Vielfach mußten sie hohe Durchgangszölle zahlen, oder sie waren anderen Bedrückungen ausgesetzt. Nicht selten verunglückten ihre Warenzüge, von Burgherren und deren Gesinde überfallen und geplündert. Die Kaufleute selbst wurden gefangen, ermordet oder nur gegen hohes Lösegeld freigelassen. Viele Landjunker beneideten den Reichtum der Kaufleute und suchten sich daher mit Gewalt in den Besitz ihrer Schätze zu setzen.

Als dieses Unwesen überhand nahm, erteilten die Kaiser den Kaufleuten die Erlaubnis, sich mit dem Schwert zu verteidigen, bis der Handel zuletzt durch starkes bewaffnetes Geleite von einer Stadt zur andern geschützt ward. Nur gegen die Bedrückungen der größeren Herren waren die Kaufleute machtlos. Sie mußten zu Wasser und zu Lande oft ungeheure Zölle entrichten. Denn jeder Landesherr ließ nur gegen große Abgaben sein Gebiet durchziehen. Allein zwischen Mainz und Köln auf einer Strecke von zweiundvierzig Stunden befanden sich dreizehn Zollstätten.

Die Juden hatten sich meist in freien Reichsstädten angesiedelt und in bischöflichen Städten, obwohl die meisten Bischöfe gegen die ungläubigen Juden Haß und Verfolgung predigten. Hauptsitze

der deutschen Juden waren Regensburg, Augsburg, Basel, Straßburg, Worms, Mainz und Köln. Dort wohnten sie, gemieden von den Christen, in besonderen Straßen. Sie durften nur mit auffallenden Abzeichen, einem gelben Ring auf dem Gewand, oder mit gehörntem Hut, sich öffentlich sehen lassen.

Dem Mutwillen des Pöbels waren sie ebenso ausgesetzt, wie der Habsucht der Machthaber. Einst warf man am Laubhüttenfest 1261 in Magdeburg und Halle auf Befehl des Erzbischofs die reichsten Juden ins Gefängnis und erpreßte hunderttausend Mark Silber von ihnen. Obenein erbrach man in den Häusern noch ihre Kisten. Im Namen Jesu und der Jungfrau Maria ward salbungsvoll alles ungemünzte Gold und Silber geraubt und zur Begleichung der päpstlichen Gebühren nach dem unersättlichen Dogmenpfuhle Rom geschickt.

Um die Juden zu schützen, hatte sie Friedrich II. für kaiserliche Kammerknechte erklärt, deren Hab und Gut dem Kaiser gehöre. Bald aber verwandelte sich dieser Schutz ins Gegenteil. Denn allmählich maßten sich die Fürsten ähnliche Rechte an. Seitdem mußten die Juden bei jedem Regentenwechsel den dritten Teil ihres Vermögens als Steuer entrichten.

Die Juden waren in jener Zeit einer allgemeinen religiösen Unzurechnungsfähigkeit derartig verachtet, daß jüdische Verbrecher und Missetäter mit abwärts gekehrtem Haupte zwischen Hunden aufgehängt wurden. Kein Fürst durfte den Juden Freiheit oder Bürgerrecht verleihen. Und oft erließen die Kaiser gegen hohe Abgaben Fürsten und Städten plötzlich alle Schulden, welche sie bei den Juden hatten.

Dafür entschädigten sich die Juden, wo sie konnten. Als Pächter von Steuern und Zöllen trieben sie diese mit unerweichbarer Strenge und Härte ein. Sehr oft erfanden sie, um eine Erwerbsgelegenheit zu schaffen, neue Steuern, durch deren Pacht sie sich und die Fürsten bereicherten. Die gepeinigten Untertanen wandten sich dann verzweifelt an den Kaiser, welcher vergeblich durch Gesetze, die nur vorübergehend wirkten, dem Übel dauernd abzuhelfen suchte.

Im Verlauf dieser Verfolgungen, dieser Kämpfe und dieses Ringens zeigten sich die Juden als eine unbesiegbare Rasse. Misshandelt, beraubt, vertrieben, gepeinigt und teilweise ermordet, rächten sich die Überlebenden dadurch, daß sie das Volk auf jede Weise um so schonungsloser aussaugten und betrogen. Fürsten, Rittern, Bischöfen, Äbten und Stadtjunkern aber wußten sie sich immer von neuem wieder als Freunde in Geldverlegenheiten zu nahen. Denn diese Germanensöhne waren vielfach durch aktive finnische Belastung so unweise, so ohne berechnende Überlegung und ohne kluge Selbstbeherrschung, daß sie immer wieder den fürsorgenden Juden in die rettenden Arme fielen.

So kam es, daß die Juden nach jeder Schlappe, die sie davontrugen, sich durch Mäßigkeit, Sparsamkeit und unermüdlichen Fleiß, im Notfall mit kleinstem Gewinn zufrieden, immer wieder glänzend

erholten. Hatte man sie aus einer Stadt vertrieben, ihnen alle Habe weggenommen und viele ihrer Verwandten ermordet, verlangten sie dennoch nach wenigen Jahren abermals Aufnahme. Und diese ward ihnen immer wieder gewährt.

Denn auch die Bürger zeigten sich ökonomisch so unbeholfen, daß sie ohne die Juden nicht mehr leben konnten und sich immer wieder ihrer gefälligen Hilfe überlassen mußten. Mit dem Zunftwesen waren die Bürger, so einfach, derb und häuslich ihre Familien auch lebten, ebenfalls schamloser Sauferei anheimgefallen. Durch die Gilden hatte sich das Herbergs- und Schankwirtswesen nebst einer öden stumpfsinnigen Bier- und Weingeselligkeit herausgebildet.

Vordem gab es nur wenige Wirtshäuser. Ihr Besuch war gering und nur bis zehn Uhr abends erlaubt. Selten fand sich an Werktagen einer der Einheimischen im Wirtshaus ein. Nur an Feiertagen, besonders im Sommer, waren die Wirtshäuser nebst ihrem freien Umgelände zahlreich besucht.

Jeder Trinker gesellte sich zu seinen Standesgenossen. Die Junker und Herren saßen in Trink- und Weinstuben, die Handwerker in Herbergen und Zunfthäusern, und die Geistlichen hatten am Domstift ihre Trinkkeller. Dort trank man Bier, das jeder brauen durfte, oder Wein vom Rhein, Main, von der Donau oder vom fernen Ausland. Diese Zusammenkünfte entwickelten sich zu Gelagen, bei welchen Trinklieder, Weinsprüche und Bierwitze erschollen. Bald benützte man jeden nur erdenklichen Anlaß, um Freunde, Verwandte und Genossen zu Trunk und Schmaus in Saus und Braus einzuladen.

Die Mäßigkeit ward mehr und mehr außer Acht gelassen. Zuletzt schätzte man in ruhigen Zeiten, in welchen mit Hilfe chronischer Berauschung der angeborene gelbe finnische Stumpfsinn ohne Störung gerinnen konnte, den Wert des Mannes nur noch danach, wieviel er saufen konnte, ohne unter den Tisch zu sinken. Die Obrigkeit der Städte war daher schon in frühen Zeiten dafür besorgt, daß die Getränke unschädlich, also nicht direkt giftig seien. Besonders das Verfälschen des Weines wurde streng geahndet. Denn die Obrigkeit erwies sich in dieser Beziehung selber als genußsüchtiger Oberfeinschmecker.

Die Häuser der niederen Stände, damals meist aus Holz und Lehm gebaut, selten von Stein, waren turmartig hoch, damit viele Menschen auf engem Raume darin wohnen konnten, die Gassen krumm und unregelmäßig. Nach den Kreuzzügen wurden als Nachahmung südlicher Städte Erker an die Häuser angebaut, welche in die Straßen hineinragten, sodaß man diese überblicken konnte. Pflasterung der Straßen und nächtliche Beleuchtung zählten damals zu den unbekannten Dingen. Innerhalb der Häuser befanden sich nur wenige einfache, meist hölzerne Gegenstände. —

Im Leben der Hörigen und Leibeigenen hatte sich nichts geändert, bis plötzlich ein Gebot der Kirche in Kraft trat, daß kein Leibeigener, welcher sich zur Befreiung des heiligen Landes einem Kreuzzug anschließe, daran gehindert werden dürfe. Da

waren auf einmal alle Bande zwischen Herren und Knechten locker geworden. Tausende und Abertausende von Leibeigenen zogen mit nach dem Orient oder gegen die heidnischen Slaven an der Ostsee, um sich als Freie in fernen Ländern anzusiedeln.

Bald trat ein empfindlicher Mangel an leibeigenen Bauern ein, und die Großgrundbesitzer mußten, ganz gegen ihre Gewohnheit, in übertriebener Leutseligkeit sich vor ihren Herren Leibeigenen ducken oder ihre Güter veröden lassen. Unzählige Grundbesitzer gaben daher ihre Güter den Leibeigenen gegen Zins und mäßige Frohnden in Pacht, sodaß diese einen großen Teil der Erträge für sich behalten durften und gewissermaßen zu Hörigen aufrückten. Das ist ein laut anklagender Beweis dafür, daß die christliche Kirche beständig fortfuhr, die Edelrassen feindlich zu bekämpfen, statt ihnen zu dienen, und daß sie stets den Pöbel gegen den Adel aufhetzte.

Als die Kreuzzüge aufhörten, entwichen die Leibeigenen vielfach in die immer mehr zur Geltung gelangenden Städte. Dort brauchte man kräftige Arme ebenso nötig, wie auf dem Lande. Man nahm die Überläufer auf nach dem Grundsatz: „Die Luft macht frei! Stadtrecht bricht Landrecht!“ Entlaufene Leibeigene, welche nicht in der Stadt Unterkommen fanden, wurden als sogenannte Pfahlbürger außerhalb der Pfähle und Bollwerke angesiedelt und als Schutzverwandte der Städte betrachtet. Diese Pfahlbürger trieben Milchwirtschaft und Gartenbau. Soweit das äußere Stadtgebiet reichte, schützte die Stadt sie gegen Angriffe.

Die Gutsbesitzer waren selbstverständlich aufs äußerste empört über den Schutz, den die Städte entwichenen Leibeigenen gewährten. Es kam oft zu blutigen Kämpfen wegen solcher Fälle. Dann wurden Verträge geschlossen, nach welchen die Städte Bauern aus den Gebieten der Umgegend die Aufnahme zu verweigern hatten.

Aber die Bauern liefen nach wie vor davon und suchten nur weiter entfernte Städte auf, während die Städte nach wie vor flüchtige Bauern aufnahmen, nur daß diese aus ferneren Gegenden kamen. Die Flüchtigen waren dann weit schwerer aufzufinden und zurückzufordern. Nach erlassenem Gesetz galt ein Leibeigener, den man nicht binnen Jahresfrist zurückforderte, auf städtischem Gebiete für frei. Nur wer sich auf ländlichem Boden einfangen ließ oder Niederlassung begehrte, ward Eigentum des Grundherrn.

Daß das Volk und ein großer Teil der Geistlichkeit auch in Deutschland aus seiner finnischen Tierhaut nicht herauskonnte, wird dadurch bewiesen, daß die Religion, ganz wie bei heidnischem Pöbel, nach Möglichkeit materialisiert ward. Die Grablegung Christi, die Auferstehung, die Sendung des heiligen Geistes und andere christliche Legenden wurden frühzeitig schon in den Kirchen als lebende Bilder dargestellt. Zuletzt ward sogar die Leidensgeschichte Jesu und manche andere biblische Erzählung theatralisch verkörpert.

Statt seiner heidnischen Götzen verehrte und fürchtete das Volk jetzt drei Verkörperungen Gottes nebst der Jungfrau Maria, unzähligen Heiligen, Engeln und Teufeln — eine stattliche Anzahl

von christlichen Götzenbildern. Es wäre das für einen tierisch schwer belasteten Pöbel auch ganz natürlich und in der Ordnung gewesen, wenn das Christentum dem Volke nur nicht zugleich dauernd Widersetzlichkeit gegen Andersdenkende eingeimpft und ihm Gleichheit oder gar Höherwertung vor Gott vorgelogen hätte.

Allmählich wurden die kirchlichen Legenden zu regelrechten Schauspielen und Trauerspielen ausgebildet. Die Darstellung einer Legende dauerte oft mehrere Tage. Der weltliche Teil ward dabei immer komisch aufgefaßt und der Teufel erschien als ironische, lustige oder schalkhafte Person. Doch liefen alle diese Spiele stets darauf hinaus, daß der betrügende, Seelenheil verspeisende Teufel, zuletzt überlistet, immer als der dumme Teufel abziehen mußte.

Daß durch solchen Hokuspokus ein ernstes moralisches Streben im Volk nicht Wurzel fassen konnte, ist offensichtlich. Denn jeder Finne hielt sich für schlau genug, nach sündhaft vollbrachtem Leben die Hölle zu betrügen und den Himmel zu ergaunern. Die Lust am Komischen war beim Volke so eingewurzelt, daß der Geistliche auf der Kanzel damals gewissermaßen den Coupletsänger ersetzen und christliche Witze reißen mußte, um das Volk auf lustige Art zu unterhalten.

Zu Ostern mußte der Prediger z. B. von der Kanzel herab ein fideles Ostermärchen erzählen, worauf das sogenannte Ostergelächter angestimmt ward. Unmittelbar darauf sollte der Geistliche das Volk wieder so rühren, daß es herzerschütternd weinen konnte. Das war alles ganz selbstverständlich und allgemein üblich. Solche Gebräuche dürfen für einen kindischen Pöbel auch ruhig beibehalten werden. Das Volk darf sein Vergnügen haben. Nur soll ihm die Geistlichkeit nicht auf Kosten der höheren Stände eine falsche Meinung von seinem Wert und seinen Rechten einflößen.

Daß trotz Christentum im Volke fort und fort die alten keltischen, slavischen und finnischen Vorstellungen fortlebten, ist selbstverständlich. Nur wurden diese heidnischen Gebräuche und Gedanken vielfach christlich gedeutet, also gewissermaßen getauft, wie einst zu Alexandria die olympischen Götter, welche damals die allgemeine Götzenmetzelei überlebten.

Statt der göttlichen Hertha zog nun die heilige Gertrud segnend durch die germanischen Gefilde. Wie einst die alten Götter in menschlicher Hülle durch die Gauen wandelten und die Gastfreundschaft ihrer Bewohner erprobten, so pilgerten nun Jesus, die Apostel oder die Heiligen inkognito umher, um die Mildtätigkeit der Menschen zu prüfen. Ebenso wurden nach altem heidnischen Vorbild Brunnen und Quellen statt einer Nixe oder einer Undine, einem Heiligen in Verwaltung gegeben, und nicht selten ward eine Kapelle darüber errichtet.

Nach wie vor feierte man Oster- und Johannisfeuer, die alten Frühlings- und Sommerfeste, die Maitage und Pfingstspiele der Heiden. Noch immer betrachtete man das erste Gewitter als Entscheidungsschlacht zwischen den kosmischen Gewalten. Um das

Volk seinen alten Göttern zu entfremden, hatte die Geistlichkeit diese Götter vorsichtig beibehalten, sie aber zu häßlichen, bösartigen Teufeln und Unholden umgeschaffen, um Abscheu vor ihnen zu erregen. Auch böse Menschen dachte man sich nach dem Tode als Gespenster, andere als höllische Reiter und wilde Jäger.

An die Elfen, Zwerge, Kobolde und Gnomen glaubte das Volk noch ebenso fest, wie an die neuen christlichen Götter. Die Göttin Hulda, die weiße Frau und Frau Berchta waren nicht aus dem Volksglauben zu bannen. Glaubte doch die Geistlichkeit, welche Ketzer verbrannte, meist selbst an das Dasein einer solchen Gespensterwelt. Nur wenige zweifelten daran, daß Hexen und Zauberer in Menschengestalt sich verkörpern oder als Geister von einem Menschen Besitz ergreifen, daß sie hageln lassen, das Vieh verderben, die Brunnen vergiften, Brände entfachen, Krankheiten, Mißwachs und Mäuseplage erzeugen und Kinder und Erwachsene siech machen konnten.

Die Germanen.

VI. Fortsetzung.

Nach einer Zeit des selbstherrlichen Waltens aller Fürsten, Grafen und Burgritter war endlich der Schattenkönig, Richard von Cornwallis, gestorben. Da die Zustände aber doch gar zu bedenkliche geworden, beschlossen die Fürsten der Ordnung wegen die Wahl eines neuen Königs. Nach Verwerfung einiger Vorschläge stimmten die Fürsten, welche aus Furcht vor Unterdrückung für einen allzu mächtigen Herrscher sich nicht entschließen konnten, für den Grafen Rudolf von Habsburg.

Rudolf, am Oberrhein reich begütert, stammte vom Schlosse Habichtsburg in Helvetien. Dort besaß er mehrere Grafschaften und Gaue. Auch waltete er als Vogt vieler Klöster und Bistümer. Er hatte bereits in vielen Fehden gekämpft und sich auch in einem Kreuzzug gegen die Preußen als Held bewährt. Einfach und derb in Art und Sitte, war er einst ein treuer Anhänger der Staufen gewesen und darum eine Zeitlang mit dem Bann belegt worden.

Als Rudolf Kunde von seiner Wahl erhielt, schloß er, Ende September 1273, sogleich Frieden mit Basel, das er eben belagerte und zog mit einem großen Gefolge von schwäbischen und rheinischen Rittern nach Aachen zur Krönung und von da nach Frankfurt. Um sich auf dem Throne zu erhalten, bestätigte er dem rheinischen Pfalzgrafen Ludwig die Konradinische Erbschaft und vermählte ihm seine älteste Tochter Mechtilde. Eine andere Tochter gab er dem Herzog Albrecht von Sachsen und die dritte dem Markgrafen Otto von Brandenburg.

Hierauf huldigten alle deutschen Fürsten. Nur Ottokar von Böhmen wandte sich zürnend an Papst Gregor X., er möge verhindern, daß die höchste Würde des Reiches durch Übertragung an einen Grafen entwertet werde. Rudolf aber sandte ebenfalls

Gesandte an den Papst und versprach ihm, er wolle nie die Güter der römischen Kirche oder ihrer Vasallen berauben und alles tun, was der Papst von Gott und Rechts wegen wünsche.

Der Papst, welcher sich, durch solche Unterwürfigkeit angenehm geschmeichelt, als wahrer Herr Deutschlands fühlte, ernannte den Habsburger zum römischen König in Deutschland und forderte ihn auf, Toilette für die Kaiserkrönung zu machen, sobald er ihn rufen lasse. Zugleich riet der Papst dem König Ottokar von Böhmen, sich mit Rudolf von Habsburg zu versöhnen.

Kurze Zeit darauf traf Rudolf den Papst zu Lausanne. Dort schwur er ihm von neuem Treue, erkannte ihm Korsika und Sardinien zu und nahm mit dem größten Teil seines Gefolges das Kreuz. Der Papst war überglücklich und im höchsten Grade entzückt von so gefälligem römischen König. Bald aber starb der Papst, und seine Nachfolger folgten ihm rasch im Tode. Darum unterblieb der Kreuzzug.

Statt dessen rüstete Rudolf gegen Ottokar von Böhmen, welcher sich mit Herzog Heinrich von Bayern verbündet hatte. Aber dieser ward durch seinen Bruder Ludwig mit Rudolf ausgesöhnt. Ottokar sah sich ohne mächtige Freunde und noch obendrein von den Ungarn bedroht. So bat er um Frieden und gab 1276 alle Länder, welche er sich widerrechtlich angeeignet, an das Reich zurück.

Böhmen und Mähren erhielt Ottokar aus Rudolfs Hand als Lehen. Außerdem willigte Ottokar in eine Doppelheirat zwischen seinen und Rudolfs Kindern. Rudolf blieb in Österreich, um dieses Land neu zu gestalten. Da zog plötzlich Ottokar mit Heeresmacht herbei. Aber Rudolf erhielt noch rechtzeitig seine Hilfstruppen. In der Schlacht auf dem Marchfelde ward Ottokar getötet. Seinem Sohn jedoch verblieb Böhmen und Mähren.

Mit Zustimmung der Kurfürsten übergab Rudolf am 27. Dezember 1282 seinen älteren Söhnen Albrecht und Rudolf Österreich, Steiermark und Krain mit der windischen Mark. Sein Schwiegersohn Graf Mainhard von Tirol erhielt Kärnten. Im Jahre darauf erklärte Rudolf seinen ältesten Sohn Albrecht zum alleinigen Regenten aller ihm übertragenen Länder, damit der Besitz nicht durch Teilungen, wie bei anderen Fürstengeschlechtern, zersplittert werde. Dadurch erhob sich das Haus Habsburg rasch zu gebietender Größe.

Für seinen Lieblingssohn Hartmann hatte Rudolf die Wiederherstellung Burgunds beschlossen und ihn bereits mit einer Tochter König Eduards I. von England verlobt. Schon wollte er ihm auch die Nachfolge im Deutschen Reiche sichern, als Hartmann, von einem siegreichen Zuge gegen Savoyen nach dem alten Stammschloß am Rheine heimkehrend, auf dem Flusse Schiffbruch erlitt. Gerettet, wollte Hartmann auch die Seinigen retten und ertrank mit ihnen.

Arelat gab Rudolf als Brautschatz einer seiner Töchter, als diese mit Karl Martell, einem Sohn des Königs von Neapel, verlobt ward. So suchte Rudolf durch weitverzweigte Familienverbindungen die Macht seines Hauses zu stützen. Seine Nachkommen befolgten

denselben Grundsatz. Es kam daher das Sprichwort in Umlauf: „Andere gewinnen mit Waffen, durch Heirat du, glückliches Österreich!“

Nachdem Rudolf gegen den König von Frankreich, gegen die Großen von Burgund und den Grafen von Savoyen erfolgreich gekämpft, vermählte er sich, fast sechsundsechzig Jahre alt, mit der vierzehnjährigen Isabella von Burgund. Dadurch fesselte Rudolf von Habsburg Burgund, sowie Bern und Freiburg wieder an das Deutsche Reich. Er wachte streng über den Landfrieden, brach viele Burgen der Raubritter und ließ diese hinrichten, besonders am Rhein und in Thüringen.

Dort lag Albrecht der Unartige mit seinen herangewachsenen Söhnen erster Ehe in wütendem Kampfe. Andere Ritter befehdeten Städte, Klöster und Burgen der Beute wegen und verübten allerlei Greuel. Rudolf machte diesem Treiben ein Ende und ließ zu Ilmenau neunundzwanzig Raubritter hinrichten, worauf Fürsten und Herren auf des Königs Gebot den Landfrieden beschworen. Hierauf demütigte Rudolf die Herren und Städte in Schwaben und im Elsaß, welche während des Zwischenreiches Rechte und Güter an sich gerissen hatten und den Grafen von Habsburg nicht als König anerkennen wollten.

Als aber Graf Eberhard von Württemberg, der mächtigste Gegner Rudolfs, von diesem besiegt worden war, huldigten ihm alle seine Widersacher. Mit Ausnahme Bayerns und der Bistümer geriet nun ganz Oberdeutschland unter die direkte Herrschaft des Habsburgers. Hier war jetzt das eigentliche neue römische Reich, und Norddeutschland blieb sich fast gänzlich selbst überlassen, ebenso Italien. Der Papst als Fürst des Kirchenstaates stellte sich jetzt den Königen gleich und redete diese mit Du an. Da die Gegenkönige den Papst ihren Herrn genannt und ihm demütig die Füße geküßt hatten, so hielten es Rudolf und die folgenden Könige für geraten, es ebenso zu machen.

Somit war der Papst jetzt der eigentliche römische Kaiser und Rudolf in Deutschland nur römischer König. Diese Würde wollte Rudolf in seinem Hause erblich machen. Als der König aber um die Krone für seinen Sohn Albrecht warb, zögerten die Fürsten. Sie fürchteten bereits die Macht des Habsburgers und noch mehr den herrischen Sinn Albrechts. Mißmutig verließ Rudolf den Reichstag zu Frankfurt. Da er den Tod herannahen fühlte, begab er sich nach Speier, wo er begraben sein wollte. Unterwegs ruhte er einige Tage zu Germersheim. Die letzten drei Wochen seines Lebens blieb Rudolf in Speier. Dort starb er am fünfzehnten Juli 1291.

Zuversichtlich, aber vergebens, hatte Albrecht von Österreich erwartet, die deutschen Fürsten würden ihn zum König wählen. Aber jene hatten sich längst heimlich verständigt und wählten seinen Verwandten, den Grafen Adolf von Nassau. Dieser mußte den geistlichen Kurfürsten ihre längst errungenen königlichen Rechte bestätigen und obenein noch neue dazu gewähren. Um die mächtigen

Wittelsbacher zu gewinnen, verlobte Adolf seine Tochter Mechtilde mit Rudolf, dem älteren Sohn Ludwigs des Strengen von Bayern.

Albrecht, welcher begriff, daß sein Spiel verloren war, huldigte nun dem Adolf und lieferte die Reichskleinodien aus. Adolf von Nassau strebte vor allem, den Landfrieden zu erhalten. Es gelang ihm. Aber ohne Hausmacht besaß er nur geringes Ansehen. Darum wollte er in Italien die alten Reichsrechte wieder erwecken. Bald verkaufte er jedoch für Geld das Amt eines Reichsverwesers auf Wunsch des Papstes an Matthäus Visconti, welcher von Mailand und anderen Städten zum Bundeshauptmann erwählt worden. Dann wollte Adolf für Geld dem König von England gegen Frankreich beistehen. Papst Bonifazius riet ihm jedoch auch von diesem Kriege ab.

In Thüringen lag mittlerweile Karl der Unartige abermals mit seinen Söhnen in Fehde. Da der Vater seinen Söhnen das Land nicht anders entziehen konnte, verkaufte er es für zwölftausend Mark Silber an den deutschen König Adolf. Dieser ließ es durch seine Söldner einnehmen und dabei haarsträubende Grausamkeiten verüben.

Adolf hatte aber den geistlichen Kurfürsten die versprochenen Zölle nicht gewährt, weil er diese Gelder für sich brauchte. Da verständigte sich Gebhard von Mainz, welcher des Königs Wahl- und Krönungskosten bezahlt hatte, mit den Fürsten. Diese setzten den Adolf ab und wählten Albrecht von Österreich zum König. Dem Adolf von Nassau blieben nur noch die Wittelsbacher und die Städte am Rheine treu. In Schwaben traf man sich zum Kampf. Adolf fiel, sein Sohn ward gefangen, und die Wittelsbacher wurden verwundet.

Als Papst Bonifazius VIII. den König Albrecht nicht anerkennen wollte, verbündete sich dieser mit den Fürsten und mit Frankreich und gewährte den Erzbischöfen viele Rechte. Dennoch geriet er zuletzt mit den Bischöfen in Streit, sodaß sie mit dem Pfalzgrafen Rudolf und dem König von Böhmen beschlossen, einen neuen König zu wählen. Nun erklärte Albrecht zugunsten der Städte alle seit dem Tode Friedrichs II. errichteten Zölle der Rheinfürsten als dem Reiche verfallen und aufgehoben. Am Rheine kam es zur Schlacht.

Besiegt, mußten die Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier, sowie der Pfalzgraf sich unterwerfen. Die übertriebenen Zölle wurden beseitigt und der Handel konnte wieder gedeihen. Albrechts Macht schien durch strenge Handhabung des Landfriedens gesichert. Da hielt es auch Papst Bonifazius für geraten, sich mit dem deutschen König auszusöhnen, zumal er seiner jetzt bedurfte.

Seit die Päpste es für gut befunden, die deutschen Könige zu demütigen, hatten sie keinen mächtigen Schirmherren mehr und gerieten in immer größere Abhängigkeit von den Römern und Italienern. Besonders wurden sie beeinträchtigt vom König von Neapel, dem mächtigsten Vasallen der Kirche. Nach dem Tode Nikolaus IV. blieb der päpstliche Stuhl wegen Uneinigkeit der

Kardinäle zwei Jahre lang ganz unbesetzt. Endlich wählten sie den Peter von Morrone, einen Mönch, der als Cölestin V. die Mißbräuche der Kirche abstellen und nur demütige, aber nicht prachtliebende Männer um sich haben wollte.

Da die römischen Kardinäle sich dem widersetzten, verließ Papst Cölestin Rom und siedelte nach Neapel über. Dort erhob er besonders Franzosen zu Kardinälen. Noch im Jahre seiner Wahl legte der edle Cölestin jedoch seine Würde nieder und kehrte in seine Klause zurück. Nun ward Bonifazius VIII. Papst, der sich entschloß, die von seinen Vorgängern begehrte Weltherrschaft zu behaupten. Er unterwarf sich alle Parteien in Rom und Deutschland und wollte seine Macht auch gegen Philipp den Schönen geltend machen. Die Folge davon war ein heftiger Streit.

Bonifazius erließ eine Bulle, in welcher er jede von geistlichen Gütern erhobene Steuer für Mißbrauch erklärte und den Fordernden und Gebenden mit Absetzung drohte. Der König verbot dagegen die Ausfuhr alles gemünzten und ungemünzten Goldes und Silbers, aller Edelsteine, Waffen und Pferde und entzog dadurch dem Papst das Einkommen aus Frankreich. Jede neue Bulle beantwortete der König mit neuen Feindseligkeiten.

In dieser Not nahm Bonifazius den deutschen König Albrecht bereitwillig zum Sohn der Kirche an und ernannte ihn zum römischen König und künftigen Kaiser. Trotzdem zögerte Albrecht, dem Papst gegen das ihm seither verbündete Frankreich zu helfen. Er verlangte, der Papst solle ihm vorher die deutsche Krone erblich zusichern. Während dieser Verhandlungen starb der Papst am 11. Oktober 1303. Sein Feind, Kardinal Colonna, hatte ihn im Auftrag des Königs von Frankreich im Palast zu Anagni mit seinem Anhang überfallen und alle Freunde und Diener des Papstes niedergemetzelt. Bonifazius selbst entging nur dadurch der Ermordung, daß er sich im vollen päpstlichen Glanze auf den Thron setzte. Vor diesem Anblick wichen die Mörder zurück. Bonifazius aber verfiel sofort in eine schwere Krankheit, welcher er, achtzig Jahre alt, erlag.

Albrecht dachte jetzt nur noch daran, seine Hausmacht zu vergrößern. In Thüringen stritt noch immer der Landgraf mit seinen Söhnen. Dieses Land wollte nun Albrecht in Besitz nehmen. Er lud den Landgrafen und dessen Söhne nach Fulda. Aber die Söhne des Landgrafen erschienen nicht. Er verhängte die Reichsacht über sie und sandte ein Heer aus zur Eroberung des Landes. Doch dieses ward am 31. Mai 1307 bei Lücken in Sachsen geschlagen.

Nicht besser erging es Albrecht in einem Feldzug gegen Böhmen. Zwar hatte er es erreicht, daß nach dem Tode des letzten Wenzeslaus sein eigener Sohn Rudolf, der sich mit der Witwe des älteren Wenzeslaus vermählte, erblicher König von Böhmen wurde. Aber eine andere Partei erhob sich gegen diese Wahl. Als Rudolf am 3. Juli 1307 starb, riefen die Edlen Herzog Heinrich von Kärnten zum König aus.

Darüber ergrimmt, verwüstete Albrecht die Länder Heinrichs und zog gegen Böhmen, wo er aber zurückgeschlagen ward. Hierauf begab er sich nach Schwaben, um Truppen zur Fortsetzung des Krieges zu werben und sich an den aufständischen Waldstätten Helvetiens zu rächen.

Albrecht war darauf bedacht, seine Stammgüter zu vermehren. Freie Städte und Gemeinden des Reiches trachtete er zum Eigentum Habsburgs zu machen. Da Habsburg bereits einen großen Teil von Süddeutschland, besonders die schönsten Gegenden von Alemannien und Schwaben besaß, die durch Kauf, Erbschaft und Verträge an dieses Königshaus gefallen waren, wollte Albrecht auch die angrenzenden reichsunmittelbaren Gemeinden Schwyz, Uri und Unterwalden unter österreichisch-habsburgische Herrschaft bringen.

Diese Gemeinden waren nicht damit einverstanden. Daher versuchte Albrecht, sie durch Quälereien aller Art mürbe und willfährig zu machen. Hierzu diente ihm besonders die Rechtspflege. Statt des Reichsvogtes, welcher alljährlich nur einmal ins Land kam, Gericht zu halten, ernannte Albrecht jetzt einen ständigen Landvogt, welcher im Lande blieb und das Volk hart bedrücken mußte. Bald aber schüttelten die Waldstätten das Joch ab, vertrieben ihre Bedrücker und nannten sich wegen des gegenseitig beschworenen Bundes Eidgenossen.

Albrecht, der Kunde davon erhielt, zog im Frühjahr 1308 zornig nach dem Aargau und bot alle Dienstmannen Habsburgs gegen die Eidgenossen auf. Johann, der einzige Sohn seines frühverstorbenen Bruders Rudolf, begleitete den König. Diesem war ein Teil der habsburgischen Güter, besonders die Grafschaft Kyburg, als Morgengabe seiner Mutter bestimmt. Aber der König enthielt sie ihm unter allerlei Ausflüchten vor. Darüber ergrimmt und von Freunden aufgestachelt, haßte Johann seinen Oheim und beschloß, sich zu rächen.

Als Albrecht im Begriff stand, der Königin, deren nahe Ankunft ihm gemeldet ward, entgegen zu ziehen, drängten Johann und seine Vertrauten an der Reuß des Königs Leute zurück. Sie stiegen mit ihm in die Fähre. Als sie am anderen Ufer wieder zu Pferde saßen, stürzten auf Johanns Zuruf die Edlen Eschenbach, Palm und Wart auf Albrecht zu. Dieser rief seinen Neffen um Beistand an. Johann aber stieß ihm das Schwert in den Rücken mit den Worten: „Hier die Hilfe:“ Dann eilten die Mörder, wie ohne Besinnung, auf verschiedenen Wegen davon.

Eschenbach soll fünfunddreißig Jahre unerkannt in Württemberg als Schäfer gelebt haben. Sterbend entdeckte er seinen Namen. Rudolf von Wart wurde mit seinem Diener lebendig gerädert. Herzog Johann starb in einem Kloster zu Pisa und Palm in einem Kloster zu Basel. Die Witwe Agnes von Tirol und die Tochter des Ermordeten, Agnes, die Gattin des Königs von Ungarn, ließen die Burgen der Mörder zerstören, rächten sich grausam an den Familien und Untertanen derselben und gründeten von den ein-

gezogenen Gütern das Kloster Königsfelden, welches gegenwärtig Irrenanstalt ist. —

Wie die Eidgenossen, wahrscheinlich von Germanen, mindestens von Germanokelten geführt, ihre alten Rechte behaupteten, so taten desgleichen auch die Ostfriesen. Hier hatte das Volk im ewigen Kampfe mit der Natur seine Kräfte gestählt und dem Meere Land und Wohlstand abgerungen. Das Land war in mehrere Gauen, vormalige Grafschaften, eingeteilt, mit welchen die Kaiser ihre Günstlinge belohnten. Aber vergebens bemühten sich die Grafen, dort eine unabhängige und erbliche Herrschaft zu gründen.

Die Kaiser, besonders die Staufer, fast immer im Kampf mit Italien, dem Papst und den Fürsten liegend, vergaßen oft, die erledigten Grafschaften im fernen Norden zu besetzen oder die dort eingesetzten Grafen zu unterstützen. So blieb das Volk vielfach sich selbst überlassen und kämpfte gegen Bischöfe und Grafen um seine Freiheit.

Im Innern hielten die Ostfriesen auf Frieden und Ordnung, duldeten aber nicht, daß ein angesehener Mann sich über seine Landsleute erhob. Das hatte zur Folge, daß in mancher Landschaft nur Freie wohnten, aber keine Edlen. Auch waren die Friesen das einzige Volk von allen christlichen Völkern Europas, das damals, frei von der Abgabe des Zehnten, keine unverheirateten Priester unter sich duldete und die geistlichen von weltlichen Angelegenheiten fernhielt. Sie wählten und vereidigten selbst ihre Richter und ließen durch diese ihre Streitigkeiten entscheiden.

War jemand mit dem Richterspruch nicht zufrieden, konnte er bei einem größeren öffentlichen Gericht Berufung einlegen, welches zweimal jährlich abgehalten ward. Zwar hatte Rudolf von Habsburg den Grafen Reinhold von Geldern mit ganz Friesland belehnt. Die Friesen erkannten ihn aber nicht an. Auch gelang es ihm nicht, sich mit Gewalt festzusetzen, trotzdem ihn König Albrecht bestätigte. Nach altgermanischer Weise lebten die Ostfriesen ruhig weiter. Die Westfriesen wurden dagegen nach vielen harten Kämpfen vom Grafen von Holland bezwungen und unterworfen. —

Zur selben Zeit erlangte, aus kleinen Anfängen hervorgegangen, der norddeutsche Städtebund großes Ansehen. Seinen Lebenspuls bildete der Handel an den Küsten der Nordsee. England verlieh schon im zehnten Jahrhundert diesen „Leuten des deutschen Kaisers“ die gleichen Rechte, wie den einheimischen Handelsleuten, und Heinrich der Löwe war darauf bedacht gewesen, dem deutschen Handel auch die Ostsee zu eröffnen, deren Ufer noch sogenannte Heiden bewohnten. Er gab Lübeck die bürgerliche Freiheit und zwang den Grafen von Holstein, die Trave zu öffnen. So blühte Lübeck zum ersten deutschen Hafen an der Ostsee empor.

Nach dem Sturze des Löwen ward der Norden Deutschlands durch keinen weltlichen Fürsten mehr zusammengehalten. Die Dänenkönige unterwarfen die wendischen Ufergauen und Holstein, sowie Lübeck und die deutschen Städte ringsumher. Da wanderten viele Bewohner aus und ließen sich an den Ostufern des baltischen

Meeres, in Preußen und Livland nieder, deutsche Sprache und Sitte dort verbreitend.

Die Städte rüsteten aber heimlich. Ohne Hilfe des deutschen Kaisers verbündeten sich Holsteiner, Lübecker und Ditmarsen und schüttelten in der blutigen Schlacht bei Bornhövede im Jahre 1227 das dänische Joch ab. Sieben Jahre später besiegten die Lübecker Dänemark zur See. Dadurch ward ihre Freiheit befestigt.

Die Schiffe des norddeutschen Bundes befuhren jetzt auch die Ostsee und trieben an ihren Ufern Handel. Da aber zugleich mit dem aufblühenden Handel die Seeräuber arg die Küsten unsicher machten, schlossen im Jahre 1255 Lübeck und Hamburg einen Schutz- und Trutzbund. Köln, vormals die Hauptstadt des norddeutschen Städtebundes, durch innere und äußere Feinde bedrängt, besonders aber durch seine Erzbischöfe in eigenwilliger Entwicklung gehemmt, hätte die Freiheiten seines Handels in London längst verloren gehabt, wenn die norddeutschen Städte nicht mit ihrem Ansehen beständig für Köln eingetreten wären.

Im Jahre 1260 bewirkte der Städtebund sogar, daß die Rechte Kölns auf den deutschen Bund übertragen wurden. Nun schlossen sich viele Städte, an Fluß- und Meeresufern gelegen, dem Bunde an. Im dreizehnten Jahrhundert waren es nur zwölf Städte an der Ostsee, die sich zu einem Bündnis vereinigt hatten. Erst im vierzehnten Jahrhundert erweiterte sich der Bund unter dem Namen „Gemeine deutsche Hanse", später kurzweg Hansa genannt.

Der Kreis dieses Bundes umfaßte die meisten Städte, vom rechten Ufer der Maas und dem Ausfluß der Schelde an, die Küsten entlang, bis Estland und Reval. Aber auch Binnenstädte, wie Braunschweig, Magdeburg, Hildesheim, Hannover, Lüneburg und andere gehörten zur Hansa. Ihre inneren Angelegenheiten schützte jede Stadt selbst und suchte sich durch Wälle, Mauern und Türme gegen Feinde zu schützen. Sie alle aber standen sich in Fehden gegen Fürsten und Herren bei und hielten deshalb ein stets gerüstetes, gut bezahltes Heer geübter Söldner in Bereitschaft. Ihre eigenen Streitsachen ließen sie unter sich durch eigene Schiedsrichter entscheiden.

Keine Stadt durfte eine andere, welche dem Bunde angehörte, beim Landesherren oder bei einem anderen Fürsten verklagen, damit der Bund nicht getrennt und geschwächt würde. Die höchste Bundesgewalt ruhte in den Händen der städtischen Abgeordneten auf den Hansetagen, welche abwechselnd meist in Hamburg, Lüneburg, Lübeck oder Bremen abgehalten wurden. Der Bund, von Abkömmlingen germanischer Edelrasse gebildet, welche an der Nordseeküste und etwas landeinwärts weit zahlreicher als in anderen Gauen Deutschlands vertreten war, hielt überall die Aufruhrgelüste des gemeinen Volkes mit eiserner Energie nieder.

So herrschte Ruhe und gute Ordnung im Bereich des Bundes zu dessen Blütezeit. Zur Bestreitung der allgemeinen Ausgaben für Waffen und Mannschaften ward alljährlich das Bundesgeld erhoben. Widersetzliche Mitglieder strafte der Bund. Als höchste

Strafe galt der Bann der Hansa, „Verhansen“ genannt. Dieser Bann zog Ausstoßung aus dem Bunde und Verlust aller Bundesrechte nach sich und war weit mehr gefürchtet, als der geistliche Bann. Nur nach demütiger Unterwerfung, hinreichender Genugtuung und vieler Buße wurde die reuige Stadt wieder in den Bund aufgenommen.

Die Warenhäuser der Hansa in fernen Ländern bildeten richtige Burgen. Ihre Bewohner waren nur Deutsche und stets den vaterländischen Gesetzen unterworfen. Die Hansa nahm auch klug Partei an den Zwisten und Kämpfen der nordischen Fürsten. Auf diese Weise errang der Bund viele wichtige Vorteile für seinen Handel in Schweden, Dänemark und Norwegen.

Die Germanen.

VII. Fortsetzung.

Nach dem Tode des Königs Albrecht blieb der deutsche Thron sieben Monate lang unbesetzt. Die Fürsten wagten nicht, einen Habsburger zu wählen und Habsburgs Macht auch ferner zu stärken, obwohl Albrechts Söhne sich um die Königswürde bewarben. Auch König Philipp von Frankreich warb für seinen Bruder, Karl von Valois, um die deutsche Krone und zwar mit Hilfe des Papstes.

Bereits Benedikt XI. hatte Philipp samt den Kardinälen vollständig beeinflußt. Nach dem Tode Benedikts unterhandelte der König mit den Kardinälen und seinem bisherigen heftigen Gegner, dem Erzbischof von Bordeaux. Dieser, Bertrand von Agoust, ward zum Staunen Europas als Klemens V. zum Papst erwählt. Zum Dank dafür gewährte der neue Papst dem französischen König den Zehnten von allen Kirchengütern auf fünf Jahre. Er berief aus Italien die Kardinäle zu sich, reiste auf Kosten der Bischöfe und Äbte in Frankreich umher und wählte zuletzt Avignon im Gebiete der Grafen von Provence zum dauernden Sitz.

Dann ließ Klemens im Jahre 1312 die Tempelritter als Ketzer anklagen. Sie wurden gefoltert und samt ihrem Großmeister Jakob von Molay zum Tode verurteilt. Umgeben von seinen Rittern, beteuerte dieser noch mitten in den Flammen seine Unschuld und forderte Papst und König vor Gottes Richterstuhl. Die reichen Güter der Templer zog der König ein.

Diesen braven Papst wollte König Philipp nun auch für seine Zwecke in Deutschland benützen. Klemens aber mochte die Macht des Königs nicht noch mehr stärken. Er mahnte die deutschen Fürsten zu einer klugen Wahl. Die Fürsten, beeinflußt durch den Erzbischof von Trier, wählten dessen Bruder Heinrich zum deutschen König, obwohl derselbe in seinen Sitten Franzose, der deutschen Sprache nicht mächtig war.

Heinrich, wie sein Bruder Erzbischof ein Abkömmling der Grafen von Luxemburg, mehr ruhmreich wie mächtig, galt als tapfer

und gerecht. Er schützte Kaufleute und Reisende und verfolgte Verbrecher und Räuber. Nachdem Heinrich VII. zu Aachen gekrönt worden, verhängte er die Reichsacht über die Mörder des Königs Albrecht. Gegen große Geldsummen und Versprechungen belehnte er Albrechts Söhne mit den Besitzungen ihres Hauses.

Über Graf Eberhard von Württemberg, der wegen Bedrückung der Städte von diesen verklagt, sich nicht verantworten wollte und trotzig den Reichstag verließ, sprach Heinrich VII. die Reichsacht aus. Er erneute den Landfrieden und bestätigte den größeren und kleineren Ständen, sowie der Eidgenossenschaft ihre Freiheiten. Im übrigen waltete jeder Fürst selbständig in seinem Lande. Denn es fehlte Heinrich an einer königlichen Hausmacht.

Als daher Abgeordnete aus Böhmen erschienen, wo Elisabeth, die Tochter des verstorbenen Wenzeslaus, zur Erbin erklärt worden war, ergriff Heinrich diese Gelegenheit, vermählte seinen Sohn Johann mit Elisabeth und übertrug ihm Böhmen als Lehen des Deutschen Reiches. Hierauf richtete Heinrich seine Blicke nach Italien. Diese Halbinsel ward wieder vom alten Parteihader zerrissen. Dante, der große Dichter, hoffte, Heinrich werde als Erlöser ins Land kommen. Der Papst aber versprach dem Luxemburger die Kaiserkrone, denn er hoffte ihn für einen Kreuzzug zu gewinnen.

Zu Mailand huldigten dem König fast alle lombardischen Städte. Im Januar 1310 wurde er mit der eisernen Krone gekrönt. Scheinbar im Fluge gewann Heinrich ganz Italien. Sobald er aber unumschränkte Oberhoheit ausüben wollte, erhob sich ganz Italien gegen ihn, heimlich vom König von Frankreich unterstützt und von den Welfen. Auch riefen die Römer den König Robert von Unteritalien herbei, welcher Heinrich den Einzug in St. Peter verwehrte. Nur mit Mühe bewog Heinrich einen Teil der Kardinäle, daß sie ihm im Lateran die Kaiserkrone aufs Haupt setzten.

Jetzt nahm sich der Papst seiner Untertanen an und gebot Heinrich, Rom zu verlassen und den König von Neapel nicht zu befehden. Heinrich sträubte sich dagegen und wollte seine kaiserliche Würde geltend machen. Er erklärte den König Robert für einen Hochverräter und zog mit seinem Heere nach Süden. Unterwegs starb er jedoch bei Buonconvento am 24. August 1313 an Gift.

Inzwischen hatte sich sein Sohn Johann mit Hilfe einiger Freunde Böhmens bemächtigt. Heinrich von Kärnten entsagte seinen Ansprüchen. Johanns Bundesgenosse, Friedrich von Thüringen, erhielt Thüringen und Meißen bestätigt, welche Länder ihm die beiden Könige Adolf und Albrecht einst entreißen wollten. Das Reichsheer, welches auf Heinrichs Befehl gegen den Grafen Eberhard von Württemberg zu Felde zog, löste sich bei der Nachricht von des Königs Tod auf, und Eberhard eroberte sein Land wieder.

Noch eifriger als vorher warben nun die Söhne Albrechts um die deutsche Krone, und die Luxemburger erstrebten sie für den erst siebenzehnjährigen Böhmenkönig. Aber die Mehrzahl der Kurfürsten rief am 20. Oktober 1314 zu Frankfurt den Herzog

Ludwig von Oberbayern zum König aus, welcher bald darauf zu Aachen gekrönt ward. Die Minderheit wählte Herzog Friedrich den Schönen von Österreich als Gegenkönig.

Sofort entstanden zwei Parteien in Deutschland. Ludwigs Bruder hielt zu Friedrich, ward aber vertrieben und starb 1319 in England. Beide Könige zeigten dem Papst ihre Wahl an und baten um seinen Segen. Dieser zögerte mit der Entscheidung. Schlau nannte er jeden seinen lieben Sohn, setzte sich selbst bis auf weiteres als deutschen Reichsverweser ein und verbot beiden Königen streng, Italien anzutasten.

Nach vielen Parteikämpfen, der Schlacht bei Morgarten und zahlreichen Treffen in Bayern, welches er total verwüstete, ward Friedrich der Schöne geschlagen und gefangen genommen. Als Pfand für große Geldsummen gab Ludwig der Bayer seinen gefangenen Gegenkönig einem fränkischen Ritter Weigel in Verwahrung, der ihn nach der entlegnen Festung Trausnitz im Nordgau brachte.

Ludwig, nun wirklich König, erneute auf einem Reichstag zu Nürnberg den allgemeinen Landfrieden, schaffte unrechtmäßige Zölle ab und strebte nach Vergrößerung seiner Hausmacht. Als in Brandenburg der askanische Stamm ausstarb, gab er die Mark Brandenburg seinem ältesten Sohne Ludwig, welcher fortan der Brandenburger hieß.

Inzwischen war zu Avignon auf Klemens V. Papst Johann XXII. gefolgt, welcher seinen Hof in märchenhafter asiatischer Pracht einrichtete. Er fordete von jedem neuen Bischof das Einkommen des ersten Jahres und erpreßte auch sonst zur Bestreitung seines Aufwandes überall Geld. In Italien setzte er den König Robert von Neapel zum Reichsverweser ein und befahl allen von Heinrich VII. ernannten Statthaltern, ihre Würde niederzulegen.

Dies tat zu Mailand Matthäus Visconti. Zugleich ließ er sich aber von den Mailändern als Oberherrn wählen und unterwarf mehrere Städte. Er verachtete den Bann und besiegte das Heer des Papstes. Nach ihm waltete sein Sohn Galeazo in gleicher Weise. Als der Papst ein großes Heer gegen ihn ausrüstete, wandte Galeazo sich an Ludwig von Bayern. Dieser sandte ihm Beistand, und die Truppen des Papstes wurden geschlagen.

Nun untersagte Papst Johann dem König Ludwig die Reichsregierung und verbot den deutschen Fürsten, ihm Gehorsam zu leisten, indem einzig dem Papst die Reichsverweserschaft in Deutschland gebühre. Hierdurch ermutigt, trachtete König Karl IV. von Frankreich nach der deutschen Krone, wozu Leopold von Österreich, aus Haß gegen Ludwig, seine Hilfe anbot. Dennoch lieferte er die Reichskleinodien an Ludwig aus, in der Hoffnung, dadurch Zwe[illegible]heit seines Bruders zu erlangen. Aber dies geschah nicht, des Kö[illegible]rsuch, Friedrich durch List zu befreien, mißlang. Fürsten zu[illegible] war über Ludwig der päpstliche Bann verhängt Erzbischof von [illegible] alle Kirchen geschlossen und den Sterbenden König, obwohl de[illegible]igert werden sollten. Dadurch hoffte der Papst Sprache nicht mäch[illegible] Ludwig berief einen Reichstag nach Regens-

Heinrich, wie [illegible]n Papst, nannte ihn einen Ketzer und rügte, Grafen von Luxembur[illegible]

daß der Papst die Franziskaner nur deshalb verfolge, weil sie, im Gegensatz zum päpstlichen Hof, in Armut lebten. Gerade in den verfolgten Orden erstanden Ludwig vor dem Volke Verteidiger, und die Ordensgeneräle Michael von Cäsena, der Philosoph Wilhelm Occam, Heinrich von Talheim und der Dichter Dante nahmen laut und offen des Königs Partei.

Der Papst aber zürnte nur um so heftiger und versuchte abermals die Krone Deutschlands an Frankreich zu bringen. Nochmals sprach er den Bann über Ludwig von Bayern aus. Doch die Geistlichkeit achtete nicht darauf, und päpstlich gesinnte Pfaffen wurden vom Volke gewaltsam gezwungen, ihren Dienst zu verrichten. Nur in Österreich fanden die päpstlichen Bullen Verständnis, und Herzog Leopold verwüstete aus Rache Bayern.

Da ritt Ludwig eines Tages nach Burg Trausnitz und versöhnte sich mit seinem gefangenen Vetter und Jugendfreund Friedrich von Österreich. Er gab ihm die Freiheit, wogegen dieser im März 1325 auf die deutsche Krone verzichtete. Auch versprach er, die von den Seinen noch besetzten Reichsgüter und Städte zu übergeben. Friedrich kehrte nach Österreich zurück, wo seine Gattin Elisabeth unterdes durch vieles Weinen erblindet war. Zugleich zeigte er seinen Brüdern und dem Papst das Geschehene an und forderte sie zur Anerkennung Ludwigs auf.

Der Papst aber verbot Friedrich, seine Zusagen und Eide zu halten, denn sie seien ungültig. Friedrich, welcher versprochen, freiwillig in die Gefangenschaft zurückzukehren, falls er seine Eide nicht halten könne, hatte sich bereits wieder bei Ludwig in München gestellt. Ludwig, tief gerührt von soviel Treue, umarmte seinen Vetter und teilte Tisch und Schlafgemach mit ihm.

Da Ludwig seinem Sohne gegen Litauen und Polen zu Hilfe ziehen mußte, setzte er Friedrich von Österreich zum Schirmherrn über seine Familie und über Bayern ein. Dort im Nordosten hatte der Papst die wilden Heiden aufgehetzt, welche nun furchtbare Greuel verübten. Zurückgekehrt, schloß Ludwig mit Friedrich einen Vertrag, demgemäß sie beide gemeinsam als deutsche Könige regieren wollten. Als Papst und Kurfürsten dies mißbilligten, wollte Ludwig nur den Kaisertitel und Friedrich sollte den Königstitel führen. Seit seiner Gefangenschaft krank und trübsinnig, starb Friedrich am 13. Januar 1330 und Ludwig war nun allein König.

Von den hartbedrängten Ghibellinen widerholt um Beistand angerufen, begab sich Ludwig der Bayer im Frühjahr 1327 nach Italien. Am Pfingstfest ward ihm in Mailand die eiserne Krone aufs Haupt gesetzt. Als er aber den Parteien Frieden gebot und Geldforderungen stellte, schimpften ihn die Lombarden einen fremden Tyrannen, und alle Parteien erhoben sich gegen ihn. Da zog Ludwig weiter nach Rom, begleitet von den Edlen Castruccio und Pistoja. Unterwegs strafte der König Pisa, das ihm die Tore verschlossen, um eine große Geldsumme. Dann ernannte er den Castruccio zum Reichsfürsten und Herzog von Lucca und zog unter dem Jubel der Bewohner in Rom ein.

Im Namen der Stadt ward Ludwig zum Kaiser gekrönt. Hierauf lud der neue Kaiser den Papst vor seinen Richterstuhl, setzte ihn ab und ließ Peter von Corvara als Nikolaus V. zum Papst wählen. Aber des Kaisers Hilfsquellen versiegten. Castruccio hatte ihn verlassen. Seine Soldaten, welche ohne Sold geblieben waren, verübten Erpressungen. Rings von Feinden umgeben, mußte Ludwig mit dem Rest seiner Truppen unter dem Hohngeschrei der Römer abziehen, ohne daß er Rache nehmen konnte.

Nach vielen unangenehmen Erlebnissen heil von Italien nach Bayern zurückgekehrt, gründete Ludwig, zum Dank für seine Errettung, das Benediktinerkloster Ettal, welches zugleich eine Versorgungsanstalt für verdiente Ritter und ihre Frauen sein sollte. Nach dauernden Streitigkeiten mit den Päpsten zu Avignon und dem König Johann von Böhmen starb Ludwig von Bayern, vermutlich an Gift, am 11. Oktober 1347, nachdem er Macht und Besitz seines Hauses in jeder Weise vergrößert hatte, weswegen ihm viele Fürsten feindlich gesonnen waren.

Nach mancherlei Wirren und Zwischenfällen wurde Karl, der Sohn Johanns von Böhmen, also aus Luxemburger Geschlecht, zwei Jahre später zu Aachen gekrönt. Mehr als von allen Fehden, ward zu dieser Zeit Deutschland von Erdbeben heimgesucht und von der Pest, welche asiatische Kaufleute eingeschleppt hatten. Von den Donauländern ausgehend, verbreitete sich die Pest immer weiter. Sie wütete so arg, daß allein in Wien an einem Tage einst gegen tausend Menschen starben. In Stadt und Land starben viele Häuser gänzlich aus und standen leer. —

Nach vielen vergeblichen Versuchen, die Kaiserwürde zu erlangen, zog Karl IV. im Oktober 1354 mit kleinem Gefolge nach Italien. Er ließ sich in Mailand krönen, empfing von mehreren Städten Geldgeschenke und am 5. April 1355 durch einen bevollmächtigten Kardinal die Kaiserkrone. Unter dem Vorwand einer Jagd entfloh Karl aber noch am selben Tage aus Rom und eilte zurück nach Deutschland. Hinter ihm her räsonnierte der berühmte Dichter Petrarca, welcher Karl oft zum Zuge nach Italien ermahnt hatte, in dem festen Glauben, Karl werde das alte römische Reich wieder herstellen. Hatte doch schon Dante von Heinrich VII., dem Großvater Karls, dasselbe erwartet.

Es ist übrigens nicht nur stark zu vermuten, sondern man kann es als sicher annehmen, daß alle berühmten Denker, Dichter und Künstler Italiens, wie Frankreichs und Spaniens von germanischer Herkunft sind, daß aktives Germanentum sie beseelte, soweit nicht Semitentum mitwirkte. Denn es ist in der Menschengeschichte kein Fall bekannt, daß allzu finnisch belastete Völker, wie Slaven und Kelten, oder allzu hamitisch belastete Rassen es jemals zu einer höheren Geisteskultur gebracht hätten.

Träger der Geisteskultur waren als Beherrscher hamitischer und finnischer Völker immer nur Edelsemiten und Edelkaukasier. Selbst die Kelten haben es nur zu einer raffinierten materiellen Genußsucht und der damit verbundenen äußeren Kultur gebracht.

Hat doch das vormals finnisch und später stark hamitisch belastete römische Italien unter seinem keltischen Führertum nichts für höhere Kultur geleistet. Die Lichtbringer waren auch dort Griechen und Semiten. Wo sollte nun plötzlich eine geistige und künstlerische Blütezeit des italienischen Mittelalters herkommen, wie sie die alten Römer niemals erlebten? Einzig von Germanen und Semiten, welche in den vorangegangenen Jahrhunderten in ganz beträchtlicher Anzahl eingewandert. Außerdem muß man bedenken, daß eine schwache hamitische Beimischung zum Germanentum semitischen Typus erzeugt. —

Kaiser Karl IV. war hauptsächlich bestrebt, seine Erbländer zu erweitern und Prag zur Hauptstadt des böhmisch deutschen Reiches zu machen. Dort errichtete er eine Hochschule mit Stiftungen für arme Studenten und gründete eine Büchersammlung. Außerdem baute er eine vorzügliche Brücke über die Moldau, sowie viele Klöster und prächtige Kirchen, welche er, dem Fetischtum der Slaven schmeichelnd, mit vielen Reliquien beschenkte.

Auch erwirkte Karl die päpstliche Erlaubnis, daß wenigstens in einem Kloster zu Prag der Kultus in der Landessprache ausgeübt werden durfte, was sonst nirgends gestattet war. Er erhob Prag zum Erzbistum für Böhmen und Mähren. Nicht minder förderte er in seinen Erblanden Handel und Gewerbe, Bergwesen und Weinbau. Bei der neuentdeckten Heilquelle, nach ihm Karlsbad genannt, schuf der Kaiser mehrere Ansiedlungen. In dem Gesetzbuch, das er für Böhmen stiftete, erhob er dieses Land im Range über alle weltlichen deutschen Fürstentümer.

Inzwischen hatten die sechs Söhne Ludwigs des Bayern, trotz väterlicher Warnung, ihr Land vielfach geteilt. Ludwig, der Brandenburger, überließ seinen zwei jüngeren Brüdern, Ludwig dem Römer und Otto, die Markgrafschaft Brandenburg. Er selbst behielt Bayern und Tirol, starb aber schon im Jahre 1361. Wenige Jahre darauf starb auch sein einziger Sohn Mainhard. Schnell bemächtigte sich sein Bruder Stephan Oberbayerns. Dadurch erzürnt, zog Ludwigs Witwe, Margareta von Tirol, nach Wien und vererbte Tirol den Habsburgern.

Bald nachher bemächtigte sich Kaiser Karl VI. Brandenburgs, indem er Otto von Bayern verjagte. Nur das Geschlecht der Habsburger blühte noch unbeeinträchtigt fort. Rudolf, der älteste der vier Brüder, vermählte sich mit einer Tochter des Kaisers und ahmte dessen Machtentfaltung und Glanz nach. Er gründete 1365 die Wiener Universität und die Stephanskirche. Als er starb, vermählte sich auch sein Bruder Albrecht mit einer Tochter Kaiser Karls.

Dabei setzte Karl die schon lange vergebens angestrebte Erbverbrüderung mit dem Hause Habsburg durch. Und bei der bald darauf erfolgten Teilung der Habsburgischen Länder zwischen Albrecht und Leopold rief er freudig aus: „Lange haben wir getrachtet, das Haus Österreich zu demütigen, und wir haben das Mittel dazu nicht gefunden! Jetzt zeigt es dieses selbst!“ Auch mit andern

benachbarten Fürsten schloß der Kaiser solche Erbverbrüderungen. Er vergrößerte sein Böhmen durch Schlesien, welches er von Polen trennte. Durch Verheiratung seiner zwei ältesten Söhne trachtete er die Niederlande und Ungarn an das Luxemburger Haus zu bringen.

Karl IV. wollte aus den Trümmern des deutschen Reiches eine neue Macht gestalten. Darum sorgte er eifrig dafür, daß Adel und Städte immer miteinander im Streite lagen. Unter seiner Regierung war Deutschland wie mit einem Netz von allerlei Bündnissen überzogen. Teils vereinigten sich die Städte, teils die Ritter.

Ludwig der Bayer hatte sich vorzüglich auf die Städte gestützt und in denselben ein Gegengewicht gegen die Fürsten entwickelt. Anfangs sicherte auch Karl den schwäbischen und rheinischen Städten ihre Freiheit. Bald aber ernannte dieser Kaiser den Grafen Eberhard von Württemberg, den Feind aller Städte, zum Landvogt über mehrere derselben. Diese schlossen sich zur Gegenwehr eng einander an. Waren jedoch Fürsten und Ritter gegen die Städte verbündet, so rüstete sich wiederum der niedere Adel gegen die wachsende Übermacht der Fürsten in verschiedenen Bünden zu geschlossener Gegenwehr.

Graf Eberhard ergriff jede Gelegenheit, die Städte Schwabens zu befehden, und der Kaiser unterstützte ihn sogar darin. Denn Karl brauchte Geld, um die Wahl seines Sohnes Wenzel zum deutschen König durchzusetzen. Er nahm den Städten hohe Kriegssteuern ab und verpfändete dem Grafen Eberhard gegen Geldvorschüsse viele Hoheitsrechte über die Städte. Hierauf verbanden sich die Städte im Jahre 1376, wohlversehen mit Geld und Mannschaft, noch enger miteinander. Sie errangen viele Vorteile über die Fürsten, sodaß Karl in Furcht geriet und verkündete, die Verpfändung seiner Rechte über die Städte solle ohne Kraft sein.

Durch solche Wankelmütigkeit des Kaisers sank sein Ansehen immer mehr. Vergebens suchte der Kaiser, besonders in Norddeutschland mächtig zu werden und die Hansa in seine Gewalt zu bekommen. Die Hansa führte, ohne sich um den Kaiser und die über sie verhängte Acht und den Kirchenbann zu bekümmern, mit Glück und Geschick Kriege mit Norwegen und Dänemark. Sie brachte ganz Skandinavien in Abhängigkeit, welche bis ins sechzehnte Jahrhundert hinein dauerte. Sie beherrschte Ost- und Nordsee und war die erste Seemacht Europas.

Karl VI. folgte 1378 sein Sohn Wenzel als König von Deutschland und Böhmen. Von dessen Brüdern regierte Sigismund Ungarn und Brandenburg und Johann zu Görlitz die Lausitz. Die Vettern Wenzels, Jodok und Prokop, besaßen Mähren. Anfangs nahm Wenzel noch Anteil am Deutschen Reiche, dem er besonders den Landfrieden zu bewahren suchte. Als aber seine erste Gemahlin nachts von einem seiner Hunde erwürgt worden war, ergab sich Wenzel zügellos dem Trunke und anderen Exzessen. Er verließ Böhmen nicht mehr und vergaß Deutschland.

Es lebten von neuem allerlei Fehden im Reiche auf. In

Helvetien vergrößerte sich siegreich der Bund der Eidgenossenschaft, zu deren drei Urkantonen sich noch viele andere Kantone gesellten. Weniger glücklich, als die Eidgenossen bei Sempach und Näfels gegen die Habsburger, waren die schwäbischen Städte gegen den Grafen von Württemberg. Durch Uneinigkeit sank dort die Macht der Städte, und der Einfluß der Fürsten stieg.

Einstweilen saß Wenzel in Böhmen, umgab sich mit Günstlingen aus niederstem Stande und wütete in seiner chronischen Betrunkenheit gegen Geistliche und Weltliche, gegen Studenten und Bürger. Unter anderem ließ er Johann Pomuk, den Sekretär des Erzbischofs, foltern, über Feuer rösten und dann von der Brücke in die Moldau stürzen. Wegen dieses Martyriums wurde Pomuk heilig gesprochen und in Böhmen häufig als Brückenheiliger verehrt. Wenzel ward als deutscher König abgesetzt.

Statt Wenzels wählte man im Jahre 1400 den Kurfürsten Ruprecht von der Pfalz zum deutschen König. Dieser rüstete bald zu einem Zuge nach Italien. Obwohl in einigen Städten glänzend empfangen, litt sein Heer dennoch Mangel. Ohne Kaiserkrone und verarmt kehrte er heim. Auch in Deutschland wollten ihm die Fürsten nicht gehorchen. Sie hatten nicht nur die Reichsrechte, sondern auch die Reichsgüter an sich gerissen. Des Königs Hausmacht war klein, und die geschmälerten Reichssteuern gingen nur zögernd ein.

Als König Ruprecht die Reichsstände ohne Unterschied zur Befolgung des öffentlichen Rechtes zwingen wollte, verbanden sich Herren und Städte gegen ihn, um ihre Selbständigkeit zu behaupten. Auch Friedrich von Hohenzollern verließ ihn und trat in ungarischen Sold. Mit den erworbenen Summen begründete dieser die Macht seines Hauses. Ruprecht starb im Jahre 1410. Sein Andenken lebt fort durch Gründung der Universität Heidelberg und des reichen Spitals Neunburg.

Wie Fürsten und Städte in den letzten Jahrzehnten den Kaiser mißachteten, so herrschte auch in der Kirche Willkür und Zwiespalt, indem sich dauernd zwei Päpste gegenseitig bannten und verfluchten. So ließ einst Urban VI. mehrere Kardinäle des Gegenpapstes, welche in seine Gewalt fielen, hinrichten. Freunde dieser Kardinäle ließen dafür Geistliche, welche dem Urban anhingen, ersäufen, verbrennen, schinden und vergiften.

Während sich so die heiligen Väter um die Wurst ihrer Würde bissen, gedieh allerorten prächtig die Simonie. Päpste und Kardinäle verschacherten offen und schamlos geistliche Würden und Ablaß von Sünden und Verbrechen, nur um das nötige Geld für ihre sittenlose hamitische Hofhaltung zu erschwingen. Täglich sank die Achtung vor dem Papsttum und das Ansehen der Kardinäle. Bereits ahmten die niederen Klassen der Völker das Beispiel von oben nach.

Als der animalische Taumel der hohen Geistlichkeit allzuarg geworden, beriefen einige einsichtige geistliche Verbrüderungen im März 1409 eine Kirchenversammlung nach Pisa. Dort erschienen

die Gesandten von über hundert Domkapiteln, 22 Kardinäle, 4 Patriarchen, 26 Erzbischöfe, 182 Bischöfe, 289 Äbte und, von Königen und Fürsten gesandt, über 300 Doktoren der Theologie und der Rechte.

Die beiden Päpste, welche der Vorladung nicht Folge leisteten, setzte man ab. Als wahrer Papst ward ein siebzigjähriger frommer Kardinal gewählt, welcher sich Alexander V. nannte. Eine andere Kirchenversammlung, welche über eine Reformation der Kirche beraten sollte, wurde für innerhalb der nächsten drei Jahre anberaumt. Aber die alten Päpste behielten treue Anhänger. Die Verwirrung und die Papstbalgerei war nur umso ärger geworden, indem jetzt drei Päpste die Arena behaupteten, einander begeiferten und verfluchten.

Um diese Zeit lehrte an der Universität Prag Johann Hus im Geiste des Engländers Johann Wiclef von Oxford. Hus, von der Kirche als Ketzer gehaßt, verkündete Wiclefs Lehre nach dessen Schriften mit hinreißender Beredsamkeit. Er rügte laut die Mißbräuche der Kirche und griff sogar einige Glaubenssätze an. Da gleichzeitig auf Veranlassung des Hus König Wenzel die Freiheiten der fremden Studenten zugunsten der Böhmen beschränkte, wanderten viele Studenten mit ihren Lehrern aus und gründeten 1408 die Universität Leipzig.

Hus fuhr fort, gegen die weltliche Herrschaft des Papstes, der Kardinäle, Bischöfe und Äbte zu eifern, wozu ihn sein Freund, der Ritter Hieronymus, noch besonders ermutigte. Papst Alexander V. befahl nun dem Erzbischof von Prag, die Schriften Wiclefs verbrennen zu lassen. Der Erzbischof befolgte dieses Gebot, reizte aber dadurch den König, das Volk und selbst die Geistlichkeit gegen sich auf. Als er sich weigerte, den Wert der verbrannten Bücher zu ersetzen, nahm Wenzel dem Bischof, den Domherren und Äbten die Einkünfte und ließ mehrere von ihnen gefangen setzen.

Hus ward zur Verantwortung nach Rom geladen, folgte jedoch, vom König beschützt, dem Rufe nicht. Da ward er als Ketzer erklärt und über ihn und seine Anhänger 1411 der Kirchenbann ausgesprochen. Hus verlangte jedoch das Urteil einer allgemeinen Kirchenversammlung. Inzwischen blieb die Kirche durch drei Päpste nach wie vor in drei Teile gespalten. Hierzu kamen noch drei Kaiser, denn so nannte man jetzt die deutschen Könige auch ohne römische Krönung.

Wenzel wollte noch immer als deutscher König gelten und auf seine Würde nicht verzichten. Nach dem Tode Ruprechts hatten die deutschen Fürsten teils den Markgrafen Jodok von Mähren, teils den König Sigismund von Ungarn zum König erwählt. Jodok starb bald, und Sigismund ward 1411 als alleiniger deutscher König anerkannt.

Ein Jahr vorher war Papst Alexander V. gestorben. Sechzehn Kardinäle wählten nun den Kardinal Balthasar Kossa als Papst Johann XXIII., obwohl derselbe ein sehr lockeres wüstes Leben geführt hatte. Die anderen beiden Päpste behaupteten nach

wie vor ihre Stühle. Bald geriet Johann mit König Ladislaus von Sizilien in Streit. Dieser verjagte ihn aus Rom und Johann suchte bei König Sigismund Schutz und Hilfe. Er zeigte sich bereit, eine Kirchenversammlung einzuberufen und forderte durch eine Bulle zum Kreuzzug gegen Ladislaus auf. Jedem, welcher zu diesem Kriege beisteuerte, sollten seine Sünden vergeben sein.

Dagegen eiferten Hus und Hieronymus zu Prag. Sie verbrannten die Bulle und zwischen ihnen und den Gegnern kam es zu blutigem Kampfe. Der Erzbischof von Prag verhängte den Kirchenbann über die Stadt, solange Hus darin verweile. Hus entwich aufs Land und fuhr fort, dort seine Predigten zu halten.

Gemahnt von Sigismund, ließ sich Papst Johann endlich bewegen, auf einer Kirchenversammlung zu Konstanz persönlich zu erscheinen unter der Bedingung, daß er als einzig wahrer Papst anerkannt und empfangen würde. Als ihm dies von Herzog Friedrich von Österreich und von der Bürgerschaft von Konstanz gelobt worden, hielt Papst Johann am 28. Oktober 1414 in Konstanz seinen feierlichen Einzug.

Die Zahl der hier versammelten Geistlichen und Weltlichen war noch weit größer, als früher zu Pavia. Denn jeder Kardinal hatte ein Gefolge von dreißig bis hundert, Papst und Erzbischöfe ein solches von sechshundert, der Kaiser ein Gefolge von tausend Personen. Ebenso waren ungeheure Scharen von Pfeifern und Hanswürsten, sowie weit über tausend öffentliche Dirnen anwesend. Derartig ausgerüstet, eröffneten die Kardinäle die Kirchenversammlung.

Bald traten mehrere berühmte geistliche Rechtslehrer auf, sowie Kardinal von Combray. Diese forderten, die Kirche solle vom Papsttum getrennt werden, sodaß der Papst nicht erhaben sei über alle bürgerliche Macht und noch weniger über das Evangelium. Ferner erklärten diese Männer, die päpstliche Macht solle vermindert und die Sittenreinheit unter den Geistlichen wieder hergestellt werden. Man warf dem Papst offen seine Sünden vor, die er als Lebemann und Wüstling begangen habe. Man forderte sogar die Abdankung aller drei Päpste, denn eher könne die Einigkeit der Kirche nicht hergestellt werden.

Papst Johann, welchem bange ward, versprach sich zu fügen, wenn auch die anderen beiden Päpste zur Abdankung bewogen würden. Doch traute man den Beteuerungen Johanns nicht und traf Anstalten, sein Entweichen zu verhindern. Herzog Friedrich von Österreich aber verhalf ihm zur Flucht. Während Friedrich ein Turnier veranstaltete, schlich sich der Papst in gemeiner Kleidung davon. Von der österreichischen Stadt Schaffhausen aus erließ dann Johann an die Kardinäle und sein Gefolge den Befehl, ihm bei Strafe des Bannes zu folgen.

Die Aufregung der Kirchenversammlung über die Flucht des Papstes war ungeheuer. Kaiser Sigismund verhängte über Herzog Friedrich die Acht, von welcher sich dieser nachmals nur mit schweren Opfern löste. Die Päpste wurden nun von der Kirchen-

versammlung für Ketzer erklärt und abgesetzt. Papst Johann, nach langem Umherirren als Gefangener nach Konstanz zurückgebracht, ward in Heidelberg eingesperrt, bis ihn nach Jahren sein Nachfolger freibat und zum ersten Kardinal machte. Auch Gregor XII., der sofort willig seine Würde niederlegte, wurde Kardinal mit reichen Einkünften. Nur Benedikt XIII., welcher sich heftig wehrte, blieb als Ketzer ohne Ehren und Würden.

Jetzt glaubte die Versammlung, die christliche Einigkeit sei zurückgekehrt, und so lud man Hus zur Urteilsprechung vor. Er kam mit einem kaiserlichen Geleitsbrief, der ihm gefahrlose Hin- und Rückreise zusicherte und ging in Konstanz frei umher. Ende November 1414 stand Hus zum erstenmal vor der Kirchenversammlung. Da er jedoch Prüfung und Widerlegung seiner Lehre verlangte, forderte die Versammlung einfach den Widerruf von ihm. Als Hus dies verweigerte, ward er ohne weiteres eingekerkert.

Der Kaiser, zwar erzürnt über den Bruch seines Geleitbriefes, tat dennoch nichts zur Befreiung des Hus, selbst als sich viele böhmische Ritter und Herren für ihn verwendeten. Da Hus auch bei den folgenden Verhören den Widerruf verweigerte, ward er am 15. Juli 1415 verbrannt und seine Asche in den Rhein geworfen.

Nach mancherlei Streitigkeiten zwischen Deutschen und Romanen wählte man endlich Kardinal Otto Colonna zum Papst, welcher sich Martin V. nannte. Martin V. bestätigte von den Beschlüssen der Versammlung nur diejenigen über Glaubensdinge und wies alle Einschränkungen, die seinen Hof betrafen, zurück. Das Gewährte kleidete er in die Form einer von ihm freiwillig gestifteten Gabe und Gnade. Zu dem Ausspruch „die Kischenversammlung steht über dem Papst", machte Papst Martin den Zusatz „für Ketzerei". Unter dem Vorwand, in der Stadt herrsche die Pest, erteilte Martin allen Anwesenden Ablaß und löste die Versammlung auf.

Am 16. Mai verließ Papst Martin Konstanz, auf weißem Zelter reitend, dessen Zügel Kaiser Sigismund führte. Fünf Tage später schlich sich auch der Kaiser nebst Gefolge ganz heimlich aus der Stadt, indem er zur freundlichen Erinnerung viele Schulden und uneingelöste Verpfändungen zurückließ. Die Einheit der Kirche war jetzt wieder hergestellt, mit ihr aber auch die päpstliche Herrschaft. Die Reformation der Kirche war gescheitert, und ihre Mißbräuche wucherten lustig weiter.

Wenn man in Anbetracht der unheilbaren Dummheit des Volkes, welche auf tierischer Minderwertigkeit seiner Rasse beruht, wohl oder übel auch einen zur Moralreligion umgewandelten, recht bunten und gesangvollen Katholizismus mit einigen tausend Heiligen und Engeln gern für das Volk gelten lassen möchte, — soviel sollte man aus dem Gang der Geschichte doch lernen, daß es den Frieden der Völker fort und fort stört, wenn ein gemeinsamer Papst von Rom aus beständig in die Angelegenheiten anderer Länder hineinredet, die ihn nichts angehen.

Das erzeugt in den verschiedenen Ländern unnützerweise

antinationale Römer. Jedes Land sollte, wie Rußland, seinen eigenen nationalen Papst oder Patriarchen haben, der einzig aus fürstlichem Geschlecht unter Zustimmung des Kaisers oder Königs gewählt werden dürfte. Zugleich müßte das Zölibat abgeschafft werden. Ein Geistlicher, welcher nicht verheiratet ist, wird oft zum gefährlichen Kuckuck werden, oder er gibt seiner Gemeinde auf andere Weise ein schlechtes Beispiel, wenn er kein geborener Heiliger ist.

Der Geistliche sollte in erster Linie, umgeben von eigener Familie, durch gutes Beispiel wirken. Damit er dies kann, darf er nicht allzu finnisch oder hamitisch belastet, sondern er muß von Edelrasse sein. Es scheint, daß sich noch am leichtesten der Altkatholizismus zu einer für die oberen Stände unschädlichen Volksreligion umformen ließe.

Die Germanen.

VIII. Fortsetzung.

Im Laufe der Zeiten war in Deutschland manches alte Fürstengeschlecht untergegangen und manches neue erstanden. Unter diesen ragte allmählich das Geschlecht der Hohenzollern, altem urgermanischem Stamm entsprossen, hervor. Sie hatten die Grafschaft Abenberg erworben, und Friedrich III. von Hohenzollern war von Kaiser Friedrich II. mit Hof Schauenstein, Rehau und Münchberg belehnt worden. Durch einen Vergleich mit dem Bistum Bamberg kam der Bezirk von Bayreuth hinzu. Vom Bischof von Regensburg erhielten die Hohenzollern Neustadt a. d. Aisch und von Rudolf von Habsburg die Besitzung Kulmen, auf welcher sich 1370 eine Stadt zu erheben begann.

Friedrich V. von Hohenzollern ward von Kaiser Karl IV. im Jahre 1363 gefürstet. Zugleich gestand dieser Kaiser den Hohenzollern einige in ihrem Gebiete befindliche Bergwerke zu, sowie die Erbfolge auch in weiblicher Linie, falls die männliche aussterbe. Der eigentliche Gründer der Größe des Hohenzollernhauses ist Friedrich VI. Er lieh dem Kaiser Sigismund viermalhunderttausend Dukaten, wofür dieser ihm am 30. April 1415 die Markgrafschaft Brandenburg mit der Kurwürde auf Wiedereinlösung verpfändete.

Der neue Kurfürst hatte anfangs einen harten Kampf zu bestehen gegen die Großen Brandenburgs, welche ihm nicht huldigen wollten. Dennoch ward er bald Herr des Landes, das der Kaiser nicht wieder einlöste. Es folgte die dauernde Belehnung Friedrichs, der sich als Kurfürst der Erste nannte, wogegen Friedrich auf Rückzahlung der dem Kaiser geliehenen Summe verzichtete. Er und seine Nachfolger vergrößerten durch neue Erwerbungen ihr Besitztum, und die Städte Köln an der Spree und Berlin flossen bald in eine Stadt zusammen.

Vergebens widersprachen die Wittelsbacher jener Belehnung

und suchten ihre Ansprüche geltend zu machen. Unter sich selbst uneinig, in vier Linien geteilt, häufig unter sich Krieg führend, waren sie nicht mächtig genug, ihre Rechte zu verfechten. —

In Böhmen hatte man allmählich das Schicksal des Johann Hus vernommen. König und Volk gerieten in hellen Zorn darüber. Die Sache ward so hingestellt, als sei Hus nur aus Haß gegen die Böhmen von den Deutschen verbrannt worden. Die Anhänger des Hus rotteten sich zu wütenden Scharen zusammen. Das Volk, welches damals erst wenige Jahrhunderte dem Christentum anhing, begann die Geistlichen und Mönche zu mißhandeln.

Der Erzbischof belegte Prag mit dem Bann, aber König Wenzel unterstützte ihn nicht. Vielmehr gab er den Husiten eigene Kirchen und Pfarrer. Die Mutigsten sammelten sich auf dem Berge Tabor, feierten hier nach ihrer Weise den Kultus und bedienten sich beim Abendmahl des Kelches, statt nur den Priester für sich trinken zu lassen. Vergeblich geboten Papst und Kaiser Einhalt. Die Husiten achteten nicht darauf. Trotzig begehrten sie die Freilassung ihrer von der Geistlichkeit gefangenen Genossen.

Als man vom Rathaus herab mit Steinen auf die andrängende Menge warf, stürmten die Husiten das Gebäude und stürzten dreizehn Räte und den Stadtrichter hinab in die Spieße der Genossen. Nun schwur König Wenzel allen Hussiten den Untergang, starb aber bald darauf am Nervenschlag, und sein Bruder, der deutsche Kaiser Sigismund, ward Herr von Böhmen, Mähren, Schlesien und der Lausitz. Er brach sofort von Ungarn auf, die ererbten Länder in Besitz zu nehmen. Aber die Husiten verweigerten dem Kaiser die Huldigung, weil sie ihn als den eigentlichen Mörder des Hus betrachteten.

Böhmen standen nun gegen Böhmen. Nur mit Mühe vermittelte die Witwe Wenzels einen Waffenstillstand zwischen Husiten und Katholiken. Inzwischen zog Sigismund, in Begleitung eines päpstlichen Gesandten mit einer Kreuzbulle zum Kreuzzug gegen die Husiten. Er war Willens, alle Ketzer zu vernichten, und wer auf dem Wege in seine Gewalt kam, der ward ersäuft oder verbrannt. Die Söldner Sigismunds durften sich gegen die Ketzer alle Greuel erlauben. Trotzdem gelang es ihnen nicht, zu siegen.

Sigismund mußte die Belagerung von Prag aufgeben. Um seine Truppen, welche die Ketzer bekämpften, zu bezahlen, nahm der Kaiser viele Kirchenschätze weg. Zwar waren die üppigen Prager mit den strengen Husiten in den Anschauungen zerfallen, aber gegen die Deutschen und ihren Kaiser blieben beide Parteien in unauslöschlicher Wut im Kampfe verbunden. Ziska, der Führer der Husiten, obwohl erblindet, leitete die Schlachten. Er siegte und ward bis zur Wahl eines neuen Königs als Landesverweser eingesetzt.

In dieser schweren Not vermählte Sigismund seine einzige Tochter Elisabeth mit dem Herzog Albrecht von Österreich und gab ihm Böhmen und Mähren als Lehen. Albrecht sollte diese

Länder gegen die Husiten schützen. Gleichzeitig rief der Kaiser die Hilfe des Deutschen Reiches gegen die Ketzer an, welche grauenhaft die Nachbarländer verwüsteten.

Zwar hatten sich nach Ziskas Tode in Böhmen vier Parteien gebildet. Aber gegen den Kaiser, gegen Deutsche und Katholiken waren sie alle eines Sinnes. Aus Rache gegen die früher an ihnen verübten Grausamkeiten wüteten die Husiten in Mähren, Schlesien, Sachsen und Bayern bis hinein ins Frankenland mit Mord, Raub und Brand. Zugleich geboten sie, man solle den Tanz meiden und ehrbar leben.

Friedrich von Brandenburg, zum Führer des deutschen Heeres ernannt, erhielt vom Papst ein geweihtes Banner. Aber die Deutschen, untereinander uneinig, boten das Heer nicht auf. Der alte Heerbann war verschollen. Man zog jetzt mit Söldnern in den Krieg, und dazu brauchte man Geld. Obwohl eine Reichssteuer eingerichtet worden, kam das Geld nur langsam ein. Ebenso langsam wurde die Werbung vollzogen. Deshalb mußte jeder Fürst sich selbst wehren, und einer nach dem andern ward besiegt.

Ein zweiter Plan, vier Heere zu werben, welche von vier verschiedenen Seiten in Böhmen eindringen sollten, verunglückte ebenfalls. Die Aufgebote erschienen nicht pünktlich, und die einzelnen Regimenter zerstoben, von den Husiten immer sofort geschlagen. Damals wurden in Deutschland, nach Erfindung des Pulvers durch den Mönch Berthold Schwarz von Freiburg im Breisgau, große und kleine Donnerbüchsen im Kriege verwendet, aber ungeschickt bedient. Die Husiten dagegen drangen einfach mit eisenbeschlagenen Dreschflegeln auf ihre Feinde ein. Jeder Husit konnte damit in der Minute dreißig Feinde niederschlagen. Mit langen Feuerhaken rissen sie ihre Feinde von den Pferden.

Die Uneinigkeit unter den Deutschen dauerte fort. Vergebens bemühte sich Friedrich von Brandenburg, die Reichssteuer in Fluß zu bringen. Auch machte er den Vorschlag, man solle die Husiten als Menschen betrachten und in Güte sich mit ihnen vertragen. Für diese ketzerhafte Idee erhielt Friedrich von Hohenzollern vom Papst einen Rüffel. Unerbittlich befahl der heilige Vater den Vernichtungskrieg. Aber niemand mochte sich dazu entschließen. Der deutsche Adel lag miteinander in Fehde oder kämpfte gegen die Städte und ließ die Husiten gewähren. Sigismund weilte meist in Ungarn, und war inmitten dieser Wirren der Kaiserwürde überdrüssig.

Abermals überfielen die Husiten plötzlich abwechselnd Sachsen, Franken und Bayern. Sie verbrannten über hundert Städte und Schlösser und über fünfzehnhundert Dörfer und Weiler. Mit ungeheurer Beute beladen, kehrten sie nach Böhmen zurück. Endlich drang in fünf Abteilungen ein Reichsheer in Böhmen ein. Dort gerieten die Führer miteinander in Streit. Schon waren sie im Begriff, aufeinander los zu schlagen, als der päpstliche Gesandte diesen Bruderkampf verhinderte.

Am 14. August 1431 zogen die Hussiten heran. Da bekam die erste Heeresabteilung einen solchen Schreck, daß sie in wilder

Flucht davonstürzte und das ganze übrige Heer mit sich riß. Das ganze deutsche Lager, mit allen Kriegsmitteln, ward eine Beute der Husiten, welche elftausend Flüchtlinge erschlugen. Nach dieser großen schmachvollen Niederlage suchten die Fürsten und der Kaiser ihr Heil in einer neuen Kirchenversammlung. Diese sollte die Macht der Husiten brechen und Deutschland rächen.

Was einst das heidnische Rom nicht vermochte, das gelang jetzt dem päpstlichen Rom. Die deutschen Fürsten und Völker mußten ihm demütig zinsen. Der Papst ließ vielfach den rückständigen Tribut mit Gewalt eintreiben und an vielen Orten die Glocken in den Türmen verkaufen. Bischöfe und Erzbischöfe mußten schon längst, nach Bestätigung ihrer Würde durch den Papst, diesem ihr erstes Jahreseinkommen als Tribut entrichten. Viele Pfründen wurden den Geistlichen weggenommen. Dafür durften die Geistlichen Stolagebühren einziehen und behalten. Diese Stolgebühren, bald allgemein üblich, erregten großen Widerspruch beim Volke. Auch die Franziskaner und Dominikaner, welche die Sakramente unentgeltlich spendeten, eiferten gegen diese Abgaben.

Schon zur Zeit des Rudolf von Habsburg hatten die Päpste von Weltpriestern und Klostergeistlichen den fünften Teil ihres Einkommens gefordert. Seit die Päpste zu Avignon asiatisch schwelgten, betrachteten sie Deutschland als ihre unerschöpfliche Goldquelle und erpreßten unter allerlei Vorwänden unerhörte Geldsummen. Weil man in Italien Öl genoß, mußten die Deutschen große Abgaben allein schon dafür zahlen, daß sie während der vierzigtägigen Fastenzeit Butter essen durften. Für Geld wurden die schwersten Sünden vergeben und sogar die Seelen der Verstorbenen aus dem Fegefeuer und aus der Hölle erlöst.

Nicht minder raubte die alle fünfundzwanzig Jahre wiederkehrende, erst seit einiger Zeit eingeführte Jubelfeier der römischen Kirche die Länder und Fürsten aus, welche dazu reiche Opferspenden nach Rom schicken mußten. Daß Deutschland trotz mehrfacher Auflehnung immer wieder dieses römische Joch auf sich nahm, zeigt so recht den Verfall des aktiven Germanentumes und das Überwuchern der gelben finnischen Belastung.

Zwar hatte Karl IV. auf einem Reichstag zu Mainz mit kräftigen Worten die päpstlichen Forderungen zurückgewiesen und dem päpstlichen Gesandten bedeutet, der Papst solle lieber für die sittliche Reformation der Geistlichkeit sorgen, statt in unverschämter Weise fort und fort die deutsche Reichskuh zu melken. Aber bald kamen andere Gesandte und trieben es noch viel ärger, sodaß zuletzt statt des ursprünglichen Zehnten die Hälfte der geistlichen Pfründen eingezogen ward, um das Papsttum zu mästen.

Dem Papst ahmten die Bischöfe nach. Viele gingen beständig in Rüstung einher und lebten der Jagd, der Tafel und ihrem Harem. An diesen Vorbildern erbaute sich die niedere Geistlichkeit und ahmte im Kleinen nach, wozu ihre Vorgesetzten das schamlose Beispiel gaben. Nicht besser trieben es Mönche und Nonnen in den Klöstern. Dennoch hatten in alten Zeiten fast alle Klosterorden

so strenge Regeln gehabt, wie gegenwärtig Franziskaner und Dominikaner, welche aber später auch entarteten und in der Heiligkeit des Wandels von den Trappisten abgelöst wurden.

Ein alter Geschichtsschreiber berichtet, daß in den Klöstern von alter Gründung den Mönchen jetzt nichts so verhaßt sei, als Lernen, Beten und Kirchendienst, an welchem meist nur der zehnte Teil der Mönche teilnehme. Manches Kloster glich einer öffentlichen Herberge. Während die Äbte den Turnieren und Fehden oblagen, vertrieben sich die Mönche mit Spielern, Gauklern und Dirnen die Zeit.

In die Kirchengebräuche hatten sich allerlei unwürdige Possen eingeschlichen, wie das Narrenfest und das Eselsfest. Kirchendiener und Studenten wählten im Scherz einen Papst der Narren. Der seltsam bunt Gekleidete ward unter wildem Geschrei in die Kirche geführt, und die betrunkenen Genossen sangen, tanzten und spielten dazu. Am Palmsonntag brachte man einen prächtig geschmückten Esel in die Kirche, und die Gemeinde stimmte ihm zu Ehren einen geistreichen Lobgesang an. Dann ahmte der Geistliche die Stimme eines Esels nach, und das Volk antwortete ihm in derselben Weise. Nicht minder war die Verehrung der Heiligen und ihrer Reliquien ausgeartet, indem man die unaussprechlichsten intimsten Gegenstände der Anbetung des Volkes empfahl.

Die Zahl der Feiertage wuchs beständig. Die Nachmittage derselben verbrachte das Volk bei Spiel und Trunk. Statt beim Beten zu denken, wurden Formeln üblich, deren zahlreiche Wiederholung als verdienstlich galt und die Einführung der Rosenkränze nach sich zog. Von den entarteten Buddhisten waren die Rosenkränze zu den Mohammedanern gewandert, und die Kreuzfahrer bürgerten sie in Europa ein.

Die Klöster, früher Pflegestätten der Wissenschaft, überließen diese immer mehr den Universitäten. Die Lehrer der Universitäten hatten damals noch geistlichen Rang und lebten unvermählt, während die Studenten außerhalb des Unterrichtes in klosterähnlichen Internaten wohnten. Zwar wirkten die Universitäten einerseits wohltätig auf die oberen Stände ein, andererseits unterdrückten sie durch Einführung der alten römischen Gesetze den deutschen Nationalgeist und arbeiteten als römische Statthaltereien im Verein mit der römischen Kirche ohne Unterbrechung weiter am Verfall und Untergang des Germanentumes.

Junge und alte akademische Hörer waren aus Italien zurückgekehrt, begeistert von den römischen Gesetzen. Mit Vorliebe ward auch auf deutschen Universitäten römisches Recht gelehrt, und die Kaiser begünstigten dasselbe, denn sie fühlten sich als römische und nicht als deutsche Kaiser. Gleich den Dichtern Italiens träumten sie den Traum von jener gräßlichen Mißgeburt, welche man römisches Kaiserreich nennt, und hofften noch immer, einst in alter Pracht über ein neugefügtes römisches Weltreich zu herrschen.

Das römische Recht sollte zunächst kaiserliches Recht in Deutschland werden. Mit diesem römischen Recht verbündete sich

das päpstliche Recht. Waren doch die Rechtsgelehrten zugleich Geistliche. Die Manen der römischen Unterdrücker herrschten in Deutschland weit siegreicher, als es je die Lebenden vermochten. Die neuen Doktoren der Rechte, von den Fürsten mit Ehren und Geschenken überhäuft, wurden immer angesehener und mächtiger. Sie verdrängten bei den Gerichten die Schöffen und die alten einfachen deutschen Gesetze.

Statt schlicht zu urteilen und die deutschen Gesetze der Zeit und der Entwicklung anzupassen, machte man einfache Rechtsfälle durch römischen Sophismus zu verwickelten und bediente sich einer geschraubten und spitzfindigen Art des Urteilsuchens. Die Gerichtstage auf freiem Felde hörten auf. Man hielt in Sälen Gericht und verordnete, daß außer den Parteien, Zeugen und Schöffen niemand zum Besuche des Gerichtes gezwungen werden könne. Später ward das mündliche Verfahren in ein schriftliches umgewandelt.

Überall, wo sich die neuen Anwälte und Richter eindrängten, erstarb der alte deutsche Geist. Die alten Gebräuche und Rechte gerieten in Vergessenheit. Die Rechtshändel wurden langwierig und teuer. Die alte Sitte der Aussöhnung und Sühne durch Geld erlosch und das Strafverfahren hielt seinen Einzug.

Nur der Hochadel behauptete sein angestammtes Recht der gebundenen Familiengüter gegenüber der römischen Kopfteilung. Der freie Bauernstand rettete teilweise sein uraltes Erbgutwesen, und die Städte ließen sich gegen Tribut an Geld ihre alten Rechte von den neuen römischen Blutsaugern verbriefen.

Die ursprünglich im Namen des Königs abgehaltenen Gerichte dauerten, seit die Fürsten erbliche Landesherren geworden, nur noch in Westfalen fort. Denn dort behaupteten viele gemeine Freien noch ihre alte Freiheit. Nach alter Sitte ward dort zu gewissen Zeiten Gericht gehalten, die Feme. Der erzbischöfliche Kurfürst von Köln führte dann als Herzog von Westfalen und als Stellvertreter des Kaisers als oberster Stuhlherr den Vorsitz. Der Freigraf bestieg den Stuhl. Vor ihm lag das Schwert in Kreuzesform und der Strick. Dem Urteil folgte die augenblickliche Vollstreckung.

Die Feme urteilte nur über todeswürdige Verbrechen. Erschien der Angeklagte nach dreimaliger Aufforderung nicht, so ward ihm noch ein Königstag bewilligt. Kam er auch dann nicht, so wurde er ungehört verurteilt. Jeder Schöffe, der ihn einfing, hängte ihn am nächsten Baume auf. Als Zeichen, daß hier die Feme gerichtet habe, steckte er ein Messer dazu.

Als jedoch auch in Westfalen die Freien immer seltener wurden, trat statt der kaiserlichen Feme das Gericht des Landesherrn in Kraft. Die wenigen Freien zogen sich nun in die Verborgenheit zurück. Die Schöffen mußten schwören, das Geheimnis des Gerichtes zu hüten vor Mann, Weib, Hof und Troß. Später schwur der Neuaufgenommene, alles dem freien Stuhle vorzubringen, was er selbst gewiß wisse oder glaubwürdig vernommen habe, damit gerichtet werde.

Die Mitglieder der geheimen Femé warben überall Hohe und Niedere zu Freischöffen. Diese brachten dann aus den entferntesten Gegenden ihre Klagen vor die Freigrafen in Westfalen und luden die Beklagten dahin zur Verantwortung. Zuletzt galt ganz Deutschland als Schöffenland. Der Verbrecher war überall unter wissenden Richtern, die sich gegenseitig an geheimen Zeichen erkannten. Das Gericht aber ward nur auf der roten Erde Westfalens abgehalten, die jetzt ein germanisches Gegengewicht gegen die Kamorra der römischen Juristen bildete.

Die Kaiser Ruprecht und Sigismund erkannten an, daß die westfälische Feme über ganz Deutschland richten dürfe, Fürsten und Kaiser nicht ausgenommen. Meist ernannte man den Kaiser zum Freischöffen. Die Feme erkannte seine Rechte an. Im übrigen aber galt er ihr nur als ein freier Mann, der wie jeder andere vorgeladen werden konnte. Lange wagte es niemand, die richterliche Gewalt der heiligen Feme in Zweifel zu ziehen. Sie ward als ein Gericht unabhängiger Männer betrachtet, das in Zeiten des Faustrechtes der einzige Schutz der Unterdrückten war.

Allmählich entzogen sich jedoch die Fürsten und bald auch ihre Untertanen jenem weit entfernten Gerichte wieder. Die Fürsten duldeten nur noch ihre eigenen Gerichte. Sie untersagten jede Klage bei der Feme und bedrohten den Widersetzlichen mit Strafen an Leib und Gut. Dasselbe taten alsbald auch die Städte trotz feierlichen Einspruches der Feme. Der Rat von Augsburg ließ einst zwei Männer hinrichten, welche trotz Verbot bei der Feme geklagt hatten.

Die geheime Feme, allmählich entartet, erließ willkürliche Vorladungen und fällte ebenso willkürliche Urteile. Dummköpfe, Gauner, Erpresser und übelbeleumdete Biedermänner hatten sich als Schöffen in die Feme eingeschlichen. So ward sie zuletzt zum gemeingefährlichen Bund. Es geschah im Jahre 1436 zu Augsburg, wo dreizehn Schöffen der Feme wohnten, daß einer von ihnen einem Bürger Geld für Getreide gab. Dieser leugnete aber den Empfang des Geldes. Da spielte der Schöffe ohne weiteres selbst Ankläger, Richter und Henker und hängte den Betrüger auf.

Allmählich geriet die Feme durch ähnliche und andere Ausschreitungen in vollständigen Verfall. Ihre Urteile wurden nicht mehr geachtet, da sie niemand vollstrecken durfte. Überall walteten jetzt fürstliche, gräfliche und freiherrliche Gerichte nach römischen Grundsätzen. Die Richter suchten das Urteil und sprachen Recht. Die Vollziehung übertrug man dem Scharfrichter, während sie früher der Kläger oder der jüngste Schöffe besorgte.

Dieser Scharfrichter, bald Gegenstand des allgemeinen Abscheues, ward gemieden wie ein Verpesteter und von der menschlichen Gesellschaft derartig verachtet, daß er mit seiner Familie, wie in Indien der Paria, einsam wohnen mußte. Statt der früheren Gottesurteile bediente man sich jetzt der römischen Folter. Verdächtigen wurden unter grausamsten Martern Geständnisse ihrer Schuld erpreßt und selbst Greise und Frauen der Folter unterworfen.

Der Adel wahrte nach wie vor seine Rechte durch die Selbsthilfe der Fehde, und die Bauern lebten beständig in Furcht, daß ihre Felder verwüstet würden. Eigentlich durfte die Fehde nur ein Zweikampf edler Geschlechter sein und ihrer Untertanen, bei welchem kein Unbeteiligter geschädigt werden sollte. Aber niemand achtete dieses Gesetz. War solche Fehde angekündigt, so kamen überall die bösen Schuldner, Wüstlinge und Missetäter herbei, ließen sich von einer Partei anwerben und raubten und mordeten nach Belieben. —

Von Sigismund und den deutschen Fürsten gedrängt, berief Papst Martin V. im Frühjahr 1431 endlich eine allgemeine Kirchenversammlung nach Basel. Und da Martin am 3. März 1431 starb, mußte sein Nachfolger Eugen IV. schwören, das Konzil nicht zu verhindern. Am 23. Juli wurde die Kirchenversammlung eröffnet, und am 14. Dezember die erste Sitzung abgehalten. Hier sollte der Unglaube der Husiten vernichtet, sowie die Unsittlichkeit der Geistlichen geahndet und allgemeiner Friede hergestellt werden. Außerdem wollte man die in Konstanz verfolgten Pläne streng durchführen.

Hierüber erschrak der Papst und befahl zornig die Auflösung des Kirchentages und die Wiederversammlung nach achtzehn Monaten zu Bologna. Dem widersprach Sigismund im Einverständnis mit anderen Königen. Man erneute den Beschluß: „Die Kirchenversammlung steht über dem Papst, welcher sich ihr zu unterwerfen hat.“ Papst Eugen protestierte dagegen. Die Kirchenversammlung aber lud ihn und die Kardinäle nach Basel und drohte, im Falle der Weigerung unter Leitung des heiligen Geistes allein weiter zu beraten.

Nun gab der Papst nach in allem, was bisher beschlossen worden, zum Beispiel die Abschaffung des Narrenfestes, der Trinkgelage und der Jahrmärkte in den Kirchen. Andererseits verlangte der Papst, welcher, vom Mailänder Herzog Visconti aus Rom vertrieben, als Flüchtling in Florenz weilte, Aufhebung alles dessen, was ihn und die Kardinäle beträfe. Die Kirchenversammlung erklärte aber, sie sei vom heiligen Geist erleuchtet und wolle eher sterben, als von ihren Beschlüssen etwas nachlassen. Auf diese Art ward der Zwiespalt immer größer. Eine Enthüllung der Mißwirtschaft des päpstlichen Hofes empörte die vom heiligen Geiste Erleuchteten so sehr, daß sie die Annaten, die Abgabe der ersten Jahreseinkünfte neugewählter Bischöfe an den Papst, ohne weiteres abschafften, ohne dem Papst Ersatz zu gewähren.

Aber der Papst hoffte, durch Sigismund dennoch zu siegen. Denn während die Väter zu Basel dem heiligen Geiste lauschten, zog Kaiser Sigismund über die Alpen und ließ sich am 25. November 1431 lombardisch krönen, ward aber auf dem Wege nach Rom durch das zweideutige Benehmen des Papstes aufgehalten. Sodann lebte Sigismund fast ein ganzes Jahr zu Siena mit einer Edelfrau, wobei er teilweise die Mildtätigkeit der Stadt Siena in Anspruch nehmen mußte, denn es fehlte ihm an Mannschaften,

Truppen und Geld. Der deutsche Statthalter und Beschützer des Konzils, Herzog Wilhelm von Bayern, schrieb damals an seinen Bruder Ernst, der deutsche König sei ein betrübter, verlassener armer Herr.

Vergebens wurden die Reichsstände um Zusendung einer anständigen Hilfe gemahnt, damit die welschen Lande dem Reiche nicht ganz entfremdet würden. Die Kurfürsten unterhandelten ohne Wissen Sigismunds sogar direkt mit dem Papst. Dazu ward das Reich durch Fehden beunruhigt und durch Räuber derartig unsicher gemacht, daß selbst die zum Konzil Ziehenden vielfach ausgeplündert ankamen. Endlich ließ der Papst den König Sigismund am 31. Mai 1433 zu Rom durch einen Kardinal zum Kaiser krönen, wofür dieser ihm seine Hilfe versprach.

Nach Basel zurückgekehrt, erkannte der Kaiser mit Staunen und Unwillen, welche Verwirrung der heilige Geist hier angerichtet. Er nahm bald wieder Abschied vom Konzil mit den Worten: „Tut Ihr wohl, so geht es Euch wohl!“

Zunächst wollte Sigismund in Böhmen die Ruhe herstellen. Da mit Gewalt nichts gegen die Husiten auszurichten war, hatte er sie freundlich zur Beschickung des Konzils gemahnt. Anfangs widerstrebten sie und setzten ihre Einfälle in Deutschland fort. Als aber auch Kardinal Julian sie freundlich einlud und das Konzil ihnen volle Sicherheit gelobte, erschien eine böhmische Gesandtschaft in Basel, kehrte aber entrüstet wieder heim, als man den Husiten vier Punkte in ihrem Bekenntnis nicht bewilligen wollte.

Da schickte das Konzil Gesandte nach Prag. Diesen gelang es, einen Vertrag mit den gemäßigten Husiten abzuschließen, in welchen man ihnen mehrere Zugeständnisse machte, darunter den Gebrauch des Kelches beim Abendmahl. Die extremen Taboriten entzweiten sich infolgedessen mit den gemäßigten Kelchnern. Es wurden zwischen beiden Husitenparteien wegen Haarspaltereien Schlachten geschlagen. Die Kelchner siegten, und die Macht der Taboriten war gebrochen.

Sigismund unterhandelte nun abermals mit den Böhmen und hielt am 23. August 1436 als König von Böhmen zu Prag seinen Einzug. Inzwischen hatte die Kirchenversammlung zu Basel die Zahl der Kardinäle auf vierundzwanzig beschränkt und andere Verfügungen getroffen. Weil das Konzil immer noch nicht aufhörte, weitgehende Beschlüsse zu fassen, gebot der Kaiser Einhalt. Das Konzil aber schrieb ihm zurück, der Kaiser habe zu schweigen, wenn der heilige Geist rede. „Das Konzil wäre sich keiner Übergriffe bewußt, es werde täglich vom heiligen Geist regiert und diesem müsse auch der Weiseste glauben. Die Sendung des Konzils stamme nicht von Menschen, sondern von Gott.“

Da erklärten sich die Fürsten und Könige gegen das Konzil. Der Papst aber verlegte am 1. Oktober 1437 die Kirchenversammlung nach Ferrara und bedrohte alle Widersacher mit dem Kirchenbann. Das Konzil zu Basel nannte hierauf den Papst einen Ketzer

und befahl allen Kardinälen und Geistlichen, ihn zu verlassen. Noch ehe dieser Streit entschieden war, starb Sigismund am 9. Dezember 1437. Ihm folgte als König von Böhmen, Ungarn und Deutschland sein Schwiegersohn Herzog Albrecht von Österreich.

Mittlerweile drangen die Türken von Asien her in das griechische Kaiserreich ein und bedrohten auch die Länder an der mittleren Donau. König Albrecht verbündete sich mit dem König Georg von Serbien und zog dem Sultan Murad III. entgegen. Aber die ungarischen Großen wollten König Albrecht dem Türken preisgeben und verließen treulos das Lager. Das Heer, von Seuchen heimgesucht, löste sich auf, und Albrecht starb auf dem Rückwege nach Wien am 27. Oktober 1439.

Währenddessen faßte die Kirchenversammlung zu Basel unter Vorsitz des heiligen Geistes weiterhin ihre unumschränkten Beschlüsse. Papst Eugen ward abgesetzt und Herzog Amadeus von Savoyen zum Papst gewählt. Dieser hatte seither als Einsiedler gelebt und nannte sich jetzt Felix V.. Als neuer Kaiser wurde Friedrich, der ältere von den österreichischen Herzögen, gewählt. Er war ein friedlicher, überlegender Mann und bedachte sich viele Wochen, ehe er die Krone annahm. Erst im Jahre 1442 kam Friedrich III. nach Nürnberg und ließ sich am 17. Juni zu Aachen mit großer Prachtentfaltung krönen.

Dann zog Friedrich gegen die Schweizer zu Felde, weil diese sich weigerten, die habsburgischen Ländereien herauszugeben, welche sie ehemals geraubt, als Herzog Friedrich auf der Konstanzer Kirchenversammlung geächtet worden. Da die Reichsstände diesen habsburgischen Privatangelegenheiten kein Gehör schenkten, verbündete sich Kaiser Friedrich III. mit dem König Karl von Frankreich. Freudig sagte dieser zu, denn Frankreich ward von zuchtlosen Söldnerhaufen beunruhigt, welche unter Führung des Grafen Armagnak im Kriege gegen England gedient hatten und jetzt ohne Sold und Erwerb als Räuber im Lande umherstreiften.

Der französische Kronprinz selbst führte dieses Gesindel an, welches gleich gefräßigen Heuschrecken ins Elsaß einfiel. Dann bedrohten die Franzosen Basel und die Kirchenversammlung. Die Stadt rief den Schutz der Eidgenossen an, und diese schlugen anfangs eine fünffach überlegene Abteilung der französischen Söldner. Bald aber wurden sie vom ganzen Heer der Feinde eingeschlossen und auf dem Kirchhof von St. Jakob bei Basel niedergemetzelt.

Frankreichs Thronerbe zog nun mit seinem Heer nach dem Elsaß, um dieses Land für immer zu behalten. Aber die deutschen Fürsten ernannten den Pfalzgrafen Friedrich zum obersten Hauptmann gegen die Franzosen, sodaß sich diese unter Sengen und Rauben, Morden und Gelderpressungen allmählich zurückzogen. Die Schweizer blieben nach wiederholten Kämpfen im Besitz der habsburgischen Güter.

Das Konzil zu Basel tagte ohne wirksame Erfolge weiter. Papst Eugen hatte durch den kaiserlichen Rat Aeneas Piccolomini, welchen er zugleich zu seinem Rat ernannte, die Räte der

geistlichen Fürsten derartig bestechen lassen, daß die überwiegende Zahl der Versammelten ihm jetzt günstig gesinnt war. Daher wagte es Papst Eugen im Jahr 1446, die Erzbischöfe von Köln und Trier abzusetzen, welche ihm am meisten widerstrebten. Das erzürnte die deutschen Fürsten so, daß sie drohten, Eugen zu verlassen und seinen Gegner Felix anzuerkennen. Nun widerrief Eugen die Absetzung, starb jedoch bald, und ihm folgte Nikolaus V., zu dessen Vorteil Aeneas Piccolomini ebenfalls wirkte.

Es kam eine Übereinkunft, das Wiener Konkordat, zustande. Danach ward dem Papst fast alles, was das Basler Konzil ihm abgesprochen, von Kaiser und Fürsten wieder zugestanden. Dem Papst Felix geboten Nikolaus und Kaiser Friedrich, seine Würde niederzulegen. Den versammelten Vätern zu Basel, welche einst die Kirche reformieren wollten, wurde angekündigt, daß sie Basel zu verlassen hätten. Ihr Vorsitzender, der heilige Geist, war schon vorher flüchtig geworden, als Aeneas Piccolomini die Räte bestochen.

Die Väter verließen Basel. Sie hatten sich im Laufe von siebzehn Jahren aber so sehr ans Beraten gewöhnt, daß sie in Lausanne weiter tagen wollten. Erst als sie sahen, daß Papst Felix von seiner Würde zurücktrat, erkannten auch sie den Nikolaus als ihren Meister an und gingen gebändigt nach Hause. — Aeneas Piccolomini trat in den geistlichen Stand ein, ward vom dankbaren Papst zum Bischof von Siena ernannt und der reichen Einkünfte wegen noch obenein zum Dompropst von Würzburg.

Zwar mahnten die deutschen Fürsten nach dem Tode des Nikolaus den Kaiser, er solle den neuen Papst Calixt nicht eher anerkennen, bis alle Versprechungen erfüllt seien, welche den Deutschen gemacht worden. Doch Piccolomini huldigte im Namen Friedrichs dem Neugewählten bedingungslos in alter Weise. —

Inzwischen war der Kirche ein neuer Feind erstanden, der Buchdruck. Schon seit Jahrhunderten schnitt man Heiligenbilder, kleine Sprüche und Gebete auf Holztafeln ein. Diese überzog man mit einer Schwärze und druckte sie auf Papier ab. Das Papier, aus Linnenabfällen hergestellt, war in Deutschland erfunden worden und hatte das teuere Pergament aus Tierhäuten vielfach verdrängt. Die ältesten Urkunden auf Linnenpapier stammen aus dem Jahre 1320.

In Augsburg druckte bereits im Jahre 1407 Meister Johannes Pfarrer mit Holzstempeln. Aber diese Tafeln konnten nur langsam und teuer hergestellt werden. Da dachte der Mainzer Bürger Johannes Gutenberg darüber nach, wie diesem Übelstand abzuhelfen sei. Er versuchte die Lautzeichen in einzelnen Holzstäben auszuschneiden und diese nach Belieben zusammenzusetzen. Dann wurden die Buchstaben aus einer dauerhaften Metallmasse durch Guß hergestellt. Somit war im Jahre 1440 die Kunst des Buchdruckes mit beweglichen Buchstaben erfunden.

Da Gutenberg, wie die meisten Erfinder, bei den vielen, anfangs verunglückten Versuchen und den fortwährenden Verbesse-

rungen sein Vermögen geopfert, verband er sich mit einem anderen Mainzer, dem Goldschmied Johann Fust, um die neue Kunst wohltätig und gewinnbringend ins Leben einzuführen. Später nahmen die beiden noch den Peter Schöffer von Gernsheim, den Schwiegersohn Gutenbergs, als Helfer hinzu, welcher die beste Art des Letterngusses herausfand.

Um die Kosten der Erfindung und andauerenden Verbesserungen zu decken, ward die neue Kunst als Geheimnis gewahrt. Das erste Druckwerk, welches aus der verborgenen Werkstätte hervorging, war eine lateinische Bibel. Dann folgten Psalter und Bücher für Geistliche und Studenten. Obwohl noch teuer, galten diese gedruckten Werke gegen die geschriebenen dennoch für sehr wohlfeil.

Die Mitwelt staunte. Am meisten beeinträchtigte die neue Kunst die Mönche, weil diese bisher das kostspielige Abschreiben besorgten. Man gab für ein Buch früher einen Acker, sogar einen Meierhof oder viele Goldgulden. Wer nur zwanzig Bücher besaß, hatte darin ein großes Vermögen angelegt. Das änderte sich nun plötzlich. Die Bücher, immer mehr vervielfältigt, kamen leider selbst in die Hände des ewig blinden Volkes.

Gutenberg erntete nicht die Früchte seines Denkens und seiner Tätigkeit. Als das erste Werk der Vollendung nahte, drängte ihn Fust, das Anleihen zurückzuzahlen. Da Gutenberg dazu noch nicht imstande war, nahm Fust die ganze Einrichtung und wies den Erfinder aus der Werkstatt hinaus. Dann begab sich Fust nach Paris, um große Summen für gelieferte Bücher zu holen, starb aber dort an der Pest. Die Druckerei ging auf Gutenbergs Schüler Bechtermünze über.

Gutenberg, einem adligen Geschlecht entsprossen, war von aktivem Germanentum beseelt. Ich habe anderweitig deutlich erkennbar nachgewiesen, daß überall, wo noch keine wesentliche Rassenmischung stattgefunden, alle führenden größten Denker der Erde einzig aus königlichem, fürstlichem und adligem Geschlecht, also aus hocharischer Edelrasse hervorgingen. Auch Johann Gutenberg ist, ebenso wie Graf Albert der Große, ein Beweis für diese Tatsache.

Treten nun in einer Zeit der Vermischung aller Stände und Rassen wahrhaft edle führende Denker und Täter scheinbar aus dem gebildeten Bürgerstand hervor, so ist damit bewiesen, daß sie von verborgener adliger Abkunft sind, welche durch Mangel an Stammbaum nur nicht mehr nachweisbar ist. Damit ist nicht gesagt, daß Fürsten und Adlige unbedingt Großes und Edles vollbringen müssen. Aber das ist im Laufe der Menschengeschichte unumstößlich klar geworden, daß einzig Hochadel und Rassenadel „erlösende Weltentaten“ vollbringen können, wenn sie sich aufraffen und den Entschluß dazu fassen.

Johann Gutenberg starb am 27. September 1467 im sogenannten Elend, wenn es für einen großen Geist, der etwas geleistet und die Menschheit wie ein Gott beschenkt hat, ein

Elend gibt. Übrigens soll Gutenberg zwei Jahre vor seinem Tode in den Hofdienst des Erzbischofs von Mainz getreten sein und wird äußerste Not wohl kaum gelitten haben.

Bald nach Auflösung der Baseler Versammlung ward Sylvius Piccolomini vom Kaiser zum geheimen Rat ernannt. Zum Dank dafür knetete Piccolomini den Papst solange, bis Calixt nach vielem Zögern in Friedrichs römische Kaiserkrönung willigte. Im Oktober 1451 brach Friedrich nach Rom auf, begleitet von tausend Reisigen, alle in Rot gekleidet, welche ihm, nebst zweitausend Fußgängern, das Reich gestellt.

Friedrich vermied Mailand, wo sich Franz Sforza vom scheinbar gewöhnlichen Krieger zum Feldherrn, zum Schwiegersohn des Herzogs Philipp Visconti und zum Herzog der Stadt emporgeschwungen hatte. Er zog direkt nach Siena, wo Eleonore, die Tochter des Königs von Portugal, als Braut seiner harrte. Auch der Papst weilte hier. Friedrich leistete diesem den längst üblich gewordenen kaiserlichen Vasalleneid, in welchem er demütig vor aller Welt bekannte, daß er dem Statthalter Christi als höchstem Priester gehorchen und dessen Befehle als göttliche verehren müsse.

Dann begaben sich Papst und Kaiser nach Rom. Dort ward Friedrich mit seiner Gemahlin in Anwesenheit der gesamten heiligen Maffia von deren Häuptling gekrönt. Vor dieser Feier stand Friedrich III. als deutscher König im Range hinter dem ersten Kardinal. So übermütig waren die römischen Blutsauger geworden. Trotz Krönung wuchs aber das Ansehen Friedrichs nirgends. Oberitalien, bereits in viele Fürstentümer und freie Städte geteilt, erkannte keinen Kaiser mehr an. Die Stände Österreichs und Ungarns forderten jetzt dringend den jungen Ladislaus, den nachgeborenen Sohn Albrechts, als König.

Der Papst nahm zwar Friedrichs Partei und bedrohte die Stände mit dem Unsegen der Kirche. Aber die Stände sagten dem Papst, diese weltliche Angelegenheit gehe ihn nichts an. Endlich ward der Kaiser gezwungen, seinen Mündel dem mütterlichen Oheim desselben, dem Grafen Ulrich von Cilly zu übergeben. Die Stände der drei Reiche aber beschlossen, in Ungarn solle Johann von Hunyad, in Böhmen Georg Podiebrad und in Österreich Graf von Cilly die Statthalterschaft führen. Friedrich suchte für diesen Verlust Entschädigung in der Erneuerung des erzherzoglichen Titels für sein Gesamthaus.

Unterdes war Konstantinopel von den Türken erobert worden. Das oströmische Reich war vernichtet und sein letzter Kaiser am 28. Mai 1453 im Kampfe gefallen. Da sandte der Papst eine begeisterte Kreuzesbulle an alle Fürsten Europas, und der Kaiser schrieb für das nächste Jahr zwei Reichstage aus. Er erschien jedoch selbst auf keinem von beiden, sondern legte die ganze Angelegenheit in die Hände des Piccolomini. Mißtrauisch geworden fürchteten Fürsten und Stände päpstliche List und Tücke und entschlossen sich zu nichts.

Nun berief der Kaiser die Reichsstände zu sich nach Wiener-

Neustadt. Da aber der Papst starb, beschloß man dort, die Sache auf nächstes Jahr zu verschieben, und Piccolomini sprach dabei spöttisch das treffende Wort: „Jeder Reichstag erzeugt einen andern!“ Die Frommen und die Rauflustigen strömten ohne reichstäglichen Beschluß aus allen Gauen Deutschlands in Scharen nach Ungarn und halfen dem tapferen Hunyad das von den Türken hart bedrängte Belgrad befreien.

Papst Calixt III. ließ in der ganzen Christenheit allmittäglich die Glocken läuten, um Volk und Fürsten an die Türken zu mahnen und verhieß die Zehnten der Geistlichen als Schatz zur Kampfesausrüstung. Die deutschen Fürsten drangen dagegen in den Kaiser, für alle Zukunft die Kirche deutsch zu gestalten, ehe er den neuen Papst anerkenne. Der Kaiser zeigte sich willig. Allein Piccolomini verhinderte das und log dem Kaiser vor, Papst und Kaiser müßten sich gegen Fürsten und Volk verbünden. Somit huldigte Friedrich auch dem neuen Papst.

Dieser Piccolomini hatte im Beginn seiner Laufbahn die beste Absicht gehabt und laut gegen die päpstliche Anmaßung geeifert. Er wollte die Weltmacht des Kaisers wieder herstellen. Bald jedoch erkannte er die Unfähigkeit dieses Kaisers. Da er selbst eine Herrschernatur war, aber in seiner Lage nur durch Herrschende herrschen konnte, so hielt er sich von da an konsequent an diejenigen, welche nach Zeit und Umständen auch ohne besonderes Herrschertalent die meiste Aussicht zur Weltherrschaft hatten. Dies spricht deutlich dafür, daß nur große Herrscher sich groß angelegte Gehilfen erwecken werden und erhalten können.

Die Fürsten waren wütend darüber, daß der Kaiser abermals vor dem Papst auf den Knien lag. Sie beriefen eine Versammlung nach Frankfurt. Als der Kaiser wieder nicht erschien, bestimmten sie, der Kaiser solle bleibenden Sitz im Reiche nehmen und das Gerichtswesen ordnen. Doch Piccolomini, als geriebener Loge, wußte die Uneinigkeit der Fürsten zu nähren. Aus den Wassern, die sich dabei trübten, fischte Piccolomini zu seiner standesgemäßen Ernährung alljährlich einige Tausend Goldgulden deutscher Pfründen auf, und Papst und Kaiser taten, was ihnen beliebte.

Aeneas Sylvius Piccolomini verstand es, am 24. Dezember 1456 Kardinal zu werden. Am 20. August 1458 aber ward Piccolomini Papst und nannte sich als solcher Pius II. Wie hoch hätte Friedrich III. als Kaiser steigen können, wenn er diesem Genie aktiv ebenbürtig gewesen wäre. Wer vermöchte es dem Aeneas Sylvius zu verdenken, daß er seiner Natur und seiner Bestimmung folgend, schließlich allein die Herrschaft über Europa antrat und den Kaiser zum ersten Vasallen machte, nachdem dieser sich unfähig erwiesen, seinen Völkern in überragender Majestät zu gebieten.

Der Kaiser hatte jetzt noch obendrein ganz spezielles Unglück. Als der junge König Ladislaus starb und Friedrich sich eifrig um die Nachfolge in Böhmen und Ungarn bewarb, wählten die Böhmen zu seinem größten Verdruß den Georg Podiebrad und die Ungarn Andreas, den Sohn des tapferen Hunyad, zum König.

Obenein mußte Friedrich noch die Vorwürfe des Papstes Pius II. einstecken.

Dieser geniale ehemalige Kanzler und geheime Rat des Kaisers berief eines Kreuzzuges wegen ein Konzil nach Mantua. Als der Kaiser nicht erschien, kanzelte der zur Oberherrschaft gelangte ehemalige Kanzler seinen alten Herrn und nunmehrigen ersten Vasallen folgendermaßen ab: „Wie kannst „Du“ Schirmvogt der christlichen Kirche heißen, da „Du“ nicht allein die Kirche verlässest, sondern auch die christliche Religion und den Glauben vernachlässigest? Kannst „Du“ nicht selbst kommen, so schicke doch wenigstens Gesandte von größerem Ansehen und laß die Kirche Gottes nicht aus Verstellung oder Geiz untergehen!“

Hierauf sandte Friedrich Gesandte. Aber vergebens forderte Pius-Piccolomini die Anwesenden zu einem Kreuzzug auf. Man behielt sich vor, über eine so wichtige Angelegenheit erst auf künftigen Reichstagen zu beraten. Eine Entscheidung durch den Reichstag war aber fast zur Unmöglichkeit geworden. In Deutschland lief damals das Sprichwort von Mund zu Mund: „Sie kommen stets zusammen, aber niemals überein.“ Jeder der Reichsstände suchte nur seinen Vorteil zu wahren, unbekümmert um das Ganze.

Dazu dauerten in Deutschland die Fehden in unentwirrbarer Mannigfaltigkeit und Zahl fort. In Sachsen z. B. war Friedrich der Streitbare, der Feind der Husiten, gestorben. Als der ältere Sohn ward Friedrich der Sanftmütige Kurfürst. Aber Wilhelm, der jüngere Bruder, begann, nachdem Friedrich der Einfältige von Thüringen gestorben, den Bruderkrieg. Habsüchtige Berater und fehdesüchtige Edle unterstützten ihn. Nachdem das Land schrecklich verwüstet worden, schlossen die Brüder reuig Frieden und gaben einander die Eroberungen zurück. Das beleidigte aber die Kampfgenossen, welche nun ebenfalls ihre Beute verloren.

Unter den Benachteiligten war auch Kunz von Kaufungen, vormals Schloßvogt auf Altenburg. Aus Rache raubte dieser eines Nachts die beiden Söhne Friedrichs des Sanftmütigen, Ernst und Albrecht. Mit Albrecht eilte Kunz auf unwegsamen Pfaden Böhmen zu. Seine Gesellen wollten mit Ernst nach Franken fliehen. Doch Kunz ward unterwegs von Köhlern gefangen, welche der junge Fürst zu seiner Befreiung anrief. Nach Freiberg eingeliefert, wurde Kunz von Kaufungen dort enthauptet. Seine Spießgesellen lieferten hierauf den jüngeren Prinzen aus, nachdem man ihnen Straflosigkeit zugesichert.

In Süddeutschland lagen Fürsten und Städte nach wie vor miteinander in Streit. Albrecht von Hohenzollern zum Beispiel bedrängte Nürnberg, Herzog Ludwig von Bayern-Landshut bedrohte Donauwörth. Da bot der Kaiser das Reichsheer gegen Ludwig auf, und Albrecht führte dieses an, sodaß Ludwig Douauwörth aufgeben mußte. Empört darüber, verbündete sich Ludwig mit dem Erzherzog Albrecht von Österreich, dem unzufriedenen Bruder des Kaisers. Solchen Wirren folgten noch unzählige andere, deren Wiedergabe allein Bände füllt.

Auch Papst Pius-Piccolomini ward vielfach in diese Streitigkeiten verflochten. Zuletzt wollte er persönlich einen Kreuzzug anführen, weil Könige und Fürsten zu säumig waren. Als das bekannt wurde, sammelte sich in Italien eine große Menge armes Volk aus Deutschland, Frankreich und Spanien an, voll Gier nach Raub und Beute. Da Pius-Piccolomini mit so zuchtlosen Rotten nichts anzufangen wußte, sandte er sie so rasch als möglich wieder nach Hause. Getäuscht in vielen Hoffnungen, starb Pius II. am 14. August 1464. Ebenso vergeblich bemühte sich der nächste Papst, Paul II., um einen Kreuzzug. Die deutschen Fürsten verlangten weit dringender einen dauernden Landfrieden.

Während aller Fehden, welche das Reich verwüsteten, studierte der Kaiser Astrologie und Alchemie und versuchte Gold zu machen, bis endlich die Türken in seine Jagdgründe einfielen. Nun berief Friedrich III. wieder einen der zahllosen Reichstage nach Regensburg und begab sich diesmal sogar persönlich hin. Acht Tage ruhte sich der Kaiser hier von den Unbequemlichkeiten der Reise aus, um dann während der Eröffnungsrede dennoch einzuschlafen.

Zwar beschloß man, dem Kaiser zehntausend Grenzwächter zu senden. Als aber zur Werbung und Ausrüstung eine allgemeine Steuer vorgeschlagen wurde, fanden die Abgeordneten der Städte sie zu hoch. Sie wollten darüber erst mit ihrer Gemeinde beraten. Auch glaubten sie sich von den Herren und Grafen überschätzt. Sie erklärten sich bereit, in Person auszuziehen, aber Geld wollten sie nicht geben. Die drei folgenden Reichstage führten zu gleichen Resultaten. Nicht nur der Türkenzug unterblieb, auch die Grenzen Deutschlands wurden weder bewacht noch beschützt.

Während im Osten der Feind lauerte, dachte der Kaiser an Erwerbungen im Westen. Dort waren die drei größten Lehen des alten burgundisch-arelatischen Reiches allmählich in den Besitz der Könige von Frankreich gekommen. König Johann aber gab sie seinem jüngsten Sohne, Philipp dem Kühnen. So entstand ein neues, von Frankreich unabhängiges burgundisches Reich. Jeder folgende Herzog strebte dann, sein Gebiet auf Kosten Deutschlands zu vergrößern. Daraus entwickelten sich vielerlei Fehden, in welche auch die Eidgenossen verflochten waren und nicht minder der König von Frankreich.

Nachdem Karl der Kühne, der letzte Herzog des neuen Burgund, einst reich und mächtig, nach vielem Unglück im Kampfe gefallen, vermählte Kaiser Friedrich seinen Sohn Maximilian mit Maria, der Tochter Karls des Kühnen. Der König von Frankreich, welcher Maria für seinen siebzehnjährigen Sohn ebenfalls begehrte, hatte das Nachsehen. Maximilian verdrängte mit Hilfe der Schweizer und der treu gebliebenen Provinzen den König von Frankreich, welcher sich bereits in Hochburgund festgesetzt hatte, um bei Gelegenheit ganz Burgund zu verschlingen.

Viele andere Gebiete aber blieben dennoch in der Gewalt Ludwigs XI. von Frankreich. Es folgte eine lange Reihe von Kriegen zwischen Frankreich und Österreich, in welche auch Deutsch-

land mit verwickelt wurde. Denn Burgund, nachmals in Frankreichs Gewalt, reizte die Franzosen fort und fort, deutsche Gebiete an sich zu reißen.

Während des Kaisers Sohn sich in Burgund zu behaupten suchte, fiel Matthias, der König von Ungarn, der mit dem Kaiser in Streit geraten war, in Österreich ein, und Friedrich mußte um hunderttausend Gulden den Frieden erkaufen. Da zur selben Zeit Ludwig XI. in den Niederlanden einbrach, bot Friedrich die Reichshilfe gegen ihn auf. Die Franzosen wichen zurück, und Ludwig, erkrankt, hielt jetzt Frieden.

Von Osten her drangen die Türken über Steiermark, Kärnten und Krain bis in das Gebiet von Salzburg vor. Der Kaiser erhielt jedoch keine Hilfe vom Reich, weil die Städte solche nicht bewilligten. Erst als auch Matthias abermals anrückte und Friedrich in Gefahr war, durch Türken und Ungarn sein Erbland zu verlieren, gewann Friedrich einzelne Fürsten und Städte für sich und schlug die Ungarn aus dem Felde.

Im Jahre 1485 brach Matthias von Ungarn ein drittes Mal so unerwartet und mit solcher Wucht in Österreich ein, daß selbst Wien sich ihm ergab und der Kaiser, bis Linz verfolgt, nach Tirol zum Erzherzog Sigismund flüchtete. Diesem vertraute Friedrich seine Tochter und seine Wertsachen an, worauf er, Gastfreundschaft und Hilfe begehrend, im Lande umherzog.

Inzwischen ward auch Friedrichs Sohn Maximilian arg bedrängt. Maria von Burgund, die Gattin Maximilians und Tochter Karls des Kühnen, eine verwegene Reiterin, stürzte auf der Falkenjagd und starb am 25. März 1482. Sie hinterließ ihm zwei Kinder, Philipp und Margareta. Philipp war Erbe Burgunds und Maximilian sein natürlicher Vormund. Aber rasch nahm der König von Frankreich einige Städte weg, und die Stände Flanderns bemächtigten sich des Sohnes, setzten ihm Vormünder und schlossen den Vater von der Regierung aus. Margareta wurde von den Ständen ebenfalls geraubt, nach Frankreich gebracht und dort als Braut des Dauphins erzogen. Maximilian mußte es dulden, wandte sich aber mit aller Macht gegen Flandern und zwang es, ihm den Sohn wiederzugeben und ihn selbst als Vormund und Regenten anzuerkennen.

Während Friedrich III. im Reiche umherzog, suchte er endlich für die Wohlfahrt desselben zu sorgen und seinem Sohn Maximilian die Nachfolge zu sichern. In beiden Angelegenheiten half ihm mit Erfolg der schwäbische Graf Hug von Werdenberg. Trotz Einspruch Frankreichs ward Maximilian einstimmig zum römischen König im deutschen Reiche gewählt. Aus Dankbarkeit wollte nun Friedrich einen dauernden Landfrieden und ein oberstes Kammer- und Reichsgericht einrichten. Als er aber dazu eine Reichshilfe von mehr als dreißigtausend Mann begehrte, ward ihm unter Jammern und Klagen von den Städten nur ganz geringe Hilfe geleistet.

Somit blieb Österreich in der Gewalt der Ungarn. Zu einem Türkenkrieg mochte ebenfalls niemand beisteuern. Kein Reichs-

stand war mächtig genug, den inneren Frieden zu erhalten. Ein oberster Gerichtshof wurde nirgends anerkannt. Inzwischen vermählte sich Kunigunde, die in Innsbruck zurückgelassene Tochter des Kaisers, gegen dessen Willen mit dem Herzog Albrecht von München. Friedrich bot nun den schwäbischen Bund gegen Bayern auf, um gegen Albrecht von Oberbayern zu kämpfen, welcher am Adel seines Landes ebenfalls einen heftigen Gegner hatte. Schon war man zum Aufbruch gegen Albrecht bereit, als aus den Niederlanden die Nachricht kam, Maximilian werde von den Bürgern in Brügge gefangen gehalten.

Da eilte der Kaiser von Innsbruck nach Schwaben und bot den Bund und das Reich auf, seinen Sohn zu befreien. Er selbst zog nach den Niederlanden und verheerte Flandern, während der Papst Gent, Brügge und Ypern mit dem Bann belegte. Hierauf ward Maximilian freigegeben. Da aber Maximilian sich ihrem Wunsche nicht fügen, die Vormundschaft in Flandern nicht niederlegen und seine Söldner nicht fortschaffen wollte, so verbanden sich die Aufrührer mit Frankreich. Besonders Gent widerstand so hartnäckig, daß der Kaiser dem Herzog Albrecht von Sachsen die Fortführung des Krieges übertrug, während Friedrich und Maximilian sich nach Deutschland begaben, um von den Reichsstädten größere Hilfe zu begehren.

Zwanzigtausend Mann sollten die Stände zu dem zweifachen Kriege gegen die Ungarn und Niederländer bewilligen. Die schwäbischen Bundesstädte wollten jedoch, um schnelleren und leichteren Gewinn zu erzielen, lieber gegen Bayern ziehen, als in so weite Ferne. Infolgedessen schloß Maximilian einen Vergleich mit König Karl VII. von Frankreich, worauf dieser ihm gegen Flandern beistand, welches, unterworfen, große Kriegsentschädigung zahlen mußte.

Ein Jahr später starb Matthias. Ihm folgte als König von Ungarn und Böhmen Ladislaus. Doch erreichte der Kaiser die Zusicherung, daß sein Haus die Erbfolge antreten dürfe, sobald der Mannesstamm der Luxemburger ausgestorben sei. In näherer Aussicht stand dem Hause Österreich der Besitz der Bretagne. Franz II., Herzog der Bretagne, war bisher der treue Bundesgenosse Maximilians gegen Frankreich gewesen und hatte ihm seine einzige Tochter Anna zur Frau bestimmt. Bereits war Anna dem Stellvertreter Maximilians anvertraut und sollte nach Deutschland ziehen, als ihr Vater starb.

Nun warb der König von Frankreich, obwohl zum Schwiegersohn Maximilians bestimmt, sogleich um die Erbin der Bretagne. Er wollte dieses Land an sich bringen, damit Frankreich nicht auch im Westen von den Habsburgern bedrängt würde. Karl VII. von Frankreich fiel in der Bretagne ein, nahm eine Stadt nach der andern und entfernte mit List und Gewalt die Engländer, welche den Herzog und seine Tochter mit Rat und Tat unterstützt hatten. Dann bestach Karl die andern Räte, daß sie die junge Fürstin mahnen sollten, der Notwendigkeit zu weichen und bei Karl Zuflucht zu suchen.

Um den Schein zu wahren, als habe Anna einen freien Entschluß gefaßt, begab sie sich, der Verabredung gemäß, auf den Weg nach Deutschland, lenkte aber plötzlich nach Langeai in Touraine ab, wo sich Karl aufhielt. Dieser vermählte sich mit Anna und schickte Margareta, die als seine Braut seither in Frankreich erzogen ward, heim zu ihrem Vater Maximilian. Ihr Heiratsgut behielt er jedoch, und der Papst war mit dieser Tat einverstanden.

Maximilian verbündete sich jetzt mit den Engländern und der deutschen Ritterschaft, um einen Rachezug gegen Frankreich zu unternehmen. Er war bereits mit einigen hundert Reisigen nach den Niederlanden aufgebrochen, als ihn die deutschen Stände, ganz besonders aber die Städte, schmählich im Stich ließen. Karl VII. von Frankreich erkaufte in dieser drohenden Gefahr von England den Frieden. Maximilian, wieder auf sich selbst angewiesen, setzte zwar den Krieg fort, erreichte jedoch im Frieden von Senlis von Frankreich nur, daß es 1493 die Grafschaften wieder herausgab, welche Margareta zur Mitgift bestimmt waren.

Wenige Monate später starb Maximilians Vater, Kaiser Friedrich III., nachdem er dreiundfünfzig Jahre dem Reiche vorgestanden, ohne es zu regieren. Nur für Vergrößerung seines Hauses hatte er gesorgt, indem er noch zuletzt durch einen Erbvertrag mit dem Erzherzog Sigismund die österreichischen Erbländer vereinigt, die Anwartschaft auf Böhmen und Ungarn erworben und seinen Nachkommen durch Erwerbung von Burgund eine dauernde Kriegsquelle erschlossen hatte.

Während der Regierungszeit Friedrichs III. erlosch auch die ritterliche Tugend, Macht und Herrschaft des deutschen Ritterordens, welcher im vergangenen Jahrhundert zum höchsten Glanze emporgestiegen war und seinen Feinden damals siegreich und gebietend widerstanden hatte. Der kriegerische, sarmatisch-getische, also den Germanen gleichwertige Polenadel war es, der die entarteten Deutschherren vernichtete.

In ganz Deutschland regierte, schlimmer als je, das Faustrecht. Sich gegen dieses zu schützen, lagen viele kleine und große Bündnisse miteinander im Streite. Nach dem Vorbild des schwäbischen Bundes bildete sich in Niederdeutschland der Bund der Sassenstädte, in welchem Magdeburg, Braunschweig, Hildesheim, Göttingen und Einbeck die ersten waren. Ihnen schlossen sich bald viele andere an.

In diese Bündnisse traten zuweilen auch Fürsten und Ritter ein, sodaß Fehden und Bündnisse beständig wechselten. Im alten Sachsenlande lagen allein fünf Geschlechter der Welfen miteinander im Streite. Ähnlich machten es die Wittelsbacher in Bayern. Bald verbanden sich die Sassenstädte mit der Hansa, sodaß wenigstens in Niederdeutschland die Städte den Frieden wahren und die Sicherheit der Straßen herstellen konnten.

Durch einmütiges Zusammenhalten standen viele Städte um Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts in hoher Blüte. Einige Städte, welche bisher ihre Selbständigkeit gerettet, erfreuten sich fürstlicher

Macht und traten wie Ebenbürtige mit Fürsten in Bündnisse. Dagegen gönnte auch mancher Fürst seiner Hauptstadt eine freie Verfassung, wie sie die Reichsstädte hatten, und förderte auf Kosten der Landstädte deren Handel und Gewerbe. So besaß München den Alleinhandel mit Salz und blühte rasch empor. Wien und Berlin, Würzburg und Bamberg wetteiferten an Macht und Pracht mit den unmittelbaren Reichsstädten. Manche fürstliche Stadt übertraf sogar an Ordnung und Sicherheit die Reichsstädte.

Bei den vielen städtischen Turnieren zeigten sich die Bürger oft als tüchtige Kämpfer. Reichgefüllte Zeughäuser mit Hellebarden, Wurfspießen, Armbrüsten, Pfeilen, Äxten, Schwertern und Büchsen in allen Größen standen zu ihrer Verfügung. Rathäuser, Marställe, Kaufhäuser, Tuchhallen, Schaubänke, Waren- und Getreidespeicher zeugten vom Reichtum der Städte. Mancher Herzog und nicht selten auch der Kaiser, versetzte seine Kleinodien bei einem reichen Bürger.

So erlangten in Augsburg, wo über 2500 Meister arbeiteten, durch Leinwandhandel und den Betrieb von Bergwerken, welche sie in Ungarn und Tirol gepachtet, die Fugger enormen Reichtum. Der Ahnherr der Fugger war Leinweber gewesen. Durch klugen Betrieb, besonders aber dadurch, daß die Päpste endlich auch den Christen erlaubten, Zinsen zu nehmen, hatten sich die Fugger so emporgeschwungen, daß sie den Grafen- und Fürstenrang erhielten und große Güter und Edelsitze erwarben.

Im allgemeinen waren zu jener Zeit, unsinnige Verschwendung bei Festlichkeiten ausgenommen, die Sitten noch einfach. Bei Vornehmen und Geringen war als Gruß nur der Handschlag üblich. Hatte jemand tausend Gulden Einkommen im Jahre, so galt er für reich. Denn der Sold eines Mannes, der mit drei Knechten und Rossen der Stadt diente, betrug monatlich nur fünfzig Pfund Heller. Einem Stadthauptmann, der einen Sieg errungen, gab man ein Pferd und zehn Gulden und seinen fünfhundert Mannen acht Eimer Wein als Belohnung. —

Durch Gediegenheit der Arbeit und Liebe zum Beruf zeichneten sich besonders die Handwerksgenossen aus. Noch immer wohnten die Meister eines Gewerbes meist in einer Straße beisammen und legten ihre Erzeugnisse in den sogenannten Lauben oder auf Bänken aus. Die Vorsteher der Gilde konnten ihre Mitmeister zur Beobachtung der Zunftordnung mittelst Strafen zwingen, und alle Meister übten strenge väterliche Gewalt über Gesellen und Lehrlinge aus, welche alle in des Meisters Hause wohnten und an seinem Tische aßen. —

Die Verfälschung von Lebensmitteln, besonders von Bier und Wein, sowie die Falschmünzerei, ward streng bestraft. Bereits gab es in den Städten geprüfte Ärzte, Apotheker und Hebammen. Armen- und Waisenhäuser wurden fortwährend mit neuen Stiftungen bedacht.

Große Pracht entfaltete das bürgerliche Leben bei öffentlichen Festen. Zog der Kaiser in die Stadt ein, empfing ihn der Rat in

Feierkleidern und in Mänteln, mit roter, grauer oder schwarzer Seide unterlegt. Bei Turnieren, welche der benachbarte Adel in den Städten abhielt, wetteiferten die Frauen und Töchter des Rates und der Bürger mit den adligen Damen im Aufwand an Geschmeide, Gold, Perlen und Edelsteinen.

Am vergnügtesten waren die Stadtleute beim Schembartlaufen und Schifferstechen, bei den Schützenfesten, Feuerwerken und an den drei Fastnachttagen. Diese wurden mit allerlei Mummerei und Tanz gefeiert, an welchen außer den Laien auch Geistliche und Nonnen teilnahmen, die Tag und Nacht hindurch viele Tollheiten trieben, weil jeder ein Narr sein wollte. Ähnlich ging es bei den Kirchweihfesten zu, an welchem die Söldner zum Vergnügen um sich stachen und die Studenten in rohen Anfängen Lustspiele aufführten oder Gaukler das Volk unterhielten. Das alte Sonnenwendfest ward, wie ehemals, am St. Johannistage mit Freudenfeuern begangen.

An Sonn- und Feiertagen zog das Volk hinaus auf die benachbarten Dörfer, und die Schützen übten sich im Vogelschießen und Scheibenschießen mit der Armbrust oder mit Büchsen. Abends versammelten sich die Zünfte und Geschlechter in den Trinkstuben. Dabei trugen die Reichen ihre Hablichkeit zur Schau. Sie stolzierten in lächerlicher Kleiderpracht und unbequemen, schellenbesetzten Schnabelschuhen einher. Auch die Kleider waren lang geschwänzt, mit Schellen behangen und Mäntel und Beinkleider vielfach gefaltet.

Kein Fest ward ohne Trinkgelage gefeiert, und fast jedes endete mit Mord und Totschlag. Aeneas Silvius Piccolomini, der kaiserliche Rat und spätere Papst erzählt: „Tag und Nacht kämpft man in den Straßen von Wien. Bald kämpfen die Handwerker gegen die Studenten, bald die Hofleute gegen die Bürger, bald die Zünfte gegeneinander. Das Volk ist gefräßig, aller Völlerei ergeben und verzehrt am Sonntage einen ganzen Wochenlohn. Die Zahl unsittlicher Frauen in eigenen öffentlichen Häusern ist ungeheuer. Die ehemals so allgemein gerühmte eheliche Treue ist selten."

Die dauernd zunehmende Menge des Volkes erzeugte in den Städten großen Verkehr und gesteigerte Gewerbtätigkeit, aber auch bedenkliche Sittenlosigkeit. Es machte sich ein arbeitsscheuer, viehischer Pöbel breit, welcher von den Lastern der Reichen lebte. Aeneas Silvius berichtet, daß reiche Bürger sich fürstliche Wohnungen bauten. Die Bürger Nürnbergs besaßen schönere Wohnungen, als die Könige von Schottland. Manche ersannen alle erdenklichen Arten, wie sie ihren Reichtum zeigen könnten. In Augsburg ward 1480 ein Turnier veranstaltet, bei welchem der Bürger Marx Walther fünfzehn gleich gekleidete Narren um sich hatte.

Solchen unerhörten Aufwand zu beschränken, erließen die Räte der Städte und selbst Reichstage Vorschriften, nach welchen nur die Ratsherren, deren Frauen, Söhne und Töchter kostbares Pelzwerk und Kleider von Samt, Damast und Seide tragen durften,

sowie Schnabelschuhe, Gold und Geschmeide. Andererseits waren die Straßen noch immer ohne Pflaster und ohne nächtliche Beleuchtung. Nur bei feierlichen Aufzügen wurden die Straßen mit Brettern belegt und unwegsame Stellen mit Stegen überbrückt. Einzig Augsburg soll schon im vierzehnten Jahrhundert seine Straßen mit spitzen Kieseln gepflastert haben.

Das bequeme Leben in den Städten veranlaßte viele Adlige, sich zeitweise oder dauernd in den Städten niederzulassen. Das Faustrecht und die Unsicherheit der Landstraßen machte den Aufenthalt auf dem Lande und in den Burgen mühselig für den, der sich nicht ebenfalls auf den Straßenraub verlegte. Ärmere Ritter mußten in den Dienst der Mächtigen treten und deren Schutz anrufen. Keiner durfte sich nur die geringste Strecke von seiner Burg entfernen, ohne vom Kopf bis zu den Füßen gewappnet zu sein. Denn keiner war sicher jemand zu begegnen, der mit ihm oder seinem Schirmherrn in Fehde lebte. Deshalb mußte jeder Ritter mit großen Kosten viele Pferde und zahlreiche Reisige unterhalten. Bewaffnet besuchte man den Nachbarn, bewaffnet ging man zur Jagd oder zum Fischfang.

Der Sicherheit wegen befanden sich die meisten Burgen auf steilsten Waldhöhen. Dort nahmen den größten Raum die Viehställe und Rüstkammern ein. Die Luft war erfüllt von den üblen Gerüchen der Ställe und der Misthaufen. Dazu bellten und kläfften die Hunde. Die Rinder brüllten, die Schafe blökten, und zur Winterzeit umstreiften heulende Wölfe die Burg. Die Felder, mager und ausgesogen, wurden mühsam von Leibeigenen und Hörigen bestellt und lieferten dem Burgherrn vielfach nur ein schmales Einkommen, aus welchem er zu Zeiten des Mißwachses noch die Bauern mit Saat und Nahrung unterstützen mußte. Häufig entstand zwischen den Bauern und benachbarten Herren Streit, den die Herren schlichten mußten, wobei sie oft selbst mit den Nachbarn in Fehde gerieten.

Viele Geschlechter waren durch die unsinnige Verschwendung verarmt, welcher sie sich, reichen Bürgern zum Trotz, durch übermäßigen Prachtaufwand bei Turnieren ergaben. Endlich vereinigten sich viele Adlige zu Genossenschaften, welche unter sich selbst den Aufwand der Genossen beschränkten. Es ward bestimmt, daß keine Edelfrau mehr als vier mit Perlen und Edelsteinen besetzte Kleider zeigen und tragen solle. Viele Adlige begaben sich an die Höfe der Fürsten und nahmen dort Dienste als Kammerherren, Jägermeister und Stallmeister. Bald nahm der Zuzug der Adligen an die Fürstenhöfe derartig zu, daß neue Ämter für sie geschaffen werden mußten.

Damit stieg nun wieder der Glanz und die Prachtenfaltung der Höfe. Die Fürsten gerieten oft in Verlegenheit, wie sie ihre Einkünfte erhöhen sollten. Dann wurden meist die Juden als Geldquelle benutzt, welche unerschöpfliches Einkommen gewährte. Für die Erlaubnis zur Ansiedlung oder zum Aufenthalt in einer fürstlichen Stadt mußten die Juden ungeheure Summen bezahlen. Durch

Wucher und Betrug hielten sie sich schadlos, sodaß das Volk sie tödlich haßte.

Zuweilen gestatteten die Fürsten unter irgend welchem Vorwand eine öffentliche Verfolgung der Juden. Ihre Häuser wurden niedergerissen und ihre Vermögen eingezogen. Die Summen, welche man ihnen schuldete, erklärte man für verfallen und gab die Beraubten dem Elend preis. Dann erbarmten sich der Verfolgten die Reichsstädte und nahmen sie schützend auf. Doch hier mußten die Juden ebenfalls sehr oft unter grauenhafter Verfolgung leiden. —

Mitten im lauten Treiben der Städte siedelte sich auch die stille Wissenschaft an. Gegen Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts lebte Nikolaus von Cusa, Bischof von Brixen. Dieser war von Geburt ein Deutscher. Mit scharfer Beobachtung begabt, widmete er sich der Naturwissenschaft und der Astronomie. Er berichtigte den Stand mehrerer Fixsterne, die Bewegungen des Mondes und der Planeten. Außerdem eiferte er gegen den Glauben, das Schicksal des Menschen sei durch die Stellung der Gestirne bei seiner Geburt vorherbestimmt. Gleich Heraklit erkannte auch Nikolaus von Cusa, daß alle Dinge beständig in Fluß sind. Damit gab er das Zeichen zum Beginn des Sturzes der mittelalterlichen Irrtümer. Seine Gedanken verbreiteten sich und regten zu neuen Forschungen an.

Der bevorzugteste Schüler des Nikolaus von Cusa war Georg Peurbach. Als Lehrer an der Universität Wien vollendete er schon als Jüngling ein Lebenswerk, die erste Berechnung vollständiger Sinustafeln. Unermüdlich verbesserte er die Apparate zur Beobachtung des Himmels und berichtigte die alten Schriftsteller nach seinen eigenen erprobten Erfahrungen. Dem Georg Peurbach verbündete sich Johannes Müller. Beide förderten mit Eifer die Sternkunde. Sie beobachteten im Jahre 1457 eine Mondfinsternis, welche als Geburtsstunde der richtigen Mondbeobachtung im neuzeitlichen Europa betrachtet wird.

Nach Peurbachs Tode sollte Johannes Müller, genannt Regiomontan, dessen Lehrstuhl in Wien einnehmen. Er begab sich jedoch nach Italien, lernte Griechisch, las mit Entzücken die Redner, Denker und Dichter der Hellenen und zog sich nach langem Aufenthalt in Wien und Ungarn endlich nach Nürnberg zurück. Dort ließ er seine Werke durch die damals aufblühende Druckerei vervielfältigen, indem er im Patrizier Bernhard Walther einen eifrigen Förderer seiner Forschungen fand.

Im Jahre 1473 berief Papst Sixtus IV. den Johannes Müller nach Rom zur Verbesserung des Kalenders. Johannes Müller war der erste, welcher die Kometen insofern richtig beurteilte, als er sagte, Lage, Richtung und Entfernung derselben von der Erde müsse gekannt sein, ehe man weiteres behaupten könne. Ebenso gilt Johannes Müller als Vorläufer des Kopernikus in Bezug auf die Bewegung der Erde.

Zu gleicher Zeit lebten in Nürnberg Künstlerfamilien, welche

die Kunst der Malerei vom Vater auf Söhne und Enkel in steigender Vollkommenheit fortpflanzten, bis alle diese Scheuffelin, Altorffer und Burkmaier von Albrecht Dürer übertroffen wurden. Albrecht Dürer war durch lebendige Darstellung jeder Gemütsbewegung hervorragend, ob er sie mit dem Pinsel in wirksamen Farben, in Kupferstich oder in Holzschnitt ausführte.

Als guter Mathematiker lehrte Albrecht Dürer die Regeln der Perspektive und die Verhältnisse des menschlichen Körpers. Er schrieb eine Theorie seiner Kunst und verfaßte, als der erste in Deutschland, auch ein Buch über Festungsbau. Dürer starb im Jahre 1528. Mit ihm zu gleicher Zeit schuf Peter Vischer, der Meister der Gießkunst, welcher in Italien die plastischen Werke der Alten studiert hatte, vielbewunderte Werke, von denen das Grabmal des heiligen Sebaldus noch immer eine gepriesene Zierde seiner Vaterstadt ist. —

Die Germanen.

IX. Fortsetzung.

Als Kaiser Friedrich III. starb, war sein Sohn Maximilian, vierunddreißig Jahre alt, im Gegensatz zu seinem Vater, Meister im Kriegswesen und voll Tatendurst. Körperlich geübt und persönlich tapfer, war Maximilian ein leidenschaftlicher Gemsjäger und galt als der beste Schütze seiner Zeit. Er liebte den Tanz, beschäftigte sich mit Musik, pflegte das Fabulieren und ließ aus seinem reich bewegten Leben vieles einfach und wahr, mancherlei auch in Märchen gekleidet, im Weißkunig und Theuerdank aufzeichnen.

Zur zweiten Gemahlin erkor Kaiser Maximilian Maria Blanka, die Nichte des Herzogs Ludwig Sforza von Mailand, welche ihm zweihunderttausend Dukaten als Mitgift brachte. Die deutschen Fürsten hielten diese Ehe allerdings nicht für standesgemäß und fürchteten auch Verwicklungen und Streitigkeiten für die Habsburger und für Deutschland mit den Italienern. Maximilian versprach dem Oheim seiner Gattin die Belehnung mit dem Herzogtum Mailand, indem er ihren Bruder, welcher für blödsinnig galt, ausschloß.

Nach seiner Vermählung eilte Maximilian nach den Niederlanden, um seinem Sohn Philipp gegen den Grafen Egmont Hilfe zu leisten, welcher Ansprüche auf Geldern erhob. Während dieses Kampfes brach König Karl mit einem wohlgerüsteten Heer in Italien ein, nahm ohne Widerstand Florenz, Rom und Neapel und richtete sich dort häuslich ein. Zuerst erholte sich Venedig von dem unerwarteten Schreck. Es suchte Verbündete zur Vertreibung der Franzosen aus Italien. Der Papst und der Herzog von Mailand stimmten bei und suchten sich mit dem König Ferdinand von Spanien und mit Maximilian zu verbünden.

Der Kaiser übertrug nun die Regierung der Niederlande seinem Sohn Philipp und die Fortsetzung des Kampfes dem Herzog von

Sachsen. Er berief einen Reichstag nach Worms, um die nötige Summe zur Anwerbung eines Heeres gegen die Franzosen und Türken zu erhalten. Aber die Stände kamen zu keinem Entschluß. Man fluchte, trank, und stolzierte in der verrückten Tracht jener Tage einher. Zuletzt erklärten die Städte, sie wollten nicht eher Geld zum Kriege spenden, bevor nicht im Innern des Reiches Ruhe und Ordnung herrsche. In dieser Bedrängnis entschloß sich Maximilian, die Grundgesetze eines ewigen, allgemein gültigen Landfriedens zu erlassen.

Inzwischen hatte König Karl, aus Furcht vor dem Bündnis seiner Gegner, Neapel verlassen, sich mit großen Verlusten durch die überlegene Zahl seiner Feinde im Gebiete von Parma durchgeschlagen und mit dem Herzog von Mailand einen Sonderfrieden geschlossen. Glücklich erreichte Karl wieder sein Frankreich. Leider brachten die Franzosen infolge ihrer Ausschweifungen von Neapel die Syphilis mit, welche sich bald mit grauenhafter Schnelligkeit über ganz Europa verbreitete.

Nachdem Maximilian das langersehnte Reichskammergericht geschaffen, den ewigen Landfrieden proklamiert und einen ruhmlosen Zug nach Italien unternommen, berief er einen Reichstag nach Lindau, damit ihm die Stände endlich Geld bewilligen sollten. Hier ward nach langem Verhandeln zunächst ein abermaliger Beschluß gegen die zunehmende Kleiderpracht, gegen die kostbaren Hochzeiten und gegen das Anwerben von zahlreichen Pfeifern, Trompetern, Spielleuten und Narren gefaßt. Auch wurde verlangt, man solle die herumstreifenden Zigeunerbanden aus dem Lande jagen. Denn diese galten als türkische Kundschafter und lebten von Raub, Diebstahl und Wahrsagen.

Als der Kaiser endlich siebzigtausend Gulden erhalten hatte, warb er Freiwillige und fiel mit drei Heeresabteilungen in Frankreich ein. Dort war König Karl gestorben und sein Nachfolger Ludwig XII. ungerüstet. Die Eroberung von Burgund wäre also eine leichte Sache gewesen. Zwei Heeresabteilungen erlagen jedoch auf dem Wege mehr der Sommerhitze als dem Feind. Erzherzog Philipp schloß daher einen Vertrag mit Ludwig, überließ ihm das bestrittene Land, und Maximilian gab unwillig den weiteren Kampf auf. Auch mit dem Grafen Egmont schloß der Kaiser einen Waffenstillstand und zog gegen die Schweizer zu Felde, um diese für verschiedene Unbotmäßigkeiten zu demütigen.

Als bei Schwaderloch bereits die Geschütze donnerten, erklärten die deutschen Fürsten, welche den Kaiser Maximilian zu diesem Kriege gedrängt hatten, daß sie die Ehre ihrer Waffen nicht gegen solche Bauern aufs Spiel setzen wollten. Zürnend verließ Maximilian das Heer. Der Graf von Fürstenberg aber suchte die Schweizer im Gebirge auf, wo er unvermutet von ihnen überfallen und erschlagen wurde und mit ihm der größte Teil seines Heeres. Hierauf schloß Maximilian mit den Schweizern Frieden und gewährte ihnen Befreiung vom kaiserlichen Kammergericht und von den Reichssteuern. Fortan lösten sich die Schweizer

immer mehr vom Deutschen Reiche und regierten sich selbst nach alten Rechten. Als Basel und Schaffhausen vom Adel des schwäbischen Bundes verfolgt wurden, traten auch sie der Eidgenossenschaft bei.

Maximilians Sohn Philipp, seit einigen Jahren mit Johanna, der Tochter Isabellens und Ferdinands des Katholischen von Spanien vermählt, ward nach Isabellas Tode Erbe von Spanien. Margareta, die Schwester Philipps, Witwe geworden, vermählte sich mit dem Herzog von Savoyen. Karl, das Söhnlein Philipps, ward mit Klaudia, der Tochter des Königs Ludwig von Frankreich verlobt. Der Graf von Geldern, bisher Frankreichs Schützling, wurde jetzt von Ludwig verlassen und mußte sich vor Philipp demütigen. Dafür überließ Maximilian den Herzog Sforza seinem Schicksal und belehnte den König von Frankreich mit Mailand.

Nachdem Maximilian die Erbfolge in Bayern geregelt und andere Angelegenheiten erledigt hatte, wollte er einen Römerzug unternehmen. Da kam die Kunde, Ludwig XII. von Frankreich habe den Vertrag gebrochen und seine Tochter mit dem Herzog von Angoulême verlobt. Außerdem traf im Herbst 1506 die Nachricht ein, des Kaisers einziger Sohn Philipp sei in Spanien gestorben. Im Jahre 1508 zog Maximilian über die Alpen, um dem treulosen Ludwig Mailand zu entreißen und sich in Rom krönen zu lassen. Aber Venedig, jetzt nicht nur zur See, sondern auch zu Lande mächtig, verwehrte ihm den Durchzug durch Oberitalien. Maximilian verzichtete daher auf die Krönung, nahm aber zu Trient am 4. Februar in feierlicher Weise mit Bewilligung des Papstes den Titel an „Erwählter römischer Kaiser".

Dann begann Maximilian den Krieg gegen Venedig. Von Gefahren umringt, und von den Schweizer Söldnern, denen er keinen Sold mehr zahlen konnte, verlassen, war der Kaiser aber gezwungen, nach Deutschland zurückzukehren. Bald erneute Maximilian jedoch den Kampf gegen Venedig, indem er sich abermals mit Ludwig von Frankreich und mit dem Papst verbündete. Die Venetianer, von so vielen Feinden hart bedrängt, demütigten sich vor dem Papst, und dieser sandte ihnen nun seine Truppen zuhilfe. Auch vermochte der Papst den König Ferdinand von Aragonien dem Bündnis mit den Franzosen abwendig zu machen, indem er ihn mit Neapel belehnte.

Inzwischen schrieben die dem Papst feindlich gesinnten Kardinäle ein allgemeines Konzil aus, um die Gebrechen der Kirche zu heilen und luden den Papst vor ihre Schranken. Doch der Papst berief selbst ein Konzil für das andere Jahr nach Rom. Als er bald darauf erkrankte, faßte Kaiser Maximilian den Plan, seine Kleinodien zu versetzen, die Kardinäle zu bestechen und selbst Papst zu werden. Er mußte jedoch dies Vorhaben verschieben, denn Papst Julius genas.

In der Schlacht bei Ravenna wurden inzwischen Venetianer, Schweizer und Spanier gedemütigt. Der Papst verschanzte sich in der Engelsburg und war schon willens, Italien zu verlassen. Da

gewann Ferdinand von Aragonien den Kaiser für sich und versöhnte ihn mit dem Papst. Die drei schlossen einen Bund, welchem auch der König von England beitrat. Der Papst eröffnete die Kirchenversammlung, die Schweizer zogen ihm von neuem zu, und Maximilian erreichte einen Waffenstillstand mit Venedig. Er rief seine Landsknechte vom Heere Ludwigs zurück, und dieser mußte ebenfalls seine besten Truppen aus Italien abrufen, weil englische Krieger an seinen Küsten gelandet waren. Die zurückbleibenden Franzosen wurden nun leicht vertrieben.

Der Papst war erfreut über die Demütigung Ludwigs. Hingegen ließ er das Haus Habsburg sich in Italien festsetzen. Er befahl den Venetianern, mehrere Städte an Maximilian abzutreten. Im Jahre 1513 starb Papst Julius. Der Kaiser und der König von Aragonien ließen ihren Schützling, Kardinal Johann von Medicis wählen, welcher sich als Papst Leo X. nannte. Ein Versuch des Königs von Frankreich, Mailand wieder zu erobern, wo der älteste Sohn des vertriebenen Max Sforza herrschte, mißlang. Bald nachher starb Ludwig XII., und Venedig ward durch des Kaisers Landsknechte entscheidend geschlagen.

Diese Landsknechte spielten jetzt in den Kriegen eine große Rolle. Der Heerbann, das Aufgebot aller Freien zur Verteidigung des gemeinsamen Vaterlandes, war seit Jahrhunderten nicht mehr üblich und auch nicht mehr notwendig. Kriege und Fehden galten keinem gemeinsamen, äußerem Feinde mehr. Sie beruhten nur auf Zwisten der Edlen untereinander. Zuletzt verschwand auch der letzte Rest des Heerbanns, das Aufgebot zur Begleitung des deutschen Königs nach Rom zur Kaiserkrönung. Auch dieser Zug wurde jetzt mit besoldeten Rittern und Knechten unternommen.

Von Deutschland aus hatte sich allmählich das Kriegswesen durch ganz Europa hindurch geändert. Viel trug dazu die neue Feuerwaffe mit bei, welche nur vom Fußvolk sicher gehandhabt werden konnte. Die Ritter mit den Stahlrüstungen wurden durch die Feuerwaffe überflüssig. Im Jahre 1487 fand in Worms das letzte Turnier der Ritterschaft der vier deutschen Stämme statt. Das Rittertum war zu Grabe gegangen.

Kaiser Max, verlassen vom Adel seiner Erbländer, wenig unterstützt von den Ständen des Reiches, mußte für seine Kriege gegen Frankreich ein neues Heer schaffen. Dieses bestand aus Landsknechten, Freiwilligen vom ebenen Lande, im Gegensatz zu den Schweizern, den Gebirgsmannen. Die Landsknechte dienten, gleich den Schweizern, um Sold. Der Kaiser selbst lehrte die Haufen Glied und Rotte halten, die Spieße strecken und einen sogenannten Igel gegen Reiterangriffe machen. Diesen Landsknechten gab der Kaiser adlige und bürgerliche Hauptleute. Die Hauptwaffen der Landsknechte waren ein meist sechs Meter langer Spieß und ein Schlachtschwert.

Durch Kaiser Maximilian kam das deutsche Fußvolk wieder zu den alten Ehren. Nicht selten ging der Kaiser selbst mit dem Spieß auf der Schulter und mit einem breiten Schwert umgürtet

vor seinen Kriegern her. Es drängten sich daher auch Herren und Edelleute zu den Fähnlein der Landsknechte, stritten im Harnisch in den ersten Reihen und erhielten Doppelsold. Viele Angehörige des niederen Adels, daheim durch den Landfrieden ohne Einkünfte, auf ihren Felsenburgen von den Fürsten wegen Friedensbruch mit Kanonen bedroht, begaben sich ins ferne Ausland in den Dienst eines Mächtigen, bis der Kaiser sie heimberief.

Zog ein Fürst zur Fehde, so bestellte er einen berühmten Kriegsmann zum Feldherrn. Er gab ihm einen bestimmten Sold, überließ ihm Werbung und Einübung der Mannschaften und oft auch die Führung des ganzen Krieges nach des Feldherrn eigenem Ermessen. Die Landsknechte, vormals arbeitslose, unzufriedene und abenteuernde Söhne von Bauern und Bürgern, dienten dem, der am besten zahlte. Deutsche Soldaten waren daher in aller Herren Ländern zu finden. Bald ward in Europa keine entscheidende Schlacht mehr geschlagen, ohne daß Deutsche dabei den Ausschlag gegeben hätten.

Der Krieg war diesen Landsknechten Handwerk. Mord, Raub und Brand im Gebiete des Feindes ward ihnen zum Vergnügen, und ein recht lasterhaftes Leben war ihnen Bedürfnis. Den Fähnlein folgte, wie einst den römischen Truppen, ein langer Troß von Weibern, die Kochen und Waschen besorgten, viele wilde Buben und anderes Gesindel. Nur im Felde ward Zucht und Ordnung aufrecht erhalten und vor der Schlacht sogar gebetet. Dann drangen die Fähnlein wie eine wandelnde Mauer auf den Feind ein.

Den deutschen Landsknechten kamen die Krieger keiner anderen Nation gleich. Selbst die, welche in fremdem Dienst standen, renommierten mit ihrer deutschen Abstammung. Jeder Landsknecht putzte sich so phantastisch und martialisch wie möglich heraus. Denn eine gleichmäßige Kleidung war nicht vorgeschrieben. In Feindesland maßen sie das Tuch mit dem Spieße und brachten an ihrer weiten Kleidung eine unmäßige Menge Falten und Puffen an. Erzielten sie einen Gewinn, so vergeudeten sie ihn eiligst in Trunk und Spiel. Der Kaiser gönnte ihnen für das armselige Leben, das sie im Grunde genommen führten, gern jedes erdenkliche Vergnügen.

Die ganze geworbene Kriegerschar erhielt den Namen „Regiment“. Denn sie bildete gewissermaßen einen eigenen Staat und hatte bestimmte Gesetze und Befehlshaber. Kriegsräte und Musterschreiber sorgten für den Sold und alle Kriegsbedürfnisse. Der Profos, im Range eines Hauptmanns, übte die Polizeigewalt aus und verfolgte die Verbrecher. Er bestrafte Unfug, Betrug, Dienstfrevel und überwachte den Markt des Lagers. Unter seiner Aufsicht standen Kaufleute, Krämer und Marketender. Im Gefolge des Profoses amtete der Stockmeister mit seinen Knechten. Der Fähndrich, meist ein großer tapferer, rüstiger Mann, trug die Fahne und hielt die kriegerische Haltung aufrecht. Der Feldwebel hatte sowohl die einzelnen, wie die Gesamtheit einzuüben.

Die Landsknechte genossen viel Freiheit. Kleinlicher Dienst

war unbekannt, ein Gebot, die einfachen Waffen zu reinigen, nicht vorhanden. Als Hauptsache galt, daß der Mann die Waffe gut handhabte und sich mutig schlug. Allmonatlich wurden aus den Landsknechten zwei Weibel gewählt, welche im Namen Aller Klagen über Mängel und Gebrechen vor die Hauptleute brachten und Lebensmittel in Empfang nahmen. Das Gerichtsverfahren der Landsknechte war altdeutsch, öffentlich und mündlich, das Urteil ward von Genossen gesprochen und schnell vollzogen. Ihren Oberst ehrten und achteten die Landsknechte gleich einem Fürsten. Wohin er die Landsknechte führte, dahin folgten sie. War der Krieg zu Ende, zerstreute sich das Regiment, und die Mannen suchten in Nähe und Ferne neuen Dienst. Jeder anderen Arbeit entfremdet, unkundig oder überdrüssig, streiften sie im Lande umher, bettelten frech, stahlen und raubten auch. Sie wurden, wie einst die Ungarn, vielfach zur Plage für Dörfer und einzelne Höfe.

Als berühmtester Kriegsoberst jener Zeit waltete Georg von Freundsberg, dessen Stammschloß bei Mindelheim lag. Er brachte fast sein ganzes Leben im Felde und im Dienste des Kaisers zu. Er machte die Landsknechte zu einem Staat im Staate und wußte, gleich dem Kaiser, das grobe Geschütz am besten anzuwenden. Meist ging Freundsberg, mit dem Brustharnisch bekleidet, vor dem Fußvolk her. Später, durch unvernünftiges, sogenanntes gutes Essen und Trinken immer dicker, schwerer und unbehilflicher werdend, holte er jedesmal tief Atem, sobald er mit seinem zweihändigen Schwert einen mächtigen Streich getan. Seine Landsknechte, für die er redlich sorgte, liebten ihn wie einen Vater. Während der Waffenruhe brachten die Landsknechte ihre Gefühle und Erlebnisse in Lieder und auch Freundsberg verfasste manchen gereimten Spruch.

Eine andere Erscheinung der neuen Zeit unter Kaiser Maximilian war die Errichtung der deutschen Post. Zwar gab es in irgend einer Form schon immer eine Post. Die Römer, welche überall in ihrem großen Reich einen raschen Postdienst eingerichtet, besaßen treffliche Verbindungen zwischen den einzelnen Heerlagern am Rhein und an der Donau mit ihrer Hauptstadt Rom. Seit der Völkerwanderung verfielen aber mit den römischen Straßen auch die römischen Postverbindungen.

Später ordnete Karl der Große eine regelmäßige Postverbindung zwischen seiner Residenzstadt Aachen mit den italischen, deutschen und westfränkischen Ländern an. Er und seine Getreuen reisten stets zu Roß. Ihr Gepäck ward von den Untertanen befördert. Dazu waren die Lehensmänner und Beamten des Kaisers, sowie auch die Klöster verpflichtet. Briefe der Fürsten und Herren wurden durch eigene Boten, vielfach aber auch durch Pilger und Mönche befördert. Alle Orden und geistlichen Anstalten blieben durch eigene Boten in fortdauerndem Wechselverkehr unter sich und mit Rom.

Der deutsche Orden besaß gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts schon vollständig eingerichtete Reitposten, die aber nur

für den Hof von Marienburg und für die Ordensmitglieder bestimmt waren. Dem gemeinen Volk dienten meist die Metzger auf ihren Reisen, die sie wegen Einkäufen von Vieh unternahmen, als Überbringer mündlicher und schriftlicher Nachrichten.

Seit dem dreizehnten Jahrhundert bildete sich jedoch allmählich ein regelrechtes Botenwesen mit dauernder Verbindung von einer Stadt zur andern aus. Das ganze Land ward nach allen Richtungen hin von fahrenden und reitenden Boten durchzogen. Auch die Kaufleute besorgten auf ihren Reisen allerlei Nebengeschäfte, zu denen das Befördern von Nachrichten und Briefen mit gehörte. Die Besuche der zahlreichen Messen und Märkte stellten ebenso viele Postzüge dar.

Auf diese Art entstand eine regelmäßige Verbindung zwischen den süddeutschen Städten und denen der Lombardei, zwischen den Hansastädten untereinander und den Städten des Deutschen Reiches, eine Verbindung der Gebiete deutscher Zunge von Amsterdam und Köln, von Nord- und Ostsee bis Riga und Nowgorod. Diese Posten wurden vielfach auch von benachbarten geistlichen und weltlichen Fürsten benutzt, bis diese eigene Posten errichteten. Trotz alledem fehlte das gemeinsame Zusammenwirken und Ineinandergreifen. Jede Körperschaft und jeder Stand sorgte nur für sich.

Neben den Briefposten entstanden durch den steigenden Handelsverkehr bald Güterposten, mit welchen wiederum auch Personen sich befördern ließen. Allerdings dauerte solche Reise damals sehr lange. Die Post von Küstrin nach Ansbach brauchte zu ihrem Wege von 68 Meilen, mit Einschluß von sechs Ruhetagen, vierundzwanzig Tage und die Post von Ansbach nach Wolfenbüttel für 52 Meilen fünfzehn Tage.

Bei gutem Wetter ging der Reisende auf den schlechten Straßen meist neben dem Wagen her. Bei schlechtem Wetter suchte er mit dem Fuhrmann und dessen Hund unter dem Leinendache des Wagens Schutz. Wer wirklich sicher reisen wollte, verschaffte sich aus der Kanzlei eines Fürsten oder einer Bundesstadt einen untersiegelten Geleitschein. In diesem mußte ausdrücklich bezeugt sein, daß der Inhaber ehrlich und ehelich geboren, weder Wende und Slave, noch Schäfer, Schinder, Spielmann oder der Sohn eines solchen sei. Denn alle diese waren achtlos und rechtlos, wie in Indien die Parias und Tschandalas.

Auf Veranlassung des Kaisers Maximilian richteten Baptist von Thurn und Taxis und dessen Sohn Franz einen regelmäßigen Postdienst zwischen Wien, Regensburg und Brüssel, den Hauptsitzen der kaiserlichen Hofhaltung ein. Im Jahre 1516 ernannte Maximilian den Freiherrn von Thurn und Taxis zu seinem niederländischen Postmeister und gab ihm das ausschließliche Recht auf Briefbeförderung und der daraus erzielten Einnahme. Dafür übernahm der Freiherr die Einrichtung und Erhaltung der Posten und die kostenlose Beförderung der kaiserlichen Briefe.

Maximilians Enkel, Kaiser Karl V., erkannte die großen Verdienste derer von Thurn und Taxis an und ernannte 1543 Leonhard,

den Bruder des verstorbenen Franz, zum obersten Leiter und Meister seiner Posten. Reichtum, Würde und Ansehen der Herren von Thurn und Taxis nahm beständig zu, besonders, nachdem sie im Jahre 1595 das Amt des kaiserlichen Generaloberpostmeisters erlangt hatten und hundert Jahre später in den Reichsfürstenstand erhoben worden waren. Die Taxis-Posten verbreiteten sich allmählich über ganz Deutschland. —

Während Kaiser Max in fortdauernden Kriegen und Unterhandlungen für Macht und Ehre seines Hauses sorgte, suchten sich die Städte nach ihrer Weise zu kräftigen und waren bestrebt, ihre Rechte zu sichern. Rings um die Städte blühte meist ein vortrefflicher gartenartiger Landbau. In den Städten wohnte ein zahlreicher Adel und ein unternehmender Handels- und Gewerbestand. Man vervollkommnete die Erfindungen der vorhergehenden Jahrhunderte, und neue kamen hinzu. Der Buchdruck verbreitete sich immer mehr und ward immer leistungsfähiger. Ebenso wurden Feuerwaffen, Windmühlen, Brillengläser, Siegelschneiderei, Kupferstich, Gießkunst, Drahtzieherei, Scharlachfärberei, Schleifen von Diamanten, Orgelbau und Herstellung von mathematischen und mechanischen Werkzeugen entwickelt und vervollkommnet.

Die deutsche Nation ward durch ihren Erfindungsgeist und Gewerbefleiß im Ausland ebenso berühmt, wie durch ihre Landsknechte. Der Mittelpunkt dieses industriellen Lebens blieb noch immer Nürnberg. Hier waren auch die Windbüchsen erfunden worden. Seit den Husitenkriegen wurden zu Nürnberg die Reichskleinodien und Heiligtümer der Krönung aufbewahrt.

Zu hoher Blüte erhob sich in diesem Jahrhundert auch die Baukunst und die Bildnerei. Die großartigen Dome zu Regensburg und Wien, zu Köln, Basel, Freiburg und Ulm, die Lorenz- und Sebalduskirche zu Nürnberg mit ihren schönen Standbildern von Peter Vischer gediehen immer weiter, zur Bewunderung für kommende Zeiten. Denn die meisten frommen Vermächtnisse gedachten des Dombaues. Noch immer existierten die Zünfte oder Bauhütten der verschiedenen Baukünstler, und die Dommeister waren bemüht, ihre Bauten nach dem ursprünglichen Plane weiter zu führen.

Am 25. April 1459 versammelten sich in Regensburg die Baukünstler aus allen Teilen des Deutschen Reiches und führten einheitliches Wortzeichen und gleichen Gruß und Handschlag im Gewerbe ein. Sie gelobten, überall solche Vereine zu errichten und sie der Haupthütte zu Straßburg unterzuordnen, weil nach dem Vorbild des prächtigen Turmes zu Straßburg alle Türme der Hauptkirchen zu Wien, Köln, Zürich, Landshut und Freiburg gebaut worden seien. Künftig kamen die Hüttengenossen noch in andern Städten zusammen, pflegten aber außer der Zunftordnung besonders auch das geistige Band deutscher Künstler unter sich. Aus ihrer Hüttengenossenschaft entwickelte sich nachmals die Maurerei, welche zum Bund der Freimaurer ward und sich über ganz Europa verbreitete.

Zu jener Zeit rang sich nicht minder die Malerei von den

Fesseln los, welche ihren Aufschwung bisher gehemmt. Man malte nicht mehr auf Tapetenmustern oder auf Goldgrund, sondern in freier natürlicher Ausführung. Als Meister dieser entwickelten Kunst erlangten große Berühmtheit die Nürnberger Michael Wohlgemuth und sein Schüler Albrecht Dürer, der zugleich im Holzschneiden und Kupferstechen Hervorragendes leistete. Ferner waren von Bedeutung die beiden Holbein, Vater und Sohn, die mit ihren Bildern vorwiegend Basel und Augsburg schmückten. Die reichen Bürger gaben den Künstlern vielfach Beschäftigung. Sie ließen von sich und ihren Familien Bilder malen und ihre Häuser mit Gemälden schmücken. Viele Straßen glichen einem großen Bilderbuch, derartig waren die Wände mit Bildern aus der Vergangenheit bemalt. Besonders die Reichstädte und fürstlichen Städte wetteiferten darin, das Volk durch Malereien zu erfreuen.

Die Dichtkunst, einst nur von den höheren Ständen gepflegt, ward allmählich auch bei den Bürgern heimisch. Da aber die Bürger alles gildenmäßig betrieben, so nahm auch die Dichtkunst einen handwerksmäßigen Charakter an und bewegte sich im bescheidenen Rahmen bürgerlicher Begriffe. Die Dichtung bildete sich zum sogenannten Meistersang aus. Sie besang die beschränkte Häuslichkeit und schilderte in langatmiger Weise Gedanken und Gefühle des Bürgerstandes. Meister und Gesellen übten sich in einsamer Kammer in Nachahmung oder Erfindung solch' künstlicher Gesänge.

Die Liebhaber dieser meist in der Zwangsjacke einher hanswurstelnden Dichtung bildeten eine große Innung. Allsonntäglich nach dem Gottesdienste versammelten sich die Mitglieder, welche sich Singer und Dichter nannten, mit andern Bürgern und Bürgerinnen auf dem Rathaus oder in der Kirche, um hohe Schule zu singen. Dort trugen sie die von ihnen in Wort und Tönen gedichteten Lieder vor, um alsdann von den Meistersingern das Urteil zu vernehmen. Der Sieger ward mit einem Kranz und einer Kette geschmückt, welche er solange trug, bis ein anderer Sänger ihn übertraf.

Das Preissingen soll zuerst in Mainz durch Anregung des Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob, entstanden sein. Von dort aus verbreitete sich der Meistersang über die deutschen Städte. Die bekanntesten Meistersänger sind Barth, Regenbogen, Heinrich von Müglin, Michael Behaim, Suchensinn und Hans Folz aus Worms, welcher als Barbier in Nürnberg ansäßig war. Alle diese Meister aber übertraf Hans Sachs.

Die Gedichte der Meistersänger bringen die Welt des bürgerlichen Lebens zum Ausdruck. Der Gesichtskreis dieser Dichter ist mit wenigen Ausnahmen slavokeltisch und chinesisch beschränkt und nur auf das Äußere der nächsten Umgebung gerichtet. Indoarische Tiefe, hellenischer Schwung, semitische Glut und Farbenpracht, sowie germanischer Heldengeist irgend welcher höheren Art fehlen den Meistersängen der Bürger jener Zeit. Vielleicht gerade deshalb verbreiteten sich diese Lieder der äußeren bescheidensten

Wirklichkeit sehr schnell im ganzen Volke. Denn die überwiegende Mehrzahl derselben paßte vortrefflich zum nüchternen Katerstumpfsinn, wie auch zum Bier- und Weindusel des Volkes.

Auf allen Straßen, sowie in den Herbergen der Zünfte und Gilden wurden Meisterlieder gesungen und gepfiffen. Ein Zeitalter war angebrochen des Volksliedes der wandernden Studenten, Soldaten oder Handwerksgesellen, der Jäger und Bergleute. Diese Art, den Geist des Volkes zu beschäftigen und zu unterhalten, ist entschieden eine sehr wohltätige und berechtigte. Dem Volk ist sein Lied und eine seinem Verständnis angepaßte Kunst wohl zu gönnen. Nur darf der geistige und dichterische Wert solcher Kunst nicht ungebührlich zu einer höheren nationalen Bedeutung aufgebauscht werden, welche im Vergleich zu einer hocharischen Gedanken- und Gefühlswelt in armselige Dürftigkeit zusammensinkt.

Die Volksgesänge der Gildenzeit sind zuweilen nicht ohne Gemüt und Humor. Sie spiegeln die äußeren Zeit- und Lebensverhältnisse wieder, sie loben oder schelten, mahnen oder rügen, verspotten oder höhnen, sowohl Einzelne, als auch ganze Stände. Allerdings geißeln sie vorwiegend die höheren Stände. Die Landsknechte hingegen besangen ihre siegreichen Schlachten oder priesen ihr ungebundnes Leben. Weitaus die meisten Lieder sind jedoch Liebeslieder. Sie besingen die heimliche, getreue, glückliche und unglückliche Liebe, die Trauer des Abschiedes, Grüße aus der Ferne, die Hoffnung und die Freude des Wiedersehens. Lehrgedichte, welche eine gewisse Gassenklugheit aussprachen, waren ebenfalls reich vertreten.

Das fortwährende Anwachsen der Städte mit ihrem regen Gewerbeleben hatte zur Folge, daß sich auch der Handel immer weiter ausdehnte. Die süddeutschen Städte standen in ununterbrochenem Verkehr mit Italien. Die Kaufleute Augsburgs besaßen in Venedig jetzt sogar eigene Warenhäuser.

Dennoch wurden die reichen Welser und Fugger in Augsburg von dem Nürnberger Martin Behaim an Ruhm noch übertroffen. Ihn führte der Handel in die Niederlande und nach Portugal. Im Jahre 1484 befand sich Martin Behaim auf der Flotte, welche König Johann zur Erforschung der Westküste von Afrika ausschickte. Er half am 18. Januar 1485 die Denksäule auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung aufrichten. Nach seiner Rückkehr schlug ihn König Johann zum Dank für seine Verdienste zum Ritter. Im Jahre 1490 besuchte Martin Behaim seine Verwandten in Nürnberg. Bei dieser Gelegenheit verfertigte er einen Erdglobus. Denn er war bereits davon überzeugt, daß die Erde Kugelgestalt habe. —

Während die Zünfte an den Preisliedern ihre Freude hatten und der Handel die Kaufleute mit fernen Gegenden und Ländern in Berührung brachte, wurden Adel und Denker in anderer Weise von neuen Eindrücken ergriffen. Nach dem Sturze von Konstantinopel, durch welchen das ganze griechische vormals oströmische Reich unterging, um finnisch-hamitischer Barbarei Platz zu machen, wanderten viele gebildete Griechen nach Italien aus. Hier weckten

sie Interesse für altgriechische Sprache. Vor allem Herzöge und Fürsten waren die ersten Schüler der neuen Lehrer. Sie lauschten entzückt den Gesängen Homers, den Lehren des Plato und den Überlieferungen des Herodot. Eifrig las man die griechischen Schriftsteller und betrachtete die alten hellenischen Verfassungen, Sitten und Gebräuche, die alte griechische Kunst und Wissenschaft im neuen Lichte.

Dann wandte sich die Forschung auch den römischen Schriftstellern zu. Das neue Studium verbreitete sich schnell über die Alpen. Die Jünglinge edler Geschlechter besuchten die neuen griechisch-lateinischen Schulen Italiens und kehrten als begeisterte Lehrer zurück. Im Laufe der Jahrhunderte hatten fast alle größeren Städte Deutschlands mit und ohne Erlaubnis der Geistlichkeit eigene Schulen gegründet. An diesen Schulen fanden die neuen Lehrer schnell eifrige Schüler. Ebenso wandten sich die Hörer an den Universitäten den alten Sprachen zu, mit welchen sie zugleich die Schönheit der Darstellung und den erhabenen Geist der antiken Welt in sich aufnahmen. Von jetzt an galt es als höchste Aufgabe, ein Latein wie Cicero zu reden und zu schreiben und ein Griechisch wie Demosthenes.

Durch die weitverlorene Verbreitung der Germanen über das Kelten- und Slaventum war der Geist des Germanentumes, durch Einfluß der Beherrschten, einst finnisch umdüstert worden. Das Christentum aber hatte den Germanengeist vollständig umnachtet und ihn sich selbst entfremdet. Nun half das geistes- und rassenverwandte, zur Blüte gelangte adlige Griechentum den weit verstreuten Enkeln der Saken, Geten und Asen sich auf die Kulturziele ihrer edelarischen Vorfahren zu besinnen. Nur Germanen, Germanokelten und Edelsemiten können das Hellenentum verstehen und würdigen. Nur Edelarier wird das Griechentum heimatlich begeistern und entzücken, während es den europäischen Chinesen, den Keltofinnen und Slaven, kalt läßt, langweilt, unverständlich anfremdet und ungemütlich bedrückt.

Der deutsche Chinese, welcher so gern Deutschtum mit Germanentum verwechselt, während in Wahrheit nur der deutsche Adel und das hohe pfadfindende Denkertum Germanentum darstellen, — er erklärt Hellenentum und Indertum für ungermanisch. Aber genau betrachtet sind Germanentum, Hellenentum und Indertum so wesensverwandt und eins miteinander, daß nur Äußerlichkeiten in der Verschiedenheit der Ausdrucksweise eine Kluft vortäuschen. Die Art der Entwicklungsfolge, die Entwicklungsfähigkeit, Richtung und Ziel der Entwicklung und das Wesen ihrer Begriffe bleibt sich immer gleich, ist immer aristokratisch. Die Majestät des Hellenentumes ist es, durch welche sich der Halbfinne bedrückt fühlt, welche den Germanen aber gesangvoll an seine göttergleiche Abkunft mahnt.

Die neue humanistische Bildung, welche sich verbreitete, war die der Gelehrsamkeit. Sie führte zu Ämtern und Würden, brachte jedoch nach alten Berichten angeblich etwas Fremdartiges ins deutsche Leben. In Wahrheit hielt nur der Geist des Germanentumes in

in griechischem Gewande siegreichen Einzug ins deutsche Land und senkte sich heimatlich auf Adel und Denker hernieder. Er entwurzelte allmählich die rassenfremde, demokratische Pflanze des Christentumes im Ahnen und Sinnen hoheitsvoller Asensöhne. Denn in dieser Gestalt, welche das Christentum durch Saulus-Paulus, durch die Konzilien und Päpste erhielt, welche es vorher nachweislich nicht hatte, in dieser verkommenen, nicht naturgesetzlichen Gestalt war das Christentum für Germanen ein Fluch und weder für Finnen noch für Hamiten ein Segen.

Lächelnd nur kann der wahrhaft arisch und germanisch Fühlende den Schmerz sogenannter Deutschtümler mit ansehen, welche es dem Humanismus als Schuld anrechnen, daß er das deutsche Leben zu überwuchern drohte, daß man die Geschichte der alten Völker studierte und die des eigenen Vaterlandes angeblich vernachlässigte, daß man angeblich bald besser Bescheid wußte in den Gesetzen der Alten, als in denen des Reiches.

Entrüstung herrscht darüber, daß die alten deutschen Heldenlieder vergessen wurden, daß die altchristliche fromme Sage und Dichtung verdrängt worden sei von den Sagen der heidnischen Griechen und Römer, und daß die heranwachsende Jugend den Sinn der kirchlichen Bildersprache verlernt habe. „Während des ganzen Mittelalters hätten die Apostel und Blutzeugen als verkörperte bürgerliche und häusliche Tugenden, als Muster eines christlichen Lebens gegolten. Die Heiligenlegende sei ein Sittengesetzbuch gewesen, das beinahe in jedem Bürgerhause zu finden war. Durch die Humanisten aber seien die allgemein bekannten und lieb gewordenen Gestalten zwar nicht aus dem Herzen des Volkes, aber allmählich aus dem Gesichtskreis der höheren Stände verdrängt worden. Denn Dichter und Künstler hätten mit Vorliebe nur noch Gestalten der griechischen Götterwelt verherrlicht und dargestellt."

Was soll man zu solcher Anschauung der Dinge und vor allem zu solcher Begriffsverwirrung sagen? Waren doch die alten deutschen Heldenlieder und Göttersagen schon lange vor dem Auftreten des Humanismus nach zähem Kampfe gewaltsam vom Christentum ausgerottet, und einzig darum nur vergessen worden! Und sind nicht die christlichen Heiligen und ihre Legenden ebenso undeutsch wie ungermanisch, während die griechischen Heldenlieder Göttersagen und Götterbegriffe den altgermanischen so auffallend ähneln, ja oft sogar gleichen, wie ein Ei dem andern? Das Studium der antiken Geschichte aber bietet soviel Anlaß zu Vergleichen und Schlüssen auf die Entwicklung des eignen Landes und Volkes, daß solche Zeitanwendung für denkende Germanen, welche fähig sind, aus fremden Erfahrungen Vorteile zu ziehen, keine verlorene ist.

Was geht, genau betrachtet, das deutsche Volk eigentlich das Leben und Treiben alttestamentlicher und neutestamentlicher Gestalten an? Und dennoch nimmt das Wiederkäuen biblischer Erzählungen und Anekdoten von jeher, seit Jahrhunderten bis heute, in den Volksschulen einen weit breiteren Raum ein, als die vaterländische Geschichte. Die jüdische Sage dominiert dermaßen, als

seien wir alle von Judas Stamme und Palästina unser wahres Vaterland. Das deutsche Volk hat schon längst unter der Herrschaft fremder Begriffe und Vorstellungen gestanden. Der Humanismus hat die geistige Abhängigkeit der Deutschen von einer fremden Kultur gewiß nicht begründet, sondern nur ihren Gesichtskreis erweitert und die Germanen unter den Deutschen durch geistiges Erleben einer wesensverwandten Kulturentwicklung zu sich selbst zurückgeführt.

Nur für finnische Slavokelten und andere Chinesen bedeutet der Hellenismus ein Unterjochen ihrer Nationalität, der wahre Germanismus und das römische Christentum aber nicht minder. Der europäische Chinese und Malaye ist infolge seiner tierischen Beschränktheit überhaupt nur dazu da, von irgend einer Macht beherrscht zu werden. Solcher Mächte, welche fähig und willens sind, über Europa zu herrschen, gibt es nur drei: das christliche Pfaffentum, das Judentum und das Germanentum! Darum, Ihr Drei, bekämpft Euch nicht unnützer Weise! Hetzt nicht die Massen in allerlei Formen gegenseitig gegen Euch auf! Vertragt Euch mit einander im gemeinsamen Beherrschen der großen stumpfsinnigen Herde! Seid einig, einig, einig!

Dem Christentum zum ironievollen Ärgernis ging die Quelle der neuen heidnischen Bildung von Rom aus. Dort hatten Hellenismus und Humanismus damals ihre mächtigsten Beschützer. Die Päpste, von denen die meisten in asiatischer Üppigkeit herrschten, waren im letzten Jahrhundert mehr weltliche Fürsten geworden als geistliche Würdenträger. Sie suchten ihre weltliche Macht auf jede Weise auszudehnen und zu befestigen. Sie erhoben ihre Verwandten zu einflußreichen Stellungen und Ämtern und bereicherten sie. Papst Alexander VI., aus dem skrupelfreien Geschlechte der Borgia, schwur Eide und brach Eide nach Willkür und Eigennutz. Er handhabte Gift und Dolch so gewandt wie ein Brigant, wenn es galt, seine weltlichen Pläne durchzusetzen. Zuletzt starb er an einem Gift, das er für andere zubereitet hatte.

Leo X., einer seiner Nachfolger war ein heiterer gefälliger Weltmann. Er schätzte und förderte die bildenden Künste. Während er einerseits durch die Einkünfte seines zudringlichen, schwungvollen Ablaßhandels die Dummen prellte, um den Bau der Peterskirche zu vollenden, dadurch aber auch Anlaß gab zur lutherischen Reformation, liebte er andererseits selbst arg verstümmelte Marmorkunstwerke geradezu abgöttisch. In kirchlichen Erlassen ahmte er stets die alten Römer nach. Von Leo X. und den Geistlichen, welche ihm anhingen, wurden Sokrates und Plato fast mehr gepriesen als Christus. Und Jupiter, Apollo und Diana waren ihnen teurer als die neutestamentliche Dreieinigkeit.

Ja, Leo selbst verglich sich gern mit Jupiter und hörte es gern, wenn auch Geistliche und Weltliche seiner Gesinnung ihn als Jupiter betrachteten. Das aber ist geradezu ein Kennzeichen des fürstlichen Germanen und Edelariers. Es ist kaum zu bezweifeln, daß Leo X., aus dem Geschlechte der Medici stammend, von ger-

manischer Herkunft gewesen ist. Hat doch Italien, soviele Germanenscharen dort auch starben und verdarben, im Laufe der Jahrhunderte vermutlich mehr Germanentum in sich aufgenommen, als jemals in Deutschland davon zurückgeblieben ist. Kein Wunder, daß sich aller Orten in Europa, auch unter den Geistlichen, der Germane gegen den Christen empörte und siegreich über ihn triumphierte.

Denn für einen aktiven Germanen, und sei er auch Papst, ist das Christentum in seiner verpfuschten Fassung ein peinlicher und unerträglicher Kultus. Das Christentum könnte dem Germanen höchstens willkommen sein als Mittel zum Herrschen. Mit dem Christentum aber in seiner demokratischen Form lassen sich die Massen nicht dauernd beherrschen. Der Germane kann die Herde durch dieses Christentum nur allmählich gegen sich aufreizen. Wenn das Christentum die Massen beherrschen soll, statt sie begehrend zu entfesseln und ihnen erblich stupide Frechheit anzuzüchten, muß der Katholizismus unbedingt im Sinne vorbuddhistischer indischer Lehren reformiert werden. Nur dann wird sich die Bestie winselnd zu Füßen ihres erhabenen Meisters legen. Und eine solche Reformation in katholischem Gewande ist um so leichter und mit um so größerem Rechte durchzuführen, als das unverfälschte vorpaulinische Christentum tatsächlich so ähnlich beschaffen war. Hauptsache war damals das rechte Tun. Der Glaube an und für sich berechtigte zu nichts und hatte nur dann einen nachträglichen Wert, wenn er zum rechten Wandel führte.

Die Germanen.

X. Fortsetzung.

In Deutschland galt als bedeutender Kenner und Lehrer der alten Sprachen und Zeiten Rudolf Agricola, geboren 1441 bei Gröningen. Er wirkte als öffentlicher Lehrer an der Universität Heidelberg, sehr beliebt beim Bischof Johann von Dalberg. Nicht minder berühmt und äußerst tätig war Konrad Celtes, geboren bei Würzburg im Jahre 1459. Er zog lernend und lehrend im ganzen Reiche umher und gründete überall gelehrte Gesellschaften. Nach dem Beispiel Italiens, das seine großen Dichter krönte, ward er von Kaiser Friedrich III. zu Nürnberg feierlich mit der Lorbeerkrone geschmückt. Als Humanisten schätzte man ferner Rubianus, Eoban Hessus, Konrad Mutianus Rufus und den feingebildeten Erasmus von Rotterdam, welcher mit keckem Spotte im „Lob der Narrheit“ alle Stände geißelte. Selbst vom Papst wagte jener zu sagen, er lebe nur dem Vergnügen und lasse für die Kirche die Heiligen, Petrus und Paulus sorgen. Als Haupt und Meister der neuen Aufklärung tat sich der fahrende Ritter Ulrich von Hutten hervor. Man sagt, seine Feder habe schwerere Wunden geschlagen, als sein Schwert. Alle diese gepriesenen Kenner des Altertumes

schrieben nur lateinisch, wobei sie auf schönen Stil und schöne Formen besonderes Gewicht legten.

War es nicht die römische Kirche oder das römische Recht, so war es neben der griechischen nun die römische Literatur, welche Germanien regierte. Vom Joch des römischen Weltreiches wurden in gewissem Sinne die Enkel der alten Germanen immer noch nicht frei. Rom ließ seine Beute nicht fahren. Die deutsche Sprache ward von den Humanisten total vernachlässigt. Wer noch deutsch schrieb, mengte möglichst viele lateinische Worte in seine Sprache, um ihr ein gelehrtes Ansehen zu geben. Nicht minder bemächtigte sich der romanische Geist der Baukunst. Die neusten Bauwerke waren nach italienischem Vorbild gestaltet. Selbst die Werke des Mittelalters wurden umgebaut und gotische Türme erhielten italienische Kuppeln.

Diese neue Art der Herrschaft des alten Rom über Germanien erscheint nur dadurch in milderem Lichte, wenn man bedenkt, daß das alte hamitisierte keltofinnische Rom einst selbst vollständig vom Geiste Griechenlands regiert ward und unter der allmächtigen geistigen Oberherrschaft des erhabenen Hellenentumes stand. Übte doch das Griechentum einst auch auf die lateinische Sprache aller größten Einfluß aus.

Nimmt man die Sache so, muß dieser neue römische Einfluß als Herrschaft eines verborgenen Hellenismus betrachtet werden. Denn nur Hellenentum ist dem Germanentum ebenbürtig, das alte Römertum mit seiner einseitig materiellen Entwicklungsfähigkeit nicht. Italien war in alten Zeiten zu finnisch und später zu bedenklich hamitisch belastet, um durch eigene Kraft zu einer höheren Kultur gelangen zu können. Nur durch Griechen, und später durch Germanen ward Italien kulturfähig auch in höherem Sinne.

Die neuen Lehrer traten offen gegen das entartete Christentum auf und geißelten die Mißbräuche der Kirche mit Spott und Hohn. Bald entstand zwischen ihnen und den Mönchen Streit, weil diese noch immer als die alleinigen Träger der Wissenschaft gelten wollten. Mit Mühe nur entging der Humanist Wimpfeling einer Vorladung nach Rom, weil er 1505 in einer Schrift zu sagen wagte, die Weisheit hafte nicht an der Ordenskleidung, und die gelehrtesten Theologen seien nicht Mönche, sondern Weltgeistliche gewesen.

Ernster drohte ein Streit Reuchlins mit den Kölnern sich zu gestalten. Reuchlin, geboren 1455 zu Pforzheim, lange Zeit vertrauter Rat des ersten Herzogs von Württemberg, ward später Richter des schwäbischen Bundes. Er galt als gründlicher Kenner der lateinischen und griechischen Sprache und lehrte unter großem Zudrang von Schülern zu Heidelberg und Tübingen. Unter den deutschen Gelehrten war er wahrscheinlich der einzige, welcher auch gründlich Hebräisch verstand. Denn diese Sprache hatte er mit großen Kosten von einem Juden gelernt.

Ein getaufter Jude, Johann Haberkorn aus Köln, verdächtigte nun den Talmud und verlangte, der Talmud sollē nebst ähnlichen

Büchern verbrannt werden. Seine Absicht war, von den Juden Geld zu erpressen. Haberkorn wußte die Dominikaner für seine Forderung zu gewinnen, und diese riefen die Entscheidung des Kaisers an. Der kaiserliche Hof wollte jedoch die Juden nicht ohne Untersuchung verdammen und verlangte von Reuchlin, er solle sein Gutachten über die Sache abgeben. Reuchlin erklärte, man solle weder den Talmud noch die übrigen hebräischen Bücher verbrennen, sondern versuchen, die Juden durch sanftmütigen Unterricht zum Christentum zu bekehren. Darüber erhoben Haberkorn und seine Schutzherren, unter ihnen der Ketzerrichter Jakob Hochstraten, großes Geschrei. Sie veröffentlichten eine Schmähschrift, welche Reuchlin gründlich, zugleich aber in heftiger Weise beantwortete. Dadurch wurden die Kölner noch mehr gereizt. Hochstraten verbrannte die Schrift Reuchlins und predigte dagegen. Hierauf nahmen sich alle Humanisten und Freunde Reuchlins der Sache an. Sie verschmähten es nicht, den Gegnern Spott und Grobheiten entgegenzuschleudern. Vergebens gebot der Kaiser Schweigen.

Hochstraten wollte den Reuchlin durchaus als Ketzer brandmarken und lud ihn 1513 vor Gericht. Das geistliche Gericht zu Speier hatte zu entscheiden. Dieses sprach die Schrift Reuchlins von aller Ketzerei frei und verurteilte den Hochstraten zur Kostentragung. Mehrere deutsche Universitäten und die Pariser Universität verurteilten die Schrift Reuchlins auf Veranlassung Hochstratens trotzdem zum Feuer. Jetzt vereinigten sich alle Humanisten und Anhänger freier hellenischer Geistesentwicklung, darunter sehr viele Fürsten und eine überwiegende Zahl von Adligen, und nahmen offen für Reuchlin Partei. Papst Leo X., selbst durch und durch aufgeklärter Heide, Hellenist und Humanist, vertuschte die Sache und schlug den Streit nieder. Die Humanisten hatten vor aller Welt den Sieg errungen.

Schon vorher waren Spott und Hohn gegen die Mißbräuche der Kirche so heftig und beißend geworden, daß Papst Alexander Borgia die freie Presse beschränken wollte und bei Strafe des Bannes gebot, daß niemand ein Buch ohne Erlaubnis eines Bischofs drucken solle. Selbstverständlich erließ Papst Alexander VI. diesen Befehl nur im Interesse seiner päpstlichen Weltmacht und vielleicht auch auf Drängen der Kardinäle aus Existenztaktik. Er selbst tat über Gott, Unsterblichkeit, Kirche und Papsttum seiner Umgebung gegenüber vielfach so freie, sarkastische, ja geradezu cynische Ausserungen, daß sich abergläubische Kardinäle entsetzt vor ihm bekreuzten, als hätten sie den leibhaftigen Teufel vor sich. Einer der Kardinäle rief einst erschreckt aus: „Ich glaube gar, Euere Heiligkeit sind Atheist.“

Daß Alexanders Tochter Lucretia sowohl zu ihrem Vater, wie zu ihrem dämonischen Bruder Cesare in einem Verhältnis gestanden haben soll, welches hier nicht näher erörtert werden kann, ist allen bekannt, welche hinter die Kulissen der offiziellen Völkergeschichte geschaut haben. In dieser und ähnlicher Beziehung ist

der „Pfaffenspiegel“ des Adligen und preußischen Offiziers Otto von Corvin-Wiersbitzky jedem Freidenker als erbauliche Lektüre zu seiner erfolgreichen Konfirmation dringend zu empfehlen.

Den Befehl einer bischöflichen Zensur aller Bücher vor ihrer Drucklegung wiederholte der vortreffliche Papst Leo Jupiter, selbstverständlich nicht aus Antipathie gegen die Humanisten, sondern ebenfalls aus Zwang der Verhältnisse und aus Regierungstaktik. Aber alle diese Befehle, ohnehin nicht ernstem Fanatismus entsprungen, und deshalb nicht mit dem nötigen Nachdruck vertreten, wurden vollständig mißachtet. Somit ward die Presse rasch zu einer zügellosen, gefürchteten Macht. Besonders übten die „Briefe der Dunkelmänner“ eine vernichtende Wirkung aus. In diesen Briefen erzählen Geistliche einander in priesterlicher Einfalt und miserablem Latein ihre erbaulichen und duftigen Erlebnisse.

So selbstverständlich aber erschienen der Geistlichkeit, welche in ihren niederen Graden in bedenklicher Weise finnisch und im Süden auch hamitisch belastet war, die Briefe der Dunkelmänner, daß sie den Hohn nicht einmal merkte. Zu spät erkannte man die wahre Absicht. Als endlich von Rom aus ein Verbot des Verkaufs dieser Briefe erfolgte, waren sie bereits allgemein verbreitet und wurden gierig gelesen. Das Verbot ward vom wiehernden Gelächter einer schadenfrohen Mitwelt begrüßt.

Die Klöster waren zu wahren Lasterhöhlen geworden. Der steigende Aufwand mußte aber bestritten werden. Bischöfe und Äbte belasteten daher ihre Untertanen mit den schwersten Bedrückungen. Ihrem Beispiele folgte der Adel und hielt seine Untertanen jetzt wieder schärfer zu allerlei mühseligen Diensten bei der Jagd, beim Fischfang und bei der Ernte an. Außerdem mußten die Hörigen noch Zehnten, Grundzinsen, Steuern und andere Abgaben entrichten und von den Vögten noch allerlei besondere Plagen erleiden. Nicht selten geschah es, daß trotz allgemeinen Landfriedens adlige Gegner immer noch gegenseitig ihre Dörfer niederbrannten und Gefangene fortführten. Die Armut und zugleich die Verwilderung des Landvolkes nahm beständig zu. Dazu kam jene durch die Päpste angeregte Gewohnheit, überall auf jede erdenkliche Weise Geld zu erpressen.

Selbstverständlich kann auch das gezähmteste, geduldigste und friedfertigste Tier gelegentlich aus Verzweiflung in Raserei und vernichtende Tobsucht verfallen. Zuerst suchten in Schwaben in der Nähe der Eidgenossenschaft, wahrscheinlich von freien Bauern aufgestachelt, sich einige Gemeinden vom klösterlichen Druck zu befreien. Besonders die Äbte des Stiftes zu Kempten erregten einen Sturm von Unzufriedenheit. Da ihnen die Stadt widerstand, suchten sie sich beim Landvolk zu entschädigen. Sie wollten die freien Zinsleute unterdrücken und zu Leibeigenen machen. Da sandten die Bauern, welche sich bereits früher an den Papst gewandt hatten, einen Boten an den Kaiser.

Nachdem ein Bote unterwegs ermordet worden, gelangte ein zweiter glücklich zum Kaiser Max, und der Abt ward 1492 zur

Verantwortung geladen. Dieser rief aber den schwäbischen Bund herbei. Als die Bauern sich dem Richterspruch desselben nicht gutwillig fügen wollten, überfiel der Bund ihre Dörfer, plünderte sie und brannte viele Häuser nieder. Die Bauern flohen vor der Übermacht. Viele von ihnen wurden gefangen und grausam gepeinigt. Mehr als zweihundert zogen nach der Schweiz und siedelten sich dort an. Der Abt aber und sein Nachfolger, Rudolf von Reitnau, setzten ihre Bedrückungen fort.

Während hier Unzufriedenheit und Rachedurst nur im Stillen fortglimmen konnten, brach anderwärts der Aufruhr in hellen Flammen hervor. Bereits im Jahre 1476 zog der Spielmann Hans Böheim in Franken umher und spielte in den Wirtshäusern auf einer kleinen Pauke. Eines Tages verbrannte er seine Pauke und fing an, dem Volke zu predigen, indem er behauptete, die heilige Jungfrau habe ihm dazu Befehl erteilt. Er verlangte, jeder solle von seinen Sünden lassen. Man solle Schmuck, Halsbänder, seidene Schnüre und spitze Schuhe ablegen und nach Niklashausen zum Bildnis der Jungfrau wallfahrten. Außerdem habe die heilige Jungfrau befohlen, es solle in Zukunft weder eine geistliche, noch eine weltliche Obrigkeit geben. Weder Steuern, noch Zehnten und Zinsen sollten entrichtet werden. Niemand solle mehr haben als der andere und Wälder und Wasser sollten Gemeingut werden.

Rasch verbreiteten sich diese Lehren. Der gepeinigten Finnenschaft leuchteten die Befehle der heiligen Jungfrau ein. Man verehrte den Hans Böheim als jungfräulichen Propheten und brachte große Opfer dar. Helle Köpfe vermuteten dagegen, Hans Böheim sei nur das Werkzeug geheimer Verschwörer zum Umsturz der drückenden Verhältnisse. Es schien auch wirklich ein Schlag vorbereitet zu sein. Böheim mahnte am Wallfahrtstage zu Niklashausen, am St. Margaretentage sollten alle Männer mit Waffen wiederkommen, Frauen und Kinder aber sollten sie zu Hause lassen. Denn auf Befehl der heiligen Jungfrau habe er ihnen drei Worte zu sagen.

Hierauf ließ Fürstbischof Rudolf von Scherenberg den Pauker Böheim gefangen nach Würzburg bringen, um unliebsamen Überraschungen vorzubeugen. Das Volk ward durch diese Maßregel aufs höchste erregt. Es zog in bewaffneten Haufen zum Sturm heran und forderte die Befreiung des heiligen Paukers. Da schickte der Bischof seine Hauptleute gegen die Aufrührer ab, welche durch kluges, mildes Unterhandeln und Reden die Bauern zum Abzug bewogen. Nur der letzte Haufe, unter dem sich die Hauptanführer befanden, ward verfolgt. Dabei wurden zwölf Aufrührer erschlagen und viele andere gefangen nach Würzburg eingeliefert. Dort ließ der Bischof zwei Rädelsführer enthaupten und den heiligen Pauker Hans Böheim verbrennen. Dadurch ward auch diese Bewegung unterdrückt und nicht weiter beachtet.

Kein Fürst, Adliger oder Kirchenherr dachte daran, in sich zu gehen und zugleich das Los seiner Untertanen wohlwollend zu bessern. Daher taten sich im Jahre 1493 in der Gegend von

Schlettstadt im Elsaß sowie von Speier und Bruchsal nicht nur Bauern, sondern auch Männer in städtischen Ämtern zusammen. Sie hielten in unwegsamen Gebirgen Zusammenkünfte und gelobten mit einem Eide, geistliches und römisches Gericht, Zoll und andere Lasten abzuschaffen und keinem Geistlichen mehr als eine Pfründe mit mäßigem Einkommen zu geben. Außerdem sollten an Gläubiger keine Schulden mehr erstattet werden. Man wollte alle Juden totschlagen und ihr Geld und Gut unter sich verteilen.

Die Verschwörer wählten einen Hauptmann, und als Bundeszeichen sollte an ihrem Banner ein Bauernschuh befestigt werden. Sie wollten schnell einige feste Plätze erobern und im Deutschen Reiche eine neue segensreiche Ordnung der Dinge einführen, weil vom Adel und von den Fürsten doch nichts Rühmliches und Lobenswertes zur Verbesserung der menschlichen Schicksale zu erwarten sei.

Indessen ward die Verschwörung noch rechtzeitig entdeckt. Viele Teilnehmer wurden ergriffen, gevierteilt, enthauptet, andere geschunden, verstümmelt und aus dem Lande gejagt. Schon zwölf Jahre später, im Jahre 1505, bildete sich ein neuer Bund gegen Fürsten, Herren, Klöster und Geistlichkeit. Dieser Bund wollte die Leibeigenschaft aufheben und Zinsen, Zölle und Zehnten abschaffen. Fischerei, Jagd, Wald und Weide sollte frei werden für allgemeine Benützung. Die Mitglieder verbanden sich untereinander durch feierliche Eide. Trotzdem ward dieser Plan durch die Beichte verraten, und die Teilnehmer wurden verfolgt.

Heimlich bestand der Bund jedoch weiter. Nach acht Jahren erhoben sich die Bauern im Breisgau gegen den Druck der Markgrafen von Baden, des Adels und der Städte. Die Bauern des Elsaß waren bereit, sich ihnen anzuschließen. Man hielt auf beiden Ufern des Rheines und in den landeinwärts liegenden Gauen geheime Versammlungen ab. Dort suchten die Führer aus der Bibel zu beweisen, wie göttlich, billig und gerecht ihr Vorhaben sei. Sie behaupteten, daß nur Kaiser und Papst als Oberherren anzuerkennen seien, und daß besonders das römische Recht als Quelle aller Ungerechtigkeit beseitigt werden müßte. Diese ziemlich ausgebreitete Verschwörung ward ebenfalls rechtzeitig entdeckt, und die alten Zustände schienen sich am Rheine zu befestigen.

Dafür bereitete sich in Württemberg der Aufruhr vor, wo der allzu jugendliche Herzog Ulrich herrschte, dessen Hofleute das Volk aussaugten, indem sie immer neue Taxen und Sporteln erfanden. Aus dem Remstale ging offen der Ruf durchs Land: „Hier ist koan Rat mehr, als Zusammenhalten!“ Darum hieß der Bund, welcher sich aus diesem Notschrei entwickelte „der arme Konrad“. In der Gegend von Schorndorf bewaffneten sich die Bauern und forderten Aufhebung der ungerechten Steuern. Durch einiges Nachgeben und schöne Versprechungen besänftigte man die Leute wieder.

Bald waren die Bauern jedoch von neuem unzufrieden. Als der Herzog mit seinem Marschall selbst hinritt, geriet er in Lebensgefahr. Denn der Anblick seines Ratgebers erbitterte das Volk. Mit Mühe rettete sich der Herzog nach Stuttgart und rief die ihm

verbündeten Fürsten zu Hilfe. Diese überfielen die Empörer mit Heeresmacht. Die Anführer wurden gefangen, enthauptet und vertrieben, sodaß auch hier die Unzufriedenheit nur heimlich weiter gären konnte.

Die Gelderpressungen des päpstlichen Hofes hatten, allen Warnungen zum Trotz, in Deutschland ebenfalls fortgedauert. Allein die Summe der aus Deutschland nach Rom wandernden Annaten betrug im Durchschnitt alljährlich dreimalhunderttausend Gulden. Wurde der bischöfliche Stuhl an einem Orte rasch nach einander erledigt, so waren diese Abgaben höchst drückend. Alle Bitten um Ermäßigung der Summe blieben jedoch vergeblich.

Da geschah es, daß Albert, der jüngste Sohn des Kurfürsten Johann Cicero von Brandenburg, welcher schon als Knabe die Domherrpfründen in Magdeburg, Mainz und Trier besaß, auch zum Erzbischof von Mainz erwählt ward, obwohl er bereits Bischof von Magdeburg und Halberstadt war. Zur Bezahlung seiner Antrittssteuer, die er nach Rom entrichten mußte, borgten ihm die Fugger dreißigtausend Goldgulden. Damit er diese Schuld wieder abtragen konnte, erbat und erhielt Albert von Brandenburg von Papst Leo-Jupiter die Erlaubnis, acht Jahre lang einen Ablaß verkünden zu dürfen. Die Hälfte dieser Ablaßeinkünfte sollte nach Rom zum Ausbau der St. Peterskirche geschickt werden.

Der Dominikaner Johann Tetzel hatte das angeraten und auch die Erlaubnis beim Papst Jupiter ausgewirkt. Der neue Erzbischof übertrug dem Tetzel daher das Amt, den neuen Ablaß zu verkünden. Dieser zog mit großem Geräusch umher und bot in marktschreierischer Weise den Ablaß feil. Er spiegelte den Leuten vor, daß er die Macht habe, die schwersten Verbrechen, sogar die zukünftigen, für entsprechende Bezahlung zu vergeben. Er erlöste für Geld die Seelen vor und nach dem Tode aus dem Fegefeuer und erteilte Ablaß für bestimmte Zeit, selbst für tausend Jahre.

Alle Gebildeten nahmen Anstoß an diesem Treiben, schwiegen aber zartfühlend. Doch dem Doktor der Rechte und Augustinerpater Martin Luther, gebürtig von Eisleben, lief die Galle über. Er warnte vor Tetzel als einem Betrüger, eiferte und wetterte gegen ihn und schlug am 31. Oktober 1517 seine berühmt gewordenen fünfundneunzig Streitsätze gegen den Ablaßhandel und das Papsttum in lateinischer Sprache an die Kirchentüre zu Wittenberg. Außerdem ließ er diese Streitsätze drucken und sandte sie an viele Bischöfe und Prälaten, sowie an den Erzbischof von Mainz mit der Bitte, er möge dem Tetzel Einhalt tun. Schon nach vierzehn Tagen waren die Streitsätze in deutscher Sprache über ganz Deutschland verbreitet. Nach einem Monat wurden sie bereits in Rom gelesen und bildeten in Italien das allgemeine Tagesgespräch.

Tetzel und Genossen eiferten gegen Luther von der Kanzel herab und bezeichneten ihn als Ketzer. Der Ketzerrichter Hochstraten errichtete für Luther im Geiste bereits den Scheiterhaufen und stellte die Diagnose, Luther sei reif für den Feuertod. Luther

antwortete ihm heftig, erklärte aber, sich den Beschlüssen der Kirche und des Papstes unterwerfen zu wollen.. Denn damals dachte Luther noch nicht daran, sich von den Lehren der katholischen Kirche loszusagen. Und leider hat er sich nachmals nicht in der rechten Weise von Rom losgesagt. Die lutherische Kirche züchtet ebensogut anarchistische Rassenmischung und Sozialdemokratie, wie die katholische Kirche.

Das untere finnisch oder hamitisch am meisten belastete Volk kann seiner ganzen niederen Natur nach im Protestantismus keine Befriedigung finden. Der Protestantismus ist für das Volk zu trocken und nüchtern, zu farblos und zu unmusikalisch. Ich habe bereits darauf aufmerksam gemacht, daß das narrenhafte Auftreten und Umsichgreifen der Heilsarmee in protestantischen Ländern den Beweis für meine Beobachtung liefert.

Das schlimmste ist, daß auch protestantische Geistliche die staatsgefährlichen Lehren verkünden von der Gleichheit aller Menschen vor Gott, vom Vorrang und von der Seligkeit der Einfältigen vor dem Angesichte Gottes, von der Erlösung durch den Glauben, von der Gnadenwahl und von der stellvertretenden Erlösung durch das Opfer eines Schuldlosen. Zu diesen demoralisierenden Dogmen, welche ein Hochverrat sind am adligen Germanentum und an jedem anderen erhabenen Ariertum, kommen noch andere Mängel, welche den Protestantismus als Volksreligion noch gefährlicher erscheinen lassen, als den paulinischen Katholizismus. —

Die Offenheit, mit welcher Luther aussprach, was Tausende dachten, gewann ihm schnell Freunde. Auch Kurfürst Friedrich von Brandenburg war auf den Ablaßhandel schlecht zu sprechen, weil dem Bruder Erzbischof das Geld seiner Untertanen zufließen sollte. Er stand mit seinem Bruder auf gespanntem Fuße und billigte heimlich die Angriffe Luthers. Selbst Kaiser Maximilian war nicht gegen Luther, sondern wollte ihn sogar als Kämpfer gegen Rom benützen. Inzwischen starb aber Maximilian auf dem Rückweg nach Wien, als er den Reichstag zu Augsburg verlassen hatte, zu Wels am 12. Januar 1519.

Luther, von Kardinal Kajetan vorgeladen, kam ebenfalls unter sicherem Geleite nach Augsburg. Kajetan empfing ihn höflich, erklärte aber kurz, Luther müsse seine Irrtümer widerrufen. Ohne widerlegt zu sein, verweigerte dies Luther. Da entließ ihn der Kardinal mit den Worten: „Geh und komm nicht wieder, außer du widerrufst!“ Luther ging. Er ward durch einige Augsburger Bürger, welche für seine Freiheit fürchteten, heimlich aus der Stadt gebracht und gelangte wohlbehalten nach Sachsen zurück. Luthers Freunde und Feinde verbreiteten nun in verschiedener Absicht seine Schriften, welche steigenden Beifall fanden, sodaß man in Rom ernstlich daran dachte, den Zwist niederzuschlagen.

Papst Jupiter schickte den Karl von Miltiz als Gesandten nach Deutschland, welcher als Bevollmächtigter des Kurfürsten von Sachsen diesem die geweihte goldene Rose als Zeichen hoher olympischer Gunst überbringen mußte und die Angelegenheit mit Luther

zu einem friedlichen Ende führen sollte. Durch kluge Mäßigung des Gesandten schien eine Versöhnung nahe zu sein. Luther gelobte in einer Unterredung mit Miltiz zu schweigen, wenn auch seine Gegner schwiegen. Noch erkannte er die Hoheit der römischen Kirche an und wollte nur auf Abstellung der eingeschlichenen Mißbräuche dringen, worin ihm sogar mehrere geistliche Fürsten beistimmten.

Der Bischof von Trier ward zum Schiedsrichter ernannt, und der Friede stand in naher Aussicht. Luthers Feinde waren jedoch beständig tätig, den Zwist zu erhalten. Johann Meyer von Eck, Lehrer an der Universität Ingolstadt, griff Luthers Sätze von neuem an. Rede und Gegenrede sollte aufgezeichnet und zur Entscheidung an zwei Universitäten gesandt werden. Da äußerte Luther in seiner Gegenrede zu Leipzig, die Kirchenversammlung zu Konstanz habe mit Unrecht einige Sätze des Hus verurteilt. Aber in salbungsvoller Entrüstung entgegnete man ihm, die Beschlüsse, welche ein Konzil fasse, seien vom heiligen Geiste eingegeben.

Luther, als Ketzer bezeichnet, rächte sich mit dem Ausspruch, die Kirche werde vom Papst geknechtet. Der Papst sei der leibhaftige Antichrist, denn Jesus habe keinen Kirchenhäuptling eingesetzt. Eck aber verteidigte den Papst. Er begab sich selbst nach Rom und hetzte dort gegen Luther. In der Zwangsjacke päpstlicher Traditionen steckend, erließ der vortreffliche Jupiter eine Bulle, in welcher er Luthern mit dem Bann belegte, wenn dieser nicht widerrufe. Zugleich wurden vom aufgeklärten Heiden Leo alle christlichen Gewalten aufgefordert, sich der Person des hartnäckigen Ketzers Luther zu bemächtigen, wo sie ihn auch erwischen würden. Der papstvergessene Luther sei am Throne Jupiters tot oder lebendig abzuliefern. Eck selbst brachte die Bulle, in welcher noch andere gelehrte Ketzer kirchlich verflucht wurden, nach Deutschland und ließ sie in Merseburg, Meißen und Brandenburg anschlagen, während Aneander, der päpstliche Gesandte, sie am Rheine verbreitete.

Ein Jahr zuvor, am 28. Juni 1519, war auf entscheidende Fürsorge des Kurfürsten Friedrich von Sachsen hin Karl V., der neunzehnjährige Enkel Kaiser Maximilians, zum deutschen Kaiser gewählt worden. Als Bedingung ward ihm gestellt, daß er die Reichsämter nur mit Deutschen besetze, die Reichstage nur innerhalb der deutschen Länder abhalte, die Verhandlungen in deutscher Sprache führe, das Reichsregiment mit den Kurfürsten aufrichte und ohne deren Beistimmung weder Krieg anfange, noch ein Bündnis schließe, noch eine Steuer ausschreibe.

Karl billigte die Bedingungen und nahm die Kaiserkrone trotz Abmahnen seiner spanischen Großen an. Dann begab er sich nach Deutschland. Hier hatten die Untertanen des Herzogs Ulrich von Württemberg diesen mit Hilfe des schwäbischen Bundes vertrieben, und der Bund lieferte das Land nun an Österreich aus, wodurch das Haus Habsburg einen vorübergehenden Länderzuwachs erhielt.

Viel mächtiger aber, als durch diese Vorgänge in Württem-

berg, wurden die Gemüter durch die fortgesetzten Angriffe Luthers auf den päpstlichen Stuhl bewegt. Luthers Schüler und Anhänger mehrten sich. In Wittenberg war der Augustinerorden und die Universität für seine Sache. Dort ward auch die Bannbulle nicht verkündet. Der Fürst ließ Luther ungehindert lehren, und Erasmus von Rotterdam sagte milde von Luther: „Sein ganzes Verbrechen besteht darin, daß er dem Papst an die Krone und den Mönchen an die Bäuche greift.“ Von Erasmus aber behaupteten die Feinde, er sei der Fuchs, der durch witzige Possen das Gift der Ketzerei verbreite. Erasmus habe das Ei gelegt, das Luther nun ausbrüte. Als Luther hörte, man verbrenne anderwärts seine Bücher, zog er am 10. Dezember 1520 mit den Akademikern vor die Stadt und verbrannte öffentlich die päpstliche Bannbulle.

Am 28. Januar 1521 eröffnete Karl V., welcher nicht einmal deutsch sprechen konnte und für deutsche Verhältnisse auch kein Verständnis hatte, den Reichstag zu Worms als erwählter römischer Kaiser. Allerdings glich sein Reich mehr als je dem alten römischen Weltreich, welches er im alten Glanze wieder herzustellen trachtete. Karl V. war der erste unter den Kaisern Deutschlands, welcher den Titel Majestät annahm.

Zunächst zeigte Karl sich den Kurfürsten dankbar. Er begünstigte die alten Anhänger Österreichs und suchte die neuen festzuhalten. Über Herzog Ulrich dagegen verhängte er die Reichsacht. Alle deutschen Erbländer seines Hauses gab er seinem Bruder Ferdinand. Dadurch bildeten sich die beiden habsburgischen Linien, die ältere spanische und die jüngere österrreichische.

Für Zeiten der Abwesenheit setzte der Kaiser seinen Bruder Ferdinand als Statthalter ein. Hierauf ward über Herstellung und Verbesserung des Reichskammergerichts zu Wetzlar beraten, bei welchem über dreitausend Streitsachen unerledigt lagerten. Auch die Beschwerden der deutschen Nation gegen den römischen Stuhl wurden vorgebracht und veröffentlicht. Für den Römerzug gewährten die Stände viertausend Mann zu Roß und zwanzigtausend Mann zu Fuß, welche sie unter eigenen Hauptleuten stellen wollten. Nur den Oberanführer durfte der Kaiser ernennen.

Karl wollte nun diese Macht zunächst gegen den König von Frankreich aufbieten, um diesem Mailand und Burgund zu entreißen. Dazu brauchte er den Segen und die Zustimmung des Papstes. Ebenso sollte der Papst die Fortdauer der strengen spanischen Inquisition bestätigen, durch welche Karl den stolzen selbstbewußten Adel demütigte, in dessen Adern das Blut der Goten floß. Somit war Karl V. durch den Zwang der Verhältnisse von vornherein Luthers Feind.

Luther ward unter sicherem Geleite nach Worms beschieden. Da er nicht widerrufen wollte, erklärte ihn der Kaiser für einen Ketzer und sprach die Reichsacht über ihn aus. Bald darauf begab sich Karl nach den Niederlanden und von dort nach Spanien, da die Nachricht eintraf, es seien dort Unruhen ausgebrochen.

Luther hatte, abermals unter sicherem Geleite, Worms ver-

lassen. Unterwegs ließ ihn der Kurfürst von Sachsen, welchem um Luthers Schicksal bangte, bei Eisenach von vermummten Reitern überfallen und auf die Wartburg bringen, wo er ihn schützend verborgen hielt. Lange Zeit wußte niemand um Luthers Schicksal. Die Freunde trauerten, und die Feinde frohlockten. Auf der Wartburg übersetzte Luther die Bibel ins Deutsche. Dabei spielte ihm seine finnische Belastung einen bösen Streich. Einst glaubte er sich im Kampfe mit dem Teufel und warf sein Tintenfaß nach diesem echt chinesischen Spuk.

Inzwischen ward Luther durch seinen Freund Melanchthon gegen die Pariser Universität verteidigt. Andere überboten noch ihren Lehrer. Karlstadt, Luthers eifriger Schüler und Freund, schrieb gegen die Ehelosigkeit der Priester, und andere eiferten gegen Messe und Klöster. Bereits traten dreizehn Augustiner aus dem Kloster aus. Die Aufregung wuchs ins Ungeheure, als die Messe lesenden Priester von den Studenten sogar verfolgt wurden. Die Mehrzahl der Universitätsmitglieder hielt aber noch an der alten Kirche und an der Messe fest, und der Kurfürst gebot, man möge über solche Sachen lesen und schreiben, aber sie noch beibehalten.

Schon im Beginn der Reformation konnte man klar erkennen, daß der Protestantismus nicht nur Adel und Denker des Nordens von der Obervormundschaft Roms befreite, sondern leider auch den Pöbel unklug entfesselte. Zwar leitete der Protestantismus neben dem Humanismus das Germanentum auf den Weg edler heidnischer Geistesfreiheit zurück, welche sich wenige Jahrhunderte später in Deutschlands Dichtern und Denkern siegreich offenbaren sollte. Doch leider glaubten sich die Befreier des Germanentumes als von einer Rasse und von gleicher Entwicklungsfähigkeit mit dem Pöbel und schlossen diesen nicht nur in die Reformation, sondern leider auch in alle späteren Errungenschaften des Denkens, der Forschung und der hohen Künste mit ein. Das aber war ein unüberlegtes, verfehltes Beginnen, welches die verfallenden Reste des Germanentumes jetzt schwer büßen müssen.

Die oberen Stände sollen ihre philosophischen Mysterien, ihre Geistesfreiheit, ihre hohe arische Kunst, ihre Wissenschaften und ihre Forschung für sich allein genießen. Es ist ein wahnsinniger Selbstmord der Edelrassen, dem niederen Volk, welches zur materiellen Entlastung des Adels, der Denker und unternehmenden Bürger die Verrichtung der niederen Arbeiten zu besorgen hat, meist wider seinen Willen Bildung aufzudrängen. Welcher Übermensch soll nun die verpfuschte Staats- und Gesellschaftsordnung wieder in harmonische Bahnen lenken?!

Bereits hat der Geist der Sozialdemokratie auch die Kreise der Bürger, der Denker und des Adels angefressen, und die Germanendämmerung droht vollständig hereinzubrechen. Wohl ist Loge ein Lichtbringer und Wundertäter, aber nur im Kreise fürstlich erhabener Götter. Sobald man ihn über die Schranken springen läßt, setzt er die Welt in Flammen und Walhalls stolze Zinnen sinken in Trümmer, alles Göttergleiche unter sich begrabend.

Dem Volke muß vor allem sein „fröhlich dunkler Sinn", sein bunter Götzendienst, seine friedliche Arbeit, sein harmloses Lied und eine hanswurstmäßig moralisierende unschädliche Finnenbühne erhalten bleiben. Die teils blutrünstige, teils aufstachelnde und vorwiegend demoralisierende Finnenbühne der Gegenwart, deren Machwerke jetzt leider auch die Bühne fürstlicher Germanen erobert haben, sollte gründlich einmal gesäubert werden.

Nur keine unnütze Volksaufklärung, welche bei der tierischen Belastung des Volkes stets in Volksverblendung und Volksverwirrung umschlägt. Die herrschenden Edelrassen müssen trachten, sich zu verständigen, sich zu einigen und zu vertragen, ohne daß das Volk mit ins Gefecht geführt wird und mit dreinzureden hat.

Fort mit dem allgemeinen einheitlichen Wahlrecht! Bürger, Denker, Adel und Fürsten wiegen nach dem Naturgesetz einer hocharischen Weltordnung zehn- bis hundertfach im Vergleich zu einem zehnfach zahlreicheren stumpfsinnigen Pöbel. Ihr Söhne glorreicher Asen! Habt Ihr im Umgang mit euren irrenden, vielfach finnisch und hamitisch schwer belasteten christlich-demokratischen Pfaffen alle Errungenschaften hocharischer brahmanischer und hellenischer Philosophie vergessen, daß euch nordeuropäisches Finnentum und asiatisches christliches Hamitentum jahrhundertelang bis heute mit einem trügerischen Einmaleins überlisten konnte?

Es ist ein Weltgesetz, welches bereits vor sechstausend Jahren die Brahmanen Arya-vartas erkannten, welches vor zweitausendvierhundert Jahren der ewig erhabene Pythagoras hinter dem Vorhang esoterischer Mysterien mit Erfolg dem Adel der Hellenen predigte, daß die Qualität, und seien es nur Spuren davon, an Macht und somit auch an Recht eine stumpfsinnige Quantität unendlich überragt. Die Werte der Welt müssen nicht nach der Zahl, sondern nach der Qualität auch im Völkerleben abgeschätzt werden. Das allgemeine einheitliche Wahlrecht ist ein finnisch-hamitischer, paulinisch-christlicher Faustschlag in die Weisheit der Weltordnung und in den Wohlklang göttlicher Harmonie. Niemand wundere sich mehr, wenn nach unabänderlichen Naturgesetzen das Völkerleben Europas in anarchistische Disharmonie ausartet, um in absehbarer Zeit in chinesischer Eintönigkeit und Einsilbigkeit zu erstarren. —

Welch segensreiche Wirkung es hat, wenn man unvernünftigen Menschen unnützerweise ein Licht anzündet, bewies schon zu Beginn der Reformation Luthers Schüler Karlstadt. Die Lehrfreiheit, auch dem Pöbel gegenüber, überschritt bald jedes Maß. In kurzer Zeit gesellten sich zu Karlstadt noch einige Husitenführer aus dem Erzgebirge. Sie donnerten in ihren Predigten gegen den herkömmlichen Kirchendienst, ließen alle Bilder aus den Kirchen entfernen und wollten selbst das Kruzifix nicht mehr dulden, während dem Volke irgend ein Fetisch doch so unentbehrliches Bedürfnis ist.

Die aufgewiegelte Finnenschaft stimmte ihren geistreichen Dozenten zu und zwang den Rat der Stadt nachzugeben. Nun belehrte Karlstadt seine Chinesen, man bedürfe keiner Priester und auch keiner Gelehrten und gelehrten Schulen mehr. Eine allgemeine

Umwälzung war zu befürchten. Niemand vermochte den rasend gewordenen Pöbel mehr zu bändigen.

Luther hörte auf der Wartburg von dieser gelben Gefahr, welche sein Beispiel des Verbrennens der päpstlichen Bannbulle heraufbeschworen. Im März 1522 verließ er daher ohne Rücksicht auf Bann und Acht trotz Warnung des Kurfürsten die Wartburg und predigte in Wittenberg gegen die Bilderstürmer. In der Stadt kehrte endlich wieder Ruhe und Ordnung ein, und Luther ging in sein Kloster zurück. Im gleichen Jahre erschien Luthers Übersetzung des neuen Testamentes in einer allgemeinverständlichen Sprache, welche künftig die Grundlage der neuhochdeutschen Schriftsprache ward.

Luther fiel nun Schritt für Schritt vom Katholizismus ab. Anfangs hatte er die Messe, in deutscher Sprache bearbeitet, noch empfohlen. Zuletzt verwarf er alle Kirchengebräuche, welche nicht durch die Bibel begründet werden können. Der Kirchendienst sollte aller sinnlichen, die Begriffe materialisierenden Pracht entkleidet, nur in Predigt und Gesang bestehen und zum Verstande sprechen. Im Jahre 1524 legte Luther das Mönchsgewand ab und heiratete die Nonne Katharina Haugwitz von Bora.

Von Wittenberg sandte Luther seine Schüler nach allen Weltgegenden aus und ebenso seine Streitschriften. Diese waren von maßloser Heftigkeit. Besonders gegen den Papst konnte der norddeutsche Gegenpapst nicht genug Ausdrücke des Hasses finden. Ähnlich wandte sich Luther gegen König Heinrich VIII. von England, weil dieser die sieben Sakramente gegen ihn verteidigte. Eine geistliche Wortprügelei brach herein und eine ganz verschrobene Scholastik, welche alle religiösen Fragen verwirrte.

Nur einzelne Männer, obwohl einer Reformation der Kirche geneigt, nahmen nicht teil an diesen verrückten Haarspaltereien, sondern pflegten mit ruhigem Sinn Kunst und Wissenschaft. Zu diesen gehörte auch Luthers Freund, der Maler Lukas Kranach. Er schuf meist biblische Darstellungen und Bildnisse berühmter Personen in lebendigen Farben. Gleichzeitig übte sich Hans Sachs während seiner Wanderschaft als Schuhmacher in den Sängerschulen, namentlich zu München, und ward nachmals der berühmte Meistersänger. Bis ins späte Alter dichtete er eine unübersehbare Menge von Liedern, Sprüchen, Fabeln, Schwänken, Lustspielen und Trauerspielen.

Burkard Waldis wendete die alte Tierfabel auf die kirchlichen Streitigkeiten an. Johann Thurmayer von Abensberg beschrieb die Kaiser, Könige und Fürsten des alten bayrischen Hauses. Er schilderte die Ereignisse und Zustände jener Zeiten so treu, kräftig und klar, daß er künftig als der Vater der deutschen Geschichtsschreibung gerühmt wurde. Selbst Goethe sagte nachmals von seinem Buche, man könne daraus einen trefflichen Menschen tüchtig heranbilden.

Im Anschluß an die Reformation entstand auch im deutschen Adel eine Bewegung, die sich das Ziel setzte, die Verhältnisse um-

zugestalten. Der Adel wollte die geistlichen Stiftungen auflösen und einziehen und den Kaiser zum Alleinherrn in Deutschland machen. Dabei rechnete er auf den Beistand der Städte. Seele dieser Bewegung waren Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten, beide von fränkischem Adel, Sickingen wuchtig mit dem Schwert, Hutten gewaltig mit dem Wort. Franz von Sickingen war der Stolz und die Hoffnung des deutschen Adels. Er nahm sich, durch Hutten dazu veranlaßt, zugleich der Sache Reuchlins und Luthers an.

Nach vielen glücklichen Kämpfen fiel jedoch Sickingen seinem Feinde, dem Erzbischof von Trier und dessen Verbündeten zum Opfer. Diese brachen mit vereinigter Macht eine Burg Sickingens nach der andern. Zuletzt ward er am 30. April 1523 auf Burg Landstuhl persönlich angegriffen. Nachdem das Haus zerschossen war und Sickingen selbst tötlich verwundet im Gewölbe lag, übergab er die Burg. Als die Eroberer eintraten, lag er bereits im Sterben. Seine zahlreichen Güter kamen an die Kurpfalz und an das Erzbistum Trier. Auch viele andere Adlige fielen der um ihre weltliche Macht besorgten hohen Geistlichkeit und ihren Verbündeten noch zum Opfer.

Hutten war in Oberdeutschland nach dem Tode Sickingens nirgends mehr sicher vor geistlicher und weltlicher Gewalt. Er flüchtete nach der Schweiz, ward aber auch hier gemieden und starb verlassen auf der Insel Ufnau im Zürichsee.

Luthers Lehren hatten anfangs auch in Süddeutschland Beifall gefunden. Die jungen Herzöge Wilhelm und Ludwig von Bayern hinderten die Verbreitung der Reformation nicht. Das Leben der Geistlichkeit und der unwürdige Ablaßhandel waren auch in Bayern schon längst gerügt worden. Selbst nachdem Luther bereits mit dem Bann belegt worden, erging an die Geistlichkeit von den Herzögen der Befehl, Luthers Schriften weder zu verdammen noch gut zu heißen, sondern während der Verhandlungen des Reichstages über ihn zu schweigen.

Aber die Bilderstürmerei erschreckte die Herzöge und weckte ihren Widerwillen gegen die Reformation. Als eine Pest damals die Universität Ingolstadt fast auflöste, beriefen die Herzöge streng katholische Lehrer dorthin, und dem Volk ward streng befohlen, im Glauben der Väter zu verharren. Von jener Zeit an wurden die Lutheraner in Bayern verfolgt. Papst Hadrian gewährte dafür den Herzögen den fünften Teil der jährlichen Einkünfte aller geistlichen Güter in Bayern. Nachdem ein förmliches Ketzergericht eingesetzt worden, folgte bald die Verurteilung und Hinrichtung vieler Geistlichen und Weltlichen. In gleicher Weise ward in Österreich die Reformation verhindert. Der Papst bewilligte dem Erzherzog Ferdinand den dritten Teil aller geistlichen Gütereinkünfte für Verfolgung der Ketzer und zum Kampf gegen die Türken.

Zu Nürnberg, in der Kurpfalz, in Sachsen und Hessen erhielt die Reformation dagegen eifrige Anhänger, ebenso in Oldenburg. Herzog Ulrich von Württemberg huldigte im Exil der Lehre

Zwinglis, welcher in der Schweiz ähnlich reformierte, wie Luther in Sachsen. Da Luther und Zwingli jedoch in lächerlichen Nebensächlichkeiten von einander abwichen, gerieten sie gegenseitig in heftige Wortbeißerei.

Ebenso entzweite sich Luther mit seinen Schülern Münzer und Karlstadt, welche er sogar aus Sachsen vertreiben ließ. Diese wandten sich hierauf nach Oberdeutschland und fanden schnell Anhänger. Überall in Schwaben standen Prediger auf, welche die Gleichheit aller Menschen verkündeten und die Gleichberechtigung ganz besonders hervorkehrten. Überall, wo diese Apostel hinkamen, fanden sie bei Hörigen und Leibeigenen verständnisvolle Zuhörer. Das Ideal einer allgemeinen Güterverteilung fand unglaublich rasch Anhänger.

Veranlassung zum Ausbruch der Unzufriedenheit gaben einige geistliche Fürsten durch Einführung neuer Steuern. Vergebens baten die Untertanen des neuen Fürstabtes von Kempten um Gerechtigkeit und Milde. Sebastian Breitenstein, der Abt, ließ sich nicht erweichen. Wer gegen ihn lästerte, wurde verfolgt, eingekerkert und um Gut und Freiheit gebracht. Bereits im Jahre 1524 drohte am Bodensee und den Rhein hinauf ein neuer Aufstand, er ward aber nochmals erstickt.

Luther hatte die nahenden Stürme, deren Ursache seine Rebellion gegen das Papsttum war, rechtzeitig erkannt. Er ließ darum eine Schrift erscheinen „von der Freiheit des Christenmenschen". Darin führte er aus, daß sich diese Freiheit nur auf das innere Leben beziehe. Auch war Luther so anständig, dem Volke in dieser Schrift zu verkünden, daß die äußere Dienstbarkeit ein Mittel zur inneren Freiheit sei.

Das Volk in seiner tierischen Blindheit konnte jedoch die Tatsache nicht einsehen, daß selbst Edle, Fürsten, Könige und Götter keine äußere Freiheit, sondern im günstigsten Fall nur eine innere Freiheit genießen, soweit man auch Erde und Weltall forschend durchkreisen würde.

Innere Freiheit ist das fürstliche Vorrecht eines göttergleichen Adels und Denkertumes. Das Volk ist sowenig einer inneren Freiheit fähig, als die übrige Tierwelt. Wenn von Freiheit die Rede ist, versteht es daher stets nur das Trugbild einer äußeren Freiheit darunter.

Ein Gleiches geschah damals, trotz Luthers Mahnung. Im Gebiete von Kempten empörten sich im Frühjahr 1525 die Bauern furchbarer als je. Der Schweizer Christoph Schappeler, der zu Memmingen zuerst Zwinglis Lehre verkündete, wühlte in deutschen Gauen lustig und wohlgemut darauf los. In zwölf Artikeln gab er dem Begehren der Bauernschaft bestimmten Ausdruck. In diesen Artikeln ward freie Wahl der Prediger eines sogenannten reinen Evangeliums gefordert, Aufhebung der Leibeigenschaft, Freiheit der Jagd und Holzung im Walde, Abstellung des Wildstandes und der neuen Steuern.

Diese Schrift ging mit wachsendem Beifall von Hand zu Hand.

Bald sammelten sich die Bauernhaufen, um vom Abte ihre Forderungen zu erzwingen. Von Dorf zu Dorf, von Gau zu Gau ertönte die Sturmglocke. Der vertriebene Herzog Ulrich von Württemberg benützte diese Bewegung, mit Hilfe angeworbener Schweizer sein Land zurückzuerobern. Der schwäbische Bund vertrieb ihn jedoch wieder. Dann zog der Bund gegen die Bauern zu Felde, welche er durch Unterhandlungen und Versprechungen hingehalten hatte.

Die Bauern schickten ihre zwölf Artikel auch an Luther. Da sandte Luther an die geistlichen Fürsten und Herren ein heftiges Schreiben. Er tadelte ihre Prachtliebe und Sittenlosigkeit, und daß sie nur schinden und schatzen könnten. Er mahnte sie zur Güte, daß nicht der Funke zum Feuer werde und dieses ganz Deutschland verheere. Die Bauern hingegen warnte Luther nochmals vor Empörung, indem Gott jeden Aufstand gegen die Obrigkeit verbiete, selbst gegen eine böse. Es sei überhaupt gegen jedes natürliche Recht, daß jemand in eigener Sache Richter sein wolle.

Luther warnte vergeblich. Im Hegau, im Allgäu und am Bodensee standen Tausende von Bauern kampfbereit ihren geistlichen Herren gegenüber. Sie plünderten die reichen Klöster, verjagten die Mönche und verbrannten auch schon einzelne Schlösser des Adels. Wendel Hippel, vormals hohenlohischer Kanzler, von seinem Herrn schwer beleidigt, stellte sich an die Spitze der Bauern. Denn wie der Pöbel noch heute stets ruhmsüchtige oder rachsüchtige Germanen, Halbgermanen und leider auch sehr viele Semiten findet, welche ihn gegen die herrschenden Edelrassen organisieren und führen, so geschah es auch damals.

Ohne ihre Führer wäre die große Herde der Sozialdemokraten ein ohnmächtiges, stupides Protoplasma, das im Kampfe gegen arische Minderzahl an seiner eigenen tierischen Dummheit und Leidenschaft rach zugrunde ginge. In gleicher Weise hätten die Bauernkriege sich nicht entwickeln können, wenn nicht begabte Rädelsführer sie organisiert und in Fluß gebracht hätten. Nichts ist leichter für einen überlegenen Geist, als einem Finnen oder Hamiten, dem es nach objektiver Abschätzung seinen Fähigkeiten gemäß vorzüglich geht, einzureden, daß es ihm schlecht gehe, und daß er der unseligste Mensch unter der Sonne sei.

Den wachsenden Stürmen, welche anfangs nur gegen die geistlichen Herren gerichtet schienen, sah der Adel untätig zu. Denn der Adel gönnte der Geistlichkeit die Schlappe, die er ihr vormals vergeblich selbst beizubringen trachtete. Die Edlen hofften, sich der Bewegung später in ihrem Sinne zu bemächtigen und die reife Saat der Bauern zu ernten, um die geistlichen Güter mit ihnen zu teilen. Der Aufstand verbreitete sich im März 1525 weiter nach dem Rhein hin und nach Franken.

In der Bauernschaft war durch das edelherrliche Vorrecht der ersten Nacht und andere Paschagewohnheiten des Adels, sowie durch die geheimen Sünden einer adligen Geistlichkeit im Laufe der Jahrhunderte mittlerweile manches instinktive dunkle

Herrenbewußtsein ohne das dazu gehörige Odal geboren worden. Das ist auch ein Faktor, welcher schon damals bei den Bauernaufständen mitwirkte und der leider noch heute der sozialdemokratischen Bewegung teilweise eine geheime Nahrung gibt.

Die Empörer wählten sich allerorten Hauptleute, Fahnenträger, Weibel und Schreiber, zogen gegen die Klöster und nur zu bald auch gegen die Schlösser zu Felde. Ist der Pöbel erst entfesselt, so macht er keinen Unterschied mehr. Dann gelten ihm alle Besitzenden als Feind. Das mögen sich ganz besonders die Juden merken, deren so viele sich nicht schämen, die Sozialdemokratie führen zu helfen. Wenn jemals die Sozialdemokratie über die herrschenden Stände herfällt, so geht es den Juden mit in erster Linie schlecht. Denn das Volk ist undankbar.

Wohl läßt sich das Volk, um ein eingebildetes Ziel zu erreichen, die Unterstützung überlegener Führer gefallen. Aber, sobald es entfesselt ist, rast das Volk über die Köpfe seiner sogenannten Wohltäter hinweg. Im tiefsten Grunde seines Wesens haßt das Volk in Zeiten der Erbitterung die Edelrassen, welche es beherrschen. Die europäische Finnenschaft fühlt ebenso durch und durch antisemitisch, wie sie antigermanisch fühlt.

In Zeiten, wie gegenwärtig, in denen keinerlei politischer Druck mehr auf dem Judentume lastet, in denen das Judentum neben dem Germanentum tatsächlich Europa regiert, ist es durch keinerlei Sophismus zu rechtfertigen, ist es unanständig und selbstmörderisch, ist es Hochverrat an der eigenen Herrscherrasse und an andern Edelrassen, wenn der Jude sich noch damit befaßt, das Volk gegen Adel, Fürsten und aristokratische Denker aufzuhetzen. Ein Jude, welcher nicht als hamitisch oder khasarisch-finnisch schwer belastet gelten und danach behandelt werden will, hat in einer Gegenwart, welche so deutlich das Fazit der Vergangenheit zieht, unbedingt eine noble aristokratische Gesinnung zu bekunden und offen zu vertreten.

Anfangs verfuhren die Bauern bei ihren Eroberungen noch milde mit den gefangenen Adligen. Nach der Erstürmung von Weinsberg beschlossen sie jedoch, alle Edlen und Geistlichen zu ermorden, um Rache zu nehmen für gemaßregelte Bauern. Den Grafen Helffenstein jagte der Pöbel unter kannibalischem Trommellärm, unter Pfeifen und Flöten durch Spieße zu Tode. Das Bitten und Flehen seiner Gemahlin, einer Tochter des Kaisers Maximilian, war vergeblich. Ein gleiches Schicksal traf andere Adlige. Der Pöbel führte einen wahren Vernichtungskrieg gegen den Adel.

Als Luther hörte, wie herrlich seine Saat aufging auf Äckern, wo sie nicht hingehörte, erließ er folgenden Aufruf an die „mordischen“ und „raubischen“ Bauern: „Sie haben das Evangelium nur zum Schein vorgewendet und sich durch den Aufruhr rechtlos gemacht! Darum solle sie zerschmeißen, würgen und stechen

heimlich und öffentlich, wer da könne, gleichwie man einen tollen Hund totschlagen müsse."

Der Aufstand verbreitete sich immer weiter. Mit ihm wuchsen auch die Gewalttätigkeiten der siegreichen Bauern. Nichts galt mehr für heilig. Selbst Frauen bewaffneten sich und drohten unter bestialischem Zähnefletschen mit Mord und Plünderung. Manchen Herren gelang es, sich mit ihren Bauern zu verständigen, und diese enthielten sich dann des Raubens und Plünderns. Die Empörerhaufen lebten jedoch selten im Einverständnis mit ihren Führern. Und als die Bauern sahen, wieviele Nachteile daraus erwuchsen, wollten sie den Ritter Götz von Berlichingen an ihre Spitze stellen.

Götz, aus mancher Fehde siegreich hervorgegangen, hatte die rechte Hand, welche er einst im Kampfe verloren, durch eine eiserne Faust ersetzt. Da er nicht gesonnen war, die Bauern gegen seine eigene Sippe anzuführen, belagerten diese sein Schloß. Als er nirgends mehr Rettung sah, verglich er sich mit ihnen. Heimlich aber bot er alle Edlen rings im Umkreis auf. Mit ihnen wollte er sich zum Kurfürsten von der Pfalz durchschlagen, von dessen Rüstungen er vernommen hatte. Die Antwort des Kurfürsten gelangte jedoch nicht an Götz.

Auf wiederholtes Drängen der Bauern und auf Zureden der gefangenen Edlen übernahm Götz endlich die oberste Hauptmannschaft unter der Bedingung, daß sich die Bauern des Raubens, Brennens und Mordens enthielten. Der Pöbel versprach es, hielt aber sein Wort nicht, wie man das von selbstherrlichen Finnen auch nicht anders erwarten kann. Berlichingen zog mit seinen Elitetruppen gegen Würzburg, wo Bischof Konrad von Thüngen als Fürst, Geistlicher und Mensch äußerst verhaßt war und wo der Aufstand mit wildestem Ungestüm brandete.

Unversehrt flüchtete der Bischof zunächst nach der unzugänglichen Bergfeste Liebfrauenberg und dann nach Heidelberg, wohin sich bereits viele andere Edle begeben hatten. Dort wohnte der Pfalzgraf Kurfürst Ludwig, ein gebildeter, Kunst und Wissenschaften fördernder Fürst, welcher seine Untertanen mild behandelte. Sein Bruder Georg und die anwesenden geistlichen und adligen Flüchtlinge drängten Ludwig, er solle mit seiner Macht über die Bauern herfallen, von denen einzelne Haufen bereits vom schwäbischen Bunde unter Führung des Georg Truchseß von Waldburg besiegt und zerstreut worden waren.

Um Blutvergießen zu vermeiden, wollte der Kurfürst jedoch Güte anwenden. Er redete mit den Anführern seiner Bauern. Und diese versprachen, ihre Haufen zu entlassen und alle eroberten Städte und Schlösser ihren rechtmäßigen Besitzern zurückzugeben. Der Kurfürst hingegen befahl seinen Amtleuten, nichts Gewaltsames gegen die Bauern zu unternehmen. Dann meldete Ludwig nach Wittenberg, er habe den Weg der Güte beschritten und wolle nur nach Recht handeln.

Gleichzeitig forderte der Kurfürst den Melanchthon auf, er

als geborener Pfälzer möge nach Heidelberg kommen. Als Schriftgelehrter sei Melanchthon offenbar zu Frieden und Gerechtigkeit geneigt. Er solle den Kurfürsten belehren, was die weltliche Obrigkeit nach den Forderungen der Bibel dem Volke schulde, und was von den zwölf Artikeln der Bauern zu halten sei. Melanchthon aber, den die finnische Bestie im Volke entrüstet hatte, schrieb dem Kurfürsten, indem er alle Forderungen der Bauern verwarf: „Was immer die Obrigkeit tut, daran tut sie recht. Und wenn sie die Gemeindegüter und Waldungen einzieht, so darf sich niemand widersetzen. Ja, es sei von Nöten, daß ein solch wild ungezogen Volk, als die Deutschen sind, noch viel weniger Freiheit habe, als es wirklich hat."

Auf diese Nachricht hin schloß sich der Pfalzgraf Kurfürst Ludwig dem schwäbischen Bunde an, dem er als Mitglied sowieso Hilfe schuldete. Die Haufen der Bauern wurden nach einander in Franken, im Odenwald, in Württemberg und in Baden zerstreut und vernichtet. Götz von Berlichingen entkam und ward vom Bunde auf sein Schloß verbannt. Die Sieger übten furchtbare Rache. Mit ausländischen Nachrichtern zogen die Herren von Amt zu Amt. Kein Ort war, wo nicht Folter, Henkerbeil und Galgen in Tätigkeit gesetzt wurden.

Vergebens wurden die Gewalthaber zur Mäßigung gemahnt, sie möchten nicht als Wölfe des Volkes, sondern als seine Hirten walten, und den Bauer nicht zur Verzweiflung und zu neuem Aufstande treiben. Vergebens verwahrte sich Luther jetzt dagegen, daß er mit den Bluthunden etwas gemein habe, welche noch nach gewonnener Schlacht wüten. Denn andererseits fügte er hinzu: „das Ereignis sei doch gut für die Bauern, auf daß sie Gott danken lernten, wenn sie eine Kuh geben müßten, um die andere in Frieden genießen zu können. Für die Fürsten aber sei das Geschehene segensreich, auf daß sie erkennen lernten, was hinter dem Pöbel stecke, der nur mit Gewalt regiert werden könnte."

Man ersieht daraus, daß Luther ganz gesunde Ansichten entwickelte, welche zum pöbelaufreizenden Geist des Christentumes in grellem Widerspruch standen. Hätte Luther den Brahmanismus und seine segensreichen Folgen für die gesellschaftliche Ordnung Indiens gekannt, sicher hätte er das Christentum in diesem Sinne reformiert. Aber ihm fehlte der weite Überblick über Ursache und Wirkung, der führenden katholischen Geistlichkeit jener Zeit selbstverständlich nicht minder. Nur die früheste katholische Geistlichkeit verführte den Pöbel mit Absicht und war sich ihrer demokratischen Hetzerei voll bewußt. Als die spätere hohe Geistlichkeit eine aristokratische ward, mußte sie blutig ernten, was ihre Vorläufer durch die paulinisch-demokratische Lüge gesät hatten.

Jeder Geistliche unserer sozialdemokratisch vergifteten Gegenwart, welcher nicht unheilbar finnisch oder hamitisch belastet ist, und in dem noch überwiegend aktives Ariertum steckt, muß das einsehen. Ein Geistlicher welcher das nicht einsehen kann, welcher nicht dazu mithilft, daß das Christentum pöbelbändigende Moral-

religion wird, und daß seine staatsgefährlichen Dogmen still und schweigend umgedeutet werden und verschwinden, der ist ein Herrenfeind und aufruhrsäender Pöbelknecht. Schon die Sage, daß der Welt Heiland aus dem Pöbel hervorgegangen, schon diese Lüge allein ist geeignet, auch ohne andere demokratische Dogmen, Revolutionen heraufzubeschwören. Sogar die christliche Sage muß in aristokratischem Sinne umgedeutet werden. Alle Lichtbringer der Erde waren arische Fürstensöhne. Und wo dies in Zeiten beginnender Rassenanarchie scheinbar nicht mehr der Fall war, kann man sicher auf verborgene aktive königliche Abkunft schließen. Aus dem wirklichen Volke kann nur gefräßiger Stumpfsinn auftauchen. Hätte Schiller, dessen ganzes Wesen edelstes Königtum atmet, die Worte schreiben können: „es soll der Sänger mit dem König gehen, sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen", — wenn er nicht in jeder Faser seine fürstliche Abkunft empfunden hätte?! Und Richard Wagner, scheinbar aus dem Volke hervorgegangen, tritt er uns nicht als verkörperte göttergleiche Majestät entgegen, unendlich hoch über jedes Pöbeltum erhaben?! —

Trotz den Siegen des schwäbischen Bundes erhoben sich die Bauern wieder von neuem. Zwar ermahnte der Kurfürst von der Pfalz seine gesamte Ritterschaft, nicht durch übertriebene Schärfe einen neuen Aufstand hervorzurufen sondern alle unbilligen Forderungen zu unterlassen. Aber im Allgäu und im Kreise von Kempten, dem ursprünglichen Herde der Empörung, wo der erste Aufstand in Blut erstickt worden, erhob sich im Juli ein neuer. Schon wollte man auch hier mit dem Pöbel in der alten Art verfahren, als Georg von Freundsberg, der Vater der Landsknechte, dazwischen trat und Blutvergießen verhinderte. Er unterhandelte mit den Hauptleuten. Diese zogen sich zurück, und die Bauern zerstreuten sich, ohne verfolgt zu werden.

Dann führte Freundsberg seine Fähnlein gegen Salzburg, wo der Erzbischof Matthäus Lang, an Pracht und Aufwand mit den ersten Fürsten wetteifernd, durch Verfolgung der protestantischen Prediger und durch neue Steuern das Volk gegen sich erbittert hatte. Drei Monate lang belagerte der Pöbel den Erzbischof in seinem festen Schlosse. Der zu Hilfe gerufene Herzog von Bayern konnte ihn nicht befreien. Da vermittelte Freundsberg auch hier. Der Erzbischof hielt jedoch seine Versprechungen nicht und verhängte harte Strafen. Von neuem erhob sich das Volk, bis es des Erzbischofs Söldnern gelang, den Aufstand abermals zu unterdrücken.

Nachdem im Laufe von wenigen Monaten mehrere hundert Schlösser, Dörfer, Klöster und Landstädte verheert und über hunderttausend Menschen geschlachtet waren, kehrte in Südwestdeutschland endlich die Ruhe wieder ein. Die Gefilde lagen verwüstet. Hoch und niedrig hatte mehr Schulden denn je. Und die alten Zustände und Gebräuche hielten wieder siegreichen Einzug.

Zu allerletzt brach noch in Thüringen ein Aufstand aus. Dort hatte Thomas Münzer das Volk über die wahre Tendenz des Christen-

tumes aufgeklärt. Die Folge davon war, daß der Pöbel zu Mühlhausen den Rat und die Reichen fortjagte, die Klöster einzog und alle Güter unter sich verteilte. Münzers Schildknappe Pfeiffer, ein davongelaufener Mönch, rief die Bergleute und Bauern zur Empörung auf, und diese plünderten und zerstörten alle Kirchen, Klöster und Schlösser.

Da predigte Luther den Kreuzzug gegen die Mordpropheten. Philipp von Hessen zerstreute in seinem Lande zuerst die wilden Scharen. Dann vereinigte sich Philipp mit Fürsten und Grafen. Bei Frankental stieß das Heer der Adligen auf die Empörer. Man mahnte die irregeführten Bauern zum Frieden und zur Auslieferung Münzers. Dieser versprach jedoch dem verblendeten Pöbel göttliche Hilfe und ließ den Abgesandten der Fürsten ermorden. Da begann der Adel den Angriff, und bald stoben die Bauern, von dichtem Kugelregen überschüttet, in wilder Flucht auseinander. Die meisten Aufrührer kamen um. Münzer und Pfeifer wurden gefangen, geschunden und hingerichtet. Mühlhausen mußte eine große Kriegsentschädigung zahlen und verlor seine Freiheit.

Es ist unbestreitbar, daß Luther, durch die Fehler eines entarteten Adels und durch die Sünden einer finnisch-hamitisch belasteten hohen Geistlichkeit irregeführt, aus Unkenntnis der Dinge, aus argloser Noblesse und aus unerfahrener Menschenfreundlichkeit ursprünglich ein nahezu sozialdemokratisches Christentum verkündete. Sein Streben war damals darauf gerichtet, alle höhere Geistlichkeit zu stürzen. Bereits im Jahre 1523 hatte Luther den Böhmen geraten, sie möchten aus frommen Laien ihre Pfarrer selbst wählen und einsegnen. Sei dies in mehreren Gemeinden geschehen, stehe den gewählten Pfarrern dann das Recht zu, sich ihren Bischof selbst zu wählen. Der Pfarrer aber solle nicht der Herr, sondern der Diener der Gemeinde sein.

In Hessen ließ Luther verkünden, man könne zu geistlichen Vorstehern tadellose und unterrichtete Bürger jeden Gewerbes für solange wählen, als sie das reine Wort Gottes verkünden, und jeder Gemeinde stehe das Recht der Exkommunikation zu. Als aber Luther im Bauernkrieg durch die Folgen seiner Irrlehren klüger geworden war, wollte er die Kirche als eine göttliche, vom Adel zu regierende Einrichtung betrachtet wissen. Da Luther den Papst nicht mehr als geistliches Oberhaupt anerkannte, stellte er die Kirche ausdrücklich unter Schutz und unmittelbaren Befehl der regierenden weltlichen Gewalt. Von Tatsachen belehrt, hatte sich Luther politisch gemausert.

Durch falschen Schein irre geführt, welcher auf der Aristokratie lastet und welcher leider vielfach von ihr selbst verschuldet ist, sympathisiert auch heute manch edle Natur aus falsch urteilender Noblesse und Menschenfreundlichkeit mit der Sozialdemokratie. Aber diese ist solche Opfer nicht wert.

Ein Aristokrat in der Fülle der Macht und des Reichtumes kann im adligen Vollbewußtsein seiner erhabenen Edelwürde viel besser für das Wohl der niederen Menschheit sorgen, als ein ver-

blendeter Wohltäter, welcher sich mit ihr auf die gleiche Stufe stellt und dadurch nur den Verbrüderungsdünkel der Demokraten nährt. Nicht menschlich nähern darf sich der Aristokrat, dem Volke, sondern er soll in göttlicher Majestät über ihm thronen. Nicht zum Volke herabsteigen soll der Edle und in die Breite streben. Aufwärts soll er sich schwingen und die Blicke der Niederen in ehrfurchtsvoller Andacht und seelischer Sehnsucht zu sich emporheben. —

Obwohl Luther im tiefsten Innern von seiner sogenannten Reformation manchmal selbst nicht entzückt gewesen sein mag und ihr vermutlich gern Einhalt getan hätte, war das rollende Rad nicht so schnell aufzuhalten. In den meisten Reichsstädten erzwangen die Zünfte und das gemeine Volk vom Magistrat freie Predigt, Auflösung der Klöster, Abschaffung der Messe und Beseitigung fast aller für eine materialistisch empfindende tierische Menschheit notwendigen katholisch-volksreligiösen Gebräuche. Zugleich ward die allerdings sehr notwendige Priesterehe und der nicht notwendige Laienkelch eingeführt.

Denn nach demselben Prinzip, nach welchem der Denker für eine denkunfähige Menschheit denken muß, mit gleichem Rechte darf auch der Priester für das Volk eine Zeremonie verrichten. Dazu kommt noch, daß das gemeinsame Abendmahl eine hygienische Sünde ist, weil es krankheitübertragend, schwindsucht- und syphilisverbreitend wirken kann, von der religiösen Verherrlichung des naturwidrigen Verbrechens eines Alkoholgenusses ganz abgesehen.

Der Kaiser wollte den Wormser Beschluß der Achtung und Verketzerung Luthers in seinen Folgen weder ausführen noch aufheben. So kam es, daß in religiösen Dingen jeder Reichsstand seinen eigenen Weg ging. Auf dem Reichstag zu Speier erklärte Karl V. sogar: „Jeder Stand möge bis zur allgemeinen Kirchenversammlung sich so verhalten, wie er es gegen Gott und den Kaiser verantworten könne."

Still und offen schritt die Reformation weiter und verbreitete sich bald über den ganzen deutschen Norden, wo offenbar noch am meisten aktives Germanentum die Führung hatte. Denn man darf nicht vergessen, daß der Protestantismus weniger eine Kirchenverbesserung bedeutete, als daß er in erster Linie Adel und Denker von der Fremdherrhaft geistlichen Römertumes befreite. Auf dieser Bahn der geistigen Befreiung weiterschreitend, gelangten die führenden deutschen Denker bald zu einer vollständigen Unabhängigkeit von unwürdig fesselndem Christentum.

Möge sich in den Kreisen der Fürsten, des Adels und der Denker mehr und mehr ein dogmenloses, verträgliches, freischwebendes, ewig lebendiges brahmanisches Erwägen und Erforschen der Geheimnisse des Weltwebens und der in ihm lebenden Gesetze herausbilden. Dem Volk aber lasse man die fetischüberladene, götzenreiche Kirche irgend welcher Form, die sein geistig blindes Wähnen begehrt. Der Glaube des Volkes heiße Religion. Den Unglauben der Gebildeten aber preise eine ebenfalls philosophisch

gebildete Priesterschaft als die Mysterien dieser Religion. Je ungläubiger der aristokratische Denker ist, desto höhere Grade der Mysterien hat er erreicht. Das würde eine segensreiche aristokratische, respektzüchtende Staatsordnung und eine völkerzähmende einheitliche, friedliche Kirche sein.

Starre haarspaltende Dogmen sind die Feinde friedlicher und beweglicher Entwicklung des Denkens. Dogmen von einiger Dehnbarkeit sind gut für den Pöbel. Jn höheren Ständen und unter Denkern stören Dogmen die Harmonie und die gemeinsamen Interessen gegenüber dem Volke. Einzig die erprobten Grundbegriffe der Moral sind als Gesetz für alle Stände in gleicher Weise zulässig. Denn die Richtigkeit der Moral kann an der Hand naturgesetzlicher und gesellschaftlicher Erfahrung kontrolliert, ermessen und bewiesen werden.

Wie unheilvoll unter Machthabern Glaubensdogmen wirken, kann man nicht nur am alle seligmachen wollenden Katholizismus, sondern auch am jungen Luthertum erkennen. Nicht nur wurde durch die feindselige Spannung zwischen Lutheranern und Katholiken der Schmalkaldische Krieg und später der Dreißigjährige Krieg nebst vielem anderen Unheil heraufbeschworen, sogar innerhalb der Reformation selbst nahmen die Reibereien lange Zeit kein Ende.

Neben der Lehre Luthers gelangten allmählich auch die Lehren der Schweizer Zwingli und Calvin zur Geltung. Sie zeichneten sich vor Luthers Lehre durch freiere Beurteilung besonders des Abendmahles aus und gewannen daher in Deutschland mehr und mehr Anhänger. Luther, dem auch hier finnische Belastung das Gehirn trübte, rief gegen Zwinglianer und Calvinisten die weltliche Polizei zu Hilfe. Zur Erhaltung der reinen lutherischen Lehre setzte man ein hochnotpeinliches, regelrechtes Inquisitionsgericht ein.

Endlich ward ein Beschluß des Reichstages zu Speier vom Februar 1529 verkündet, welcher lautete: „Wer das Wormser Edikt gehalten, solle es ferner tun. In den Landschaften, wo man davon abgewichen sei, solle keine abermalige Neuerung stattfinden. Niemandem dürfe verwehrt sein, die Messe zu lesen und zu hören. Die neuen Sekten der Wiedertäufer und der Anhänger Zwinglis sollten vom Reichsfrieden ausgeschlossen sein.“

Gegen diesen Beschluß der Majorität erhoben jedoch der Landgraf von Hessen, der Kurfürst von Sachsen und viele Reichsstädte des südlichen und westlichen Deutschlands Einspruch. Man behauptete, das Gewissen und die innersten Angelegenheiten der Reichsstände wären den Beschlüssen der Mehrheit nicht unterworfen. Von dieser, am 25. April 1529 verfaßten Protestation her hießen alle ihr beigetretenen Stände und deren Untertanen Protestanten.

Trotz Abmahnen Luthers traten die protestantischen Stände auch mit den reformierten Schweizern in ein Bündnis. Der Landgraf von Hessen wollte sogar Luther und Zwingli miteinander versöhnen und lud sie zu einem öffentlichen Zwiegespräch nach Mar-

burg ein. Die beiden Apostel kamen, schieden aber, gegenseitig von einander angeekelt, heftiger entzweit als zuvor.

Wenige Jahre darauf, am 11. Oktober 1531, fiel Zwingli in der Schlacht bei Kappel gegen die katholischen Schweizer. Aber Calvin verbreitete seine Lehre weiter. Calvin räumte so gründlich mit dem herkömmlichen Christentum auf, daß er alle kirchlichen Gebräuche und Bilder, ja sogar die Taufsteine aus den Kirchen verbannte. Er duldete nur den Sonntag als Feiertag und erklärte alle von Luther noch anerkannten Sakramente der Taufe und des Abendmahles für überflüssig.

Als finnisch-hamitisches Gegenstück zu solcher fetischfreien germanischen Vergeistigung der Religion treibt heute in allen protestantischen Gegenden der Schweiz die Heilsarmee ihren possenhaften Unfug. Selbst die Schweiz hat ihren Pöbel. Sie darf getrost ihre großen aktiv arischen Industriefürsten und alten Patriziergeschlechter adeln und in Bern einen König ausrufen. Bei solcher Mauserung würde das schöne Land nur gewinnen. —

Vergebens bot Luther all seinen dunkelmännischen Eifer gegen Calvin auf. Die Lehre Calvins fand auch in Deutschland allerorten Anhänger, welche sich vorzugsweise Reformierte nannten. Lutheraner und Reformierte bissen sich lange Zeit noch wie wütende Katzen und verketzerten und verfolgten sich gegenseitig in blinder Raserei wegen Lappalien. Die Katholiken aber waren voll Gift und Galle gegen beide abtrünnigen Konfessionen.

Wäre Kaiser Karl V. nicht in Kriege verwickelt gewesen, er hätte, gemäß seiner streng katholischen Taktik, auf Drängen des Papstes damals schon versucht, die Ketzer mit Gewalt zur alten Kirche zurückzuführen. Lange wollte Karl die Abgesandten der Protestation nicht empfangen. Sie mußten dem spanischen Hofe gleich Gefangenen folgen. Bei solch drohenden Anzeichen rüsteten die Protestanten zum Kampfe. Luther riet jedoch ab und erklärte sich in seiner weltlichen Unerfahrenheit gegen ein kriegerisches Christentum, auch warnte er vor jedem Widerstand gegen den Kaiser.

Von diesen Zwisten lenkte der Einfall des Sultan Solimann die allgemeine Aufmerksamkeit ab. Dieser drang Ende September 1529 über Ungarn bis Wien vor, wo ihn Pfalzgraf Friedrich mit seinem Bruder Wolfgang und mit Niklas Salm zum Rückzug zwang. Aber Erzherzog Ferdinand, nicht bei Kasse, konnte den Landsknechten nicht den üblichen Sturmsold als Belohnung zahlen. Kaum imstande, den dadurch erregten Aufruhr niederzuschlagen, war er nicht in der Lage, die Türken zu verfolgen.

Wenige Jahre später verlor das Haus Habsburg die unlängst erworbene Herrschaft über Württemberg, indem der vertriebene Herzog Ulrich, welcher achtzehn Jahre lang in der Verbannung umhergeirrt, mit seinem nunmehr achtzehnjährigen Sohn Christoph das Land wieder in Besitz nahm. Mit Hilfe des Volkes, welches der österreichischen Herrschaft müde war, erzwang Ulrich vom Kaiser die Anerkennung und Bestätigung als angestammter Landesfürst.

Bald begann Ulrich, Württemberg in seinem Sinne zu

reformieren. Er duldete niemand, der an die wahre Gegenwärtigkeit des wahren Leibes und Blutes Christi beim Abendmahle glaubte. Die Klostergüter wurden eingezogen und die Messe ward abgeschafft. Dann trat Ulrich nebst dem Herzog von Pommern, den Städten Augsburg, Hannover, Hamburg und Kempten dem Schmalkaldischen Bunde bei.

Unter den vom Katholizismus abgefallenen kleineren Sekten fallen besonders die Wiedertäufer auf. Sie verwarfen die Kindertaufe und das Kirchenregiment und führten allgemeine Gütergemeinschaft ein. Einige ihrer Propheten erklärten, als Kinder Gottes seien sie erwählt, die Gottlosen zu vertilgen, alle Obrigkeit abzuschaffen, Pfaffen und Herren totzuschlagen und auf Erden das Himmelreich herbeizuführen. Allerorten verfolgt, verbreiteten die Flüchtlinge ihre Lehren überall hin, stifteten kleine Gemeinden und fanden meist unter Handwerkern Anhänger.

Von den Niederlanden aus, wo die Wiedertäufer am härtesten verfolgt wurden, kamen ihre Schüler nach Deutschland. In den Jahren 1533 und 1534 nisteten die Wiedertäufer in der bischöflichen Stadt Münster. Dort schloß der Bürger Bernhard Knipperdolling einen Bund mit ihnen. Durch Vorspiegelung eines heiligmaterialistischen Lebens gewann er zuerst Frauen und Klosterfrauen, zuletzt auch Männer. Mit der Zahl wuchs zugleich Macht und Ansehen der Wiedertäufer. Die Stadt kam ganz in ihre Gewalt, und Knipperdolling ward Bürgermeister.

Zu derartig anerkannter Herrschaft gelangt, begannen die Wiedertäufer ihr Reich aufzurichten. Aus Gnade verjagte man die Gegner nur und verzichtete darauf, sie zu töten. Ihr Vermögen ward geteilt. Alle Bücher, bis auf die Bibel, wurden verbrannt, Kirchen und Klöster geschändet und zerstört. Der Schneidergeselle Johann Bockelson aus Leyden ward als Prophet und oberster Richter verehrt. Seine Todesurteile galten für unwiderruflich, und Knipperdolling vollzog sie mit dem Schwert. Bockelson, zuletzt als unumschränkter König anerkannt, ja sogar zum König der ganzen Welt ausgerufen, erhielt das Recht, jeden auf der Stelle umzubringen, der die neuen Gesetze übertrat.

Dreimal in der Woche hielt Bockelson, auf dem Throne sitzend, in der Hand das Szepter, Gericht. Er nahm Frauen so viele, als ihm gefielen. Als eine der Frauen an seiner göttlichen Sendung zu zweifeln wagte, ließ Bockelson sie hinrichten. In der Stadt Münster herrschte ein wunderbares kannibalisch-finnisches Gemisch von Scheinfrömmigkeit, Sinnenorgie und Blutdurst. Jene Zustände illustrieren deutlich, was zu erwarten ist, wo gelblicher Pöbel plötzlich die Herrschaft erlangt.

Auf Bitten der vertriebenen Bürger hatte der Bischof ein Heer gesammelt und belagerte die Stadt. Er war aber zu schwach, die Wütriche zu besiegen und mußte die Fürsten und Adligen der Umgegend zu Hilfe rufen. Diese zögerten anfangs. Erst als sie in jenen Vollstreckern christlich-demokratischer Tendenz durch Sendlinge der Wiedertäufer für ihre eigenen Länder große Gefahr

fürchteten, zogen Fürsten und Adlige herbei und schlossen mit ihren Söldnern die Stadt ein.

Die Wiedertäufer leisteten jedoch hartnäckigsten Widerstand. Die Belagerung zog sich in die Länge, bis die sächsischen und niederrheinischen Stände Geld und Mannschaften sandten. Jetzt ward Münster heftiger bestürmt und in der Johannisnacht 1535 mit Hilfe einiger Überläufer erobert. Knipperdolling und Bockelson wurden mit den Haupträdelsführern gefangen, gemartert und hingerichtet. Die Wiedertäufer, auch ferner überall verfolgt, zerstreuten sich.

Um den wohlberechtigten Vorwürfen zu entgehen, als erzeuge der Protestantismus Aufruhr und Pöbelherrschaft, mahnte der Landgraf von Hessen Lutheraner und Calvinisten zur Ordnung und Versöhnung untereinander. Er bewirkte, daß viele Anhänger Luthers und Zwinglis sich allmählich einander näherten und daß ein Teil der Lutheraner sich nicht mehr so borniert zeigte, die Schweizer als Ketzer zu betrachten. Freilich konnte er nicht verhindern, daß nun innerhalb des lutherischen Lagers Gift und Galle gespieen wurde.

Am Hofe zu Weimar hatten eine große Anzahl lutherischer Deutsch-Chinesen als Verfechter des strengen Buchstaben-Luthertumes einen engen Bund geschlossen zur Aufrechterhaltung desselben. Sie eiferten gegen die Wittenberger Theologen, welche zu wenig finnisch belastet waren, um Wein für Blut halten zu können, sondern nur eine symbolische Bedeutung des Weines zugaben. Besonders gegen Melanchthon, welcher den Schweizern Recht gab, richtete sich die gelbrassige Wut einer unglaublich beschränkten lutherischen Geistlichkeit, die ihre Gegner Betrüger und Mordbrenner titulierte.

Die Anträge einiger protestantischer Fürsten auf Einführung einer monarchischen Kirchenform wurden von dem zornröchelnden neuen lutherischen Papsttum verworfen. Die Dunkellutheraner sprachen von den Kanzeln herab den Bann gegen Melanchthon und seine Freunde aus und forderten öffentlich zur Vollziehung dieses protestantischen Kirchenfluches auf. Sie strebten eine Pfaffenherrschaft an, drückender, peinlicher und beschämender, als es jemals vorher eine gegeben hat.

Viele Fürsten und Adlige fielen damals vom Luthertum ab und wandten sich der Lehre Calvins zu. Das Volk, besonders in der Rheinpfalz, ahmte dieses Beispiel nach. Friedrich III. führte in der Pfalz mit äußerster Strenge die schweizerische Kirchenordnung ein. Er ließ die Altäre aus den Kirchen hinauswerfen und setzte Tische an ihre Stelle. Die Hostien vertauschte er beim Abendmahle mit Brot. Er schloß die Orgeln und verbot die Feier der Marien-, Apostel- und Heiligentage.

Zuletzt gerieten die gestrengen Theologen der Ur-Lutheraner unter sich selbst ebenfalls in Streit und verfolgten einander mit kannibalischer Erbitterung bis in den Tod. Während dieser Kämpfe tierisch belasteter Theologen starb Melanchthon, froh, aus dieser

Welt bestialischer Dogmenmetzeleien entfliehen zu können. Denn er war eine friedliche Natur und strebte nach ruhiger, freudvoller Erkenntnis.

Zur selben Zeit, als die Reformation ihre ersten Siege errang, ward bei der Belagerung von Pamplona durch die Franzosen im Jahre 1521 der spanische Edelmann Ignaz von Loyola verwundet. Fortan unfähig für den Kriegsdienst, wandte sich Loyola, erst dreißig Jahre alt, mit Eifer dem geistlichen Leben zu. Er unterzog sich den strengsten Bußübungen und fing an zu lehren. Bald gesellten sich viele Schüler zu ihm, wodurch Loyola anfangs sogar in den Verdacht der Ketzerei geriet. Meister und Schüler schwuren, sich ganz dem Dienste des Papstes zu widmen. Am 27. September 1540 bestätigte Papst Paul III. den Orden Loyolas als „Gesellschaft Jesu."

Dieser Jesuitenorden war ganz militärisch gegliedert. An der Spitze des Ordens stand Ignaz als General. Unbedingte Hingabe an den Papst und blinder Gehorsam gehörten zu den unerläßlichen Pflichten der Mitglieder. Als der Papst allmählich die Wichtigkeit des Ordens erkannte, stellte er ihn unmittelbar unter Oberaufsicht des römischen Stuhles. Er erlaubte den Jesuiten, überall Bethäuser zu haben und öffentlich Messe zu lesen. Selbst zur Zeit des Interdikts war den Jesuiten gestattet, in den Ländern der Ungläubigen und Ketzer zu wohnen, jeden nach Gutdünken in die römische Kirche oder in ihre Gesellschaft aufzunehmen und von allen Sünden loszusprechen.

Der Jesuitenorden, von älteren Orden gehaßt und beneidet wegen seiner Vorrechte, gewann andererseits rasch sehr viele Freunde und verbreitete sich schnell über Spanien, Frankreich und das katholische Deutschland. Als besondere Verpflichtung galt den Jesuiten die Herstellung einer Einheit der Kirche und die Bekämpfung aller Feinde des päpstlichen Stuhles. Besonders der Jugend bemächtigten sich die Jesuiten durch Erteilen von Unterricht, häufiges Spenden der Sakramente, durch Abnahme der Beichte und durch Predigen.

Die Jesuiten nahmen in kluger Absicht nur gehorsame Jünglinge in ihre Gesellschaft auf, eigenwillige blieben ausgeschlossen. Unterstützt durch die Freigebigkeit der Fürsten und Edlen, erteilten die Jesuiten ihren Unterricht unentgeltlich. Sie bildeten mit Vorliebe künftige Geistliche und Beamte heran. Wegen ihrer Bescheidenheit, Anspruchslosigkeit und Gelehrsamkeit wurden die Jesuiten die beliebtesten Beichtväter und Prediger bei Volk und Adel. Ihre Schulen waren bald allgemein berühmt und zahlreich besucht.

Der Papst verlieh den höheren Lehranstalten der Jesuiten die Rechte von Universitäten. Das niedere Volk gewannen die Jesuiten durch feierliche Aufzüge und Feste. Zur Belehrung des Volkes verfaßte Canisius einen Katechismus, der fortan ganz allein in den Schulen galt und die Glaubenswahrheiten der katholischen Kirche im entschiedenen Gegensatz zu Luthers Katechismus aussprach. Durch die Jesuiten gestärkt, erhob sich der römisch-katholische Geist in alter Macht und Kraft. Als Ignaz von

Loyola starb, zählte der Orden in hundert Kollegien bereits mehr als tausend Mitglieder.

Besonders die Jesuiten waren es, soviel Gutes sie einerseits auch stifteten, welche eine Annäherung und Aussöhnung zwischen Protestantismus und Katholizismus auf dem Trienter Konzil durch ihren geheimen Einfluß verhinderten. Sogar der katholische Kaiser Ferdinand und der katholische Herzog Albrecht V. von Bayern forderten auf jenem Konzil durch ihre Gesandten dringend den Laienkelch und die Priesterehe, weil dadurch viel Ärgernis vermieden würde. Aber die versammelten Väter, fast alle hamitisch belasteter, romanischer Abkunft, nahmen auf die Empfindungen der Germanen keine Rücksicht und beschlossen Anerkennung der alten Glaubenssätze. Selbst nach Schluß des Konzils bemühte sich Kaiser Ferdinand noch, beim Papst seine Forderung durchzusetzen, doch vergebens.

Man kann daran erkennen, daß alle deutschen Fürsten einer vorsichtigen, gelinden Reformation geneigt waren. Aber den Protestanten mochten sie sich begreiflicherweise auch nicht anschließen. Die protestantischen Theologen hatten sich zu abschreckend betragen und sich zu finnisch herumgerauft, um nicht bei vornehmen Aristokraten Abscheu zu erregen. Dazu kamen noch die demokratisch-kommunistischen Aufstände, welche der Protestantismus verschuldete. Zwar dauerte die Verfolgung in Form einer Erstickung des Protestantismus bis zu gewißem Grade auch in katholischen Ländern fort. Weit heftiger jedoch gestaltete sich noch lange, besonders unter den Kaisern Maximilian II. und Rudolf II., trotz deren duldsamen Mahnungen zum Frieden, die Verfolgung der Katholiken und Calvinisten in lutherischen Ländern.

Die Calvinisten wagten nicht mehr offen ihren Glauben zu bekennen, sondern hielten ihn geheim. Damit war die Verfolgung aber nur umso schlimmer geworden. Denn nun begann eine unheimliche Calvinistenriecherei, unter welcher Laien und Geistliche entsetzlich litten. In den katholischen Ländern nützten die Jesuiten schlau das gallige Temperament der Protestanten, indem sie dieselben zu lauten öffentlichen Schmähungen das Katholizismus reizten. Dadurch erreichten sie zu Wien und München, in Österreich und Bayern die Schließung aller protestantischen Kirchen und die Vertreibung protestantischer Prediger.

Trotzdem sie selbst verfolgt wurden, verfolgten sich die Protestanten gegenseitig immer wieder mit unerbittlicher Strenge. Als das strenge Luthertum in Sachsen gesiegt hatte, ließ Kurfürst August gegen den maßvollen Melanchthon eine eigene Denkmünze prägen. Auf der einen Seite der Münze war das Jesuskind dargestellt mit der Überschrift „Die Allmacht“. Auf der anderen Seite knieten die vier angesehensten Wittenberger Theologen, von Teufeln umgeben. Dann ließ August eine Friedensformel verfassen und sie als Eintrachtsformel von sämtlichen Geistlichen und Lehrern seines Landes beschwören. Jeder Widersprechende ward seines Amtes entsetzt.

Durch dieses Beispiel war eine ursprünglich durch die Reformation angestrebte freie religiöse Entwicklung für die protestantischen Länder vernichtet, und ein knöcherner Glaubenszwang lastete auch auf den oberen Ständen. Denn in Braunschweig, Lüneburg, Mecklenburg, Oldenburg, Württemberg, Baden und Zweibrücken erzwang man ebenfalls den Eid auf jene Formel. Nur Kurfürst Johann Georg von Brandenburg verfuhr milder. Er schaffte den Katholizismus allmählich ab durch Nichtbesetzung der erledigten Bistümer und erklärte den Geistlichen, sie dürften denken und lehren, wie bisher.

So uneinig die Deutschen im Glauben waren, so einig blieben sie jedoch im Aberglauben. Luther sprach in seinen Reden mit ganz besonderer Vorliebe beständig vom Teufel. Er behauptete allen Ernstes, nicht nur in übertragenem Sinne, daß er vom Teufel schwere Anfechtungen erduldet hätte. Er hielt den Teufel nicht nur für ein Prinzip, sondern für eine tatsächlich existierende Persönlichkeit. Wahrscheinlich dachte er sich in seiner Einfalt auch den sogenannten lieben Gott als wohlwollenden, aber leicht gereizten, uralten Patriarchen mit langem weißem Bart.

Luthers Jünger bildeten die Teufelslehre weiter aus. Alle Begierden wurden als Versuchungen des Teufels betrachtet und alle schweren Krankheiten als niederträchtige Plagen dieses Teufels. Es gab damals für jeden Stand und für jedes Land bei den Protestanten genau so einen eigenen Teufel, wie die Katholiken für jede Gilde und jedes Dorf einen eigenen Schutzengel hatten. In einem Buche über die Teufel, welches gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts erschien, sind tatsächlich ganze Regimenter von Teufeln genannt und beschrieben.

Es verbreitete sich der allgemeine Glaube, Edelleute, Stadtschreiber, Bürger und Bürgermeister, Männer und Frauen seien von Teufeln besessen. Der Glaube an Zauberei und Hexerei fand sogar Aufnahme in die Gesetzgebung und führte zu den grausamsten Verfolgungen. Um das Jahr 1560 herum war in Göttingen fast kein altes Weib mehr sicher vor dem peinlichen Fragegericht, vor Folter und Scheiterhaufen, wenn eine Nachbarin sie als Hexe und Zauberin denunzierte. Rädern, Hängen, Zwicken mit glühenden Zangen, Ersäufen, Lebendigbegraben und Verbrennen der Verurteilten ward so häufig, daß die Richter aus Gewohnheit Spott damit trieben. Während der Beschuldigte auf der Folter in furchtbaren Schmerzen sich schreiend krümmte, zechten die Richter bis zur Betrunkenheit.

Fast jede Untersuchung begann mit der Folter und endete mit erzwungenen Geständnissen und mit Hinrichtung. Denn zu den Hexenprozessen wurden außer den rohen Richtern unwissende und abergläubische Theologen herbeigezogen. Der Hexenhammer, das diesbezügliche Gesetzbuch der damaligen Juristen, enthält die Bestimmung: „Wer behauptet, es gibt keine Hexe, wird billig als von Gott abgefallen bestraft. Und wer eine Hexe über Gebühr verteidigt, wird billig für schuldiger gehalten, als die Hexe selbst.“

Gleichen solche Zustände nicht vollständig dem chinesischen Teufelsglauben und dem Schamanismus der gelben Völker Ostsibiriens? Und da will man noch behaupten, das deutsche Volk sei ein germanisches, ein edelarisches? Wodurch will man das beweisen? Etwa durch die im Norden vielverbreiteten blonden Haare und die blauen Augen? Blonde Haare und blaue Augen, das Urerbteil aller weißen Rassen, gehen weder durch Mischung mit schwarzer Rasse, noch viel weniger aber durch Mischung mit gelber Rasse allgemein und spurlos verloren, besonders wenn die Mischung eine einmalige und keine komplizierte ist.

Blonde Menschen mit blauen Augen kommen vielfach selbst im gelbrassigen China und bei den nordischen Finnen vor. Man trifft sie in Indien. Sie sind äußerst zahlreich im hamitisch-semitisch-hethitischen Niederasien, sowie besonders auch in der Jordangegend Palästinas. Von ihrer arischen, weißrassigen Abstammung rührt es her, daß trotz schwarzer hamitischer Mischung auch unter den Juden viele blonde Typen vorhanden sind, — nicht allein davon, daß sie vielleicht nachträglich amoritische und später germanische Mischung in sich aufnahmen, wie vielfach vermutet wird. Der Hauptunterschied zwischen Edelsemiten und Edelgermanen, beide von der gleichen blauäugigen, arischen Abkunft, ist überhaupt nur der, daß der Edelsemit mit passivem, latenten Hamitentum, der Edelgermane oder Edelgermanokelte mit passivem latenten Finnentum belastet ist.

Überall, wo schwache tiermenschliche Belastung sich passiv verhält, tritt sowohl beim sogenannten Semiten, wie beim Germanokelten Geist, Gemüt und Charakter des Urariers zu Tage. Semit und Germane sind in solchem Falle in ihren geistigen und sittlichen Fähigkeiten kaum mehr zu unterscheiden. Andererseits äußert sich die Bestialität eines Juden, welcher nicht gelber Khasare ist, hamitisch, die Bestialität des Deutschen offenbart sich in finnischer Weise. Beide Arten von Bestialität aber sind einander durchaus ebenbürtig. Sie verdienen nichts anderes, als daß sie sich gegenseitig plagen.

Wenn man Antisemiten vorhält, wieviel Gutes, Großes und Schönes Juden in der deutschen Literatur und Kunst, und wieviel Wertvolles und Bedeutendes sie in der Wissenschaft leisten, so bekommt man regelmäßig die Meinung zu hören, das beruhe alles nur auf Nachahmungstalent, und alle ihre Kunst sei nur anempfunden, aber nicht echt. Gesetzt nun, man würde das zugeben, so bewiese allein schon die Leichtigkeit und verblüffende Meisterschaft, mit der viele Juden unsere Kunst und Wissenschaft sich aneignen und fortbilden helfen, daß ihre edleren Geister dem Wesen des Urariertumes und des erhabensten Germanentumes ganz eng verwandt sind.

Die edleren Juden empfinden aber nicht nur rezeptiv, sondern ganz entschieden aktiv arisch. Sie fühlen sich unserer Geisteskultur genau ebenso verwandt, wie wir Germanen uns der hellenischen und indischen Kultur verwandt fühlen. Ja, die intelligenten Geister unter den Edel-Juden stehen uns Germanen arisch viel näher, als der vergilbte slavofinnische und keltofinnische Pöbel Europas.

Seine Blondheit gibt dem Finnenmischling nicht das geringste Recht, sich als Germanen oder vollwertigen Arier aufzuspielen. Gerade die gelbe Beimischung darf eine weit beträchtlichere sein, als die schwarze, ehe blondes Haar und blaue Augen selten werden, umsomehr als besonders die uralte slavofinnische Mischung eine einfache zu sein scheint. Ebenso ist die jüngere sarmatisch-finnische oder jötunische Rasse, welcher das niedere Volk Skandinaviens und Frieslands angehört, bestimmt einfachster Mischung entsprungen. Daher die Kraft dieser Jötunen, wenn ihnen auch durch zu große finnische Belastung der höchste Schwung arischen Geistes fehlt.

Dazu kommt noch, daß gelbe Mischung die Hautfarbe der weißen Rasse, oberflächlich betrachtet, nicht so dunkel verändert, wie hamitische Beimischung. Wessen Haut sich in der Sonne tief bräunt, der hat hamitisches Pigment in sich. Die weiße germanische Haut wird in der Sonne rosig, und die finnisch beeinflußte Haut bleibt gelblich, verbrennt also anscheinend nicht sehr. Wer finnische und hamitische Pigmente in sich hat, dessen Haut wird in der Sonne entsprechend gelblichbraun. Jedenfalls ist der Finnenmischling nicht durch so dunkle Hautfarbe gekennzeichnet, wie der Hamitenmischling.

Die Anthropologen sprechen nur von Deutschen mit weißer und von solchen mit bräunlicher Hautfarbe. Das ist aber ungenau. Bei näherem Hinsehen kann man unter den weißhäutigen Menschen ganz deutlich wirklich weiße, rosig angehauchte Leute und gelblich weiße unterscheiden. Ist aber erst zahlreiche Rassenmischung in einem Volke vorhanden, fällt es sehr schwer, nach dem äußeren Aussehen den Germanen und Edelarier vom Kelten, Slaven und arisierten Finnen zu unterscheiden.

Annähernd läßt besonders der Schädel Schlüsse zu. Denn das Gehirn vor allem entscheidet im Mischvolk darüber, wer aktiver Arier ist. Einzig die aktive geistige und sittliche Befähigung kennzeichnet in Europa den Arier. Es kann jemand vom Arier das Hautpigment, Haare, Augen und Gestalt haben und dennoch ein finnisches Gehirn besitzen, was sich durch Neigung zu allerlei kaltblütigen Grausamkeiten und Verbrechen kennzeichnet, die nicht einem Rachegefühl, sondern der zwecklosen Lust am Morden, Peinigen und Verstümmeln entspringen. Ferner besitzt das Finnengehirn eine gewisse viehische Verschlagenheit und Verlogenheit, oft verbunden mit Unfähigkeit zur Aneignung von Schulwissen. Abstraktes und schwungvolles Denken ist selbst bei einem arisch veredelten finnischen Gehirn ausgeschlossen.

Kann ein Mensch von vorwiegend germanischem Äußeren mit einem finnischen Gehirn behaftet sein, so wird andererseits ein Mensch mit germanischem Gehirn zwar niemals den Eindruck eines Finnen machen, aber er kann finnische Merkmale, wie gelbliches Pigment, unblaue Augen und unblondes Haar, sowie kleinen ungermanischen Wuchs haben. Die Kunst, den Edelarier vom Finnen, Halbfinnen und Halbhamiten zu unterscheiden, könnte wohl in einem Buche beschrieben werden, — ohne persönliche Erfahrung

und Übung würde jedoch solche Beschreibung auf den Leser verwirrend wirken.

Bis zu gewissem Grade wird jeder bürgerliche Edelarier finnisch oder hamitisch belastet sein. Hauptsache ist, daß diese geringe tiermenschliche Belastung nur eine äußerliche bleibt, im Gehirn latent ist oder vom Ariertum des Gehirnes beherrscht und zur Passivität gezwungen wird. Reines aktives und passives Ariertum mit geringster tiermenschlicher Belastung ist familienerblich nur bei Fürsten und in alten Adels- und Patriziergeschlechtern zu finden.

Im Bürgertum ist Germanentum und höheres Ariertum zwar ebenfalls vielfach vorhanden, aber infolge eigentümlicher, noch nicht völlig erklärter Vererbungsgesetze nur atavistisch. Während also beim adligen und fürstlichen Germanen Eltern und Geschwister in der Regel ebenfalls Germanen sind, kann beim bürgerlichen Germanen Vater oder Mutter von minderwertiger Rasse sein, und seine Geschwister können den Eindruck von Halbfinnen machen. Ebenso kann der bürgerliche Germane leicht Halbfinnen zu Kindern haben, der fürstliche und adlige Germane weit seltener. Es gibt aber Mittel, auch das bürgerliche Germanentum von aktivem Finnentum und das edlere Judentum von aktivem Hamitentum zu säubern.

Tatsache ist, daß das finnische, oder vorwiegend finnische Gehirn in den untersten Volksklassen in größter Majorität umherspaziert. Es ist ein Naturgesetz, daß hohes Ariertum, welches durch irgend welche Ursache im niederen Bürger- oder Bauernstand atavistisch geboren wird, äußerlich oder innerlich immer emporsteigen und sich in seiner finnischen Vetternschaft fremd fühlen wird. Finnentum aber, das dem höheren Bürgertum entstammt, wird binnen wenigen Generationen stets im Proletariat untersinken. Darum ist die Sozialdemokratie für Deutschland solange noch eine Lüge, solange nicht die Rassenmischung soweit vorgeschritten ist, daß alle Deutschen sich möglichst ähnelnde, materialistische Chinesen sind. Noch leben wir im kritischen Jahrhundert, in welchem Fürsten, Adel, Denker und aristokratische Bürger das verhüten können, wenn sie es verhüten wollen.

Die Germanen.

XI. Fortsetzung.

Die Reformation hatte an und für sich zunächst keine Aufklärung gebracht, sondern hauptsächlich nur den Geist dogmatischen Widerspruches und den Dünkel selbstherrlicher Finnenmischlinge gestärkt, welche überwuchernd das große Wort führten. Nach wie vor bereitete einzig der Humanismus die Errungenschaften kommenden Denkens vor. Von römischer Fremdherrschaft befreit, konnte sich der Geist des Ur-Ariertumes mit Hilfe des Humanismus in protestantischen Ländern nur rascher entfalten. Denn die Zahl

der germanischen Gehirne war hier eine größere als im Süden und der Kreis einer finnisch einengenden, stupiden Orthodoxie nun ein bedeutend kleinerer als früher, da außerdem noch die finnische und hamitische Beschränktheit des südlichen Europas den geistigen Freiheitsdrang der nördlichen Germanen despotisch geknebelt und gelähmt hatte.

Zunächst mußten allerdings die Edlen noch schweigen. Auch standen hohe und niedere Schulen für Geistliche, Beamte und Adlige zur Zeit des siegreichen teufelskundigen Luthertumes auf einer tieferen Stufe, als vorher in den Zeiten hoffnungsvollen Emporstrebens. Die Scholastik, einst Befreierin von einem unwürdigen Christentum, war im Dienst kirchlicher Dogmatik längst entartet und verfallen. Leerer Wortschwall, Eifersucht, finnische Streitsucht und slavokeltischer Futterneid gaben unter Lehrern und Geistlichen den Ton an.

Die Lehrer dachten nur an ihre Einnahmen und kümmerten sich wenig um die Zucht. Die meisten Studenten wohnten jetzt einzeln und ungebunden in der Stadt. Saufen, Raufen und andere Laster nahmen unter ihnen bedenklich zu. Die neu eintretenden Studenten mußten sich von den älteren entehrende Demütigungen und Kränkungen gefallen lassen. Mit wenigen Ausnahmen gingen die Studenten wie Landsknechte einher. Sie trugen die Kleidung der Landsknechte, führten Dolche mit sich und hatten Degen mit großen unförmlichen Griffen. Nächtliche Gelage, Ruhestörungen und Schlägereien waren Ehrensache. Ebenso dauerte die alte Unsitte der fahrenden Schüler noch fort. Viele empfanden es als Schmach, in den Hörsälen zu sitzen. Sie zogen es vor, ohne Lehrer zu lernen.

Allerdings war der lateinische Vortrag der Lehrer langweilig und schleppend, damit der Student die langsam gesprochenen Worte nachschreiben konnte. Dazu kam die geisttötende Breite der Vorträge. Gab es doch einen Lehrer, welcher zweiundzwanzig Jahre lang über das erste Kapitel des Jesaias las. Ein anderer Chinese dieser Art vergeudete mit Erklärung der Psalmen dreizehn Jahre. Noch gab es keine öffentlichen Bibliotheken für Studierende, keine botanischen Gärten und ebensowenig anatomische und chemische Lehrmittel. Dennoch brach sich der germanische Geist in ganz Europa allmählich weiter Bahn.

Nicht wenig trug dazu die Entdeckung Amerikas durch Christoph Columbus im Jahre 1492 bei. Diese weltbewegende Tat hatte den Gesichtskreis der Denker wesentlich erweitert. Große Umwälzungen in der Begriffswelt der Gebildeten knüpften sich auch an die Namen Kopernikus, Kepler und Galilei. Durch diese Gelehrten gelangte die Weltnatur, gelangte der Kosmos in seiner Herrlichkeit und Erhabenheit wieder zur urarischen Bewunderung. Unendlichkeit und Lebensfülle der Natur ward wieder Gegenstand unmittelbarer Anschauung. In brahmanisch-edelhellenischem Sinne ward die fragende Erforschung der Natur und des Weltalls ein wesentlicher Gegenstand neu erwachender europäischer Philosophie.

Von jetzt an entwickelten sich die Naturwissenschaften zu welthistorischer Bedeutung.

Nikolaus Kopernikus ward am 19. Februar 1473 zu Thorn geboren und starb am 24. Mai 1543 als Domherr zu Frauenburg, nachdem er sein Lebenswerk „Über die Umdrehungen der Himmelskörper" verfaßt hatte. In diesem Buche zeigte Kopernikus klar, daß unsere Erde ein Planet sei, welcher zwischen den Bahnen der Venus und des Mars eingefügt kreise. Ferner sprach er es aus, daß die scheinbare tägliche Bewegung der Sonne und des Sternenhimmels um die Erde von der Drehung der Erde um ihr eigene Axe herrühre. Damit die damals allmächtige finnisch-hamitische Inquisition ihn nicht mit ihren Folterzangen zwicke, gab Kopernikus seine Überzeugung nur für eine unmaßgebliche Meinung aus, indem er sich ausdrücklich dagegen verwahrte, daß er sein Wissen einer bornierten, chinesisch umnachteten Mitwelt als Wahrheit aufdringen wolle.

Ein berühmter Zeitgenosse des Kopernikus auf anderem Gebiete befreiender Wissenschaft war Theophrast von Hohenheim, genannt Paracelsus. Geboren im Jahre 1493 zu Maria Einsiedeln, widmete sich Paracelsus der Arzneiwissenschaft. Er untersuchte, verglich und prüfte die Natur des Menschen, der Pflanzen und der Gesteine. Paracelsus führte fast beständig ein Wanderleben, bis er sich zu Salzburg dauernd niederließ, wo er 1541 starb. Paracelsus verbannte die ellenlangen, alten, schamanenhaften Arzneivorschriften. Er lehrte, man dürfe keinem Kranken gegen dessen Willen Arznei aufdringen.

Durch viele glückliche Heilungen ward Paracelsus weit berühmt. Das beleidigte aber seine Kollegen von der alten Schule, und so machten sie ihm sein nützliches und tatenreiches Leben vielfach zur Hölle. Paracelsus hingegen zog gegen seine Lästerer in derber, selbstbewußter Sprache zu Felde. Er führte in seinen medizinischen Vorlesungen den deutschen Vortrag ein und wandte bei seinen Patienten vielfach chemische Hilfsmittel an. Diese Chemikalien, von einem genialen Meister der Heilkunst richtig angewendet, erzielten viele segensreiche Erfolge.

Aber talentlose und gewissenlose ärztliche Stümper brachten andererseits diese sogenannte allopathische Heilmethode ebenfalls bald in Verruf, indem sie auf jene gelegentlichen Hilfsmittel des Paracelsus eine eng begrenzte handwerksmäßige Heilmethode aufbauten. Eine Reaktion gegen die vielfach mißbrauchte Allopathie, welche durch Mittel heilen will, deren Wesen dem Wesen der Krankheit entgegengesetzt ist, erstand später in der Homöopathie und in den letzten Jahrzehnten in der sogenannten Naturheilmethode.

Die Homöopathie will durch Mittel heilen, welche beim Gesunden ähnliche Erscheinungen hervorrufen, wie sie die betreffende Krankheit erzeugt. Diese Mittel werden aber nur in großer Verdünnung verabreicht. Die Naturheilmethode will einzig durch sogenannte natürliche Mittel, wie Diät, Luft, Licht, Sonne, Wasser, Dampf, Kälte und Wärme, gesund machen. Zerfällt schon die

Homöopathie in mehrere Richtungen, so ist die Naturheilmethode aus noch mehr Heilsekten hervorgegangen, die sich früher gegenseitig vielfach befehdeten.

Die Heilkunst der Laien ist noch weit mehr durch chinesische Dogmen- und Prinzipienreiterei gekennzeichnet, als die Heilkunst der Gelehrten. Mißerfolge und falsche Behandlung sind daher bei nicht akademisch gebildeten, finnisch belasteten Heilpfuschern weit häufiger als bei den akademischen Ärzten. Der wahrhaft geniale Arzt bedarf zu seinem Beruf vor allem eines angeborenen Talentes, eines umfassenden Wissens, großer Kenntnis aller Arten der Heilkunst und einer reichen Erfahrung. Er wird, frei von dogmatischer Verblendung, zur rechten Zeit im rechten Falle nach bestem Wissen das rechte Mittel finden, unbeirrt, von welcher Spezialforschung dasselbe erstmalig mit Erfolg angewendet worden sein mag.

Zu einer eigenartigen Heilkunst hat sich allmählich auch die Chirurgie aufgeschwungen. Die Zuflucht zu ihr wird oft zur gebieterischen Notwendigkeit. Im übrigen kann die Chirurgie mit jeder andern vernünftigen und zweckentsprechenden Heilweise vorurteilsfrei Hand in Hand gehen. —

Wegen seiner unzähligen Heilerfolge ward Paracelsus, der Vater der modernen Pharmacie, von mißgünstigen Kollegen, von Geistlichen und Laien bald als Zauberer verschrien. Man sagte ihm nach, er stehe mit bösen Geistern und mit Teufeln im Bunde, weil er bewirkte, was andern Ärzten damals unmöglich war. — Paracelsus bildete viele Schüler heran und regte die Ärzte des kommenden Jahrhunderts zu neuem Denken an. Außer mit Chemikalien kurierte er vorwiegend mit natürlichen Hilfsmitteln. Nicht minder wendete er zahlreiche Heilkräuter mit Erfolg an. Paracelsus hinterließ zahlreiche Schriften. Ihm waren bereits Naturkräfte bekannt, welche nach ihm wieder außer Acht gelassen wurden und welche später neu beobachtet werden mußten. —

Galileo Galilei, ein anderer der Heroën jener Zeit, ward am 18. Februar 1564 zu Pisa geboren. Er wirkte zu Pisa, Padua und Florenz als Lehrer. Wegen seines Eintretens für das kopernikanische Weltsystem und wegen anderer fortschrittlicher Lehren ward Galilei von der Inquisition verfolgt. Er starb erblindet am 8. Januar 1642 in der Villa Arcetri bei Florenz. Galilei entdeckte Pendel- und Fallgesetze, die Trabanten des Jupiter und die Sonnenflecken. Außerdem erfand er den Proportionsgürtel und die hydrostatische Wage, welche das spezifische Gewicht eines festen Körpers bestimmt, der zuerst in der Luft, dann unter Wasser gewogen wird. —

Galileis großer Kollege, Johannes Kepler, ward am 27. Dezember 1571 zu Weilderstadt geboren. Er lehrte zu Graz, Prag und Linz und starb am 15. November 1630 zu Regensburg. Kepler ward berühmt durch die von ihm entdeckten drei Gesetze, daß die Planeten sich in Ellipsen bewegen, in deren einem Brennpunkt die Sonne steht, — daß der Lichtstrahl in gleichen Zeiten gleiche Flächen überstreicht, — und daß die Quadrate der Umlaufszeiten

der Planeten sich verhalten, wie die Kuben der mittleren Entfernungen. —

Fast gleichzeitig mit jenen großen Erforschern des Kosmos wirkte der Philosoph Baco von Verulam. Er ist derjenige neuere Philosoph, welcher zuerst die beobachtende und prüfende Naturforschung, als Resultat der Erfahrung, mit Bewußtsein zum Grundsatz des Denkens erhob. Baco von Verulam ward 1561 zu London geboren und starb im Jahre 1626, nachdem er zwei Hauptwerke und mehrere kleinere Schriften verfaßt hatte. Unter Jacob I. war Baco Lordsiegelbewahrer und Großkanzler, ward aber später gestürzt.

Baco sagte offen, die Wissenschaften hätten sich seither in einem sehr traurigen Zustande befunden. In hohle Wortfechtereien entartet, habe die Philosophie seit Jahrhunderten nichts hervorgebracht, was das menschliche Leben wirklich förderte. Die seitherige Logik habe mehr den Irrtum gestärkt als die Wahrheit. Dieses Elend der Wissenschaften komme daher, daß sie sich von ihrer Wurzel, von Natur und Erfahrung, losgerissen hätten. Schuld daran sei der herkömmliche Aberglaube und der blinde Religionseifer, welcher von jeher unversöhnlicher Feind jeder Naturphilosophie sei.

Ferner war Baco der Meinung, daß auch das allzugroße Ansehen, welches gewisse alte Philosophen seither genossen und die allzugroße Verehrung des Altertumes die Entwicklung der Wissenschaften gehindert hätten. Baco übersah eben, daß Wissen und Denken des Altertumes die keltofinnisch umnachteten Sprößlinge der Normannen und Sachsen erst zum Denken und Forschen angeregt hatte. Mit ebenso großer Unterschätzung der Alten rügt Baco, daß jene so großen Wert auf Moral und Politik legten.

Als Grundlage für eine Reformation und Neubelebung der Wissenschaften forderte Baco außer der Zurückführung der Wissenschaft auf Erfahrung und Naturphilosophie die Reinigung des Sinnes und Geistes von aller abstrakten Erkenntnis und von herkömmlichen Vorurteilen. Einzig die natürliche Schlußfolgerung vom Einzelnen aufs Allgemeine begründe das Gedeihen der Wissenschaft. —

Neben Baco glänzten in der zweiten Hälfte des sechzehnten und in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts auch eine Reihe italienischer Philosophen, welche vermutlich ebenfalls germanischer, teilweise vielleicht auch semitischer Abstammung waren. Sie erregten das Mißfallen ihrer Feinde durch pantheistische Naturbegeisterung und durch ihr Anknüpfen an die Systeme der alten Philosophie.

Die bekanntesten dieser Philosophen sind Cardanus, Campanella, Giordano Bruno und Vanini. Sie alle offenbarten ein leidenschaftliches, enthusiastisches Wesen und einen heißen Drang nach Erkenntnis. Sie alle wurden von der Geistlichkeit verfolgt, und Giordano Bruno und Vanini endeten sogar auf dem Scheiterhaufen.

Der bedeutendste unter jenen Naturphilosophen ist Giordano Bruno, geboren zu Nola im Jahre 1548, verbrannt zu Rom im

Jahre 1600. Im Jahre 1889 ward dem Giordano Bruno auf Beschluß des römischen Magistrates auf demselben Platz, wo er verbrannt wurde, ein Denkmal errichtet. So ändern sich die Zeiten, — selbst in Rom.

Giordano Bruno verkündete neu die alte indische und hellenische Lehre, daß die Welt ein lebendiges Wesen sei und eine Weltseele ihr Ganzes durchdringe. Er bekundete hohe Begeisterung für die Natur und die in ihr gegenwärtige schaffende Vernunft. Bruno betrachtete die Weltvernunft als den inneren Künstler, welcher die Materie gestaltet und sich in den Gebilden des Weltalls offenbart.

Aus der Wurzel oder dem Samenkorn sendet der innere Künstler Keime und Sprossen hervor, bildet er Äste, Zweige, Knospen, Blätter und Blumen. Alles ist innerlich geregelt, geschaffen und vollendet. Das Weltall ist ein unendlicher Organismus, in welchem alles auf mannigfaltigste Weise lebt und wirkt. Die Vernunft stellt Bruno zur Materie in dasselbe Verhältnis wie Aristoteles. Vernunft und Materie verhalten sich wie Form und Stoff, keines ist ohne das andere. Die Form ist innere treibende Macht der Materie. Die Materie, als Mutter aller Formen, ist unendliche Möglichkeit. —

Während in England Baco die Philosophie der Erfahrung pries und Giordano Bruno in Italien einen dichterischen Pantheismus verkündete, lehrte in Deutschland Jakob Böhme theosophische Mystik.

Jakob Böhme ward im Jahre 1575 zu Alt-Seidenberg bei Görlitz geboren. Seine Eltern besaßen ein kleines Bauernheim. Als Knabe mußte Böhme das Vieh hüten. In der Dorfschule lernte er notdürftig schreiben, worauf er zu einem Schuhmacher in die Lehre kam. Als Geselle ging Jakob Böhme auf die Wanderschaft, und im Jahre 1594 ließ er sich, neunzehn Jahre alt, in Görlitz als Meister nieder. Bereits in seiner Jugend glaubte Jakob Böhme sogenannte Erleuchtungen und geheimnisvolle Erscheinungen zu haben, welche sich später mehrten, als der Drang nach Wahrheit in ihm überhand nahm und seine beunruhigte Seele sich in gesteigerter Erregung befand. Böhme hatte außer der Bibel nur einige mystische Schriften theosophischen und alchymistischen Inhalts, darunter auch die des Paracelsus gelesen. Da er nun seine Gedanken niederschreiben wollte, welche ihm die angebliche Erleuchtung eingab, empfand er tief den Mangel einer hinreichenden Vorbildung, sodaß es ihm oft sauer wurde, klar auszusprechen, was ihn bewegte.

Als Böhme im Jahre 1612 seine erste Schrift „Aurora“ herausgab, verdammte der Oberpfarrer Gregorius Richter in Görlitz den Verfasser und sein Werk öffentlich von der Kanzel herab. Der Magistrat von Görlitz aber verbot dem Jakob Böhme das Bücherschreiben. Mehrere Jahre leistete Böhme dem Gebot Folge. Erst als der innere Drang zum Schreiben wieder übermächtig in ihm ward, schrieb er weiter. Jakob Böhme starb im Jahre 1624.

Er soll äußerlich ein stiller, unscheinbarer, bescheidener und sanfter Mensch gewesen sein.

Böhme sprach seine Gedanken nicht in klarer Form aus, sondern in dunklen sinnlichen Bildern. Der Grundgedanke seines Grübelns ist der, daß die innere Entzweiung die Wesensbestimmung des Geistes und somit auch Gottes sei, sofern Gott als Geist gedacht wird. Nach Jakob Böhme bestehen alle Dinge in Ja und Nein, seien sie göttlich, teuflisch, irdisch oder himmlisch. Das Nein ist ein Gegensatz des Ja oder der Wahrheit, in der die ewige Liebe wirklich, empfindend und wollend ist. Die Einheit kann in sich nichts wollen und empfinden, nur die Zweiheit empfindet sich. Ohne Unterschied, ohne Gegensatz, ohne Entzweiung ist nach Böhme keine Erkenntnis und kein Bewußtsein möglich. Nur am Anderen, am Gegensatze des eigenen Wesens, gelangt das Eine in sich zu Klarheit und Bewußtsein.

Böhme dachte aus sich heraus, wenn auch ein wenig mystisch umwuchert, die Gedanken des Zoroaster wieder, — ein Beweis, daß er ein arisches Gehirn hatte. Denn ein Halb-Finne entwickelt so selbständig aus eigenstem Innern hervor nicht die Philosophie eines persischen Fürstensohnes. Jakob Böhme war, obwohl anscheinend dem niederen Volk entsprossen, dennoch von verborgener edelarischer Herkunft. Noch vierhundert Jahre früher war in Deutschland der führende Denker ein Graf. Die Rassenmischung war mittlerweile derartig fortgeschritten, daß auch aus dem Volke arische Denker hervorgehen konnten. Die Tatsache aber, daß das Volk, und besonders das niedere Volk, in seiner überwiegenden Gesamtheit an Rassenwert und höchsten arischen Fähigkeiten für gewöhnlich dennoch tief unter dem Adel steht, wird durch solche Ausnahmen nicht widerlegt.

In jener Zeit, da allerorten einsame Geister zu höherem Fluge erwachten, hatte in René Descartes auch Frankreich seinen Philosophen. Descartes, vielfach Renatus Cartesius genannt, ward zu La Haye in Touraine im Jahre 1596 geboren, als Jakob Böhme sich in Görlitz bereits als junger Schuhmachermeister niederließ und Baco in England 35 Jahre alt war, während Giordano Bruno, jetzt 48 Jahre alt, nur noch vier Jahre lebte. Descartes ward im Kollege der Jesuiten zu La Flêche erzogen. Die Gelehrsamkeit dieser Schule befriedigte ihn aber nicht. Er beschloß, allem Schulwissen zu entsagen und alles Wissen aus sich selbst und aus der Weltnatur zu schöpfen.

Äußerlich unabhängig durch den Besitz eines großen Vermögens, nahm Descartes als Freiwilliger Kriegsdienste, zuerst bei den Holländern, dann bei den Bayern, zuletzt bei den Kaiserlichen. Später machte er mehrere große Reisen. Nach einem längeren Aufenthalt in Paris verließ Descartes Frankreich wieder und begab sich nach Holland, um hier unangefochten und unbekannt der Philosophie zu leben, welche er dauernd nicht missen konnte, und die er zu reformieren beschloß. Zwanzig Jahre lang blieb Descartes in Holland, wo er durch fanatische Theologen mehrfach in un-

angenehme Händel verwickelt wurde. Im Jahre 1649 folgte Descartes einer Einladung der Königin Christine von Schweden nach Stockholm, wo er jedoch schon im nächsten Jahre starb.

Descartes schrieb außer mehreren kleineren Schriften vier Hauptwerke. Er zeichnete sich, außer in Philosophie, auch in Mathematik, Physik und Anatomie aus. Der leitende Gedanke der Philosophie des Descartes ist, daß nur der Zweifel zur Wahrheit führe. Soll die Wissenschaft zu festen, bleibenden Errungenschaften gelangen, so müssen wir zunächst von Grund aus alle Voraussetzungen und Annahmen zerstören, die wir von Kindheit an in uns hegten. Wir müssen alles in Zweifel ziehen, was nur irgendwie ungewiß erscheint.

Da die Sinne täuschen, ist besonders an allen sinnlichen Dingen, ferner aber auch an den Wahrheiten der Mathematik und Geometrie zu zweifeln. Denn so erwiesen uns auch der Satz klingt, daß zwei und drei fünf ist, oder daß das Quadrat vier Seiten hat, — wir können dennoch nicht wissen, ob uns Gott nicht absichtlich zum Irrtum schuf. Somit ist es ratsam, an allem zu zweifeln, alles für falsch zu halten.

Nur eines können wir nicht leugnen, nämlich, — daß wir selbst, die wir so denken, da sind. Gerade dann, wenn der Mensch an allem zweifelt und alles für falsch hält, geht daraus hervor, daß der also Denkende existiert. — „Ich denke, also bin ich!“ Dieser Lehrsatz des heiligen Augustinus ist auch ein Lehrsatz des Descartes. Descartes behauptet, daß aus der Tätigkeit des Menschen seine Existenz nicht so sicher gefolgert werden könne, wie aus seinem Denken, — der Mensch sei seiner Taten nie so gewiß, wie seines Denkens.

Alles, was an uns ist, können wir von uns hinwegdenken, nur nicht das Denken. Der höhere Mensch ist wesentlich ein denkendes Wesen, er ist Geist, Seele, Intelligenz, Vernunft. Das Denken ist seine Wesenheit. Denn der Geist kann für sich allein vollständig und deutlich erkannt werden ohne den Körper und seine Attribute. Der Geist erfaßt sich selbst nur durch reine Intelligenz. Aus dem Satze „ich denke, also bin ich“ ergibt sich allgemeine Gewißheit. Der Mensch weiß, daß er ein denkendes Wesen ist. Daraus folgt für alles weitere Wissen die Tatsache, daß alles, was der Mensch ebenso klar und deutlich erkennt, was er ebenso gewiß weiß, auch ebenso gewiß ist, wie die eigene Existenz.

Unter den Ideen des Menschen finden wir die Idee Gottes vor. — Woher hat der Mensch diese Idee? — Nicht aus sich selbst! Sie ist ihm von einem Wesen eingepflanzt, das die Fülle aller Vollkommenheit in sich hat, von einem wirklich existierenden Gott!

Woher hat der Mensch die Fähigkeit, sich eine vollkommenere Natur zu denken, als die seine ist? — Nur durch ein Wesen, dessen Natur wirklich vollkommener ist, als die Natur des Menschen. Alle Eigenschaften Gottes zeigen, je mehr sie betrachtet werden, daß die Idee von ihnen nicht vom Menschen allein erzeugt sein kann.

Auf welche Weise empfing der Mensch die Idee Gottes von Gott? — Der Mensch schöpfte diese Idee nicht aus den Sinnen. Auch ist sie nicht erdichtet. Sie ist ihm angeboren wie die Idee seiner selbst.

Daß wir die Idee Gottes in uns finden, ist der Beweis für das Dasein Gottes, denn die Idee von ihm muß eine Ursache ihres Daseins haben. Daß wir Vollkommenheiten erkennen können, die uns mangeln, beweist, daß ein Wesen da ist, welches vollkommener ist als wir, und von dem wir alles empfingen, was wir besitzen.

Die gefundene Schlußfolgerung über das Dasein Gottes ist nach Descartes von höchster Wichtigkeit. Vorher mußten wir an allem zweifeln, auf jede Gewißheit verzichten, weil wir nicht wußten, ob das Irren zur Natur des Menschen gehöre. Jetzt wissen wir durch die uns angeborene Idee Gottes, daß Gott wirklich ist. Es wäre ein Widerspruch, wenn er uns täuschte, oder wenn er Ursache unseres Irrens wäre.

Denn wenn auch Betrügenkönnen als Beweis von Klugheit gelten könnte, so würde doch Betrügenwollen ein Beweis von Bosheit sein. Folglich kann unsere Vernunft nie etwas erfassen, was nicht wahr wäre, sofern es klar und deutlich erkannt wird. Gott wäre ein Betrüger, wenn er uns eine verkehrte Vernunft gegeben hätte, welche Falsches für wahr hält. Der unbedingte Zweifel, mit dem unser Denken begann, ist somit aufgehoben. Aus dem Wesen Gottes fließt uns alle Gewißheit. Zu jeder sicheren Erkenntnis genügt es, daß wir eine Sache klar und deutlich erfaßt haben und dabei des Daseins eines nicht täuschenden Gottes gewiß sind.

Die echte Gottesidee führt zu den Grundsätzen der Naturphilosophie oder zur Lehre von den beiden Wesenheiten. Wesenheit ist etwas, was zu seinem Dasein keines anderen bedarf. In solchem Sinne ist nur Gott Wesenheit.

Gott als unendliche Wesenheit hat seinen Grund in sich selbst, ist Ursache seiner selbst. Die beiden geschaffenen Wesenheiten dagegen, die denkende und die körperliche Wesenheit, oder Geist und Materie, sind nur in weiterem Sinne des Wortes Wesenheiten. Man muß sie als Dinge betrachten, die zu ihrem Dasein der Mitwirkung Gottes bedürfen.

Jede dieser beiden Wesenheiten hat ein Kennzeichen, das seine Natur bildet. Merkmal und Wesen der Materie ist die Ausdehnung, Wesen des Geistes ist das Denken. Alles, was vom Körper ausgesagt werden kann, setzt die Ausdehnung voraus und ist eine Art der Ausdehnung. Alles, was wir im Geiste gewahren, ist eine Art des Denkens.

Geist und Körper verneinen sich gegenseitig. Sie sind voneinander verschieden und haben nichts miteinander gemein. Die Vereinigung von Seele und Leib kann daher nur als mechanische gedacht werden. Die Seele wohnt im Körper, zwar eng, aber nicht innerlich mit ihm verknüpft. Die Vereinigung von Leib und Seele ist eine gewaltsame Zusammensetzung, weil beide wesentlich voneinander verschieden sind.

Nur das Denken unterscheidet den Menschen als Maschine von anderen Maschinen. Tiermensch und Tier nähern sich desto mehr der geistlosen Maschine, je weniger sie denken. Sind Leib und Seele selbständige Wesenheiten von entgegengesetzter Art, so können sie sich gegenseitig nicht durchdringen. Sie können sich, wenn sie gewaltsam vereinigt werden, nur an einem Punkte berühren.

Dieser Punkt, wo die Seele ihren Sitz hat, ist nach Cartesius nicht das ganze Gehirn, sondern nur der innerste Teil desselben. Sitz der Seele ist eine kleine Drüse in der Mitte der Hirnsubstanz, die Zirbeldrüse. Nach Lehre ältester Brahmanen aber ist diese Zirbeldrüse das verkümmerte dritte Auge, welches nach indischer Meinung der Mensch früherer Perioden besaß.

Als Beweis für seine Annahme, daß die Zirbeldrüse der einzige Ort sei, wo sich die Seele unmittelbar kund gibt, macht Cartesius geltend, daß alle anderen Teile des Gehirnes doppelt da sind. Dies dürfe aber bei einem Organ, das Sitz der Seele sei, nicht der Fall sein, weil sonst die Seele alle Dinge doppelt wahrnehmen würde. Es gäbe keinen anderen Ort im Körper, in welchem sich die Eindrücke so vereinigen könnten, wie in der Zirbeldrüse. Mithin sei die Zirbeldrüse der bevorzugte Sitz der Seele und der Ort, wo alle unsere Gedanken gebildet werden. —

Die Philosophie des Cartesius in ihrem nicht genügend erklärten und begründeten Dualismus hinterließ manches ungelöste Rätsel. Diese teilweise zu lösen, versuchte Arnold Geulinx, geboren 1625 zu Antwerpen, gestorben 1669 als Professor der Philosophie zu Leyden.

Nach Geulinx wirkt weder die Seele unmittelbar auf den Körper, noch der Körper unmittelbar auf die Seele. Geulinx sagt, man wisse nicht, auf welche Art sich die Bewegung vom Gehirn in die Glieder fortpflanze. Es sei unmöglich, daß man das mache, wovon man nicht begreife, wie es gemacht wird. Wir seien nur Zuschauer in dieser Welt. Die einzige Handlung, die unser ist, sei die Beschauung.

Aber auch dieses Beschauen geschieht auf wunderbare Weise. Denn wie erhalten wir unsere Anschauungen von der Außenwelt? Unmöglich wirkt die Außenwelt direkt auf uns. Wenn beim Sehen die Außendinge auch ein Bild im Auge hervorbringen oder Eindruck auf das Gehirn machen, so ist dieses Bild oder dieser Eindruck doch nur etwas Körperliches oder Materielles. So ohne weiteres kann dieses Materielle in den Geist nicht eindringen.

Somit bleibt nichts anderes übrig, als die Vermittlung beider Wesenheiten des Geistes und der Materie in Gott zu suchen. Gott allein verbindet das Äußere mit dem Inneren, das Innere mit dem Äußeren. Gott nur macht die äußeren Erscheinungen zu inneren Vorstellungen. Gott nur läßt die Vorsätze und Bestimmungen des Inneren, den Willen, zu äußerer Tat werden.

Jede Wirkung und jede Handlung, welche Äußeres und Inneres, Geist und Welt verbindet, ist daher weder eine Wirkung des Geistes, noch der Welt. Sie ist einzig eine unmittelbare Wirkung Gottes. Gottes Wille ist es, wenn in unseren Gliedern die-

jenigen Bewegungen erfolgen, welche wir wollen. Gott bewegt infolge unseres Wollens unseren Körper. Durch die Bewegung unseres Körpers erzeugt Gott eine Vorstellung in uns.

Der, welcher der Materie Bewegung gab, der schuf auch unseren Willen. Er verband die entgegengesetztesten Dinge, die Bewegung der Materie und die Bewegung unseres Willens, derartig untereinander, daß, wenn unser Wille will, eine Bewegung erfolgt, als ob er sie wolle. Erfolgt aber die Bewegung, so will sie der Wille, ohne daß Wille und Bewegung ineinander wirken oder einen sinnlichen Einfluß aufeinander ausüben.

Die Vereinigung von Körper und Geist, welche Cartesius als gewaltsame Zusammensetzung bezeichnet hatte, nannte Geulinx ein Wunder und setzte somit dem Dualismus des Cartesius die Krone auf. Den Grundanschauungen des Geulinx verwandt, und gewissermaßen ebenfalls eine Weiterentwicklung der Begriffe des Cartesius, ist die Philosophie des Malebranche.

Nikolaus Malebranche ward geboren zu Paris im Jahre 1638. Er wurde durch die Schriften des Cartesius der Philosophie gewonnen und starb nach vielen Fehden mit theologischen Gegnern im Jahre 1715.

Auch Malebranche stellte die Frage: „Wie kommt das geistige Ich zur Erkenntnis der Außenwelt, zu den Ideen der körperlichen Dinge?“ Denn einzig durch Vermittlung der Ideen, nicht durch die Dinge selbst, erkennt unser Geist die Dinge. Er kann aber diese Ideen weder aus sich haben, noch von den Dingen selbst.

Der Geist, als gegensätzliche Wesenheit, hat nicht die Fähigkeit, materielle Dinge zu vergeistigen. Vergeistigt aber müssen die Dinge werden, wenn ihre Vorstellung erfolgen soll. Der Geist, als Gegensatz zur materiellen Welt, hat nicht die Kraft, den Gegensatz zu vernichten.

Ebensowenig hat der Geist die Ideen aus den Dingen geschöpft. Denn die Materie ist nicht durch sich selbst sichtbar. Sie ist als Gegensatz des Geistes diesem nicht verständlich, sie ist ihm etwas Finsteres und Dunkles. Somit bleibt nur die Annahme übrig, daß der Geist die Dinge in einem Dritten schaut, der über den Gegensätzen steht, — in Gott.

Gott ist die vollkommene Wesenheit, die unendliche Vergeistigungskraft aller Dinge. Gott ist das höhere Mittelwesen zwischen Ich und Außenwelt. Er ist der Ort der Geister. Mit ihm sind wir so verbunden, daß wir in ihm die Ideen schauen. Denn für Gott sind die materiellen Dinge kein Gegensatz, keine unergründliche Finsternis, sondern ein Ideelles. Alle Dinge sind geistig in ihm enthalten.

Durch solche Lehre wollte Malebranche den Dualismus des Cartesius überwinden. Noch entschiedener sprach Spinoza die Nebensächlichkeit aller Einzelwesen und die alleinige Wesenheit Gottes aus. Er vollendete den Gedankenbau des Cartesius.

Baruch Spinoza wurde am 24. November 1632 zu Amsterdam geboren. Seine Eltern waren wohlhabende Juden aus dem portu-

giesischen Edelgeschlechte der Sephardim. Spinoza erhielt eine gelehrte Erziehung. Anfangs studierte er fleißig Bibel und Talmud. Doch bald vertauschte er das Studium der Theologie mit dem der Physik und der Philosophie des Cartesius. Schon früher innerlich mit dem Judentum zerfallen, fiel Spinoza jetzt auch äußerlich vom Glauben seiner Väter ab. Dem Christentum wandte er sich, wie dies für einen großen Geist selbstverständlich ist, jedoch nicht zu.

Da die Juden ihn ausgestoßen hatten, ihn verfolgten und hamitisch schwer belastete Eiferer unter ihnen ihm sogar nach dem Leben trachteten, verließ er Amsterdam und flüchtete nach Rhynsburg bei Leyden. Zuletzt begab er sich nach dem Haag. Dort lebte er in größter Zurückgezogenheit einzig seinen wissenschaftlichen Arbeiten.

Die Mittel zum Existieren erwarb sich Spinoza durch Schleifen optischer Gläser, welche seine Freunde verkauften. Karl Ludwig, der Kurfürst von der Pfalz ließ ihm eine Professur der Philosophie in Heidelberg antragen und versprach ihm vollständige Lehrfreiheit. Spinoza schlug das Anerbieten aus. Er starb im Alter von 44 Jahren am 21. Februar 1677.

Spinozas Wesen umschwebte die tiefe Klarheit und erhabene Ruhe des vollendeten Weisen. Immer Herr seiner Leidenschaften, zeigte er sich nie übermäßig traurig oder fröhlich. Er war nüchtern, mit wenigem zufrieden und von wohlwollender Milde. Seine Freunde erkannten in ihm einen bewundernswert reinen Charakter, welcher die Lehren seiner Philosophie im Leben zum Ausdruck brachte.

Das philosophische Hauptwerk Spinozas ist seine Ethik. Der Arzt Ludwig Mayer, sein vertrauter Freund, gab es bald nach seinem Tode heraus. Das andere größere Werk, der „Theologisch-politische Traktat," erschien bereits zu Lebzeiten Spinozas, welcher außerdem noch viele andere Schriften verfaßte.

Die Lehre Spinozas ruht auf seinen drei Grundbegriffen, der Wesenheit, der Eigenschaft und der Art. Abweichend von Cartesius, welcher mehrere Wesenheiten gelten läßt, erkennt Spinoza nur eine Wesenheit an. Außer der einen Wesenheit aller Dinge gibt es nach Spinoza nichts, was ein wesenhaftes Sein hätte. Diese eine Wesenheit nennt Spinoza Gott. Dabei erklärt aber Spinoza ganz ausdrücklich, daß er von Gott eine ganz andere Vorstellung habe, als die Christen. Er spottet über jene, welche glauben, Gott handle nach einem Zweck, oder die Welt sei ein Erzeugnis des göttlichen Denkens und Wollens.

Gott ist für Spinoza nur Wesenheit aller Dinge. Diese Wesenheit ist die Ursache ihrer selbst und schließt ihr eigenes Sein, ihre Ewigkeit in sich. Die Wesenheit ist unendlich und mit sich selbst in freier Übereinstimmung. Gottes Dasein entspricht den Gesetzen seines Wesens. Es gibt nur eine unendliche Wesenheit, welche als Gott oder Natur der Inbegriff aller Dinge ist.

Hatte Cartesius Denken und Ausdehnung als Wesenheiten betrachtet, welche von der Urwesenheit erschaffen wurden, so erklärte Spinoza jetzt Denken und stoffliche Ausdehnung für Eigen-

schaften der einen einzigen Wesenheit. Eigenschaft ist aber nach Spinoza das, was der Verstand an der Wesenheit, als ihr Wesen kennzeichnend, wahrnimmt.

Die Eigenschaften können, da die Wesenheit selbst in keiner solchen bestimmten Weise des Seins aufgeht, nur dem Verstand, der eine Art der Wesenheit ist, als Ausdruck ihrer selbst erscheinen. Daß der Verstand selbst die Wesenheit in diesen beiden Eigenschaften sieht, ist der Wesenheit selbst gleichgültig. Die Wesenheit an sich hat unendlich viele Eigenschaften. Alle möglichen Eigenschaften, die nicht Beschränkungen sind, können in sie gesetzt werden. Nur der menschliche Verstand ist es, welcher jene beiden Eigenschaften mit der Wesenheit in Berührung bringt. Denn unter allen Begriffen, welche der menschliche Verstand fassen kann, drücken nur diese feststehende Wirklichkeit aus.

Gott als Wesenheit ist demnach denkend, sofern der Verstand die Wesenheit in ihrer Eigenschaft des Denkens betrachtet. Gott als Wesenheit ist aber auch ausgedehnt, also stofflich materiell, sofern der Verstand die Wesenheit in ihrer Eigenschaft der Ausdehnung wahrnimmt. Die beiden Eigenschaften der Wesenheit sind somit durch Erfahrung erkannte. Die Wesenheit selbst steht hinter den Eigenschaften als das unbeschränkt Unendliche.

In ihrem Verhältnis zu einander sind die Eigenschaften der Wesenheit streng zu unterscheiden. Jede Eigenschaft ist selbständig, so unendlich selbständig wie die Wesenheit es ist, deren Wesen in der Eigenschaft als wirklich erscheint. Denken und Ausdehnung, geistige und körperliche Welt beeinflussen sich gegenseitig nicht. Ein Körperliches kann nur ein Körperliches, ein Geistiges nur ein Geistiges zu seiner Ursache haben. Zwischen beiden Welten findet aber vollkommene Übereinstimmung, eine durchgehende Gleichläufigkeit statt.

Allem Geistigen entspricht ein Körperliches, allem Körperlichen ein Geistiges. So verschieden Natur und Geist auch sind, sie sind überall beisammen wie Sache und Begriff. Im Begriff spiegelt sich die Sache, das Wirkliche in der Vorstellung. Denken und Ausdehnung sind auf jeder Stufe unzertrennlich in gleicher Bedeutung verbunden. Denn es ist ein und dieselbe Wesenheit, welche in beiden Eigenschaften gedacht wird. Jede der beiden Arten der Betrachtung ist gleich richtig. Immer ist es dieselbe Wesenheit, welche in verschiedenen Formen des Daseins erscheint.

Der Zusammenhang der Ideen und der Dinge ist nach Spinoza ein und derselbe. Die Einzelwesen, welche in der Eigenschaft des Denkens betrachtet, Ideen sind, in der Eigenschaft der Ausdehnung erblickt, Körper, faßt Spinoza unter dem Gesamtbegriff der Art zusammen. Unter Arten sind demnach die einzelnen Formen des Daseins zu verstehen, in welche das allgemeine Sein der Wesenheit sich sondert.

Die göttliche Wesenheit wirkt frei, dem innern Wesen ihrer eigenen Natur entsprechend. Die Einzelwesen sind jedoch unfrei geboren. Von Einflüssen der Dinge abhängig, mit denen sie zu-

sammen sind. Die Endlichkeit der Einzelwesen gibt sich darin kund, daß ihr Dasein nicht nur durch sich selbst, sondern auch durch anderes Dasein bestimmt wird. Nur insofern ist jedes Einzelwesen anderen Einzelwesen gegenüber frei und selbständig, als es die angeborene Kraft hat, sein Dasein und die Dauer seiner Eigentümlichkeit gegen andere Einzelwesen und deren Einflüsse zu verteidigen und aufrecht zu erhalten.

Wie Gott und Natur unzertrennlich sind, so sind nach Spinoza auch Geist und Körper des Menschen eins. Auch im Menschen sind Ausdehnung und selbstbewußtes vernünftiges Denken beisammen und unzertrennbar. Der Geist ist das Bewußtsein, welches den Körper zu seinem Gegenstande hat. Der Körper ist die wirkliche Gestaltung, deren Zustände und Veränderungen sich bewußt im Geiste wiederspiegeln. Geist und Körper sind dasselbe Ding das einemal als bewußtes Denken, das anderemal als ausgedehntes Sein.

Die Eindrücke, Bewegungen und Tätigkeiten des Körpers gelangen im Geist von selbst zu bewußter denkender Einheit. Die Ideen sind teils verstümmelte und verworrene, welche auf Wahrnehmung der Sinne beruhen, — teils klare und deutliche, die ihren Ursprung in reiner Erkenntnis der Vernunft haben.

Dunkel sind die Ideen von Einzeldingen des Daseins, die der Geist nur durch Vermittelung der Sinne erfassen kann. Hell und klar sind die Ideen von Gott und vom Wesen der Dinge. Über sie kann der Geist nicht irren. Irrtum kann nur in Bezug auf das Dasein der Dinge walten. Durch die dunklen Ideen leidet der Geist, durch die klaren Ideen gelangt er zu reiner Tätigkeit.

Hieraus ergibt sich die Unfreiheit des Willens. Denn da der Mensch nur Art ist, so bleibt er wie andere Arten der endlosen Reihe der Ursachen und ihrer Wirkungen, dem Gesetz der Kausalität unterworfen. Wirklich freier Wille ist nur in der reinen Wesenheit vorhanden, welche nicht innerhalb, sondern außerhalb von Ursache und Wirkung steht. Die Menschen halten sich nur für frei, weil sie sich zwar ihrer Handlungen, nicht aber der bestimmenden Ursachen bewußt sind.

Ebenso beruhen die Begriffe Gut und Böse, Vollkommen und Unvollkommen auf einem Irrtum, da ja alle Dinge Arten der Eigenschaften Gottes, der Natur, der Wesenheit sind. Gutes und Böses, Vollkommenes und Unvollkommenes ist nicht etwas Wirkliches in den Dingen selbst. Diese Begriffe drücken nur ein Verhältnis der Dinge zu einander aus. Das Böse, die Sünde, ist nur etwas Verhältnismäßiges, nichts Sicheres und Allgemeingültiges. Denn nichts geschieht gegen den Willen der Wesenheit.

Eingehend spricht Spinoza über die Zustände, welche er auf die drei Urzustände Lust, Unlust und Begierde zurückführt. Jedes Einzelwesen strebt, so viel es vermag, in seinem Sein zu beharren. Eine Steigerung der Daseinskraft empfindet es als Lust, eine Verminderung als Unlust. Nur aus verworrenen Ideen entspringen Unlustzustände, nur aus klaren Ideen fließen Lustempfindungen.

Als Grundlage der Tugend bezeichnet Spinoza den Selbsterhaltungstrieb. Je größer die Fähigkeit des Menschen ist, sein Sein zu erhalten und dessen Wirklichkeit zu erhöhen, desto tugendhafter ist er. Diese Fähigkeit entspringt aber nur aus klaren Ideen oder aus der Vernunft. Die verworrenen Ideen machen den Menschen zum Kuli seiner Lüste und Leidenschaften. Vernunft macht frei vom Zwang der Zustände, sie macht wohlwollend und mitfühlend gegenüber Pflanze, Tier und Mensch. Die Vernunft zu entwickeln und zu vervollkommnen, darin ruht das höchste Glück des Menschen.

Höchstes Gut ist die Erkenntnis. Zugleich ist Erkenntnis höchste Tugend des Geistes. Erkenntnis der Wesenheit, Gottes oder der Natur ist wiederum verbunden mit Liebe zur Wesenheit. Aus Erkenntnis Gottes oder der Natur entspringt dem Menschen höchste Freude des Geistes, die Glückseligkeit. Die Freude des Geistes befreit uns von allen quälenden Zuständen und läßt uns Ruhe finden im Gedanken der ewigen Notwendigkeit aller Dinge.

Kann der Mensch als Art sich von seinem Verhältnis zur Außenwelt auch nicht vollständig frei machen, so kann er doch durch geistige Freuden zu ungetrübter Seelenheiterkeit gelangen. Glückseligkeit ist daher nicht der Tugend Lohn, sondern Tugend an und für sich. —

Wer kann nach Betrachten solcher groß und erhaben gedachten arischen Philosophie eines Juden, besonders im Hinblick auf die sympathische Persönlichkeit Spinozas, noch fanatischer prinzipieller Antisemit sein? Ja, wäre Spinoza der einzige edelarische Jude, möchte der prinzipielle unbedingte Antisemitismus noch gelten. Aber nach Spinoza, bis hinein in unsere Tage, ist die Zahl edler selbstloser jüdischer Denker, Gelehrten, Schriftsteller, Dichter und Komponisten, großer Schauspieler und Bühnensänger ins Unübersehbare angewachsen.

Säße das Judentum einzig auf seinem Geldsack, so könnte man mit vollem Rechte an seinem Werte zweifeln. Denn das kann der deutsche Chinese, Slave und Keltofinne gelegentlich auch. Sich zu den Höhen überragender arischer Majestät des Geistes erheben, — das kann der deutsche Chinese, der europäische Halbfinne aber nicht. Das kann, außer dem Edelsemiten, nur noch der adlige und atavistische europäische Germane.

Der Antisemitimus als verdammendes Urteil hat daher keine Berechtigung, man muß ihn in Antihamitismus umwandeln. Wer aber am Judentum die hamitische Belastung tadeln will, der möge sich und sein Volk erst von der finnischen Belastung säubern. Der reine aktive Arier ruht weise in sich selbst. Er ist kein klebriges Herdentier. Weder Hamit noch Finne wird ihn schädlich beeinflussen. —

Die Germanen.

Schluß.

Noch ehe Spinoza erschien und die idealistische Philosophie weiter entwickelte, welche Cartesius angeregt hatte, begründete der englische Germane Thomas Hobbes, geboren 1588 zu Malmesbury, die materialistische Philosophie. Thomas Hobbes, welcher zu Oxford studierte, stand mit seinem berühmten Landsmann Baco in persönlichem Verkehr. Vierzig Jahre alt, übersetzte er den Thukydides ins Englische. Dann studierte er zu Paris Mathematik und Naturwissenschaften und lernte die Lehre des Kopernikus, Kepler, Harvey und Galilei nach ihrem vollen Werte würdigen. Nach vierundzwanzigjährigem Aufenthalt in Paris kehrte Hobbes nach England zurück, wo er siebenundzwanzig Jahre später, 91 Jahre alt, starb.

Bereits zu Paris hatte Hobbes mehrere Werke geschrieben, welche ihm die Feindschaft von Katholiken und Protestanten zuzogen. Hobbes trennt streng die Theologie von der Philosophie. Er meint, die Vermischung des Glaubens mit der Vernunft sei eine Versündigung an beiden. Gegenstand seiner Philosophie sind nur die Körper. Eine unkörperliche Wesenheit ist ihm nicht denkbar. Gott, als Geist gedacht, ist ihm kein Gegenstand der Philosophie.

Der Ursprung alles Wissens beruht nach Hobbes auf den Einwirkungen der Dinge auf die Sinnesorgane. Diese Einwirkungen sind nichts anderes als Bewegungen. Die Bewegungen der Körper in ihren kleinsten Teilen pflanzen sich durch vermittelnde Dinge fort und erregen die Sinne. Die Sinne rufen wiederum rückwirkende Bewegungen hervor, deren Ergebnis die Empfindungen der Sinne sind oder die Wahrnehmungen.

Nur empfindende Wesen besitzen innere Empfindungszustände. Die Anlage zur Empfindung trägt jedoch jede Materie in sich. Aus den Empfindungen entwickelt sich die Erkenntnis. Die Erregung des Sinnesorganes dauert fort, auch wenn der Gegenstand aufhört, den Sinn zu erregen. Dieses Nachklingen der Empfindungen offenbart sich als Erinnerung oder Gedächtnis.

Auch die Gedankenverbindung erklärt Hobbe mechanisch. Die Erinnerung an Wahrgenommenes wird unterstützt durch nennende Worte, die wir mit den Vorstellungen der Gegenstände verknüpfen. Zugleich ermöglichen die Worte die Mitteilung unserer Wahrnehmungen an andere. Das gleiche Wort dient als Zeichen für viele Gegenstände, die einander ähnlich sind. Dadurch trägt es das Kennzeichen der Allgemeinheit, welche stets nur Worten, niemals Dingen eigen ist.

Es hängt von uns ab, welche Gegenstände wir durch das gleiche Wort bezeichnen wollen. Wir verständigen uns darüber durch Erklärung. Denken und Schlüsse ziehen ist nach Hobbes „Rechnen mit Zeichen der Vorstellung". „Worte sind daher für den Weisen nur Rechenpfennige, für den Toren einzig sind sie Gold."

Schmerz und Lust sind die Grundlagen und Voraussetzungen des Begehrens und Meidens. Die Ursachen beider sind die sinnlichen Dinge. Was Lust erregt, wird begehrt. Was Unlust erweckt, wird gemieden. Das Abwechseln verschiedener Verlangen ist Überlegung. Das Ergebnis der Überlegung ist der Wille.

Der Wille ist nicht als frei zu betrachten. Nur im Ausführen des Gewollten, in den Taten ist man frei. Was begehrt wird, gilt für gut, was verabscheut wird, für schlecht. Verschiedenen Einzelwesen und auch demselben Einzelwesen gilt unter verschiedenen Verhältnissen verschiedenes für gut oder schlecht. Allen Wesen aber ist das Dasein höchstes Gut und das größte Übel der Tod. Alle Wesen begehren von Natur ihr Wohl und ihre Selbsterhaltung. Die übrigen Güter erhalten nur Wert, soweit sie zu glücklichem Dasein beitragen.

Im Naturzustand, außerhalb einer staatlichen Verbindung, hat jeder Mensch ein Recht auf alle Dinge. Er begehrt nur, was ihm selbst gefällt und handelt danach. Im Naturzustand herrscht der Krieg aller gegen alle auf Grund des Naturrechtes. Dieser Zustand ist aber für die Selbsterhaltung eines Jeden nachteilig. Durch Empfindungen wie durch Vernunft können sich die Menschen veranlaßt fühlen, das Naturrecht aufzuheben.

Die Empfindungen beruhen auf Furcht vor dem Tode und auf Verlangen nach Dingen, die das Leben angenehm machen. Die Vernunft führt zur vertragsmäßigen Unterwerfung aller unter eine höchste Gewalt. Diese höchste Gewalt kann in einer Einzelperson oder in einer versammelten Mehrheit vereinigt sein. Hobbes gibt der Einzelperson den Vorzug. Auf diese Art entsteht der Staat.

Erst im Staat gibt es Recht und Unrecht. Die Rechte des Herrschers sind nach Hobbes sehr ausgedehnte. Die Strafe soll nicht wegen des Geschehenen, sondern wegen des Künftigen verhängt werden. Die Furcht vor Strafe soll die Lust aufwiegen, welche das Verbotene gewährt, um von diesem abzuhalten.

Um den Frieden zu sichern, sind jedoch auch Moralgebote notwendig, wie Dankbarkeit, Geselligkeit, Versöhnlichkeit, Bescheidenheit, Billigkeit und andere Tugenden, welche die Vernunft gebietet.

Als Thomas Hobbes, 44 Jahre alt, zu Paris weilte, ward in seinem Heimatland im Jahre 1632 zu Wrington John Locke geboren. Locke studierte Philosophie und Heilkunde. Von schwächlicher Gesundheit, verzichtete er jedoch auf eine Wirksamkeit als Arzt und lebte vorwiegend seinen schriftstellerischen Neigungen. Auf diese Art erreichte Locke trotz gebrechlicher Konstitution ein Alter von 72 Jahren.

Lockes ganze Philosophie beruht auf Untersuchung des Erkenntnisvermögens. Sie wird gekennzeichnet durch die zwei Gedanken: „es gibt keine angeborenen Ideen“ und „alle unsere Erkenntnis stammt aus der Erfahrung“.

Locke leugnet die Existenz von Grundsätzen, welche allgemein zugestanden werden. Sie seien weder auf theoretischem, noch auf

praktischem Gebiet vorhanden. Denn das Beispiel der verschiedenen Völker zu verschiedenen Zeiten zeige, daß keine moralische Regel vorhanden ist, welche bei allen Völkern Geltung hat. Selbst theoretische Sätze, welche auf allgemeine Geltung Anspruch machen könnten, sind keineswegs allgemein anerkannt.

Kinder und Idioten haben von vielen Grundsätzen keine Vorstellung. Auch Ungebildete wissen von verschiedenen abstrakten Sätzen nichts. Die Ideen können also nicht angeboren und von der Natur eingeprägt sein. Wären die Ideen angeboren, so müßten alle von frühester Kindheit an davon wissen. Ebensowenig sind nach Locke Künste und Wissenschaften angeboren. Der Verstand an und für sich ist ihm ein leerer finsterer Raum, ein unbeschriebenes Papier.

Wie kommt nun der Verstand zu den Ideen? Sie entspringen alle aus der Erfahrung. Nur aus der Erfahrung stammt alle Erkenntnis. Die Erkenntnis ist von der Erfahrung abhängig. Diese Erfahrung aber ist eine doppelte. Sie entsteht entweder durch Wahrnehmung äußerer Gegenstände, durch Vermittlung der Sinne. Dann nennen wir sie Empfindung. Oder die Wahrnehmung ist Tätigkeit unseres eigenen Verstandes. Dann nennen wir sie inneren Sinn, Sehen des Geistes in sich selbst oder Reflexion.

Empfindung und Reflexion vermitteln dem Verstande alle seine Ideen. Die äußeren Gegenstände erwecken die Ideen der sinnlichen Beschaffenheiten. Der innere Gegenstand, der Verstand, erzeugt die Ideen von den eigenen Tätigkeiten.

Die Vorstellungen teilt Locke außerdem in einfache und zusammengesetzte ein. Einfache Ideen nennt er die, welche dem trägen Verstande derartig von außen aufgedrungen werden, wie dem Spiegel die Bilder derjenigen Gegenstände, die sich in ihm spiegeln.

Zu den einfachen Ideen gehören einesteils solche, welche dem Verstand durch einen einzigen Sinn kommen, wie die Ideen der Farbe durch das Auge, die Ideen der Töne durch das Ohr und die Ideen, die der Tastsinn vermittelt, — andernteils zählen zu den einfachen Ideen jene, welche dem Verstand durch mehrere Sinne bewußt werden, wie die Ideen des Raumes und der Bewegung, die durch Tast- und Gesichtssinn zugleich erweckt werden.

Außerdem gibt es noch einfache Ideen, welche die Reflexion hervorbringt, wie die Idee des Denkens und die des Wollens, oder solche, die aus Empfindung und Reflexion zugleich entspringen, wie die Begriffe der Kraft, der Einheit und ähnliche.

Die einfachen Ideen bilden die Buchstaben unserer Erkenntnisse. Wie aus Buchstaben Silben und Worte entstehen, so bildet der Verstand aus den einfachen Ideen durch vielverschlungene Verbindung derselben unter einander die zusammengesetzten oder komplexen Ideen.

Die zusammengesetzten Ideen teilt Locke in drei Klassen ein, in die Ideen der Arten, der Wesenheiten und der Verhältnisse. Zu den Ideen der Arten rechnet er die verschiedenen Erscheinungsformen des Raumes, der Zeit, der Zahl, der Kraft u. s. w.

Den Ursprung des Begriffes der Wesenheiten erklärt Locke dadurch, daß wir den einfachen Vorstellungen, von denen wir uns nicht denken können, daß sie durch sich selber getragen werden, eine für sich bestehende Ursache zugrunde legen. Diese Ursache nennen wir Wesenheit. Die Wesenheit ist ein Unbekanntes, das als Träger solcher Beschaffenheiten gedacht wird, die in uns als einfache Ideen wirken.

Daraus, daß die Wesenheit ein Erzeugnis unseres persönlichen Denkens ist, folgt jedoch nicht, daß sie nicht außer uns existiert. Gerade dadurch unterscheidet sich die Wesenheit von allen andern zusammengesetzten Ideen, daß sie ihr Urbild außer uns hat und von sachlicher Wirklichkeit ist, während die andern zusammengesetzten Ideen beliebig von unserem Geiste gebildet werden und keine Wirklichkeit ihnen entspricht. Was das Urbild der Wesenheit ist, wissen wir nicht. Wir kennen von den Wesenheiten nur die Eigenschaften. —

Ein Verhältnis entsteht nach Locke, wenn der Verstand zwei Dinge so miteinander verbindet, daß er bei Betrachtung von einem zum andern übergeht. Alle Dinge können durch den Verstand in ein Verhältnis umgesetzt oder in ein Verhältnismäßiges verwandelt werden.

Da es unmöglich ist, sämtliche Verhältnisse aufzuzählen, behandelt Locke nur einige der wichtigeren Verhältnisbegriffe, darunter den Begriff der Gleichheit und Verschiedenheit, sowie besonders das Verhältnis der Ursache und Wirkung.

Die Idee der Ursache und Wirkung entsteht, wenn unser Verstand sieht, wie irgend etwas, sei es eine Wesenheit oder eine Beschaffenheit, durch die Tätigkeit einer anderen Erscheinung zum Dasein gelangt. —

Die Verbindung der Ideen unter einander erzeugt den Begriff des Erkennens. Eine Erkenntnis verhält sich zu den einfachen und zusammengesetzten Ideen so, wie ein Satz zu den Buchstaben, Silben und Worten. Hieraus folgt, daß unsere Erkenntnis nicht über das Gebiet unserer Ideen und somit der Erfahrung hinausreicht.

Der Geist ist also nach Locke an sich leer und nur ein Spiegel der Außenwelt. Er hält es für möglich, ja sogar für wahrscheinlich, daß der Geist ein materielles Wesen ist. Die umgekehrte Möglichkeit, daß die materiellen Dinge eine Art der geistigen Dinge sein könnten, untersucht er nicht. —

Die Erfahrungsphilosophie Lockes ward in England bald herrschende Philosophie. Auf ihrem Boden steht der große Mathematiker Isaak Newton, — ferner Newtons Schüler Samuel Carke, der sich besonders der Moralphilosophie zuwandte, und mehrere berühmte englische Moralisten jener Zeit. Selbst Lockes Gegner und Widerleger, wie Peter Brown, huldigten der Erfahrungsphilosophie.

Locke hatte diesen Standpunkt insofern noch nicht folgerichtig durchgeführt, als er durch Anerkennung des Begriffes der Wesen-

heit das Denken als Macht über die sachliche Welt bestehen ließ. Während die übrigen zusammengesetzten Ideen etwas rein persönliches sind, denen keine sachliche Wirklichkeit entspricht, schreibt Locke der Wesenheit sachliche Wirklichkeit zu. Die Vernunft der Persönlichkeit steht also gewissermaßen als Herrscherin über der sachlichen Welt.

Die Philosophie der Erfahrung durchweg folgerichtig zu gestalten, — diesen Schritt tat David Hume, geboren zu Edinburg im Jahre 1711. In seiner Jugend widmete sich David Hume zuerst der Jurisprudenz, dann dem Kaufmannstande. Später befaßte er sich ausschließlich mit Philosophie und Geschichte. Hume schrieb fünf Bände, in denen er philosophische Gegenstände ohne strengen planmäßigen Zusammenhang wie ein gebildeter Weltmann behandelt. Im Jahre 1752 ward Hume Bibliothekar in Edinburg und begann seine berühmte Geschichte von England. Später war er Gesandtschaftssekretär in Paris, wo er Rousseau kennen lernte. Vom Jahre 1767 an bekleidete Hume für kurze Zeit das Amt eines Unterstaatssekretärs. Die letzten Lebensjahre verbrachte er in stiller friedlicher Zurückgezogenheit in Edinburg, wo er 1776 starb.

Den Mittelpunkt des Denkens Humes bildet seine Prüfung des Begriffes der Kausalität. Bereits Locke sprach den Gedanken aus, der Begriff der Wesenheit entstehe in uns nur durch die Gewohnheit, gewisse Erscheinungen immer zusammenzusehen. Hume beschäftigt sich eingehender mit diesem Gedanken. Er sagt, weil wir gewohnt sind, daß ein Ding auf ein anderes der Zeit nach folgt, bilden wir uns die Vorstellung, daß es aus ihm folgen müsse.

Wir machen aus dem Verhältnis des Nachfolgens das der Ursächlichkeit. Zeitliche Verbindung ist aber etwas anderes als ursächlicher Zusammenhang. Mit dem Kausalitätsbegriff gehen wir über das, was in der Wahrnehmung gegeben ist, hinaus. Wir bilden uns Vorstellungen, zu denen wir eigentlich nicht berechtigt sind.

Was von der Kausalität gilt, betrifft alle Verhältnisse der Notwendigkeit. Wie kommen wir zu den Begriffen der Kraft und Äußerung und des notwendigen Zusammenhanges? Durch die Empfindung nicht, da die äußeren Objekte uns wohl gleichzeitiges Zusammensein, aber nicht notwendigen Zusammenhang zeigen.

Durch Reflexion werden uns jene Begriffe ebenfalls nicht. Es scheint zwar, als ob wir zu der Idee einer Kraft kommen könnten, indem wir bemerken, daß auf den Befehl unseres Geistes die Organe ihm Folge leisten. Aber wir kennen weder die Mittel, durch welche der Geist wirkt, noch alle Organe des Körpers, die durch den Willen bewegt werden können. Daraus ergibt sich, daß wir sogar in Hinsicht der Wirksamkeit des Willens auf die Erfahrung angewiesen sind.

Da jedoch die Erfahrung uns nur häufiges Beisammensein, aber nicht sachlichen Zusammenhang zeigen kann, so folgt daraus, daß wir zum Begriff der Kraft, wie überhaupt jedes notwendigen Zusammenhanges, nur dadurch gelangen, daß wir gewisse Übergänge in unseren Vorstellungen gewöhnt sind. Alle Begriffe, die ein Ver-

hältnis der Notwendigkeit ausdrücken, alle eingebildeten Erkenntnisse von einem wirklichen sachlichen Zusammenhang der Dinge beruhen in letzter Hinsicht nur auf Ideenverbindung.

Ähnlich prüft Hume den Begriff der Wesenheit. Und aus dem Leugnen des Wesenheitsbegriffes folgert er weiterhin auch die Unwirklichkeit des Ich. Er meint, wenn das Ich oder Selbst wirklich da wäre, müßte es ein beharrender Träger innewohnender Beschaffenheiten sein.

Da der Begriff der Wesenheit etwas rein persönliches ist, ohne sachliche Wirklichkeit, so entspricht auch unserem Begriff des Selbst oder des Ich keine wirkliche Sachlichkeit.

Das Ich ist nur ein Zusammenhang vieler, schnell auf einander folgender Vorstellungen. Diesem Zusammenhang legen wir alsdann eine erdichtete Ursache unter, die wir Seele, Selbst, Ich nennen. Das Selbst oder Ich beruht somit durchaus auf einer Täuschung. —

Eine Unsterblichkeit der Seele ist bei solchen Folgerungen natürlich ausgeschlossen. Ist die Seele nur Zusammenhang unserer Vorstellungen, so hört mit den Vorstellungen, also mit den körperlichen Bewegungen, auch der Zusammenhang derselben, die Seele, notwendiger Weise auf.

Die letzten Schlüsse jener Erfahrungsphilosophie mißfielen der englischen Nation. In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts erhoben sich die schottischen Philosophen Reid, Beattie, Oswald und Dugald Stewart gegen die Lehren Lockes und Humes. Sie suchten gegenüber der Bezweiflung Humes dem Ich innewohnende, angeborene Wahrheitsgrundsätze geltend zu machen. Diese angeborenen Grundsätze stellten sie als Erfahrungstatsachen des moralischen Instinktes und des gesunden Menschenverstandes hin, als ein durch Erfahrung Gegebenes, das durch Selbstbeobachtung, durch Rückblick auf das gemeinsame Bewußtsein gefunden wird.

Mehr dauernde Sympathie als die Engländer bekundeten für die Lehren Lockes die Franzosen. Der Philosophie Lockes ziemlich verwandt, ist die des Abbé von Condillac, der 1715 zu Grenoble geboren ward. In seinen ersten Schriften zeigt er sich als Anhänger der Lehren Lockes. Später ging er jedoch über sie hinaus und suchte einen eigenen philosophischen Standpunkt zu begründen. Seit 1768 Mitglied der französischen Akademie, starb Condillac im Jahre 1780.

Condillacs gesammelte Schriften füllen 23 Bände. In diesen geht er im Einverständnis mit Locke von dem Satze aus, daß alle unsere Erkenntnis aus der Erfahrung stamme. Während Locke jedoch zwei Quellen der Erkenntnis aus der Erfahrung annahm, die äußere Empfindung und das innere Sehen, führte Condillac alle Erfahrungserkenntnis einzig auf sinnliche Empfindung zurück.

Nach Condillac sind alle geistigen Kundgebungen, alles Verknüpfen der Ideen und alles Wollen nur andere Arten der Empfindung. In folgerichtiger Übereinstimmung mit dieser seiner Lehre nennt Abbé von Condillac die Menschen vollkommene Tiere und

die Tiere unvollkommene Menschen. Als Geistlicher scheute er sich jedoch, die Stofflichkeit der Seele zu behaupten und das Dasein Gottes zu leugnen. Jene Folgerungen aus der Sinnenlehre des Condillac zog Helvetius. Er machte die Befriedigung der sinnlichen Lust zum Grundsatz der Moral.

Helvetius ward 1715 zu Paris geboren. Dreiundzwanzig Jahre alt, gelangte er zu einer Generalpächterstelle und befand sich dadurch frühzeitig im Besitz eines reichen Einkommens. Wegen allerlei Unannehmlichkeiten gab er jedoch jene Stelle nach einigen Jahren wieder auf. Das Studium der Schriften Lockes entschied über seine philosophische Richtung. Nachdem er sein Amt abgeschüttelt, schrieb er in ländlicher Zurückgezogenheit sein berühmtes Werk „De l'esprit", welches 1758 erschien und in ganz Europa vielfach beifällig aufgenommen ward. Andererseits zog dieses Werk dem Helvetius aber die erbitterte Feindschaft der Geistlichkeit und heftige Verfolgungen zu. Helvetius mußte froh sein, daß man sich damit begnügte, das Buch zu unterdrücken. Er unternahm zwei Reisen nach England und Deutschland. Im übrigen verbrachte er sein Leben in ländlicher Ruhe und starb im Jahre 1771. Erst nach seinem Tode erschien sein zweites Hauptwerk, in welchem er besonders die erzieherischen Folgerungen aus seiner Seelenlehre zog. Sein persönlicher Charakter war achtungswert, voll Gutmütigkeit und Wohlwollen. Besonders in seiner Stellung als Generalpächter zeigte er sich mild gegen die Armen und streng gegen die Erpressung seiner Untergebenen.

Helvetius bezeichnet die Selbstliebe als Hebel aller unserer geistigen Tätigkeiten. Selbst unser Drang nach Erkenntnis, unser Gestalten von Ideen beruht auf Eigennutz. Daraus, daß alle Selbstliebe nach leiblicher Lust strebt, folgt, daß auch die geistigen Kundgebungen in uns zu ihrer eigentlichen Quelle nur den Hang nach sinnlicher Lust haben.

Es ist widersinnig, vom Menschen zu verlangen, daß er das Gute um des Guten willen vollbringe. Dies kann er ebenso wenig durchführen, als er das Böse um des Bösen willen beabsichtigt. Daher muß der Eigennutz zum Moralgrundsatz gemacht werden, wenn wir zu einer fruchtbringenden Sittlichkeit gelangen wollen.

Wie die richtige Gesetzgebung durch Lohn und Strafe, also durch Eigennutz zum Befolgen der Gesetze anregt, so ist auch die rechte Moral nur die, welche die Pflichten des Menschen aus der Selbstliebe herleitet. Die Morallehre muß erkennen lassen, daß das Verbotene stets Überdruß, Unlust, Schmerz und Leiden zur Folge hat. Wird die Moral nicht mit der Selbstsucht des Menschen verknüpft, eifert sie sogar dagegen, so bleibt sie unfruchtbar. —

Die Ausbildung der Erfahrungsphilosophie zu ihren äußersten Folgerungen hing im finnisch wie hamitisch starkbelasteten Frankreich mit den allgemeinen rassenanarchistischen Zuständen des französischen Volkes und Staates im Zeitalter der Revolution zusammen.

Durch das römische Christentum und seine innere Verlogenheit beschleunigt, griff in Frankreich eine eigentümliche Zerrüttung

und Fäulnis aller Zustände um sich. Der ausschweifende Hof trug nicht wenig dazu bei, die Sitten vollständig zu verderben. Die Regierung hatte sich zu zügellosem Despotismus, die Kirche zu unerträglicher Pfaffenherrschaft entwickelt.

Da alle geistige und sittliche Kultur ins Wanken geriet, so blieb dem entgleisten Denken nichts mehr übrig, als die ewig sich verjüngende Natur und ihr sichtbarer Ursprung, die Materie. Weil Staatsregierung, Religion und Moral nicht vermocht hatten, erträgliche Zustände zu schaffen, so packte die meisten Denker und ihre Nachbeter eine unbezähmbare Feindseligkeit gegen diesen verwesenden Staat, diese versumpfte Religion und diese verpestete Moral.

In die herrschenden Kreise war zuviel vertierendes Finnentum, zuviel viehisches Hamitentum, zuviel entadelndes Malayentum eingedrungen, welches hier in blinder Entfesselung und Willkür seine bestialischen Orgien feierte. In den Mittelstand dagegen war zuviel denkendes, selbstbewußtes, erkennendes Germanentum herabgedrückt worden, welches sich in der animalischen Minderwertigkeit des Volkes noch nicht genügend verdünnt, welches darin noch nicht ausgegoren hatte.

Die natürliche Rassenordnung war ins Wanken geraten und das Durcheinander der Rassen und Rassenmischungen außerdem zahlreicher als in den keltogermanischen und slavischen Ländern. So mußte auch die Rassenanarchie eine verworrenere sein und die darauf folgende Revolution gewaltsamer, heftiger und blutiger verlaufen.

In unbewußter Rassenhoheit empörten sich die germanischen und arischen Atavismen aller Stände gegen die Niederträchtigkeit und Heuchelei einer haltlos verfaulenden Gegenwart und gaben sie dem Haß und der Verachtung preis.

Der bedeutendste, machtvollste und glänzendste Anwalt arischer Gedankenfreiheit jener Tage war Voltaire, welcher, ursprünglich Jesuitenzögling, seinen Freimut wiederholt in der Bastille büßen mußte. Voltaire war nicht Berufsphilosoph, aber wie alle großen Dichter, dennoch von königlich überragender philosophischer Befähigung. Sein Ahnen grenzte vielfach an das Wissen hoher Brahmanen, eine Eigenschaft, welche später auch Schiller, Goethe, Lord Byron, Shelley und Richard Wagner auszeichnete.

Voltaire betätigte sich als Schriftsteller von universalem Gedankenreichtum und als unübertroffener Meister der Darstellung. Es war keine müßige Laune, sondern kongeniales Verständnis, daß sich der Künstler, Philosoph und Held auf Preußens Königsthrone, daß sich Friedrich der Große in seiner erhabenen germanischen Majestät zu jenem großen Franzosen hingezogen fühlte. Mächtiger als irgend einer der damaligen Philosophen, wirkte Voltaire auf die gesamte Denkweise seiner Zeit und seines Volkes, ja des ganzen adligen Europas ein.

Voltaire, vielfach als Atheist verschrien, darf in höherem Sinne vielleicht die Würde eines gereiften weisen Skeptikers beanspruchen, der tausendfach erwägend und ewig fragend in den Ozean

eines unergründlichen Daseins hinausblickt. Aber Atheist und Materialist im Sinne armselig beschränkter Halbfinnen war Voltaire mit seinem philosophischen Tiefblick nicht.

Es ist ein großer Unterschied, ob jemand aus Dummheit oder aus Weisheit zweifelt. Der zu universalem Denken unfähige Halbmensch läßt sich leicht von der einseitigen Folgerichtigkeit sowohl einer religiösen Lehre, wie auch einer atheistischen Theorie blenden und blökt nun genau wie sein Leithammel, der ihn „erleuchtete“ oder „aufklärte“. Wer aber auf hoher Warte des Denkens die blühende Fülle unendlicher Möglichkeiten einer Lösung der Welträtsel überschaut, — der zieht meist keine unbedingten festen Schlüsse, sondern verhält sich aus wohlerwogener Vorsicht und universaler Überlegenheit schwebend und abwartend.

Der europäische Chinese, der solchen Zustand nicht begreifen und ermessen kann, weil er selbst seiner Natur nach stets entweder „ja“ oder „nein“ sagen muß, — der europäische Chinese wirft solche umsichtige und tiefe Geister, zu denen auch Voltaire gehört, ohne langes Besinnen zu den Atheisten und damit gewöhnlich auch zu den Materialisten einer rüpelhaften Seelenverneinung.

Sehr bezeichnend für den Standpunkt Voltaires ist sein Ausspruch: „Wenn es keinen Gott gäbe, so müßte man einen erfinden!“ Er hielt den Glauben des Volkes an ein höchstes Wesen für notwendig. Und wenn er auch häufig berechtigte Zweifel gegen Weltengeist und Unsterblichkeit äußerte, so leugnete er sie doch niemals. Den atheistischen Materialismus des La Mettrie hielt Voltaire sogar für Narrheit.

Dagegen haßte Voltaire mit echt edelarischem Instinkt alles positiv Christliche. Die Vernichtung des positiven Christentumes betrachtete er als seine eigentliche Mission. Er ließ kein Mittel unversucht, zu diesem heißersehnten Ziele zu gelangen.

Eine Einsicht in die Rassenunterschiede und in die großen Klüfte der vielfach abgestuften Begriffs- und Denkfähigkeit zwischen den verschiedenen Rassenmischungen war damals noch nicht klar und bestimmt vorhanden, sonst hätte der scharfsichtige Voltaire gewußt, daß nur edelarische Rassen der Gedankenfreiheit bedürfen und sie vertragen, daß aber das Volk irgend einen Kultus mit bunten Götzen und Symbolen haben muß, — gleichgültig ob dieser Kultus in einem von den Regierenden wohlerwogenen entgifteten Moralchristentum oder in einer anderen geheiligten Fabel besteht. Der Ausspruch Voltaires, daß man einen Gott erfinden müsse, wenn es keinen gäbe, beweist, daß dieser sehr sympathische Denker nicht allzuweit von unserer rassenpolitischen Erkenntnis und Taktik entfernt war.

Voltaire, als kritisch prüfender, satirischer Realist, fand in dem gefühlvollen zeitgenössischen Idealisten Jean Jaques Rosseau Ergänzung. Rousseau, neben Voltaire der einflußreichste Schriftsteller jener Zeit, bekämpfte ebenfalls den atheistischen Materialismus, nicht minder jedoch die kirchliche Offenbarungsreligion, an deren Stelle er die sogenannte Religion des Herzens setzt.

Rousseau stellte eigene Grundsätze auf über Familie, Erziehung, Gesellschaft und Staat. Der Scheinkultur und Fäulnis seiner Zeit gegenüber predigte er Fortwerfen aller Fesseln der Bildung und Rückkehr zur Natur. Eine harmonische Kultur, mit höchster geistiger und moralischer Bildung an ihrer Spitze, konnte Rousseau sich nicht denken. Unschuld, Freiheit, Glück und Frieden herrscht nach seiner Meinung nur im Naturzustand.

Rousseau übte durch sein Buch „Emil“ großen Einfluß auf die Umgestaltung des Erziehungswesens, des Unterrichts und der Familienzustände aus. Er gelangt im „Emil“ sogar zu gewissen brahmanischen Erkenntnissen. In seinem „Gesellschaftsvertrag“ stellt er in kurzsichtiger, aber wohlgemeinter edler Begeisterung die Gleichheit aller Menschen als obersten Grundsatz des Staates auf und entwickelt in diesem Buche sein Ideal einer reinen Demokratie mit gesetzgebenden Volksversammlungen.

Nach Rosseaus hier irregeleiteter Meinung ruht die Souveränität einzig im gesamten Volke. Darum kann dieses nicht durch Abgeordnete vertreten werden. Dadurch stellte sich Rousseau in Gegensatz zu seinem älteren Zeitgenossen Montesquieu, der die Verbindung der Volksvertretung mit dem Königtum für die beste Staatsform erklärte. —

Einer wirklich atheistischen Anschauung ziemlich nahe kam Diderot, welcher viel philosophisches Urteil mit gründlichem Ernst vereinte. Er sprach zwar seine Gedanken mit einer gewissen Zurückhaltung aus, gelangte aber im Laufe seiner schriftstellerischen Tätigkeit, dem Zeitgeist lauschend, immer mehr nach links.

Anfangs Deïst, erklärte Diderot in seinen späteren Schriften, das All sei Gott. Ursprünglich Bekenner der Unsterblichkeit der Seele, meinte er später, einzig die Gattung habe Bestand, die einzelnen Individuen seien vergänglich und nur das Leben im Andenken kommender Geschlechter sei Unsterblichkeit. Einen rücksichtslosen Materialismus verkündete Diderot jedoch nicht. Dies tat sein Zeitgenosse La Mettrie, dessen Lehre Voltaire für Narrheit erklärte.

La Mettrie behauptete offen, alles Geistige sei Wahn und leiblicher Genuß des Menschen höchstes Ziel. Den Glauben an das Dasein Gottes hält er für ebenso unbegründbar als fruchtslos. Er sagt, die Menschheit werde nicht eher glücklich sein, als bis allgemein der Atheismus herrsche. Dann erst werde es keine Religionskriege mehr geben, dann erst würden die schrecklichsten Krieger, die Theologen, verschwinden, und die vergiftete Natur werde wieder gesunden.

Von der Seele meint La Mettrie, sie sei nichts als ein leerer Name, welcher einen vernünftigen Sinn nur dann habe, wenn man darunter den denkenden Teil unseres Körpers verstehe. Das Gehirn enthalte ebenso seine Denkmuskeln, wie die Beine ihre Laufmuskeln in sich bergen.

Der Mensch genießt einen Vorzug vor den Tieren nur durch die Gestaltung seines Gehirnes und durch den Unterricht, den

es empfängt. Im übrigen ist der Mensch ein Tier wie andere Tiere, in manchen Fähigkeiten von ihnen sogar übertroffen. Unsterblichkeit ist Unsinn. Die Seele als Teil des Körpers vergeht mit diesem. Mit dem Tode ist alles aus. Darum genieße, solange du da bist und schiebe den Genuß nicht auf. —

Im Jahre 1770 erschien in London in französischer Sprache pseudonym das „Système de la Nature", für dessen Verfasser man den in Deutschland geborenen Baron Dietrich von Holbach hält, welcher 1789 zu Paris starb. Dieses Buch verkündet ebenfalls einen massiven Materialismus. Es lehrt, daß überall nichts als Materie und Bewegung sei, welche untrennbar verbunden sind.

Ruht die Materie, so ist sie nur an der Bewegung verhindert. An und für sich ist sie keine tote Masse. Die Bewegung ist eine doppelte, Anziehung und Abstoßung. Durch diese beiden Bewegungen entstehen andere Bewegungen und durch diese wiederum die Mannigfaltigkeit der Dinge.

Die Gesetze, nach denen sich die Dinge gestalten, sind ewig und unveränderlich. Daraus folgt, daß der Mensch kein Doppelwesen aus Geist und Materie ist, wie man vielfach irrtümlich glaubt. Denken ist ebenso wie Wollen nur eine Eigenschaft des Gehirnes. Leiden, Furcht und Unwissenheit sind die Quellen der ersten Vorstellungen von einer Gottheit. Wir zittern, weil unsere Vorfahren vor Jahrtausenden gezittert haben.

Die wahre Ordnung der Dinge ist ohne Gott, wenn man unter Gott nicht die gesamte Natur verstehen will. Ist aber der Atheismus Wahrheit, so muß er auch verbreitet werden. Zwar gibt es viele, die sich von dem Joch der Religion befreit haben, aber doch meinen, sie sei für das Volk notwendig, um dasselbe in Schranken zu halten. Dies heißt nichts anderes, als jemand Gift geben wollen, damit er seine Kräfte nicht mißbrauche. Jeder Deismus führt notwendig bald zum Aberglauben, da es nicht möglich ist, auf dem Standpunkt des reinen Deismus stehen zu bleiben.

Der Verfasser jenes Buches hat eben die Verschiedenheit der Rassen und deren verschiedene, meist mangelhafte Auffassungsfähigkeit nicht bedacht. Dem Volke seinen Götzenkultus und Fetischdienst zu lassen, ihn womöglich noch recht anheimelnd, anmutig und gruselig auszuschmücken, — das bedeutet nicht „ihm Gift geben". Mit dem geeigneten, wohltätig die arische Staatsordnung aufrecht erhaltenden Götzendienst gibt man dem Volke nur seine naturgemäße seelische Nahrung, welche seiner animalischen Begriffsfähigkeit entspricht. Daß dem so ist, beweist die Tatsache, daß trotz philosophischer und naturwissenschaftlicher Forschung und Belehrung in Deutschland, wie in ganz Europa, beim Volke nach wie vor ein platter materialistischer Spiritismus und ein Aberglaube der allerniedersten Sorte in überwiegender Verbreitung grassiert, der zuweilen sogar in der sogenannten guten Gesellschaft auftaucht, ohne daß er von Schamanen verkündet ward, welche die Regierung anstellte.

Wie das „Système de la Nature" einen Gott leugnet, so be-

streitet es auch eine Freiheit und eine Unsterblichkeit des Menschen. Der Mensch ist nach diesem Buche nur ein Glied in der Kette des notwendigen Zusammenhanges, ein blindes Werkzeug in den Händen der Notwendigkeit.

Die Annahme einer persönlichen Unsterblichkeit ist eine widersinnige Fabel. Eine Erscheinung kann nicht fortbestehen, wenn ihre Grundlage verschwunden ist. Nur im Gedächtnis der Nachwelt fortzuleben ist Unsterblichkeit. Solche Erkenntnisse befreien von einer quälenden Theologie. Sie lehren die Gegenwart genießen, fügsam das Schicksal ertragen und verleihen eine Ergebung, die jeder als ein Glück betrachten muß.

Die Moral darf selbstverständlich nur auf Selbstliebe gegründet werden. Sie muß dem Menschen zeigen, wohin sein wohlerwogener Eigennutz ihn führt. Derjenige, welcher seine Selbstliebe auf solche Weise befriedigt, daß andere um ihres Eigennutzes willen zu seinem Wohle beitragen müssen, heißt ein guter Mensch. Das System der Verknüpfung des Eigennutzes befördert die Verträglichkeit der Menschen unter einander und damit die wahre Moral.

Daß es außer einer gesellschaftlichen Moral selbst für den Atheisten und Materialisten noch eine Moral gibt, nach welcher sich der Mensch weise wägend auch den Naturgesetzen unterordnen muß, wenn er sein sogenanntes Wohl und das der nachfolgenden Generationen begründen will, — daran dachten die Philosophen jener Zeit noch nicht. Obwohl sie sehr viel von Natur sprachen, erwogen sie doch selten die Gesetze, welche das Menschenleben der Natur unterwerfen. Trotz philosophischem Materialismus und Naturalismus trennte in Wahrheit eine tiefe Kluft sie von den Geboten der Natur. Und im allgemeinen ist dies auch heute noch bei Denkern, Gelehrten und Künstlern der Fall. Noch immer fehlt die Harmonie, welche die geistige und materielle Kultur mit der Natur versöhnt. —

Suchte die Erfahrungsphilosophie, von Locke begründet, und von den Franzosen bis in ihre äußersten Folgerungen ausgebildet, das Geistige zu verkörpern, — so war umgekehrt eine idealistische Richtung bemüht, alles Körperliche zu vergeistigen. Der Lehre von der Erfahrung und Empfindung ist das Geistige nichts, als verfeinerte Materie. Der Idealismus dagegen betrachtet alles Körperliche nur als materialistische Geistigkeit, oder wie Leibnitz es nennt, als „verworrene Vorstellung".

Der Materialismus lehrt: „Es gibt nur körperliche Dinge!" Der Idealismus verkündet: „Es gibt nur Geister und Vorstellungen derselben oder Ideen." Dem Realismus ist die Materie Wesenheit, dem Idealismus der Geist. Der Realismus lehrt, der Geist an sich sei leer, sein ganzer Inhalt sammle sich durch die Außenwelt. Der einseitige Idealismus folgert, das Erkennen sei Schöpfen aus sich selbst, nichts könne in den Geist hineingelangen, was nicht vorgestaltet sei.

Der Realismus erklärt das Geschehen in der Natur mechanisch, der Idealismus durch Zweckmäßigkeit. Der Realismus

forscht nach der bewegenden Ursache, der Idealismus nach der ursächlichen Absicht.

Besonders die Frage nach der Zweckmäßigkeit aller Dinge, nach der Harmonie zwischen Geist und Materie, zwischen Denken und Sein, kennzeichnet die idealistische Philosophie, welche durch Leibnitz zuerst bei Adligen und Denkern der Deutschen, den Wahlverwandten und bevorzugten Erben der Griechen und Inder, aufkeimte.

Gottfried Wilhelm Leibnitz ward im Jahre 1646 zu Leipzig geboren, wo sein Vater Professor war. Fünfzehn Jahre alt, bezog er die Universität und wählte als Berufsstudium die Jurisprudenz. Zwei Jahre später erlangte er die philosophische Doktorwürde. Alsdann begab er sich nach Jena und später nach Altdorf, wo er Doktor der Rechte wurde.

Eine Professur der Rechtswissenschaft, die man ihm zu Altdorf anbot, schlug Leibnitz aus, indem er vorzog, ein Wanderleben zu führen. Als gewandter Weltmann hielt er sich meist an Fürstenhöfen auf, wo er zu den verschiedensten Missionen, auch diplomatischen, verwendet ward. Im Jahre 1672 ging Leibnitz nach Paris, um Ludwig XIV. zur Eroberung Ägyptens zu überreden und so dessen Pläne von Holland und dadurch von Deutschland abzulenken.

Nach einem Zwischenaufenhalt von mehreren Monaten in London ernannte der Herzog von Braunschweig, Lüneburg und Hannover Leibnitz zum Hofrat und Bibliothekar in Wolfenbüttel. Hier und in Hannover brachte Leibnitz die meiste Zeit seines späteren Lebens zu. Doch unternahm er auch zahlreiche Reisen nach Wien, Berlin und anderen Orten. Besonders verkehrte Leibnitz viel mit der geistreichen preußischen Kurfürstin und nachmaligen Königin Sophie Charlotte, welche einen Kreis der bedeutendsten Gelehrten jener Zeit um sich versammelte.

Nachdem Preußen Königreich geworden, ward auf Anregung des Leibnitz im Jahre 1701 in Berlin eine Akademie errichtet, deren erster Präsident er war. Auch in Dresden und Wien machte er Vorschläge zur Errichtung einer Akademie, aber vergeblich. Durch Kaiser Karl VI. 1711 zum kaiserlichen Reichshofrat und Baron erhoben, weilte Leibnitz darauf längere Zeit in Wien, wo er auf Anregung des Prinzen Eugen seine Monadenlehre schrieb. Leibnitz starb, 70 Jahre alt, im Jahre 1716.

Nächst Aristoteles wird Leibnitz als der genialste Vielwissende betrachtet. Er vereinigte die höchste durchdringendste Kraft des Geistes mit der umfassendsten Gelehrsamkeit. Er war nach Graf Albert dem Großen und Jakob Böhme der erste bedeutende Philosoph der Deutschen. Durch ihn ward bei Fürsten, Adligen und Denkern in Deutschland die Philosophie erweckt. Durch die Vielseitigkeit seiner Bestrebungen und durch sein Wanderleben gelangte Leibnitz jedoch zu keiner zusammenhängenden Darstellung seiner Philosophie. Er entwickelte seine Gedanken meist in kleinen Gelegenheitsschriften und in Briefen, die er größtenteils in französischer Sprache schrieb.

Die Lehre des Leibnitz steht in einem gewissen Gegensatz zu der des Spinoza. Hatte Spinoza die Wesenheit als das unbestimmbare Allgemeine zur einzigen Grundlage gemacht, so faßt Leibnitz die Wesenheit als lebendige Tätigkeit, als tätige Kraft auf. Ferner lehrte er, die Wesenheit als tätige Kraft sei ein Einzelwesen, eine Monade, und es gebe eine Vielheit von Einzelwesen.

Übt die Wesenheit gleich einem elastischen Körper Tätigkeit aus, so ist diese hauptsächlich eine ausschließende, rückwirkende. Was aber anderes von sich ausschließt ist ein Fürsichseiendes, ein Einzelwesen, ein Individuum, eine Monade. Daraus ergibt sich wiederum die Vielheit der Einzelwesen von selbst. Eine Monade kann nur da sein, wenn es auch andere Monaden gibt.

Im allgemeinen ähneln die Monaden des Leibnitz, oberflächlich betrachtet, den Atomen. Wie die Atome, so sind auch die Monaden punktartige Einheiten, die durch keine äußere Gewalt zerstörbar sind. Indes denkt sich Leibnitz jede Monade von der andern als qualitativ verschieden. Jede Monade ist eine eigentümliche Welt für sich und keine gleicht der andern. Er meint, es gebe in der Welt nicht zwei Dinge, die sich völlig gleich sind. Die Monaden sind ihm „metaphysische Punkte“ und als solche unteilbar, wobei in Betracht zu ziehen ist, daß er den Raum für nichts Wirkliches, sondern nur für eine verworrene persönliche Vorstellung hält.

Die Monade ist ein lebendiges seelisches Wesen. Nach Leibnitz herrscht überall in der Welt persönliche Lebendigkeit und lebendige Beziehung der persönlichen Wesen zu einander. Die Monade ist nicht tot, sie ist selbständig, sich selbst gleich, durch nichts Äußeres zu bestimmen. Aber, an sich betrachtet, sind die Monaden stets in lebendiger Veränderung und Tätigkeit begriffen.

Eine Monade höherer Gattung ist die menschliche Seele. Selbst im bewußtlosen Zustand ist sie niemals ohne eine Tätigkeit des Vorstellens und Begehrens, auch wenn dasselbe ein noch so dunkles ist. Jede Monade durchläuft fortwährend verschiedene, ihrer eigentümlichen Art entsprechende Zustände ihres Wesens. Überall in der Welt regt es sich, und nirgends gibt es tote Ruhe.

Wie die menschliche Seele die Zustände der Natur mitempfindet, wie das Weltall sich in ihr widerspiegelt, so ist es bei allen Monaden. Jede der unendlich vielen Monaden ist eine kleine Welt für sich, ein Mittelpunkt und Spiegel des Weltalls. In jeder Monade lebt der Widerschein alles dessen, was da ist und was geschieht durch selbsttätige Kraft, sodaß sie jede Allheit der Dinge, wie im Keime, ideell in sich trägt. Von Einem, der alles durchschauen würde, könnte daher in jeder Monade alles erblickt werden, was im Weltall geschieht, geschehen ist und geschehen wird.

Die Lebendigkeit und lebendige Beziehung der Monaden zur Allheit erklärt Leibnitz, indem er sagt, das Leben der Monaden bestehe in einer fortwährenden Folge von Wahrnehmungen oder dunkleren und helleren Vorstellungen von Zuständen ihrer selbst

und aller übrigen. Die Monaden eilen fortwährend von einer Wahrnehmung zur andern. Alle Monaden sind somit Seelen. Darin ruht die Vollkommenheit der Welt.

Das Universum ist nach Leibnitz die Summe aller Monaden. Jedes Ding, alles Zusammengesetzte ist eine Anhäufung von Monaden. Ebenso ist jeder Körper nicht eine Wesenheit, sondern eine Anordnung vieler Wesenheiten, ähnlich wie eine Maschine bis in ihre kleinsten Teile aus Maschinen besteht.

Jede Monade ist ein Wesen, welches Vorstellung besitzt und durch diese von anderen Monaden verschieden ist. Daher gibt es soviele Grade des Vorstellens als es Monaden gibt. Diese Grade lassen sich nach gewissen Hauptstufen feststellen. Leibnitz teilt die Monaden nach verworrener und deutlicher Erkenntnis ein.

Eine Monade untersten Ranges ist die, welche nur vorstellt. Sie befindet sich auf der Stufe der verworrensten Erkenntnis, ähnlich wie wir im Schlafe. Dies ist der Zustand der unorganischen Natur. Höher stehen diejenigen Monaden, in denen die Vorstellung als bildende Lebenskraft, aber noch ohne Bewußtsein tätig ist, wie in der Pflanzenwelt. Noch höher steigert sich das Leben der Monade, wenn sie zu Empfindung und Gedächtnis gelangt, was in der Tierwelt der Fall ist.

Die niedrigsten Monaden sind schlafende, die Tiermonaden sind träumende. Erhebt sich die Seele zur Vernunft und zu reflektierender Tätigkeit, so nennen wir sie Geist. Die Beschränktheit einer Monade besteht aber nicht darin, daß sie geringer ist an Gehalt als eine andere oder auch als Gott, sondern nur darin, daß sie alles auf eine unvollkommenere Weise enthält, indem sie nicht dazu gelangt, alles vorzüglich zu wissen.

Das Weltall bietet uns dadurch, daß jede Monade ein und dieselbe Allheit wiederspiegelt, aber jede auf verschiedene Weise, ein Schauspiel der größtmöglichen Verschiedenheit, also größtmögliche Einheit und Ordnung, den Anblick einer größtmöglichen Vollkommenheit und einer absoluten Harmonie. Denn Verschiedenheit in der Einheit ist Harmonie.

Ein System der Harmonie ist das Universum auch noch in anderer Weise. Dadurch, daß jede Monade die ganze Allheit spiegelt, laufen die Veränderungen sämtlicher Monaden miteinander parallel. Und darin gerade ruht die Harmonie des Alls.

Unter Gott denkt sich Leibnitz den Endzweck aller Monaden. An anderer Stelle nennt er Gott die einzige uranfängliche Einheit, auch die reine körperlose Tätigkeit, während er den Monaden Materie oder getrennte Tätigkeit zuspricht.

Das Verhältnis von Seele und Leib erklärt Leibnitz durch die prästabilierte Harmonie, nach deren Gesetzen alle Dinge und Ereignisse von Gott seit Ewigkeit bestimmt sind und wonach der Zusammenhang der Dinge nur Schein ist. Allerdings folgen Leib und Seele, jedes unabhängig vom andern, den Gesetzen ihres Wesens, der Leib mechanischen Gesetzen, die Seele Zwecken. Aber Gott ordnete eine so harmonische Übereinstimmung der

beiderseitigen Tätigkeiten an, daß tatsächlich eine vollständige Einheit von Leib und Seele vorhanden ist.

Daß die Seele unsterblich ist, ergibt sich aus der Monadenlehre von selbst. Der sogenannte Tod besteht nur darin, daß die Seele einen Teil der Monaden verliert, aus denen die Maschine ihres Leibes zusammengesetzt ist. Dann geht das Lebendige in einen Zustand zurück, dem ähnlich, in welchem es sich befand, ehe es auf die Bühne des irdischen Lebens trat.

In Bezug auf die geistige Tätigkeit steht Leibnitz in direktem Gegensatz zu Locke. Nach Leibnitz werden die Ideen nicht durch äußere Erfahrung erzeugt, sondern sie sind als Keim, als Anlage zur Idee angeboren und bedürfen nur der Ausbildung und Entwicklung durch Erfahrung und Empfindung.

Die Gedanken kommen also nach Leibnitz nicht von außen, sondern von innen, sie werden vom Geist selbst erzeugt. Selbst zu sinnlichen Empfindungen bedarf der Geist keiner Außendinge. Den gewöhnlichen Gegensatz zwischen einer Erkenntnis der Vernunft und einer solchen der Erfahrung ersetzt Leibnitz durch eine Erkenntnis von größerer und geringerer Deutlichkeit.

Bei einem weiteren Publikum, das sich für gewöhnlich nicht mit Philosophie beschäftigt, ward Leibnitz bekannt durch seinen berühmten Satz, daß diese unsere Welt die beste aller Welten sei. Auf die Frage, warum unsere Welt gerade so und nicht anders geschaffen ward, antwortet Leibnitz: „Gott sah so unendlich viele Welten vor sich, als möglich sind. Aber aus diesen unendlich vielen Welten wählte er die wirkliche als die beste!“ Eine vollkommenere Welt, als die unsere, ist unmöglich.

Die Übel des Daseins widerstreiten nach Leibnitz dieser Anschauung nicht im geringsten. Er teilt dieselben ein in das metaphysische, das physische und das moralische Übel. Das metaphysische Übel, die Endlichkeit und Unvollkommenheit der Dinge, ist notwendig, weil es von endlichen Wesen unzertrennlich und daher unbedingt von Gott gewollt ist. Das physische Übel, Schmerz und Leiden, ist zwar nicht unbedingt von Gott gewollt, wohl aber häufig in bedingter Weise als Strafe und Besserungsmittel beabsichtigt. Das moralische Übel dagegen, oder das Böse, kann freilich von Gott in keiner Weise gewollt sein. Aber es ist von Gott zugelassen, weil es ohne Böses keine Freiheit, ohne Freiheit keine Tugend gibt.

An anderer Stelle sagt Leibnitz, das Böse sei nichts Wirkliches, sondern nur eine Abwesenheit der Vollkommenheit, eine Verneinung und Beschränkung derselben. Das Böse spielt in der Welt dieselbe Rolle, wie die Schatten in einem farbigen Gemälde oder die Dissonanzen in der Musik, welche die Schönheit nicht beeinträchtigen, sondern durch ihren Gegensatz erhöhen. Auch unterscheidet Leibnitz zwischen der Kraft zum Handeln, welche von Gott ist, und dem Bösen in der Handlung, welche eine Folge der ewig vorherbestimmten Beschränkung des Menschen ist. In keinem Fall wird durch das Böse jedoch die Harmonie der Allheit zerstört. —

Leibnitz hielt zwar die körperlichen Dinge für Erscheinungen,

die nur in der verworrenen Vorstellung existieren. Das Dasein der Körperschaft aber hatte er nicht geleugnet, sondern die Monadenwelt als eine der Körperwelt zu Grunde liegende Wirklichkeit anerkannt. Da trat Georg Berkeley auf und ging noch einen Schritt weiter, indem er die Körperwelt einzig für persönliche Vorstellung ohne sachliche Wirklichkeit erklärte.

Georg Berkeley, geboren 1684 zu Irland, gestorben 1753 als englischer Bischof, sagt, es sei irrig, daß wir äußere Gegenstände wahrnehmen, — was wir wahrnehmen, seien nur unsere eigenen Empfindungen. Man sieht mittelst der Gesichtsempfindungen weder die Entfernung, noch die Größe und Form der Gegenstände, sondern zieht nur Schlüsse darauf, weil man die Erfahrung gemacht hat, daß eine gewisse Gesichtsempfindung von gewissen Empfindungen des Tastsinnes begleitet ist.

Die eigentlichen Gegenstände unseres Verstandes sind nur unsere eigenen Vorstellungen, alle Ideen sind unsere eigenen Empfindungen. So wenig die Empfindungen außer dem Empfindenden existieren, so wenig kann eine Idee außerdem vorhanden sein, der sie hat.

Wie sollten die materiellen Dinge etwas so ganz von ihnen Verschiedenes hervorbringen können, wie unsere Empfindungen und Vorstellungen! Eine materielle Außenwelt also existiert überhaupt nicht. Es gibt nur Geister, denkende Wesen, deren Natur im Vorstellen und Wollen besteht. Unsere sinnlichen Empfindungen aber erhalten wir ohne unser Zutun von einem uns überlegenen Geiste, von Gott.

Gott erweckt in uns die Ideen als Abbilder, welche in ihm als Urbilder vorhanden sind. Unter Natur versteht Berkeley nur den Zusammenhang der Ideen, unter Naturgesetz die beständige Ordnung dieses Ideenzusammenhanges. Nur durch einen konsequenten persönlichen Idealismus glaubt Berkeley dem Materialismus und Atheismus entgehen zu können. Sein Idealismus blieb aber ohne Fortbildung. Dagegen ward die Lehre des Leibnitz durch Christian Wolff erweitert.

Wolff, geboren 1679 zu Breslau, ward als Professor der Philosophie in Halle nach langen Zwistigkeiten mit den dortigen Theologen durch Kabinettsordre im Jahre 1723 aus dem Amte gejagt, weil seine Lehren jener Wahrheit entgegen seien, welche uns im sogenannten göttlichen Wort offenbart wird. Bei „Strafe des Stranges“ mußte der arme Teufel binnen 48 Stunden die preußischen Lande verlassen. Denn Friedrich der Große, das ewig denkwürdige Ideal eines deutschen Fürsten, war damals erst elf Jahre alt. Seine Regierungszeit war noch nicht gekommen. Noch konnte in Preußens Gauen nicht jeder nach seiner eigenen Fasson selig werden.

Aus Preußen vertrieben, wandte sich Wolff nach Marburg, wo er 17 Jahre lang als Philosoph wirkte. Im Jahre 1740, als Friedrich der Große zur Regierung gelangte, war eine seiner ersten Äußerungen, daß er Christian Wolff nach Halle zurückberief und

ihn bald darauf in den Freiherrnstand erhob. Einen besseren Rüffel konnte dieser geniale, wahrhaft germanisch empfindende König einem finnisch belasteten Pfaffentum kaum erteilen, welches, mit seinem Einfluß auf das niedere Volk nicht zufrieden, fortdauernd auch Adel und Denker knechten will. Wolff starb, 75 Jahre alt, im Jahre 1754.

Wolff war es, welcher zuerst wieder das ganze Gebiet des Wissens für die Philosophie in Anspruch nahm. Er machte die philosophische Methode als solche wieder zu einem Gegenstand der Aufmerksamkeit, wodurch er den philosophischen Gehalt des Wissens der verständigen Betrachtung näher brachte. Außerdem lehrte Wolff die Philosophen deutsch reden. Nächst Leibnitz, von dem die Anregung dazu ausging, gebührt ihm das Verdienst, die deutsche Sprache für immer zum philosophischen Ausdrucksmittel gemacht zu haben. Wolff verfaßte sechs Bücher in deutscher Sprache. Seine lateinischen Schriften umfassen zusammen 23 ziemlich starke Quartbände.

Wolff nennt die Philosophie „die Wissenschaft vom Möglichen als solchem". Möglich ist alles, was keinen Widerspruch enthält. Mit dieser Erklärung will Wolff das ganze Gebiet des menschlichen Wissens der Philosophie zu eigen machen.

Das Wissen vom Möglichen teilt Wolff ein in theoretische Philosophie oder Metaphysik und in praktische Philosophie. Die Logik geht beiden Arten der Philosophie voraus als vorbereitende Übungsschule für das philosophische Studium.

Die Metaphysik zerfällt nach Wolff wieder in die allgemeine Erkenntnislehre, die Weltbetrachtung, die Seelenlehre und die Theologie. Die praktische Philosophie ordnet er in Ethik, Ökonomik und Politik.

Die allgemeine Erkenntnislehre oder Ontologie behandelt die Grundbegriffe oder Kategorien des Denkens, welche auf alle Gegenstände angewendet werden und die deshalb zuerst untersucht werden müssen. An die Spitze der Ontologie, welche Wolff wie ein philosophisches Wörterbuch anlegte, stellt er den Satz des Widerspruches: „Es kann etwas nicht zugleich sein und nicht sein."

Hieran knüpft Wolff den Begriff des Möglichen: „Möglich ist, was keinen Widerspruch enthält." „Wessen Gegenteil sich widerspricht, ist notwendig. Wessen Gegenteil ebensogut möglich ist, ist zufällig. Alles was möglich ist, ist ein Ding, wenn auch nur ein eingebildetes. Was weder ist, noch möglich ist, ist nichts."

„Viele Dinge, die zusammen ein Ding ausmachen, sind ein Ganzes. Die einzelnen Dinge des Ganzen sind seine Teile. Auf der Menge seiner Teile beruht die Größe eines Dinges. Was die Ursache seiner übrigen Eigenschaften enthält, ist das Wesen des Dinges."

„Raum ist die Ordnung der Dinge, die zugleich sind. Zeit ist die Ordnung dessen, was aufeinander folgt. Ort ist die bestimmte Art, wie ein Ding mit allen übrigen zugleich ist. Bewegung ist Veränderung des Ortes" u. s. w.

Die Welt ist nach Wolff eine Reihe veränderlicher Dinge, die nebeneinander sind und aufeinander folgen, aber alle miteinander verknüpft sind, sodaß immer eines die Grundlage des anderen ist.

Die Dinge sind entweder im Raum oder in der Zeit verknüpft. Infolge dieser allgemeinen Verknüpfung ist die Welt ein einheitliches zusammengesetztes Ding.

Die Art der Zusammensetzung bedingt das Wesen der Welt. Diese Art kann sich jedoch nicht ändern. Es können keine neuen Bestandteile hinzu gelangen oder vorhandene verschwinden. Alle Veränderungen in der Welt müssen aus ihrem Wesen hervorgehen. In dieser Hinsicht ist die Welt eine Maschine.

Die Begebenheiten in der Welt sind nur voraussetzlich notwendig, — zufällig sind sie, sofern die Welt auch anders eingerichtet sein könnte. Die Frage, ob die Welt einen Zeitanfang habe, beantwortet Wolff dahin, daß Gott außerhalb der Zeit, die Welt aber von Ewigkeit her in der Zeit ist, sie sei also keineswegs auf solche Weise ewig wie Gott.

Nach Wolff ist weder Zeit noch Raum etwas Wahrhaftes. Körper sind aus Materie zusammengesetzte Dinge, die eine bewegende Kraft in sich haben. Die gesamten Kräfte eines Körpers nennt man auch seine Natur und die Gesamtheit aller Wesen Natur im allgemeinen.

Was im Wesen der Welt begründet ist, heißt natürlich, — das Entgegengesetzte übernatürlich. Darauf, daß alles, was zugleich ist und aufeinander folgt, miteinander übereinstimmt, beruht die Vollkommenheit der Welt. Da aber jedes Ding seine besonderen Regeln hat, so muß das Einzelne soviel an Vollkommenheiten entbehren, als zum Gleichmaß der Allheit notwendig ist.

Seele ist Das in uns, was sich seiner selbst bewußt ist. Die Seele ist sich außer ihrer selbst auch anderer Dinge bewußt. Das Bewußtsein ist entweder deutlich oder undeutlich. Deutliches Bewußtsein ist Denken.

Die Seele ist eine einfache unkörperliche Wesenheit. In ihr wohnt die Kraft, sich eine Welt vorzustellen. In diesem Sinne können auch die Tiere eine Seele haben. Aber besitzt eine Seele Verstand und Willen, so nennt man sie Geist. Und Geist kann allein der Mensch bekunden. Ein Geist, der mit einem Körper verbunden ist, heißt Seele zum Unterschied von höheren Geistern.

Die Bewegungen der Seele und des Leibes stimmen miteinander überein vermöge der vorherbestimmten Harmonie. Die Freiheit der menschlichen Seele ist die Kraft, nach Willkür unter zwei möglichen Dingen dasjenige zu wählen, das ihr am meisten zusagt, — denn die Seele entscheidet nie ohne Absicht und Beweggründe.

Da der Verstand nicht gezwungen ist, etwas für gut oder schlecht zu halten, so ist auch der Wille durch keinen Zwang gehemmt, — er ist frei. Als einfache Wesen sind die Seelen unteilbar, also unverweslich. Die Tierseelen haben jedoch keinen Verstand. Sie können sich nach dem Tode ihres vorhergehenden

Zustandes nicht erinnern. Nur die menschliche Seele hat diese Eigenschaft, weshalb sie unsterblich ist.

Auch Wolff ist der Meinung, daß Gott verschiedene Welten hätte schaffen können, aber die gegenwärtige als die beste vorzog. Gott rief diese Welt durch seinen Willen ins Leben. Seine Absicht war die Darstellung seiner Vollkommenheit. Das Böse entspringt nicht aus dem göttlichen Willen, sondern aus dem eingeschränkten Wesen der menschlichen Dinge. Gott läßt das Böse nur gelten als Mittel zum Guten. —

Die Philosophie Wolffs, durch Gebrauch der deutschen Sprache zugänglicher als die Philosophie des Leibnitz, gewann bald große Verbreitung und hatte unter Denkern, Künstlern und Gelehrten viele angesehene Anhänger. Besonders die Unsterblichkeitsfrage war es, deren Lösung jetzt die Denker beschäftigte. Als Ausdruck dieser Richtung schrieb Moses Mendelsohn seinen Phädon.

Das Dasein Gottes ward in Deutschland nicht in Abrede gestellt, wie in Frankreich. Aber man zeigte weniger Teilnahme dafür, als für die Fortdauer der Seele. Es wurde stehender Glaubensartikel, daß man von Gott nichts wissen könne. Dagegen fand die Moralphilosophie und Ästhetik viele Freunde, ebenso die Erfahrungspsychologie und die Pädagogik, welche Basedow, Campe und Pestalozzi entwickelten. Lessing erwarb sich Ansehen auf dem Gebiete der Ästhetik und Religionsphilosophie. Auch Friedrich der Große beteiligte sich im weitesten Sinne aktiv an den philosophischen Bestrebungen seiner Zeit.

Friedrich der Große war einer jener seltenen Herrscher, wie sie Plato ersehnte. Verlangte doch Plato, der Herrscher eines Staates solle Philosoph sein. Dies traf bei Friedrich dem Großen in vollendeter Weise zu. Dabei war er eine sympathische Künstlernatur, ein weiser Staatsmann und ein Held von staunenswerter, vollendeter germanischer Energie. Selten hat sich ein Held mit so geringen Mitteln gegen eine solche Übermacht von Feinden siegreich gewehrt, wie Friedrich der Große. In ihm vereinigte sich alles Edle und Erhabene, was jemals seine ruhmreichen Ahnen und Ahnfrauen in Krieg und Frieden auszeichnete.

Da im Geschlechte der Hohenzollern wiederholt auch in nichtregierenden Mitgliedern dieses Fürstenhauses die Tugenden des vollendeten Edelariers als philosophische Erhabenheit, als künstlerische Gestaltungsgabe und als unerschrockenes Heldentum zu edler Blüte gelangten, so ist im Interesse des deutschen Reiches zu hoffen, daß dies besonders in den regierenden Häuptern auch weiterhin der Fall sein wird.

Leider ist im Hinblick auf ein Herrschergeschlecht, wie die Hohenzollern es darstellen, ein Reichs-Wahlsystem wie das gegenwärtige für das Wohlergehen Deutschlands sehr unzweckmäßig und nachteilig. Was hilft des Herrschers maßgebende arische Einsicht und Engerie, wenn der unmaßgebliche Stumpfsinn einer gelben Stimmenmehrheit mit seinen Rassenverwandten, den Chinesen, Japanern und anderem gelblichen Pöbel sympathisiert, — wenn das

Finnentum, adelsfeindselig und reichsverräterisch, zu den dringendsten Geboten einer vom weitblickenden Lenker der nationalen Entwicklung erkannten Notwendigkeit ein neidvoll hämisches Nein blökt?!

Die in der Gelbheit versumpfte Menge fühlt unbewußt, daß nur die edelarischen Elemente des Reiches dieses repräsentieren. Und weil das Volk antiarisch empfindet, gebärdet es sich auch als Gegner der Reichsinteressen. Vom Standpunkte der Zweckmäßigkeit aus und der natürlichen Berechtigung sollte nur den Fürstlichkeiten, dem Adel, den Offizieren und den führenden Denkern und Bürgern Wahlrecht zustehen und zwar mit progressiver Stimmenzahl, — umsomehr als die Wahlen unnützerweise verworrene blinde Leidenschaftlichkeit im Volke erzeugen und wild aufgewiegeltes Stimmvieh züchten, während sie in edelarischen Naturen mehr den prüfenden erwägenden Verstand beschäftigen.

Es ist ganz verfehlt, einer Bevölkerung Stimmrecht zu geben, welche infolge ihrer Rassenmischung kurzsichtig nur an ihr kleines persönliches Wohl denkt und nicht im Entferntesten erwägt, daß das spätere Einzelwohl in letzter Instanz vom Reichswohl abhängig ist. Nur wenn es der Herrscher bei Bewilligungen vorwiegend mit Rassenverwandten zu tun hat, welche ähnlich fühlen, wie er, — welche in ihren Kreisen ebenfalls Regenten sind und daher die Fähigkeit besitzen, ihn zu verstehen und zu begreifen, — nur dann kann seine Genialität ohne bedauerliche Verspätung gedeihliche Früchte tragen.

Heil dem Lande, dessen Herrscherhaus, wie das Geschlecht Friedrichs des Großen, höchste Energie und Intelligenz mit einem angeborenen Beruf zum erfolgreichen Herrschen erblich vereint. In der Familie Friedrichs des Großen gelangte wiederholt geistige Universalität, verbunden mit hervorragender höherer künstlerischer Schöpfungs- und Gestaltungsgabe zu segensreicher Entfaltung.

Wie Julius Cäsar in den Metamorphosen Ovids, so sind auch die Hohenzollern meist bestrebt, die Erfahrung und das Wissen der gesamten Mitwelt und Vorwelt nimmer rastend in sich zu sammeln. Von Jugend auf mit heiligstem Ernste von ihrer göttlichen Bestimmung durchdrungen, sind sie bemüht, stets das Rechte zu erkennen und das Richtige zu vollbringen. Und das ist es, was auch bei seltenen Fehlgriffen wohlwollend für sie einnehmen muß. Sie besitzen den feurigen guten Willen zur rechten Tat, verbunden mit erhabener Ausdauer und weitblickender Gestaltungsgabe.

Darum sollte man alles chinesisch Hemmende unwirksam machen, was einem erprobten Herrscher aus erprobtem Geschlecht unnützerweise finnisch neidvolle, boshafte Opposition machen könnte. Im Gegenteil sollten die edelarischen Elemente des Reiches die wenigen Jahrzehnte der gereiften universalen Erkenntnis und Erfahrung eines genialen tätigen Herrschers eifrig nützen, um auf möglichst würdevolle Höhe zu gelangen, in weisem fürsorgendem Hinblick auf eine ruhmreiche segensvolle Zukunft. —

Wir haben am Aufkeimen und an der Entwicklung der Philo-

sophie in ihrer mannigfachen Gestaltung gesehen, wie der germanische und edelarische Geist im nördlichen Europa fort und fort bemüht war, die Fesseln eines ihm verderblichen Christentumes und einer entwürdigenden Pfaffenherrschaft abzuschütteln. Jetzt, in den Tagen Friedrichs des Großen, war die Zeit gekommen, in welcher die atavistischen Reste eines verfallenden Germanentumes durch fortgesetzte geistige Entwicklungskämpfe wieder zur universalen Daseinsbetrachtung ihrer lichtgeborenen Urahnen gelangten.

Kant erschien, der gewaltige Denker, welcher den Realismus mit dem Idealismus versöhnte, welcher die Gebiete des Denkens siegreich erweiterte und kommende Philosophen dazu anregte, in unabsehbarer Fülle neue und immer neue Wahrheitsmöglichkeiten zu schauen. Sagenkundige, sangreiche Dichter, an ihrer Spitze Goethe und Schiller, entfalteten das Banner einer edlen heidnischen, germanisch-hellenischen Gedankenfreiheit und herrschten im Verein mit Mozart, Beethoven und anderen unsterblichen Tonmeistern wie Könige und Fürsten über das Denken und Empfinden aller Edlen ihres Zeitalters.

Unbeirrt von den Dogmen und Fabeln einer geistumnachtenden germanenfeindlichen Religion entwickelten sich durch tiefblickende und unermüdlich forschende Gelehrte die Naturwissenschaften zu unübersehbarem Umfang, zu überreicher Mannigfaltigkeit und geisterhebender Höhe. Hierzu gesellte sich die stattliche Zahl tatkräftiger entbehrungsfreudiger Erfinder, welche wie gebietende Götter der Menschheit die Kräfte der Natur in unbedingte Hörigkeit und rastlos dienstbare Leibeigenschaft zwangen. Geniale Industrie-Magnaten, umsichtig gebietende Verkehrs- und Handelsfürsten entfalteten machtvoll hocharische Intelligenz und Energie und verwerteten das Wissen und Können eines geistig erwachten schöpferisch tätigen hohen Denkertumes.

Aber all diese geistige und materielle Hochkultur, welche die Nordeuropäer im allgemeinen sich zuschreiben, — weder ward sie von der überwiegenden Mehrheit derselben geschaffen, noch wird sie aktiv von ihr erhalten und getragen. So unübersehbar groß auf flüchtigen Blick hin die Zahl der pfadfindenden und bahnbrechenden Geister im Laufe eines Jahrhunderts auf allen Gebieten edelarischen Strebens auch zu sein scheint, — bei näherem Hinsehen sind die Genien ersten Ranges durch Aufzählung von wenigen hundert Namen erschöpft. Der Genien zweiten Ranges sind nur wenige Tausende und der aktiven Genien dritten Ranges nur wenige Zehntausende.

Veranschlagen wir nun die Zahl der passiv, rezeptiv und reproduktiv kongenialen Geister Deutschlands selbst auf das Tausendfache. Was sind diese vielleicht fünf Millionen hocharischen Intelligenzen eines Jahrhunderts, die Frauen überall miteingerechnet, zu den ca. 120 Millionen Seelen, die in Deutschland im letzten Jahrhundert ungefähr geboren wurden. Rechnen wir selbst noch zehn Millionen von allerlei niederen, stufenweise vermittelnden Intelligenzen hinzu, so ist die edelarische, germanische und germanisierte Intelligenz im

Laufe des letzten Jahrhunderts mit fünfzehn Millionen Seelen überhaupt erschöpft.

In England, Nordamerika und Skandinavien ist das Verhältnis vielleicht ein besseres. In Frankreich aber wurde die Intelligenz im Verhältnis zum pöbelhaften Protoplasma durch die große Revolution und durch die Napoleonischen Kriege noch mehr eingeschränkt. Das Ariertum und Germanentum Rußlands und Österreichs war im Verhältnis zu seiner gelben Volksmenge von Anfang an weit geringer an Zahl als in Deutschland.

Das Germanentum, welches so überaus zahlreich einst nach Spanien und Italien wanderte, ward außer vom mitgebrachten und im Lande urheimischen Finnentum obenein noch derartig vom asiatischen Hamitentum umwuchert, daß man, geringe Ausnahmen und wenige edelarische und germanische Atavismen abgerechnet, sagen kann, daß im Süden Europas das Germanentum bereits verfallen ist. In Frankreich ist es nahezu verfallen, und im übrigen nördlichen Europa schreitet der Verfall des letzten Germanentumes unaufhaltsam, rasch und immer rascher vorwärts.

Denn das atavistische bürgerliche Germanentum ist unrettbar der blinden schrankenlosen Vermischung mit dem Chinesentum jener Länder ausgesetzt, — einer Vermischung, welche durch das Christentum, wie durch das immer demokratischer werdende Denken und Fühlen auch der höheren Stände, durch den modernen Verkehr und durch die erleichterte Freizügigkeit unserer Tage wesentlich beschleunigt wird. Aber auch der Adel, das letzte Bollwerk gegen unsere einheimische gelbe Gefahr, verliert immer mehr sein überwiegendes Germanentum und wird durch Einwirkung der Zeitverhältnisse immer keltischer und damit immer materialistischer. Weit weniger würde ihm eine Mischung mit Edelsemitentum schaden.

Wie lange wird es noch währen, — und auch der Adel ist keine Edelrasse mehr, sondern nur noch eine hohle unberechtigte Würde, mit welcher die Sozialdemokraten gründlich aufräumen werden. Noch wagt zwar der Pöbel und selbst die unterwühlende höhnende Demokratie nicht, die Intelligenz und Tatkraft des Adels zu bezweifeln. Wenn die gelbe Presse mit der roten Fahne der Aristokratie und den höheren Ständen eine Schmach antun will, so wird einzig die angeblich zerrüttete Moral der sogenannten oberen Zehntausend in übertriebener Weise angegriffen.

Die Intelligenz der Aristokratie zu bezweifeln, — das hat der Pöbel bisher noch nicht gewagt. Kommt es aber einst soweit, dann ist das Ende des Geburtsadels unausbleiblich. Da tatsächlich aktives Finnentum in den Adel eingedrungen ist, so muß es als selbstverständlich gelten, daß seine Moral nicht durchweg auf allerhöchster urgermanischer Höhe stehen kann. Denn die aktive tierische Belastung erschüttert zunächst die Moral und gibt der Intelligenz, wenn die Belastung keine allzugroße ist, eine mehr materialisierte Richtung, ohne sie jedoch ernstlich zu gefährden.

Nur wenn die finnische und hamitische Belastung eine zu große wird, geht auch die universale Erkenntnisfähigkeit und die alles

wagende und alles bezwingende Tatkraft zugrunde. Falls sich nur der zehnte Teil des Adels einer finnischen Unmoral ergibt, so erregt das beim schadenfroh nörgelnden Pöbel schon enormes Aufsehen, und jener Bruchteil Unmoral wird unbedenklich der gesamten Aristokratie angedichtet.

Das niedere Volk, welches in seinem innersten Bewußtsein ein natürliches Recht auf Unmoral zu haben meint, ist selbstverständlich hocherfreut, wenn ihm die Aristokratie an Unmoral nicht viel nachgibt. Denn dadurch ist der Adel für den Pöbel seiner Würde entsetzt, und er sucht ihn infolgedessen auch in anderer Weise zu sich herab in den Schmutz der Tierheit zu ziehen. Denn der Pöbel, so denken die Sozialdemokraten, der darf unmoralisch sein, dafür ist er der Pöbel. Und soviel ist sicher, der Pöbel ist infolge seiner Tierheit nicht nur durch und durch unmoralisch von Instinkt, sondern in seinem verworrenen Wollen, an und für sich betrachtet, innerlich geradezu zügellos.

Zügellosigkeit aber geht in sich selbst zugrunde, wenn sie nicht durch höheren ordnenden Einfluß in Schranken gehalten wird. Tatsächlich üben Adel, Denker und Edelbürger, trotz vieler finnischen Unmoral in ihren Kreisen, noch immer in überwiegender Mehrheit diesen zügelnden Einfluß auf die unteren Massen aus. Was an Moral im Lande vorhanden ist, waltet mit geringen Ausnahmen nicht in den unteren, sondern entschieden in den oberen Ständen und ganz besonders auch noch im Adel und in den Fürstenfamilien. Niemals drang die tierische Zügellosigkeit von oben nach unten, sondern stets von unten nach oben.

Das Asen-, Geten- und Sakentum, das Goten- und Germanentum, welches vor Jahrtausenden einst trotzig dem Urquell höchster arischer Lebensweisheit den Rücken kehrte, wohl bewahrte es sich gewisse edelarische Instinkte, — aber es fehlte ihm bereits die klare Erkenntnis jener Gesetze, die seine Dauer regieren und infolgedessen wiederum die vollbewußte, ewig überlieferte erbliche Planmäßigkeit, danach zu handeln. Und so kam es, daß wir heute, statt eine harmonische Hochkultur göttergleicher Arier zu begrüßen, vor einer einseitig entwickelten Kultur atavistischer Germanen stehen, deren mangelhaftes Ariertum noch nicht einmal ein durchweg familienerbliches ist.

Trotz aller, den Denker beglückenden Siege unserer vielumfassenden Intelligenz, ist unser Denken und Fühlen noch immer nicht universal genug, es ist noch zu einseitig, es ist nicht harmonisch. Noch immer gebärden wir uns weit mehr wie Chinesogermanen, statt wirkliche Indogermanen zu sein. Unsere Kultur ist vielfach eine Überkultur und unsere Bildung eine Verbildung. Besonders aber ist selbst unsere entwickeltste Moral noch immer eine kluge chinesische, aber keine indogermanische, keine göttlich ideale arische.

Uns fehlt zu unserer hohen geistigen und materiellen Kulturentwicklung noch die Erkenntnis und lebendige Durchführung einer allerhöchsten arischen, einer königlichen Moral. Die Erkenntnis

dieser höchsten Moral ist wohl in einseitig gespaltenen Spuren als ahnungsvolles Hellsehen hier und da in edelarischen Atavismen vorhanden. Wer aber soll die allerhöchste arische Moral führend in die Tat umsetzen? Dem Volke ist das infolge seiner Tierheit unmöglich! Nur die allerhöchsten Kreise Europas, nur Fürsten, Adlige, Denker und Edelbürger können unserer Kultur in erblicher Fortdauer und Weiterentwicklung die Weihe der Harmonie verleihen.

Nur von oben her kann solche harmonische Kultur als geistiger Befehl nach unten dringen. Sollte die Tatkraft zum höchsten rettenden Aufschwung bereits finnisch gelähmt sein, sollten Adel und Denkertum nicht einmal mehr den Mut haben, das einzig Hoheitsvolle zu erkennen und zu wollen, — dann sind all die herrlichen Denkmäler unserer geistigen Entwicklung der sagenhaft verhallende Schwanengesang eines sterbenden Germanentumes gewesen. Ließet Ihr Freya, die Holde, für ewig Euch rauben, — dann, selige Götter, dann ist Walhall verloren! — Durch Alberichs Heer droht Euch das Ende! —

„Viel gilt Freya!
Viel gilt's, den Göttern sie zu entführen!
Goldene Äpfel wachsen in ihrem Garten!
Sie allein weiß die Äpfel zu pflegen!
Der Frucht Genuß frommt ihren Sippen
Zu ewig nie alterndeir Jugend!
Siech und bleich doch sinkt ihre Blüte,
Alt und schwach schwinden sie hin,
Müssen Freya sie missen!"

Noch darf die Hoffnung nicht aufgegeben werden, daß in den Kreisen der Fürsten, des Adels und der bürgerlichen Denker erhabene Walter eines harmonischen Willens erstehen und im Sinne Schillers, Goethes und Richard Wagners als göttergleiche, tatenreiche Lebenskünstler die höchsten Formen arischer Wahrheit und Schönheit einer finnisch-barbarischen, staunenden Mitwelt siegreich entschleiern.

Zwar mag es dem oberflächlich Betrachtenden scheinen, als seien die aktiven Träger einer nach harmonischer Vollendung strebenden germanischen Kultur mehr im atavistischen Ariertum zu finden, als im erblichen Germanentum des Adels. Aber wie wir an Friedrich dem Großen und an vielen Fürsten und Adligen sehen, die sich auf den Gebieten der Philosophie, der Künste, Wissenschaften und Erfindungen betätigten und vielfach sogar entschiedenen Ruhm erlangten, ist gerade der Adel außerordentlich universal und vielseitig veranlagt.

Der germanische Bürger, welcher instinktiv seinen Geistes- und Rassenadel fühlt, ist nur weit mehr darauf angewiesen, sich adlige, fürstliche und königliche Geltung auf den Gebieten der Philosophie, Kunst und Wissenschaft, oder im Reiche des Handels und der Industrie zu verschaffen, — eine ideale Geltung, welche Adlige und Fürsten nebst standesgemäßen rassenpflichtigen materiellen Gütern bereits besitzen.

Das Streben, auch äußerlich die Anerkennung zu genießen, die seiner inneren Hoheit entspricht, das ist es, was den atavistischen Arier und Geistesfürsten hinaustreibt, sich in zähem Heldenleben im Weltall der Gedanken sein Odal, sein Königreich zu erringen. Von diesem inneren Zwange der Arier, der Ehrenmänner, waren alle heimlichen Fürsten unter den bürgerlichen Germanen beseelt. Alle großen Krieger, Staatsmänner, Denker, Dichter und Erfinder folgten diesem sonnenhaften Rassenzwange, welchen Schiller in die Worte kleidet: „Von des Lebens Gütern allen ist der Ruhm das Höchste doch! Wenn der Leib in Staub zerfallen, lebt der große Name noch!“

Nur der Halbhamit, nur der Halbfinne betet in erster Linie den Geldsack an, nur der Chinese erblickt spießbürgerlich sein Höchstes in einer ungestörten Verdauung. Wenn plötzlich die Kultur Chinas verschwände und das Gedächtnis daran, und der heutige Chinese müßte aus seiner angeborenen Befähigung heraus wieder eine Kultur gestalten, — er würde bei weitem nicht die immerhin anerkennenswerte Höhe eines Könnens erreichen, das ihm von den Enkeln des alten arischen Feudaladels seines Erdteils seit Jahrtausenden überliefert ward.

Ebensowenig könnte der europäische Pöbel aus sich heraus jemals wieder auf die Höhe unserer Kultur gelangen, wenn sie ihm nebst dem Gedächtnis daran plötzlich genommen würde. Der germanische Adel aber, in eine Wildnis verschlagen, würde sehr wohl imstande sein, wenn er unvermischt bliebe, unsere Kultur aus angeborener Befähigung heraus neu zu entwickeln. Denn wie der Nachtigall ihr edles Lied, so ist dem Edelarier und Germanen der Trieb zur Schöpfung und dauernden Höherentwicklung arischer Daseinsfreuden angeboren als ein natürliches Erbteil seiner fürstlichen Rasse.

Haben im Reiche des Denkens und Gestaltens vielfach auch bürgerliche Germanen auf dem Thron gesessen, — man wolle nicht vergessen, daß sehr oft kongeniale Geburtsadlige, Fürsten und Könige es waren, welche die Entfaltung dieser Genien verständnisvoll förderten, welche ihre Meisterschaft belohnten und krönten. Ja, vielfach gaben Edle und Fürsten sogar die Idee und Anregung zu großen Werken, ließen aber dem erhabenen Vollbringer vornehm den alleinigen Ruhm.

Die natürliche Tätigkeit des Geburtsadels liegt eben mehr auf dem Gebiete der Staatsverwaltung, der Landesverteidigung und der geistig ebenbürtigen Beurteilung und Anerkennung aller maßgebenden Kulturfortschritte. Gerade die staunenswerte universale Urteilskraft auf allen Gebieten des Denkens und Geschehens, welche vielen Fürsten und hohen Adligen eigen ist, beweist, daß sie recht wohl in allererster Linie Künstler, Gelehrte und Erfinder sein könnten, wenn sie das durch Schicksalsverkettung durchaus sein müßten.

Wenn Adlige und Fürsten einst wirklich im Sumpfe der Sozialdemokratie untergehen sollten, so werden vor allem ihre ent-

thronten Nachkommen es sein, welche im neuen chinesischen Reiche europäischer Nationen noch eine Zeitlang die Fahne edelarischer Kultur hochhalten, ehe mit einer ausgleichenden Rassenmischung die Tage eines ewig materialistischen großen tierischen Völkerstumpfsinns anbrechen.

Der Leser dieses Buches aber wolle nicht vergessen, daß Arthur Graf von Gobineau, der letzte der Edlen von Gournay, ein Denker von normännischem Hochadel es war, der mit genialem Scharfblick auf denkbar einfachste Weise das scheinbar unentwirrbar verworrene Rätsel der Rassenfrage löste. Keine Kunde ist uns bisher geworden, daß jemals ein Denker der Griechen Annähernndes entdeckt hätte. Nur instinktiv war dem Geburts- und Geistesadel der Griechen das Bewußtsein seiner Rassenhoheit eigen.

Aber das angeborene Gefühl vom Vorhandensein schicksalwebender Daseinsgesetze genügt nicht, um auf die Dauer hohe Vorzüge zu bewahren und schwere Fehler zu vermeiden. Wäre den Griechen zur rechten Zeit ein Graf Gobineau erschienen, — das Griechentum, welches soviele andere Lebenswahrheiten erkannte, es hätte sich wahrscheinlich ewige Jugend bewahrt.

Wenn für unsere europäische Kultur ein Faktor zur siegreichen Dauer unserer Edelrassen beitragen kann und zur Entwaffnung der Demokratie, so ist es die Erkenntnis des Grafen Gobineau. Nachdem dieser kühne Denker und herrliche Edelmann nicht nur dem Geburtsadel, sondern auch Bürgern von adligem Gefühl und Denken so deutlich den Weg gewiesen hat, ist es ein leichtes, noch einige erprobte Weisheit hinzuzufügen und den endgültigen Verfall des Germanentumes in eine Wiedergeburt des europäischen Ariertumes zu verwandeln.

Und welche Weisheit, so wird der hoffnungsvolle Aristokrat fragen, welche Weisheit könnt' es wohl sein, die jene Erkenntnis des Grafen Gobineau heilbringend ergänzt?? — Ich habe bei Beginn dieses Buches gesagt, daß ich als Sphinx reden würde und vorläufig nur anregen wolle. Diesem ursprünglichen Vorsatz getreu, kann ich nur antworten: „Frage das Karma der Menschheit im Wandel der Zeiten, und erkunde den Pfad des ewigen Brahmanen!“

~~DUE APR 22 '42~~